Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 1. Samstag den 1. Januar. 1870.

Neujahrsglossen

pro 1870.

Schon wieder ist ein Zeitabschnitt verronnen,
Das neue Jahr, es hat bereits begonnen.
Fragt man, was hat das Alte uns gebracht?
Zuckt Mancher mit den Achseln blos und lacht.
In Politik? O Weh! Begriffsverwirrung,
Zerbröckelung ersehnter Einigkeit
Im liberalen Lager zwar auch Thätigkeit
Doch bei der Machtberechnung manche Irrung.

Wie sinnverwirrend hört man jetzt Parteien
In wildem Grimm einander an sich schreien,
Man fragt kaum mehr: „Was habt ihr für ein Ziel,"
Man schimpft sich wacker, — treibet Possenspiel
Und statt sich wechselseitig aufzuklären,
Das zu erstreben mit vereinter Kraft,
Was uns'rem Vaterlande Nutzen schafft,
Pflegt man mit Stolz den Rücken sich zu kehren.

Und in der Neuzeit tragen Leute Namen
Vergebens fragt man, wie die dazu kamen
Obgleich sich mancher hinten angespannt
„Fortschrittler" wird er dennoch oft genannt.
Und solche, die der Volksaufklärung spotten,
Verdummung wünschen, und die Distelsaat
Der Zwietracht hämisch streuen aus im Staat,
Die nennen sich, die nennt man „Patrioten".

Es halten sich zur Zeit unüberwindlich
Rückschritts-Apostel, weil das Volk noch kindlich,
Noch nicht genesen von Vorurtheils-Pest,
Sich leicht am Gängelbande führen läßt.
Sie glauben straff es in der Hand zu halten
Denn Rohheit mit Unwissenheit gepaart
Hat in Verblendung sich um sie geschaart,
Doch schnell kann Vieles anders sich gestalten.

Ein Wunsches-Chaos voll von Widersprüchen
Mit Himmelssegen und mit Satansflüchen
Erfüllt zwar noch die sturmbewegte Welt
Und noch ist ja der stärkste Hebel Geld —
Doch giebt es Solche noch, die treu ergeben
Der Wahrheit und dem guten Rechte bleiben,
Dem Mamon ihre Seele nicht verschreiben,
Und ohne Selbstsucht Edles nur erstreben.

Mit offenem Visire, ohne Zagen
Treu ihrer Ueberzeugung muthig wagen
Den Kampf für Freiheit, Duldsamkeit und Licht,
Selbst da, wo drohende Gefahr in Sicht,
Wo Hinterlist heimtückisch Fallen leget
Und Mancher sich oft wankelmüthig zeigt,
Wenn sich der Sieg zur andren Seite neigt,
Weil man zuviel das liebe Ich erwäget.

Zwar denkt jetzt Mancher, „Gott! wie soll das enden!
Kann unser Loos sich so zum Bess'ren wenden?"
Nur Muth! Der Wahrheit reines Strahlenlicht
Verlöscht der stärkste Wind der Lüge nicht
Des Geistes Zündkraft ist nicht einzudämmen,
So sehr man auch dagegen eifern mag,
In vielen Köpfen wird's allmählich Tag
Und Volksentwicklung ist nicht mehr zu hemmen.

Bamberg, den 1. Januar 1870.

Carl Schickl.

Königin und Violinspieler.

Von Stanislaus Graf Grabowski.

Es war zur Zeit der schönen, geistvollen, verschwenderischen und wegen ihrer Leidenschaftlichkeit gefürchteten Königin von Frankreich, der Katharina von Medici, — im Jahre 1548. Ein Jahr zuvor hatte ihr Gemahl als Heinrich II. den Thron bestiegen.

Man wird diese Unglückliche auf dem Throne kennen, die nur Privatrücksichten niedriger Art geschlossen hatten, nämlich ein Anlehen, dessen Franz I., der Vater Heinrichs, von Katharinens Vater, Herzog Lorenzo von Medici bedurfte. Katharina war um ein paar Jahre älter, als ihr Gemahl, den sie 1533 heirathete.

Sie war sehr schön, aber er liebte sie dennoch nicht, denn sein Herz wurde bald gänzlich von der reizenden, wenn auch bedeutend älteren Diana von Poitiers gefesselt.

Kam die vierzehnjährige Prinzessin damals wohl auch noch nicht ganz verdorbenen Herzens an den Hof von Paris, obgleich die Familie Medici ihrer Gesinnungen und ihres Charakters wegen gerade nicht im besten Rufe stand, so konnten die Kaltherzigkeit ihres Gemahls, sowie die peinliche Situation, in die sie sich zwischen

die Herzogin von Etampes, die erklärte Geliebte des alten Königs, und die ihres eigenen Gemals versetzt sah, die Charaktereigenschaften, zu denen schon die Geburt den Grund gelegt hatte, doch nur entwickeln und vollständig ausbilden.

Sie mußte sich erbittert fühlen, aber sie war klug genug, dies nicht zu zeigen, da sie ihren mächtigen Nebenbuhlern gewiß unterlegen wäre; sie wußte sich sogar so gut zu verstellen, daß sie jede dieser beiden Frauen, die sich gegenseitig bitter haßten, sich durch Schmeichelei zur Freundin gewann.

Katharina warf die Maske, die sie vorgenommen hatte, erst nach dem Tode ihres Gemals (1559) vollständig ab und hat seitdem ihren Namen mit unverlöschlichen blutigen Zügen in das Buch der Weltgeschichte eingetragen.

Jetzt, zur Zeit unserer Erzählung kannte man noch nicht ganz die schwarze Tiefe ihrer Brust, aber man ahnte und fürchtete sie bereits.

Man machte ihr vorzüglich den Vorwurf der Verschwendung, dem sie nur spöttisch zu antworten hatte: „Man muß doch leben!“ — Man zischelte sich in die Ohren, daß sie die Untreue ihres Gemahls in vollstem Maße zu erwidern verstehe, man hielt sie selbst jedes Verbrechens für fähig, schwieg aber wohlweislich darüber, weil es an Beweisen fehlte.

Zu bewundern war an ihr blos die äußere Schönheit, scheinbare Liebenswürdigkeit im Umgange und ihr sich offenbarender Sinn für Wissenschaft und Kunst.

Ihr Gemahl ließ sie in alle dem gewähren, weil er sich überhaupt nicht um sie bekümmern mochte. Die Königin hatte ihre eigenen Circel, die sich damals, wenigstens allem Anscheine nach, noch ganz von Politik fernhielten. Man fand dort angesehene Cavaliere und die schönsten Damen des Hofes, bedeutende Künstler, besonders viele Italiener.

Die Königin war nicht allein durch ihre erhabene Stellung, sondern auch durch ihre Eleganz in jeder Beziehung die Sonne dieser Gesellschaften, um die sich alles drehte.

Ein Abend zu Anfang des Winters von 1548 sah einen solchen ausgewählten Cirkel im Louvre, dem alten Königspalaste an der Seine, den der König und seine Gemahlin zur Zeit bewohnten, beide auf getrennten Flügeln.

„Sie sahen sich daher sehr selten. Heinrich suchte andere Genüsse als seine Frau, selbst nachdem ihm dieselbe zwei Jahre zuvor den Dauphin geschenkt hatte.

Wer damals am anderen Ufer der Seine stand und nach dem alten düsteren Schlosse mit seinen Thürmen und Zinnen, wenigen kleinen Fenstern, der schmalen Brücke zum Aufziehen blickte, nach dieser ganz zur Vertheidigung eingerichteten Burg, die Abends ebenso wie ganz Paris, keine einzige Laterne erhellte, den mußte wirklich ein unheimliches Gefühl beschleichen.

Schwerlich stand dort aber wohl Jemand zum müssigen Schauen still, denn zur Nachtzeit waren die Straßen der Hauptstadt noch sehr unsicher und man konnte jeden Morgen ein paar unter der Decke der Finsterniß stattgehabte Mordthaten aufzählen, die theils politischem Hasse der Partheien, theils der Speculation des sehr ausgebildeten Banditenwesens zuzuschreiben waren.

Auch in dem trüben Hofe des Louvre war es trübe und unheimlich. Nur an den hohen grauen Mauern zeichneten sich ein paar hohe erleuchtete Fenster aus. Eine Reihe derselben gehörte der Wohnung der Königin an.

An dieser Stelle herrschte im Innern ein reges Leben; schon auf den Corridoren begegnete man den ab- und zueilenden Pagen und betreßten Dienern. Diese Corridore waren glänzend erleuchtet und mit ebensoviel Geschmack als Pracht ausgeschmückt.

Aus ihnen gelangte man in eine Reihe von Vor- und Gesellschaftszimmern, die einen wahren feenhaften Luxus zur Schau trugen. Die Königin sparte dafür kein Geld, sie sagte ja achselzuckend „Man muß doch leben,“ wenn ihre Intendanten die ungeheuren Rechnungen vorlegten.

Eine große, in den reichsten Galacostumes strahlende Gesellschaft belebte diese Räume. Man wetteiferte in der Pracht der äußeren Erscheinung, denn die Königin liebte es so; ihr kleiner Hof war glänzender, als der ihres Gemahl. Hin und wieder stieß man auch auf ein einfaches Costum; nur die Künstler hatten ein Vorrecht darin.

Ein Mann in solcher Tracht, ganz von einfachem Sammet, lehnte mit untergeschlagenen Beinen an einer der schönen Säulen, die ihre Schwungbogen auf vergoldeten Capitälen trugen.

Dieser Mann mochte ein Alter von etwa fünfunddreißig Jahren haben. Seine Gestalt war voll und kräftig, ohne die Grenzen wohlgefälliger Bildung zu überschreiten; er hielt sich, wie es schien, mit stolzem Selbstbewußtsein.

Das Gesicht war fein und edel gebildet, die dunklen Augen leuchteten im südlichen Feuer, aber sie sprachen auch ein sanftes Wohlwollen aus; auf der hohen Stirn thronten Verstand und Genialität. Vielleicht unterstützten den letztern Ausdruck noch das lang in den Nacken herabwallende, sehr schöne Haar und der volle Bart, der Oberlippe und Kinn bedeckte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Es war zu Abend, vielleicht um 6 Uhr, da hörte ich im Vorsaal Ihres Großvaters laute kreischende Stimmen."

Ich sollte nicht in's Vorzimmer kommen, wenn nicht geschellt wurde. Vielleicht hatte ich das Schellen überhört? Ich legte das Ohr an die Thür, nicht weit von der Thüre stand das Bett. Da hörte ich ihn schreien, erst laut und immer lauter, dann schwächer und immer schwächer — Du bist ein Betrüger! einen Notar will ich — Zeugen — das Testament gilt nicht — schnell — ich sterbe — — O, mein Gott! Anna, meine Anna — — — — Hülfe! — Mörder!

Die letzten Worte klangen ängstlich, entsetzlich — — ich riß die Thüre auf . . . Nein, ich kann nicht weiter."

„Arthur lauschte athemlos zitternd, wie sein Diener.

„Weiter, Joseph!"

„Ich riß die Thüre auf," vollendete Joseph mit tonloser, lispelnder Stimme, die oft kaum vernehmlich war, „und ich sah . . . wie Ihr Vater, ein Kopfkissen mit beiden Händen fest auf das Gesicht seines Vaters drückte. — — „Herr Römer!" schrie ich entsetzt auf, dann wußte ich nichts mehr, ich mußte umgefallen und mit dem Kopfe aufgeschlagen sein; denn als ich erwachte, lag ich in einem Lehnstuhle und der Kopf that mir sehr weh; vor mir stand Ihr Vater, eine Flasche in der Hand. Ich sprang auf und stürzte an's Bett hin . . . mein guter alter Herr — war todt!; ich sank weinend an sein Bett.

„Der arme Mann," sagte dann ihr Vater, hat schrecklich gelitten, zuletzt gerast, da habe er ihn halten müssen und dabei wäre das Kissen auf sein Gesicht gerutscht. — Ich wußte, was ich wußte, aber ich that, als ob ich ihm glaube.

„Die Umstände fuhr er fort, könnten leicht zu falschem Verdachte führen und ich müsse schwören, nie ein Wort von dem, was ich gesehen und gehört, zu sprechen. Ich schwor, ich glaube weil ich so fürchterlich aufgeregt war und weil ich den Mann fürchtete, dem ich Alles zutraute.

Er nahm mich für Lebenszeit in Dienst und ich ging darauf ein mit dem Vorsatze, seinen Dienst zu verlassen, sobald sich ein anderer finde. Dann kam Ihre Mutter, Sie und Ihre Schwester, und ich blieb, da ich nun durch Liebe an Ihr Haus gefesselt war. Sie wollten Alles wissen, gnädiger Herr, Sie zwangen mich zu sprechen; ich habe Ihnen Alles gesagt."

„Arthur starrte den Alten noch entsetzt und sprachlos von der furchtbaren Erzählung an.

„Weiß meine Tante von alledem etwas? fragte er nach einigen Minuten düstern Schweigens.

„Sie hörte später dunkle Gerüchte darüber gehen, daß es mit dem Testamente nicht richtig zugegangen; ihr Onkel fing auch einen Prozeß an, aber es konnte ihrem Vater nichts bewiesen werden und er gewann den Prozeß. Von mir hat ihre Tante kein Wort von dem Ihnen Erzählten erfahren und das war auch besser für sie."

„Ich danke Dir, Joseph; jetzt geh' und laß mich allein."

„Als Arthur allein war, sprang er aus dem Bette und warf sich den Schlafrock um. Das eben Gehörte hatte ihn mit neuem künstlichen Leben elektrisirt. Das körperliche Leiden wich dem stärkeren der Seele.

„Meine Mutter, meine arme Mutter!" ging er klagend im Zimmer herum. „So hat man mit Dir verfahren — und doch bliebst Du gut; betrogen, verachtet, mit Füßen getreten und dem Elende überlassen — und immer bliebst Du gut; geduldet und gedarbt und — immer geschwiegen. Solches Unrecht erfahren und nicht einmal Deinem Sohne es vertraut. Und dieser Elende, Dein Bruder? das ist eine Lüge der Natur! aber bin ich besser, ich, der ich Dein Sohn bin, während er nur Dein Bruder heißt? Ich Dein Sohn? Natur, du lügst, oder wo ist die Harmonie, von der die Dichter faseln! Mutter, vergib mir, vergib einem Elenden, der nicht werth ist, Dein Kind zu heißen, und der doch um nichts in der Welt sein Anrecht auf Dein Herz hingeben möchte, auf Dein betrogenes Herz, das trotzdem nichts von Haß und Rache weiß. Kann ich dieses Herzens wieder würdig werden, oder fiel ich zu tief, um jemals wieder aufstehen zu können?"

Der Unglückliche fiel in einen Sessel und barg sein Gesicht mit beiden Händen. Er fühlte die Schuld gleich einem erdrückenden Alp auf seiner Seele liegen; er mühte sich ab, diese Last herunterzuwälzen, aber nur um zu fühlen, wie sie, gleich einer Sisyphus-Last, immer mit doppelter Gewalt zurückfiel. Er rang mit seinem ärgsten Feinde, und das war — er fing an, es zu fühlen — er selbst in seiner mangelnden Kraft, das Verbrechen mit Einemmale von sich zu werfen und sich der durch dasselbe errungenen Vortheile zu begeben. Zu seinen Seiten standen auf der einen: seine Mutter und Clarisse, — Bilder der warmmenschlichen Liebe, der gottergebenen Duldung und der unschuldvollen Schönheit, auf der andern: Römer und Eichendorf die Prototype des grundsätzlich Bösen der heimtückischen Falschheit und der charakterlosen

Schlechtigkeit; in seiner eignen Brust kämpften zwei Naturen, die sich jeden seiner Gedanken streitig machten, die eine das Gute, die andere das Böse verneinend.

Gibt es eine sittliche Weltordnung, deren Gesetze nicht unbestraft verletzt werden können; ist es wahr oder nicht, daß:

„Immer wird bei solcher That uns schon
Vergeltung hier . . . . ?"

oder regiert: die blinde Gottheit: Schicksal, deren Vater Chaos und deren Mutter die Nacht war, mit höchster, unumschränkter Gewalt? Gibt es eine Liebe ohne Selbstsucht, einen Glauben ohne Schwäche und Furcht? Ist nicht Römer reich und glücklich, trotzdem daß er ein Betrüger und Vatermörder ist? Sagt nicht Graf Eichendorf: Alles ist Chimäre, nur der Genuß ist wahr und nur in ihm Glück?

Aber Clairisse — ist nicht ihr Glück, von dessen Zauberschein ein heller Strahl in sein Herz gefallen, ein tausendmal größeres, ein unendlich höheres, als er es bis jetzt im raffinirtesten Sinnengenuß gefunden; liegt nicht in diesem Seelenadel von fleckenloser Reinheit, in dieser Glaubensinnigkeit ohne das Häßliche der Frömmelei, ein Zauber, den er zuvor noch nie empfunden, ein Glück, das zur Seligkeit werden mußte, wenn er erst fähig würde, sich ihm ganz hinzugeben, wenn es ihm gelänge, sich rein zu waschen von aller Schuld und der ähnlich zu werden, die er, das war zweifellos, mit all' der Innigkeit und Gluth liebte der sein Herz noch fähig war und der es bedurfte, um seiner Zerrissenheit die Wage zu halten?

Clairisse! dieser Name tönte jetzt in allen Variationen durch seine Brust, von dem Tone des höchsten Entzückens bis hinab zu dem der schmerzlichsten Trauer und wieder hinauf zu der jammervollen Verzweiflung. Er fühlte das Bedürfniß, Etwas vom Herzen loszuwerden und er hatte ein Herz gefunden, in das er das seinige hätte ausschütten mögen, mit all' seinem Leid. — aber konnte er das? Sollte sie, der er vertraute, wie außer seiner Mutter Niemanden mehr, erfahren, daß er auf nichts, als auf ihre Verachtung, höchstens auf ihr Mitleid Anspruch zu machen hatte.

Aber was jetzt thun? Arthur sann hin und her, beschloß und verwarf, zu einem Plan kam er nicht. Er schwankte von einem Entschlusse zum andern, die Kraft oder den ernsten Willen sich zum Herrn seines Schicksals zu machen, hatte er nicht, und die kleinen, unsichtbaren, mächtigen Geister: Zufälligkeiten sollten dasselbe auch ferner leiten. Er suchte tausenderlei Gründe hervor, die geeignet waren, die Stimme seines Gewissens zu beschwichtigen, seine Verbrechen in einem milderen Lichte und sich selbst als das Opfer eines finstern Schicksals erscheinen zu lassen, während er die Schuld Römer's, auf die er noch seine eigne warf, als ein entsetzliches betrachtete. Er gab den Gedanken auf sich an ihm zu rächen, aber er nahm sich vor ihn zu strafen, vielleicht mit dem Geständniß des von ihm verübten Betrugs zu bestrafen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Schatzkammer des Sultans.) Dem Briefe einer Hofdame der Kaiserin Eugenie, welche die letztere auf der Reise zum Suez-Canal begleitet hat, entnimmt die Berliner „Mont.-Ztg." folgende interessante Einzelheiten: Wohl selten hat eine Kaiserin mehr Schmuck und Kostbarkeiten besessen und gesehen, wie Eugenie, und doch gestand sie, daß ihr die Reichthümer des Hasné, der Schatzkammer des Sultans, märchenhaft erschienen sind. Goldene und silberne vollständige Rüstungen der früheren Sultane stehen an den Wänden; Stahlhemden von so unendlich kleinen Ringen, daß sie fast gewebt erscheinen, befinden sich dort, aber die herrlichste Rüstung ist die des Sultans Murad II., Erobrer von Bagdad; das Bruststück ist von Gold und Silber, kostbare Steine sind künstlerisch eingefügt, das Diadem, welches um den Turban geschlungen wurde, besteht aus drei riesigen Smaragden und zweiunddreißig der schönsten Diamanten, die von Perlen umgeben sind. Ein goldener massiver Elephant von beinahe zwei Fuß Höhe steht als Schaustück auf einem mit Perlen dicht besetzten Postament; ein Tisch aus den herrlichsten Topasen zusammengefügt, ist das Geschenk der Kaiserin Katharina von Rußland und den Vezier Baltadji Mustapha; tausende von kostbaren Pelzen, die im wahren Sinne mit Edelsteinen überhäuft sind; Kissen und Divans zu den Thronen der früheren Sultane, aus reinen Goldfäden gewebt; Perlen die 2600 Drachmen jede schwer sind, Wiegen aus massivem Gold, Vasen aus Bergcristal von unschätzbarem Werth, Dolche, Schwerter und Schilde: Alles erzählt von dem Reichthum, von der Allgewalt der Sultane vergangener Zeiten, in denen noch Europa zitterte vor den Nachkommen des Sohnes von Amurath. — Staunend und sinnend betrachtete die Kaiserin all' den Glanz und die Pracht; — ob sie wohl an die Millionen Thränen, an den Schweiß der Armen gedacht haben mag, deren Leben zum Anhäufen all' der Schätze mißbraucht und verschwendet wurde!

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 2. Mittwoch den 5. Januar. 1870.

Die Wanduhr der Wittwe.

Du Leben meiner Einsamkeit,
Gefährtin seit den Jugendtagen,
Du hast in dieser langen Zeit
Oft mahnend an mein Herz geschlagen;
Hast manche Stunde angezeigt,
Die von der nächsten schnell vertrieben,
Doch nie aus der Erinnrung weicht,
Die unvergeßlich mir geblieben. —

Ich weiß noch, wie mein Gatte sprach,
In unsrer Ehe Frühlingstagen:
„In diesem freundlichen Gemach
Muß eine hübsche Wanduhr schlagen,"
Auch ich den Wunsch im Sinne trug,
Doch Nöthgers gab es zu bestreiten,
Wir sparten, bis die Wanduhr schlug,
Nichts konnt uns größres Glück bereiten.

Erkaltet ruht des Gatten Herz
Bei unsern Kindern still gebettet,
Ich hab aus manchem Lebensschmerz
Mir nur den den einen Trost gerettet:
Daß endlich auch mein Stündlein schlägt,
Daß bald vielleicht der Tag wird kommen,
Der wieder an das Herz mir legt,
Was Todesstunden mir genommen.

Wohl schlichen manche lange Nacht
Die Stunden langsam, bis zum Morgen,
Wo Du allein mit mir gewacht,
Sammt meinem Kummer, meinen Sorgen.
Nun sitz ich gegenüber Dir,
Und möchte Deinen Schlag nicht missen,
Dich ließ als Freund das Schicksal mir,
Nachdem es manchen mir entrissen.

Belebe freundlich meine Ruh.
Däucht so verwaist die Zeit mir lange,
So spricht mir immer tröstend zu,
Von dieses Lebens raschem Gange,
Daß Hoffnung dann mein Herz erfüll
Und ende der Verlass'nen Klagen,
Und bleib in Gang und steh nicht still,
Bis auch mein Herz hat ausgeschlagen.

Königin und Violinspieler.

Von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

Es war nicht schwer zu errathen, daß dieser Mann ein italienischer Künstler sei, vielleicht ein Maler, Musiker oder Dichter.

Es herrschte gerade tiefe Stille in den weiten Räumen, nur unterbrochen, oder vielmehr noch gehoben durch den langsam und hinreißend weich ersterbenden Klang einer ungemein melodischen Frauenstimme. Die Sängerin beendete soeben ihren Vortrag.

Als der letzte Hauch dieser Himmelsmusik verklungen war, brach ein stürmischer Beifallsjubel in der ganzen Gesellschaft aus. Nur der Künstler in dem schwarzen Costume rührte sich nicht; wer ihn aber jetzt näher beobachtet hätte, würde bemerken müssen, daß sich seine Augen mit einer Art schwärmerischen Begeisterung unverwandt auf einen Punkt richteten.

Folgte man dieser Richtung, nach der sich auch von allen anderen Seiten alle Blicke gewandt hatten, so fand man ein junges, sehr schönes Mädchen in reichem, aber nicht geschmacklos übertriebenem Anzuge, das sich soeben tief erröthend nach allen Seiten mit ebenso viel Anstand als Schüchternheit verbeugte. Sie stand an einem Clavier; ein vornehmer Herr saß vor demselben, denn er hatte den Gesang begleitet.

Unter der dicht zusammengedrängten Masse von Cavalieren und Damen, die theils auf niedrigen Polstern saßen, theils standen, zeichnete sich eine Art von überdachtem Thronsessel aus. Der Baldachin war mit weißem Sammet überzogen und in den Letztern goldene Lilien gestickt; über der Lehne des Sessels sah man das große königliche Wappen von Frankreich, auf derselben das der herzoglichen Familie Medici.

Eine hohe und schöne Frau hatte diesen Sessel eingenommen. Sie trug ein Kleid von rothem Sammet, gleichfalls mit goldenen Lilien gestickt; auf dem bloßen, prächtigen Halse und den blendenden Armen funkelten Tausende von Diamanten. In den Haaren trug sie ein Diadem, von ebenso kostbaren Steinen zusammengesetzt.

Diese erhabene Frau war die damals achtundzwanzigjährige Königin von Frankreich, Katharina von Medici.

In ihrer stolzen Würde, mit ihrer wunderbaren Schönheit überstrahlte sie alle Anwesenden. Auch ihr funkelndes Auge hing an der jungen Sängerin; auf ihren Lippen lag ein sanftes freundliches Lächeln.

Sie winkte mit einer anmuthigen Handbewegung dem jungen Mädchen, und als dieses mit offenbarer Aengstlichkeit näher getreten war, reichte sie ihr die Hand zum Kusse und sagte ihr viel Lobendes über ihren Gesang.

„Sagen Sie mir, Mademoiselle de Rochambeau, wo haben Sie ihr herrliches Talent so vollkommen auszubilden verstanden, daß Sie uns an diesem Abend in das höchste Entzücken zu versetzen vermochten? fragte Katharina. Obgleich ich Sie schon seit einem Jahre beinahe zu meinen Ehrenfräuleins zähle, habe ich doch nie geahnt, welchen Schatzes für meinen kleinen Cirkel ich mich rühmen durfte und hätte man mich nicht von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht, so würde ich ihn nie entdeckt haben.

Die Sängerin, die jetzt vor der Königin stand, konnte höchstens 18 Jahre alt sein. Man hätte sie für zu schüchtern halten können, nachdem sie sich schon ein Jahr lang an diesem vergnügungsreichen und in seinen Sitten sehr freien und leichten Hof bewegt hatte; dies konnte aber wohl nur für die Unschuld und Unverdorbenheit des Mädchenherzens Zeugniß ablegen. Und in der That war Fräulein von Rochambeau am Hofe kaum bekannt geworden, da sie sich immer sehr zurückzuhalten pflegte.

Sie hatte den Ehrendienst an ihm auch nur gezwungen angenommen. Nachdem Sie ihre Aeltern früh verloren, hatte ein alter Oheim, der eine hohe Staatsstellung bekleidete, ihr ansehnliches Vermögen verwaltet und sie, das einzige Kind der Verstorbenen, in einem Pariser Kloster erziehen lassen.

Diese strenge und pedantische Erziehung, die übrigens allen Anforderungen damaliger Zeit an die Bildung einer Dame von Welt entsprach, hatte die Waise vor allen schädlichen Einflüssen bewahrt, sie aber auch in ihrer jugendlichen Schüchternheit erhalten.

Als Meta aus dem Kloster trat, zwang sie ihr Oheim förmlich, den Hof, vor dem sie sich fürchtete, zu besuchen. Die Königin war ihr bisher gnädig gewesen, hatte sich aber auch nicht viel um sie bekümmert, weil das junge Mädchen sich eben nicht hervordrängen gewollt hatte. —

Sie war übrigens auch nur von Zeit zu Zeit im Gefolge Katharinas gesehen worden, da sie das Haus ihres Oheims in Paris noch bewohnte.

Meta war eine überaus liebliche Erscheinung. Ihre kleine, zarte Gestalt von vollendeter Formenbildung war untadelhaft und vereinigte mit echt weiblicher Haltung die Grazie, die eine gute Erziehung und vornehme Abkunft zu geben pflegen.

Die Züge ihres Antlitzes waren classisch rein und edel; die sanften, sprechenden blauen Augen, die sie gewöhnlich züchtig niederschlug, und das schöne blonde Haar gaben ihr einen wahren Madonnenausdruck, den jeder Zug des lieblichen Gesichtes nur zu erhöhen vermochte.

Meta war eine jungfräuliche Schönheit, die fesseln mußte, und alle Anwesenden fühlten dies um so mehr, als sie von ihrem Gesang soeben bezaubert worden waren.

Das junge Mädchen schien diese allgemeine Bewunderung zu fühlen; sie war so befangen, daß sie kaum zu antworten vermochte.

„Nun Mademoiselle? wiederholte die Königin lächelnd. „Wer war ihr vortrefflicher Lehrmeister?"

„Signore Baltazarini," erwiderte Meta leise und ihr Blick schien den Genannten im Saale zu suchen, als wollte sie ihn bitten, ihr zu Hülfe zu kommen.

Ein verwundertes Gemurmel ging durch den ganzen Saal. Aller Augen richteten sich auf den Mann in der schwarzen Sammettracht, der sich mit einem gewissen Stolze höher aufrichtete. Ueber Katharinas Gesicht zuckte es eigenthümlich, — man hätte sagen können: dieser Ausdruck mache sie ebenso häßlich, wie sie sonst schön war, aber diese plötzliche Veränderung ging so schnell vorüber, daß Niemand sie bemerkt hatte. Das freundliche Lächeln schwebte wieder um ihren Mund, als sie sagte:

„Ah! unser berühmter Meister; — Wer hätte das gedacht? — Nun, die Schülerin macht ihrem Meister Ehre.

Es trat eine kleine peinliche Pause ein. Die Königin winkte Meta freundlich mit dem Kopfe zu, und diese zog sich zurück.

Was könnte uns nach diesem schönen Gesang lieber sein, als Baltazarini zu hören?" fragte Katharina dann. Wo ist denn unser großer Meister?

Baltazarini war damals wirklich der allgemein bewunderte, größte, ja einzige, Violin-Virtuos der Welt. Die Königin hatte ihn, durch den Ruf, den er sich in seinem Vaterland Italien erworben, angelockt, an ihren Hof herangezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Und konnte es eine härtere Strafe für den Regierungsrath geben, als die, zu erfahren, daß nicht der Sohn seiner gehaßten Stiefschwester, sondern sein eigener im Irrenhause gestorben und daß er sich in der Gewalt dessen befinde, der diesen Betrug an ihm verübt? Mußte er dann nicht ihm (Arthur) den angemaßten Namen und die Rechte seines Sohnes lassen, und was schadet es denn auch, wenn er der Träger eines Namens blieb, dessen legitimer Eigenthümer nun einmal todt war?

Noch an demselben Tage schrieb Arthur an den Regierungsrath:

„Sie schreiben mir, daß sie das unerschöpfliche Säckel des Fortunatus besitzen müßten, wenn sie meinen maßlosen Prätensionen an Ihren Beutel genügen wollten, und ich erwidere Ihnen, daß Sie meinen Prätensionen genügen werden, selbst wenn sie maßlose sein sollten. Ich habe der im Elend verkommenden Tante Siedel 500 Reichsthaler überwiesen — Sie haben diese Summe unterschlagen. Ich erwarte, daß Sie diese 500 Reichsthaler derselben sofort nach Empfang dieser Zeilen übermitteln werden, da, wie ich glaube, die arme Frau in mehr als einer Beziehung Ansprüche auf Unterstützung zu machen hat und diese Summe ja ohnehin nur die Hälfte von der ist, welche Ihnen der Dr. Fuchs zurückgeschickt hat. Ich, für meine Person brauche, wie ich Ihnen einfach wiederholen muß, nothwendiger Weise 5000 fl. und bitte um deren Ueberweisung."

Nach Beendigung dieses Briefes verließ Arthur sein Zimmer, um dem General einen Besuch zu machen.

Der Besuch war kurz, denn Herr du Chaumont begegnete seinem Gaste mit einer Kälte, deren konsequente Durchführung ihm zwar augenscheinlich schwer fiel, die aber nichtsdestoweniger doch eine Thatsache war.

Arthur hielt diese neue Veränderung, wie die vorhergegangenen, für eine vorübergehende Laune; aber als es auch die folgenden Tage nicht anders wurde, schien ihm die Sache denn doch bedenklicherer Natur. Indeß entschädigte er sich für diese kalte Behandlung des Generals bei Clairisse, die durch Joseph vollends für ihn gewonnen war. Der alte Diener, bald in das zarte Herzensgeheimniß seines Herrn eingeweiht, erzählte ihr tausend Züge seiner edlen Gesinnung und seines guten Herzens und Clairisse — glaubte gern alles Gute, was ihr von Dem, welchem sie nur Gutes zutraute und der sich unvermerkt in ihr Herz geschlichen, erzählt wurde.

Sie war Arthur gegenüber — obgleich immer hoheitsvoll — ein vertrauendes Kind, während sie sich dem Grafen gegenüber mit einem junonischen Ernste zu waffnen verstand, der jedes Näherkommen unmöglich machte.

Der Graf und Arthur mieden sich gegenseitig so viel als möglich. Sie sahen sich selten und dann nur, um sich immer deutlicher zu machen, daß sie Feinde seien, obgleich der Graf den Schein unveränderter Freundschaft aufrecht zu halten suchte. Er war nicht weniger feig, als heimtückisch und er fürchtete Arthur.

Johann, an dessen Stelle jetzt Joseph getreten war, war — begreiflicherweise sehr zum Leidwesen Barbara's — von Arthur entlassen, dagegen sofort vom Graf Eichendorf in Dienst genommen worden.

Von Herrn von Römer empfing Arthur bald einen Brief mit den gewünschten 5000 Gulden und der Mittheilung, daß die 500 Thaler an Frau Siedel abgesandt seien. Die auf Dr. Fuchs bezügliche Stelle seines Briefes — schrieb der Regierungsrath — verstehe er nicht, lade ihn (Arthur) aber ein, recht bald einmal nach Hause zu kommen.

Der wahre Grund dieser, von dem unziemlich gehaltenen Tone des Schreibens keine Notiz nehmenden Nachgiebigkeit war für Arthur nicht schwer zwischen den Zeilen heraus zu lesen. Er nahm von der empfangenen Summe 1000 fl. und schickte dieselben als Arouet von Römer an seine Mutter, im Begleitschreiben sein Bedauern aussprechend, daß er nicht früher erfahren habe, in welch ungünstigen Verhältnissen sie sich befinde. Von sich selbst — als ihrem Sohne Arthur — erwähnte er nichts. Er nahm sich vor, ihr vom Regierungsrathe noch Genugthuung geben zu lassen und dafür zu sorgen, daß sie in den aus dem Vaterhause gewohnten Verhältnissen ihr Leben beschließen könne. Uebrigens hielt er fürs Beste, sie — da sie es nun einmal nicht anders wisse und sich darüber bereits getröstet haben werde — bei dem Glauben zu lassen, daß er im Irrenhause gestorben sei. Er nahm hierbei — und zwar richtig — an, daß sie die Kenntniß des wahren Sachverhalts noch weit schmerzlicher berühren und noch viel trostloser machen würde, als der Glaube an seinem Tode.

Zwei Monate waren verflossen, seit Joseph in Tetschen angekommen war. Im Hause des Generals schien Alles in dem gewohnten Gleise fortzugehen, in der That aber hatte sich Manches recht bedeutend geändert. Arthur war ein anderer Mensch; Clairisse war ein anderes Mädchen geworden. Der General fühlte etwas wie Mitleid mit dem unverkennbar leidenden Haupt-

mann, dessen jetzt stilles und oft schwermüthig in sich versenktes Wesen einen schneidenden Contrast zu seiner früher so muthwillig zur Schau getragenen Frivolität bot und dessen ganze Erscheinung jetzt nur um Mitleid und Schonung bitten zu wollen schien. Die Kälte des Generals war unter diesen Umständen unwillkürlich bedeutend milder gestimmt worden. — Arthur kämpfte noch immer mit sich selbst, aber sein schwankender Fuß hatte etwas festeren Boden gefaßt, und auf diesem als gut erkannten Boden zur Veredlung seiner gesunkenen Seele fortwandeln zu können, das war jetzt sein ganzer Wunsch und sein ehrliches Streben.

Der Ausgangs- und der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche freilich war Clairisse, in deren Besitze er noch gut und glücklich zu werden hoffte. Wohl kamen wieder Stunden, wo er sich's zum Vorwurfe machte, das Glück eines eben so reinen als schönen Wesens an sein vielleicht verfehltes Leben ketten zu wollen, aber eine Macht, stärker als seine Kraft, schlug seinen Willen in Fesseln.

Wenn er sie wieder vor sich sah, in ihrer ganzen liebreizenden Schöne, das Oval des Antlitzes wie von zwei Wellen vom glänzend schwarzen Haar umflossen,

„ihren Augen dunklen Fransenvorhang,"

hinter dem fromme Sehnsucht und warme Glut leuchtete, so eigenthümlich emporschlagend, den küssigen Mund, einmal von den Geistern des Uebermuths umspielt, dann wieder vom gebietenden Ernst geschlossen, — dann vergaß er, daß er ein ihrer unwürdiger Verbrecher war, dann war es ihm, als sollte er zu ihr sagen:

„Ihr habt etwas an Euch, Frau, was ich gern
Herrin nennen möchte!"

und als spräche etwas in ihm: Die soll die Herrin Deines Schicksals sein und Die kann Dein Schicksal wenden.

In dem Herzen Clairissens war der hineingefallene Funke zur Flamme geworden, deren Vestalin ihre erstenmals erregte jungfräuliche Phantasie war und die um so tiefer hineinglühte, weil sie nicht hell auflodern durfte.

Bemerkte der General ihr verändertes Wesen nicht, das die Folge dieser geheimen Liebe war? Erkannte er die Krankheit nicht an ihrem charakteristischen Symptomenkomplex, oder wollte er sie nicht erkennen, und dann, erwartete er Heilung von selbst, oder war er darauf gefaßt, sie durch Gewährung ihres Specificums herbeiführen zu müssen?

Wir glauben, daß er die Krankheit nicht erkannte und eher allem Andern zuschrieb, als ihrer wahren Ursache, und wollen damit seinem Scharfblick durchaus keinen Vorwurf machen, denn das weibliche Herz — und wäre es auch das unschuldigste von achtzehn Lenzen — ist, was Liebe anbelangt, eine Sphinx, die lange rathen lassen kann, ehe ein Oedipus kommt, und das ist wohl auch gewöhnlich der Vater — nicht zuerst.

Graf Eichendorf machte pünktlich seine alltäglichen Visiten und wandte unermüdlich seine chamäleonischen Talente an, um der schönen Tochter des Hauses zu gefallen.

Diese ging ihm nach Möglichkeit aus dem Wege und meldete sich regelmäßig indisponirt, wenn der Herr Graf, dem man übrigens nachsagen durfte, daß Splendidität vielleicht der einzige Fehler war, welchen er durchaus nicht besaß, zu einem Souper, einer Schlittenfahrt oder sonst etwas Anderem einzuladen so gentil war. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein vernichtender Beifall.) In einer französischen Provinzialstadt soll ein Stück aufgeführt werden, das in Paris mit bestem Erfolge gegeben worden. Plötzlich jedoch wird der Schauspieler, für den die Hauptrolle bestimmt ist, krank Was thun? Bei der Truppe war noch ein anderer Künstler, der nicht vor das Publikum treten konnte, ohne ausgezischt zu werden. Der Direktor bat ihn, die Rolle seines erkrankten Kameraden zu übernehmen. Nach langem Widerstande sagte der arme Teufel zu. Was verschlug es ihm auch, ob er in diesem oder in einem anderen Stücke ausgepfiffen wurde! — Der Abend der ersten Vorstellung ist da: Zischen beim Erscheinen des mißliebigen Schauspielers, man hört ihn indeß an. Bald darauf beifälliges Murmeln, etwas später vereinzeltes Bravo und endlich, als sich der Vorhang nach dem ersten Akte senkt, jubelnder Beifall und Hervorruf! Der Schauspieler erscheint bleich, mit verzweifelter Miene auf der Bühne: „Meine Herren," sagte er, „da ich überzeugt war, daß ich das Unglück haben würde, Ihnen zu mißfallen, so glaubte ich, Sie würden mich höchstens den ersten Akt zu Ende spielen lassen ... es ist der einzige, den ich gelernt habe ... von den beiden anderen weiß ich kein Wort!"

(Besuchen Sie mich bald wieder!) Ein Dieb schlich sich neulich in eine Vermischtwaarenhandlung und entwendete ein Packet mit 5 Pfund Kaffee. Gerade wie er damit den Laden verließ, begegnete ihm der Herr. Dieser glaubte er habe den Kaffee im Laden gekauft, und sagte zu ihm sehr freundlich: „Besuchen Sie mich bald wieder!"

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 3. Samstag den 8. Januar. 1870.

Die Waldmühle.

Im einsamen stillen Thale,
Von des Waldes Rauschen umweht
Sanftglänzend im Abendstrahle
Die verlaßne Mühle steht.

Die Vögel singen so helle
Am moosbewachsenen Dach;
Darunter in klarer Welle
Hinfließt der murmelnde Bach.

Noch wie in alten Tagen,
Da dreht sich ein großes Rad
Mit leisem melodischen Schlagen
Im schäumenden Wellenbad.

Ob auch schon morsch seine Bretter,
Fast all' die Schaufeln entzwei,
Zerfetzt und zerbrochen vom Wetter
Das geht noch mit alter Treu.

Es zieht durch verfallene Fenster
Der Abendwind ein und aus;
Und stille, alte Gespenster
Bewachen das öde Haus.

Und alle, die einst da gewaltet,
Im stillen Grabe nun ruhn;
Vermodert ist und veraltet
Ihr einstiges Sein und Thun.

Nur die waldigen Berge, die hohen,
Und der Mühlbach, kühl und klar,
Und am Dach die Vögel, die frohen,
Fortlebten wunderbar.

An den Mauern, den alten grauen,
Am Rade lebendig schier,
Die Wasser noch immer thauen
In diamantener Zier.

Die werden wohl immer noch tropfen,
Das Rad, es wird sich noch drehn,
Wenn müde von seinem Klopfen,
Dein Herz längst stille wird steh'n.

Königin und Violinspieler.

Von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

Der Meister in der schwarzen Kleidung wandte sich ruhig um und nahm aus einem zierlichen Kästchen, das auf der Brüstung eines dicht bei ihm befindlichen Fensters stand, sein geliebtes Instrument. Dann trat er ohne Zögerung, ganz von seinem Künstlerstolze getragen, vor.

Alles machte dem Künstler Platz; er mußte hier in großem Ansehen stehen; die stolzen Cavaliere grüßten ihn in einer Weise, die nahe an Ehrerbietung streifte, die schönen Damen blickten mit offenbarer Spannung und Theilnahme auf ihn. Er schien sich um Beides nicht zu bekümmern.

Er trat vor den Thronsessel und verbeugte sich ehrerbietig, aber nicht knechtisch.

Man wußte allgemein, daß Baltazarini ein sehr bevorzugter Liebling der Königin sei. Sie ließ ihn sogar oft in ihr Cabinet rufen, unter dem Vorwande, daß sie seines Spieles zu ihrer Erheiterung bedürfe, und er verweilte dort oft Stunden lang in Gegenwart einer einzigen Hofdame. Böse Zungen flüsterten sich darüber noch Mancherlei insgeheim zu. In den Gesellschaften sprach Katharina meistens und lange auf das Vertraulichste zu ihm.

Sonderbarerweise schien sie heute weniger gnädig. Sie begrüßte ihn zwar freundlich, aber sie hatte keinen heiteren Scherz, wie gewöhnlich, für ihn. Sie forderte ihn nur kurz auf, eine seiner schönen Phantasien zum Besten zu geben.

Der Meister hob langsam sein Instrument auf; in keiner seiner Bewegungen lag etwas Gezwungenes oder Unruhiges. Er mußte sich seines Triumphes vollständig im Voraus bewußt sein.

Sanfte, hinreißend schmelzende Töne zauberte er hervor, dann entwickelte er wieder eine gewaltige, bezaubernde Stärke; man glaubte, ihn durch die Musik sprechen zu hören, — man weinte mit ihm, man drohte und herrschte mit ihm oder theilte seine kummervolle Verzweiflung und die weiche Sehnsucht seines Herzens, sein Glück und seinen Schmerz.

Es herrschte Todtenstille rings umher. Die Königin hatte sich in ihren Sessel zurückgelehnt; sie schien ebenfalls bezaubert von den herrlichen Klängen, aber dennoch starrte ihr Auge fast ohne Wechsel düster auf den Meister.

Als dieser geendet hatte, blieb er stehen, um ihre weiteren Befehle zu erwarten. Dieses Mal folgte dem Vortrage kein lauter Beifallssturm. Baltazarinis Spiel stand zu hoch über einen solchen Beweis, daß es gefallen habe, — er würde ihn nur haben verletzen können. Katharina winkte ihm, ohne ein Wort an ihn zu richten; — hatte er ihre Gefühle so sehr überwältigt, daß es ihr an Worten fehlte? — Man glaubte es.

Nur Baltazarini selbst schien ein wenig verstimmt; sein Blick war finsterer und stolzer denn je, als er abtrat und wieder seinen alten Platz einnahm.

Noch mehrere Instrumental- und Vocal-Vorträge folgten auf den Wunsch der Königin aber sie erreichten den Werth der beiden Ersten bei Weitem nicht, dennoch schien Katharina sich bei Ihnen fast besser zu gefallen, als bei jenen, denn ihre Mienen klärten sich immer mehr auf und sie hatte viele freundliche und heitere Worte für die Künstler.

Nun mischte sich die Gesellschaft bunter durcheinander; dem Kunstgenusse folgte die immer meist witzige Conversation. Kleinere Gruppen bildeten sich und wechselten schnell wieder, je nach dem Belieben der Einzelnen.

Die Königin nahm daran lebhaftesten Antheil. Sie sprach bald hier, bald dort und gewann sich, wenigstens für einige Zeit, durch ein paar huldreiche Worte manchen Freund.

Die steife Etiquette war verbannt, man bewegte sich ganz harmlos durcheinander, und doch wurde, während hier ein zärtliches Liebespaar ungenirt plauderte, dort Feinschmecker und Schmarotzer sich wohl thaten, an einer Stelle wieder der geistreiche Witz seine Triumphe feierte, manch schlimmer Plan in Bezug auf Politik ausgeheckt und manch Wort gesprochen, das nicht folge- und bedeutungslos vorüber gehen sollte.

Der Meister der Musik hatte sich Meta von Rochambeau zu nähern gewußt. Wenige achteten darauf, daß er zu ihr sprach und daß das junge Mädchen dabei eine eigenthümliche Bewegung an den Tag legte. Wer es bemerkte, meinte, der Lehrer lobe seine Schülerin wegen ihrer vortrefflich überstandenen Gesangprobe. Das war ja auch ganz natürlich!

Man wunderte sich nur, daß Baltazarini, der sonst nie Unterricht ertheilte, sich in diesem Falle dazu bewogen gefühlt habe, — aber der alte Herr von Rochambeau war ja sehr reich, seine Mündel nicht weniger, und man mochte dem Meister seinen Unterricht theuer genug bezahlt haben.

Ein Blick ruhte schärfer als jeder andere auf den Beiden. Er gehörte der Königin an. Ein paar Mal preßte sie die Lippen fest auf einander und ein trüber Schatten zog über ihre Stirn, aber sogleich erschien sie wieder desto heiterer.

Der Meister hatte sich eben von seiner Schülerin entfernt, als die Königin, wie zufällig an ihm vorüberging. Plötzlich blieb sie vor ihm stehen und wandte sich an ihn. Wer sich gerade in der Nähe befand, trat bescheiden zurück. —

„Eine neue Probe von Ihrem weitumfassenden Talent, von ihrem hohen Werth als Künstler, Baltazarini," sagte sie zu ihm mit lächelnden Gesicht — aber dieses Lächeln hatte etwas gezwungenes, „die sie uns heute durch Fräulein von Rochambeau gegeben haben! Ich wußte bisher noch nicht, daß Sie auch Gesanglehrer sind, sagen Sie mir, wie kamen Sie in diesem Falle dazu?

Der Meister blieb ruhig und kalt; er erwiederte, daß ihn der Herr von Rochambeau aufgefordert habe, seiner Mündel den Unterricht zu ertheilen und daß die Ausbildung bei der Letztern vortrefflichen Anlagen in der kurzen Zeit von drei Monaten habe erfolgen können.

„Sie kamen diesem Anerbieten mit Freuden nach, nicht wahr Baltazarini?" meinte die Königin, nicht ohne leichten Spott.

„Gewiß, Majestät, da ich nach der ersten Prüfung wußte, daß Fräulein von Rochambeau es zur Meisterschaft bringen würde.

„Und Sie setzen diesen Unterricht noch fort?" fragte die Königin.

Der Meister bejahte es. Die Stirn Katharina's hatte sich, gewiß gegen ihren Willen gerunzelt.

„Man sagt, daß große Meister," fuhr sie gepreßt fort, an ihren gelehrigen Schülern mit tiefer Hingebung hängen."

Weil sie sich selbst und ihren Ruhm, der vergänglich bleibt, wie Alles in der Welt, neu in ihnen wiedergeboren sehen, antwortete Baltazarini stolz

„Das ist Alles zwischen Lehrer und Schülerin" meinte Katharina in deutlich bitterm Tone.

„Alles," erwiderte der Italiener. Gewöhnlich wenigstens, Majestät.

Die Königin warf einen funkelnden Blick auf ihn, ihre Lippen zitterten. Sie mußte einen Augenblick ihre Selbstbeherrschung verloren haben, denn sie legte ihre Hand flüchtig auf seine Schultern und flüsterte ihm zu:

„Hüten Sie sich, Baltazarini! Vergessen Sie nicht — aber gleichviel! Katharina von Medici läßt sich nicht täuschen.

Dann wandte sie ihm schnell den Rücken und ging lachenden Gesichts zu einer nahestehenden Gruppe von Damen.

Der Meister wurde kaum merklich blässer; er trat in eine Fensternische zurück.

Teufel! flüsterte er vor sich hin. Sie ist eifersüchtig, und die Eifersucht hat ihr scharfe Augen gegeben. Ja, ich will mich hüten, denn diese Frau ist gefährlich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Obgleich bei seiner nicht geringen Habgier zweifellos ist, daß er die in der mit Arthur geschlossenen Wette dem Sieger stipulirten 3000 Gulden gern eingezogen hätte, so ist doch eben so wenig zweifelhaft, daß seine Interesse für Clairisse welche fortwährend wuchs, noch ein anderes als Habsucht, vielleicht, daß es Liebe war. Seine Liebe konnte allerdings wohl nur eine Liebe seiner Art, d. h. eine rein sinnliche sein, wenigstens war der betreffende Sinn, wie Physiognomiker aus seinen dick aufgeworfenen Lippen und Phrenologen aus seiner Nackenpartie mit mathematischer Gewißheit nachgewiesen haben würden, eben so wie der Verheimlichungssinn über den gerade nicht gräflich feinformten Ohren vorwiegend entwickelt; nichtsdestoweniger aber war diese Liebe eine Leidenschaft, die ihm viel Leiden schaffte. Es passirte unserm Grafen selten, daß er in Verlegenheit kam um Auskunftsmittel, aber dieser seltene Fall war eingetreten. Er wußte nicht mehr, was er und wie ers anfangen sollte, um zum Ziele zu gelangen und wenn er die 3000 Gulden gewinnen wollte, so mußte es bald geschehen, denn es fehlten nicht mehr volle vierzehn Tage an den limitirten 3 Monaten und von Johann, der seinerseits durch Barbara unterrichtet wurde, war nicht mitgetheilt worden, daß der Hauptmann von Clairisse oft auf ihrem Zimmer empfangen werde und im besten Einvernehmen mit ihm zu stehen scheine.

Es kann nichts helfen, ich muß meine Mine unter diesem Halunken von einem Hauptmanne springen lassen, sagte er eines Nachmittags zu sich und machte sich auf den Weg nach dem Hause des Generals.

„Mein Herr General“, begann er bei diesem eintretend in theilnahmvollem Tone, „ich beeile mich, in einer eben so wichtigen, wie traurigen Angelegenheit zu Ihnen zu kommen. Es betrifft die Ehre Ihrer Fräulein Tochter und die Ihrige.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Graf, bitte, sprechen Sie.“

„Ich muß Ihnen sagen, daß Sie sich aufs Schlimmste gefaßt zu machen haben. Fräulein Clairisse soll ehrlos verführt, Ihr Haus compromittirt werden! Sie bleiben so gleichgültig Herr General? Sie werden es nicht mehr sein, wenn Sie wissen, worum es sich handelt.“

„Ich bin ganz Ohr.“

„Doch zuvor müssen Sie mir strengste Discretion gegen den Betheiligten zusichern, dem kein Wort verrathen darf, daß Sie von dem was Sie erfahren sollten, etwas wissen.

„Diese Versicherung läßt sich schwer geben, ehe man weiß worum es sich eigentlich handelt.“

„Sie ist aber conditio sine qua non meiner ja nur in Ihrem Interesse zu machenden Eröffnungen.

„Ich gebe Ihnen also dieselbe hiermit.“

„So hören Sie denn, Herr General, daß mir soeben der Graf Eubelsdorf, ein jetzt in Wien lebender Bekannter von mir, einen Besuch machte und mir reuig gestand, daß er vor ungefähr zwei Monaten, bei Gelegenheit eines Gelages in Wien, mit dem Hauptmann von Römer eine Wette abgeschlossen hat, deren Preis Ihre Fräulein Tochter sein und nach welcher Derjenige, der den Preis, gleichviel, welcher Art die Kosten seien, innerhalb drei Monaten gewänne, von dem Andern noch 3000 Gulden bekommen sollte. Graf Eubelsdorf hatte Ihre Fräulein Tochter früher schon einmal flüchtig gesehen und ging im Rausche die Wette mit ein. Nüchtern geworden aber schämte er sich dieser Gemeinheit und blieb, obgleich ihn Herr von Römer bei Ihnen einführen wollte, weg. Der Hauptmann will dagegen, wie es scheint, die 3000 Gulden nicht im Stiche lassen, und denkt jedenfalls, dieselben aufzufordern, wenn ihm der Sieg über ein argloses Herz gelungen sein würde. Sie haben gehört, Herr General, nun handeln Sie.“

Dem General trieb die Beleidigung das Blut in's Gesicht.

„Das ist eine freche Lüge, Herr Graf,“ sagte er bestimmt.

„Wenn Sie mir nicht glauben, daß dieser Römer ein fanfaron de vices ist, so überzeugen Sie sich,“ erwiderte dieser ironisch, ein Papier auf den Tisch legend.

Es war das Duplicat des uns bekannten Contractes, auf dem der Name Eichendorf mit geschickter Hand in Eubelsdorf verwandelt war.

Der General warf das Schriftstück, nachdem er es durchgelesen, entrüstet auf den Tisch. Er war bleich vor Zorn.

„Ich werde sehen was zu thun ist, Herr Graf, einstweilen Dank,“ sagte er dumpf.

Der General steckte das Papier mit einer

Mephistopheles-Miene wieder ein, brachte die conditio sine qua non in Erinnerung und empfahl sich: „à revoir."

Herr du Chaumont stürzte die Treppe hinauf, um seine Tochter aufzusuchen. Vor ihrer Thüre überlegte er sich, daß er dazu im Augenblicke zu sehr aufgeregt sei und besser noch warte. Er kehrte also um und suchte sich zu sammeln.

Während dem kam der alte Joseph fast athemlos in das Zimmer seines Herrn. Er hatte gerade beim General etwas auszurichten gehabt, war in das Nebenzimmer getreten, als eben der Graf gekommen und hatte so, Anfangs in der Absicht, den geeigneten Moment, um den General sprechen zu können, abzuwarten, Alles gehört. Ohne nun sich seines Auftrags entledigt zu haben, war er zu seinem Herrn geeilt und hatte diesem Alles erzählt.

Arthur war nicht wenig überrascht, errieth aber bald den Zusammenhang. Fünf Minuten Ueberlegung; dann steckte er ein Pistol in die Tasche und lief fort.

Graf Eichendorf war eben im Begriffe, in sein Zimmer zu gehen, als Arthur an ihn herantrat.

„Ah, Sie? Herr Hauptmann," sagte der Erstere betroffen.

„Ich selbst."

„Und was verschafft mir das Vergnügen?"

„Das Vergnügen, welches Sie so eben Herrn du Chaumont verschafft haben, verschafft Ihnen das, welches ich Ihnen jetzt zu bereiten komme."

„Sie machen mich neugierig," fuhr Eichendorf die Thürklinke in der Hand haltend, fort.

„Lassen Sie uns eintreten und Ihre Neugier soll befriedigt werden."

Arthur griff mit diesen Worten nach der Klinke, schob den Grafen in's Zimmer, verschloß, eingetreten, die Thür und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Eichendorf sah ihm mit einer Aufmerksamkeit, die nicht ganz frei von Angst war, zu.

„Was soll das bedeuten?" rief er mit zorniger Geberde und blitzenden Augen.

„Das soll einfach bedeuten, daß ich einige Worte im Vertrauen mit Ihnen zu sprechen habe. Ich schließe ab, um mich zu vergewissern, daß wir ganz entre nous sind und nicht gestört werden können."

„Vom Hausknecht scheint nichts in Ihrem Wörterbuche zu stehen," fing Eichendorf nach einer kurzen Pause verächtlich an.

„Wie in dem Ihrigen nichts von Ehre. Sie sind ein Lump, kein Edelmann!"

„Erklären Sie sich!"

„Ich denke, das ist, was die Sache anlangt, deutlich genug erklärt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ueber das Rösten des Kaffee's) führt Dr. Langbein in seinen „Vorträgen über Chemie" folgendes Interessante an: Durch das Rösten erleidet die Zusammensetzung des Kaffee's eine große Veränderung: die hornartige Masse wird pulverisirbar, Gerbsäure, Zucker und Fett zum Theil zerstört und das Kaffeeöl durch die Hitze verflüchtigt. Da nun aber das Kaffeeöl den angenehmen aromatischen Geruch des Kaffee's bedingt, so kann man das Oel dadurch zurückhalten, daß man größere scharf getrocknete Brodwürfel mit dem Kaffee in die Trommel bringt, welche einem Schwamme gleich die Oeldämpfe auffangen, und, da sie sich schwer erwärmen, also weniger heiß als die Bohnen sind, die Oeldämpfe verdichten. Die Würfel werden mitgemahlen, gekocht und bewirken eine früher nicht gekannte Vermehrung der Güte des Getränks. Der Brodzusatz beträgt auf dreiviertel Pfund Kaffee ein viertel Pfund scharf getrocknetes Brod. Der nun fertig geröstete Kaffee muß in geschlossenen Gefäßen erkalten, die man möglichst voll gefüllt hat. Will man den gerösteten Kaffee längere Zeit aufbewahren und ihn vor dem Verlust seines Aroma schützen, so läßt sich das Bestreuen der noch warmen Bohnen mit Melis-zucker (auf 25 Pfund Kaffe $^3/_4$ Pfund Zucker) empfehlen; dieser umhüllt (beim Zerfließen) die Bohnen mit einer Decke und bewahrt ihnen das Aroma.

Das letzte Wochenblatt des landwirtschaft-Vereins zu Mannheim enthält zwei bemerkenswerthe Aufsätze über Viehmastung. In einem derselben ist durch Zahlen nachgewiesen, daß ein Landwirth, der seine Gerste, Hafer 2c. in ganzen Körnern den Schweinen füttert, doppelt soviel Aufwand zur Mastung derselben braucht, als ein anderer, welcher die Früchte in geschrotenem Zustande darreicht. — Der zweite verbreitet sich über die Mittel zur Mastung des Viehes überhaupt. Als solche werden außer fettbildenden Futterstoffen noch genannt: wenig Bewegung des zu mästenden Viehes, mehr warme (17° R.) und dabei etwas feuchte, als kalte und trockene Stallluft, ein eher dunkler als heller Stall, Kastrirung der Thiere, Reinlichhaltung des Mastvieh's mittelst fleißigen Striegelns und Kardätschens, öftere Reinigung der Stallluft durch Abzuglöcher, welche beliebig geöffnet werden können.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 333.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 4. Mittwoch den 12. Januar. 1870.

Ritter und Bauer.

Wer reitet so stolz dort auf schmuckem Roß? —
Ein Ritter mit seinem Bediententroß.
In Nichtsthun und Schwelgen besteht seine Lust,
Des Wappens Alter hebt seine Brust.

Wen schauet der Ritter im raschen Zug? —
Ein Bauer ist es an seinem Pflug;
Er bauet den Acker mit rastlosem Fleiß,
Und was er erringet, erringet sein Schweiß.

Der Ritter hat kaum des Bauern Acht,
Der unterthänigen Gruß ihm gebracht.
Der Bauer steht still mit entblößtem Haupt,
Das Roß des Ritters vorüberschnaubt.

Der Ritter dünkt sich dem Bauern nicht gleich,
Doch ohne den Bauern zerfiele sein Reich;
Denn baut' auf dem Acker kein Bauer das Brod,
Verginge der Ritter in Elend und Noth.

Julius Rattor.

Königin und Violinspieler.

Von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

Er hielt sich an diesem Abend fern von Meta; das arme Mädchen blickte so traurig vor sich hin, als habe der Triumph, den sie gefeiert, ihr auch nicht die mindeste Freude gemacht. —

Die Soiree der Königin war vorüber; man begab sich allerseits in Sänften oder zu Pferde von gutbewaffneten Fackelträgern begleitet, nach Hause. Die Vorsicht mit den Fackelträgern und Bewaffneten war damals zur Nachtzeit in Paris wegen des Raubgesindels keineswegs überflüssig.

Am nächsten Tage finden wir in dem Hotel Rochambeau, das der alte Herr dieses Namens ebenfalls für seine Mündel verwaltete und bewohnte, Letztere und Baltazarini am Clavier beisammen. Da sitzt zwar auch noch die Duenna des Fräuleins, eine alte, würdevoll aussehende Dame, in demselben Zimmer, aber sie hat sich in eine tiefe Fensternische zurückgezogen und ist während des Gesangsunterrichts sanft eingeschlafen.

Der Gesang ist verstummt, der Meister hält die zarte Hand seiner Schülerin in der seinigen, seine Augen leuchteten noch heller wie sonst, die ihrigen sind noch tiefer zu Boden geschlagen, und ihre Wangen glühen in Purpurröthe.

„Meta!" flüsterte er ihr sanft zu, und wie ein Echo klingt es noch leiser zurück:

„Joseph!"

Wir können wohl den Vorhang über dieses Gemach herabfallen lassen? — Man wird ohne Zweifel Baltazarini und Fräulein von Rochambeau verstanden haben.

Aeußerlich hatte sich nichts in dem Verhältnisse des Violin-Virtuosen zu der Königin geändert; sie ließ ihn noch immer, ja noch öfter als bisher zu sich rufen, sie durch sein Spiel zu erheitern. Die Hofdame, die den Dienst bei ihr hatte, mußte sich dann auf einen Wink von ihr in das Nebenzimmer zurückziehen. Diese Hofdamen waren alle Creaturen ihres Willens und hatten sich ihr mit Leib und Seele unterwerfen müssen.

Wer das spätere Leben der Königin genauer kenn', weiß, zu welchen Zwecken sie sich ihrer, selbst gegen ihre eigenen Söhne bediente, um diese von der Regierung fernzuhalten.

„Warum ist Dein Spiel jetzt so kalt, Baltazarini? — Es fehlt ihm die Seele, die Glut der Empfindung, — man liest es in Deinem Auge, daß es Dich selbst nicht mehr bewegt.

So fragte Katharina kurz nach jener Soiree in der Fräulein von Rochambeau gesungen hatte, den Meister, der allein mit ihr im Gemach, auf einem niedrigen Sessel beinahe zu ihren Füßen saß, sein Instrument in der Hand haltend.

„Ich bin untröstlich, erwiderte Baltazarini zerstreut — „bei Euer Majestät nicht mehr den Beifall wie ehemals zu finden.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage."

„Ich wüßte keine andere zu geben, Madame. Ja, ich fühle es selbst, daß ich das nicht mehr bin, was ich früher war; ich bin verstimmt, krank, — ich weiß selbst nicht weßhalb.

Und doch sagt man, daß sich Dein Kummer, Deine unbewußte Verstimmtheit in die hinreißendsten, sehnsüchtigsten Klänge, wie man sie vorher selten gehört, ausströme, sobald Du Dich

in Deiner Wohnung unbelauscht glaubst; man sagt, Du seist dann ein größerer Meister als je.

Baltazarini blickte schnell und unruhig zu der Königin auf, dann erwiderte er gefaßt:

„Es wird so vieles in der Welt gesprochen, das auf Irrthum oder Thorheit beruht."

„Du trägst eine mächtige Sehnsucht im Herzen," fuhr die Königin fort. „Du willst sie anderen Augen verbergen, wenn Du aber allein bist, dann verlierst Du die Herrschaft über Deine Empfindungen und Sie reißen Dich zu den Klagen fort, die Du den Saiten entlockst. Ist es nicht so?"

Der Meister schien in großer Befangenheit zu sein. Er fand nicht sogleich eine Antwort.

„Gilt diese Sehnsucht, die selbst Deine hohe Kunst noch zu veredeln vermag, vielleicht Deiner Schülerin, dem Fräulein von Rochambeau, die wie ich höre für gut befunden hat, sich vor einigen Tagen auf ihre Landgüter zurückzuziehen? — Ich weiß es wohl, der Meister trennt sich ungern von seinem besten Schüler."

Der Ton der Königin war offenbar spöttisch geworden. Hätte Baltazarini zu ihr aufzublicken gewagt, so würde er auch gesehen haben, daß ihre Braunen sich zusammengezogen hätten und ihre Augen forschend düster und unverwandt auf sein Gesicht geheftet waren. Aber er sah nicht zu ihr auf, er beschäftigte sich mit seinem Instrument; er schien nach einer Antwort zu suchen.

Meta hatte am zweiten Tage nach jener Soiree Paris verlassen und sich auf ihre in der Bretagne belegenen Güter begeben. Sie hatte, wie Baltazarini durch ein heimliches Billet erfahren, diese Reise nicht freiwillig gemacht, sondern ein Befehl Katharina's hatte sie dazu gezwungen. Der Meister begriff Alles, — das war der Grund seiner Verstimmung, seines Schmerzes.

Er hatte sich einmal durch die Schönheit und Liebenswürdigkeit Katharina's, hauptsächlich durch seinen Stolz fortreißen lassen; jetzt, nachdem er Meta von Rochambeau kennen und lieben gelernt, empfand er das Drückende der Fesseln, die er auf sich geladen, und haßte die Königin fast.

„Madame", sagte er, als die Letztere noch immer auf eine Antwort wartete, „Sie täuschen sich über den Grund meiner schwermüthigen Sehnsucht; sie gilt allein meinem Vaterlande. Es zieht mich unwiderstehlich nach dem ewig blauen Himmel Italiens — ich muß seine Luft einathmen, wenn ich nicht vergehen soll. Haben Sie die Gnade und geben Sie mir für kurze Zeit Urlaub dahin; ich werde zurückkehren, wenn Sie es befehlen, aber lassen Sie mich dort wieder neue Kraft, neue Begeisterung für meine Kunst einathmen."

Der Meister blickte flehend zu Katharina auf, der er sich, leidenschaftlich bewegt, zu Füßen geworfen hatte.

Die Königin lächelte, aber dieses Lächeln hatte nichts Wohlwollendes; sie begriff Baltazarini's Absicht, sich für immer von Ihren Fesseln loszumachen, und sie fühlte sich tief beleidigt.

Der Falsche, Elende! Er versucht mich zu täuschen! dachte sie bei sich. Er hat mein Herz verwundet, er soll dafür büßen."

Aeußerlich freundlich und gnädig, wandte sie sich wieder zu ihm:

Ich ehre Deine Sehnsucht, Baltazarini, — sie liegt auch in meinem Herzen, denn das schöne Italien ist auch mein Vaterland. Du magst für einige Zeit dahin abreisen, aber erfülle meine Bitte, erst in 4 Wochen Paris zu verlassen. Die Trennung von Dir und Deiner Kunst, die so oft die Wunden meiner Brust geschlossen hat, wird mir schwer, — ich muß mich auf sie vorbereiten.

Der Meister bedeckte die Hand der Königin mit dankbaren Küssen.

Beide schieden an diesem Tage scheinbar als Freunde, und dennoch mißtrauten sie sich gegenseitig.

Er wird nie zurückkehren, dachte Katharina, und ihr Antlitz verfinsterte sich. Ein boshafter Zug spielte um ihre Lippen.

Sie schellte und befahl dem eintretenden Pagen, den Marquis de la Vergne, einen ihrer Hofcavaliere, sofort zu bescheiden. Der Marquis war ein junger und leichtsinniger Mann, er befand sich in vollständig zerrütteten Vermögensverhältnissen; übrigens war er ebenso gesinnungslos, wie die Meisten, die zu Katharina's Hofstaat gehörten.

Eine halbe Stunde später wurde er bei der Königin vorgelassen. Diese reichte ihm mit besonderer Güte die Hand zum Kusse.

„Wollen Sie eine reiche, sehr reiche Heirath machen, Marquis? fragte sie lachend.

Der Marquis versicherte, als er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte: Das sei schon längst sein größter Wunsch, vorausgesetzt, daß seine Bestimmte von altem Adel und unbescholtenen Rufes sei.

„Fräulein von Rochambeau? fragte die Königin kurz.

Die Augen des Cavaliers begannen zu leuchten; er legte die Hand auf das Herz und schwur, der Wunsch Ihrer Majestät sei für ihn Befehl.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

„Was aber wollen Sie eigentlich von mir?"

„Ich will das Papier sehen, welches Sie soeben dem General vorgelegt und mit wahrhaftig mehr Geist, als ich Ihnen zugetraut, commentirt haben."

„Mit Ihnen scheint mir's nicht ganz richtig," sagte der Graf, seine ängstliche Verlegenheit hinter dem Scheine der Sicherheit zu verbergen suchend, während er nach dem Klingelzuge ging.

Arthur vertrat ihm mit einer gebieterisch zurückweisenden Handbewegung den Weg.

„Sie werden nicht klingeln!" sagte er mit ironischer Bestimmtheit.

„Herr Hauptmann, Sie werden unverschämt!" knirschte Eichendorf, wüthend die Fäuste ballend.

„Sie haben die Alternative: entweder mir sofort das Papier zu geben, welches Sie in der Tasche haben, oder auf der Stelle, wo Sie stehen, wie ein Hund niedergeschossen zu werden."

Arthur zog mit diesen Worten das Pistol aus der Tasche und spannte ruhig den Hahn.

Der Graf, feig wie er der Gefahr gegenüber war, trat einige Schritte zurück. Arthur sah ihn die Hand, welche er bis jetzt in der Brusttasche des Rockes hatte ruhen lassen, herausnehmen und damit eine Bewegung nach dem Rücken machen; dann hörte er ein Geräusch, ähnlich dem Fallen eines leichten Gegenstandes. So geschickt das Manöver des Grafen war, Arthur's Falkenaugen hatte es nicht als unverdächtig entgehen können. Mit vehementer Behendigkeit hatte er von dem Platze, den das Geräusch verrathen, ein zusammengeballtes Papier aufgenommen.

Der Graf sprang wie elektrisirt auf ihn zu, wurde aber von ihm an der Brust gepackt und so unsanft gegen den Ofen geschleudert, daß er eine gute Weile in der gegebenen Lage verblieb und sich dann passiv auf dem nächststehenden Stuhle niederließ.

Arthur entfaltete und prüfte das Papier, welches richtig der corrigirte Vertrag von Wien war.

„Hüten Sie sich," sagte er, das corpus delicti in die Tasche steckend, drohenden Tones, „mir wieder einmal in den Weg zu kommen, oder ...!" Er zeigte ihm das Pistol, setzte den Hahn desselben in Ruhe und ging.

Eichendorf fixirte den Sieger mit einem Blicke, der ihn vergiften zu sollen schien, dann ließ er den Kopf wie vernichtet auf die Brust fallen.

Arthur durchsuchte, auf sein Zimmer zurückgekommen, dasselbe nach dem Duplicate des Vertrags, welches in seinem Besitze sein mußte und doch nirgends zu finden war. Er wußte sich ganz genau zu erinnnern, daß er dieses Papier in seine Brieftasche gelegt und darin noch vor Kurzem gesehen hatte.

„Sollte etwa dieser Schurke Johann ...?" sagte er laut vor sich hin.

„Johann? gnädiger Herr. Meinen Sie vielleicht Ihren ehemaligen Johann?" fragte Joseph, der eben in's Zimmer tretend den Monolog seines Herrn hörte.

„Keinen Andern," erwiderte Arthur, noch in sein Sinnen verloren.

„Der ist eben unten in der Küche."

„Johann ist hier im Hause? Das trifft sich köstlich. Bringe ihn zu mir herauf, Joseph; aber, hörst Du? lasse ihn nicht fort, unter keiner Bedingung!"

Wenige Minuten später expedirte Joseph den Inculpaten in das Zimmer seines Herrn. Einige kategorische Fragen des Letzteren und Johann legte ein vollständiges Schuldbekenntniß ab.

Er hatte, vom Grafen schon früher für diesen Zweck gewonnen, das Exemplar, welches im Besitze Arthur's war, aus dessen Brieftasche genommen und an den Grafen ausgeliefert.

Arthur wiederholte dem ungetreuen Diener das ihm bedingungsweise schon früher gegebene Versprechen vollkommener Amnestie, machte ihm begreiflich, daß er, wenn er sein Leben liebe, nichts mehr gegen ihn unternehmen dürfe und befahl ihm dann, ihn zu begleiten.

Arthur ging — dem Grafen einen zweiten Besuch abzustatten.

Als er mit dem Diener bei Eichendorf eintrat, lag dieser, den des Stiefels entkleideten rechten Fuß auf einen Stuhl gestreckt, im Sopha. Seine Ueberraschung, als er in der Person des Eintretenden den Besuch von vorhin erkannte, war eine nicht eben angenehme, aber er faßte wieder Muth, als er sah, daß mit dem Hauptmann auch Johann, nach dem er inzwischen das ganze Haus hatte durchsuchen lassen, eintrat.

„Pack' und binde diesen Schurken, Johann;" schrie er mit befehlerischer Stentorstimme.

Der so Angeredete blieb an der Thüre stehen, ohne sich zu rühren.

Ich befehle es Dir!" fuhr der Graf, während seine Augen Blitze schleuderten wüthend fort. —

Der Diener zuckte mit den Achseln, wie um anzudeuten, daß er sich leider nicht in der Lage befinde, seinem Befehle Folge zu leisten.

„Tritt vor, Johann!" sagte Arthur ruhig. — „Also Graf Eichendorf hat Dir, während Du noch in meinen Diensten standest, aufgetragen, Dich dieses Papiers hier (er zeigte ihm den

Contrakt) zu bemächtigen und es ihm zu übergeben? Er hat Dir eine Belohnung dafür versprochen und Dir gesagt, daß Du kein Mittel scheuen sollest, um zum Zwecke zu gelangen? Du hast mir das Papier aus der Brieftasche genommen und es ihm gegeben?"

"Keine Umschweife!" fuhr er, die ausweichende Antwort Johann's unterbrechend fort. "Ja oder Nein?"

"Ja, Eure Gnaden."

"Ist das wahr, Graf Eichendorf?"

Der Gefragte sprang, die Fäuste ballend, empor, fiel aber im nächsten Augenblicke mit einem klagenden Ausrufe zurück. Er hatte sich bei der unfreiwilligen Collision, in die er mit dem Ofen gekommen war, den Fuß verstaucht und das verursachte ihm, bei dem Versuche zu stehen, einen lebhaften Schmerz.

"Antwort — oder . . . .!" drohte Arthur, dem Inquisiten immer näher tretend.

"Und warum sollte ich nicht das Recht gehabt haben, mich in den Besitz eines mir, ähnlich wie diese Erklärung, abgezwungenen Papiers zu setzen?" fragte der sich augenscheinlich vor dem Diener schämende Graf im Tone schlechtverhehlter Aengstlichkeit.

"Es ist also, wie mir Johann gesagt hat?"

"Gewiß; nicht anders."

"Du kannst gehen, Johann!"

Dieser machte, trotz der widersprechenden Bitten und Befehle seines halbinvaliden Herrn, gern Gebrauch von der ihm ertheilten Erlaubniß und ging.

Arthur wiederholte, nachdem der Diener das Zimmer verlassen, das Experiment des Verschließens und Schlüssel-Einsteckens, dann kehrte er zu seinem Freunde zurück.

"Wessen Exemplar des Contractes ist das von Ihnen verfälschte, welches ich hier habe?"

"Das Ihrige."

"Und wo ist das andere?"

"Das habe ich verbrannt."

"Keine Lüge!"

"Auf Ehre! ich habe es verbrannt."

"Sie haben mir gegenüber nichts auf Ihre Ehre zu versichern; ich glaube Ihnen nicht."

"Das thut mir leid; genug aber, ich habe es verbrannt."

"Es soll mir gleichgültig sein, was Sie mit dem zweiten Exemplar gemacht haben, Sie mögen mir aber einen Schein geben, der mich gegen Ihre ferneren Schurkereien sicher stellt."

Arthur setzte sich an den Schreibtisch und füllte einen halben Bogen Papier mit einer ziemlich umständlichen Beschreibung der auf den Contract Bezug habenden Thatsachen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Interessante Berechnungen.) Ein Eisenbahnzug, der alle Lokomotiven und Waggons Europa's vereinigte (400,000 Personen- und 500,500 Güterwagen), würde von Petersburg bis nach Paris reichen, und sämmtliche Lokomotiven neben einander gestellt, würden aussehen wie eine Heerde Elephanten mit erhobenen Rüsseln in einer Breite von mehreren Meilen. Diese europäischen Eisenbahnen führen über 62,000 kleine und große Brücken, darunter Riesenwerke, über Meeresarme und Städte hinweg; sie gehen 34 Meilen weit durch Tunnels unter der Erde hin. Zu den Schienen wurden 150 Millionen Centner Eisen verwendet und zum Betriebe sind jährlich 80 Millionen Centner Kohlen erforderlich. An dem europäischen Eisenbahnnetze sind sämmtliche Staaten, außer Griechenland, Lippe-Detmold, Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß, Greiz und Lichtenstein betheiligt; es stellt eine Länge von 70,718 Meilen dar. Auf ihnen fahren 18,000 Lokomotiven; der Weg, den diese jährlich durchlaufen, beträgt 60 Mill. Meilen. Rechnet man den Weg dazu, den sämmtliche Personen- und Güterwagen zusammengerechnet in einem Jahre durchlaufen, so kommen an 100 Millionen Meilen heraus — eine Strecke, die über die Fernen des Sonnensystems hinausführt.

Unter den Landwirthen war man bisher nicht einig, ob der Maulwurf die Engerlinge und Regenwürmer vertilge oder nicht. In der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu St. Regny hat in Folge dessen Herr Corbier genaue Versuche angestellt. Derselbe setzte einen eingefangenen Maulwurf am 23. Juni 1869 in eine Botanisirtrommel. Er verzehrte da binnen vier Tagen 132 Engerlinge und 250 Regenwürmer. Ein zweiter, der in einem großen hölzernen Kasten untergebracht wurde, hat in 12 Tagen 872 Engerlinge und 540 Regenwürmer vertilgt. Man warf von Zeit zu Zeit auch Pflanzen, von denen der Maulwurf Gebrauch macht, wenn ihm andere Alimente fehlen, in die Behältnisse, sie berührten diese jedoch nur, um sich eine Lagerstätte daraus zu bereiten. Ein am 16. August eingefangener Maulwurf, der einen seiner Füße eingebüßt hatte, nahm gleich am ersten Tage seiner Gefangenschaft 150 Engerlinge zu sich.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 5. Samstag den 15. Januar. 1870.

Leben.

Hüte Dich, Gehör zu geben
Bösen, trüben Träumerei'n,
Denn Du lebest, um zu leben,
Lebest, um beglückt zu sein!

Thoren nach den Sternen greifen;
Greif der Erde Blüthenstrauß!
Warum will Dein Auge schweifen
Ueber Zeit und Raum hinaus?

An dem Kelch Dich freudig letze,
Doch bedenk' bei Deinem Thun,
Daß des Lebens beste Schätze
In dem eignen Busen ruhn.

Flammten hell der Freude Kerzen,
Hat schon mancher wahnbethört
In dem Busen, in dem Herzen
Seinen Tempel sich zerstört!

Hüte Dich, Gehör zu geben
Bösen, trüben Träumerei'n
Denn Du lebest, um zu leben,
Lebest, um beglückt zu sein.

Königin und Violinspieler.

Von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

„Dann reisen Sie sofort nach den Gütern des Fräuleins in der Bretagne. Sie nehmen dieses mein Handschreiben an die Rochambeau mit sich; wenn Sie in zwei Tagen dort sind, werden Sie am dritten in dem Besitze einer liebenswürdigen Frau und eines unermeßlichen Vermögens sein. Gott befohlen.

Der Marquis küßte nochmals Katharinas Hand und ging mit strahlendem Gesichte. Er reiste sofort nach der Bretagne ab.

Baltazarini zweifelte, seidem er Katharina verlassen, nicht mehr daran, daß er selbst und Meta Alles von ihr zu fürchten hätten; er kannte ja den rachsüchtigen und hinterlistigen Charakter dieser Frau.

Die vier Wochen Frist für seine Abreise, die sie von ihm verlangt hatte, sollten aller Wahrscheinlichkeit nach nur dazu dienen, der Ausführung ihrer geheimen feindlichen Pläne Zeit zu geben. Er mußte ihr zuvorkommen.

Daß die reine erste Liebe zu jedem Opfer fähig ist, weiß jeder Mann. Wenn er Meta die große Gefahr, in der sie beide schwebten, vorstellte, so mußte sie nach seiner Ueberzeugung auch bereit sein, ihm und ihrer Liebe ein großes Opfer zu bringen; sie konnte unmöglich den Verlust eines Theiles ihres Vermögens höher anschlagen, als das Glück, ihn in voller Ruhe zu besitzen, und er fühlte sich fern von dem Wunsche, mit ihrer Hand sich auch ihren Reichthum zu eigen zu machen; er liebte sie nur ihrer Person wegen, und überdieß war er ja ein berühmter Künstler, dessen Genie in materieller Beziehung unberechenbare Hilfsquellen eröffneten.

Der Meister war also bald entschlossen, Paris schon vor der ihm festgesetzten Zeit heimlich zu verlassen, sich nach der Bretagne zu begeben und Meta den Vorschlag, daß sie mit ihm aus dem Bereiche der allgewaltigen Königin in sein Vaterland fliehe.

Seinem Charakter lag aber auch die Uebereilung fern; er wollte sich Zeit lassen, diesen Plan so sorgfältig zu überdenken, daß eine Störung desselben von Seiten Katharinas unmöglich wäre.

Er dachte nicht daran, in welcher Weise dieselbe gehandelt haben könne, um ihm seine Hoffnungen für immer zu rauben und sich für seine Unbeständigkeit, sowie an der unschuldigen Meta zu rächen.

Schon am folgenden Tage empfing er ein Handbillet der Königin, in dem diese ihn einlud, sie mit seinem Instrumente zu ziemlich später Abendstunde zu besuchen. Er zögerte nicht, diesem Befehle Folge zu leisten, um sie nicht noch mehr zu erzürnen.

Um acht Uhr Abends, es ruhte schon tiefe Finsterniß auf den Straßen von Paris, bestieg der Meister nach damaliger Sitte, solche späte Wege zurückzulegen, sein Pferd; ein Diener, der seinen Instrumentenkasten trug, folgte ihm zu Fuß, ein anderer mit brennender Fackel ging

voraus. Alle drei waren, wie gewöhnlich, mit Schwert und Dolch bewaffnet.

Die Straßenräuber, die damals ihr unheimliches Wesen ungestraft mitten in der Hauptstadt trieben und sich sogar erlaubten, bandenweise die Häuser friedlicher Bürger zu plündern, pflegten auf offener Straße doch selten mehrere Menschen zugleich anzugreifen; sie mußten durch deren längere Vertheidigung Aufenthalt, der die patrouillirende Schaar-Wache des Prevot herbeiziehen konnte, befürchten.

Der Meister und seine beiden Begleiter legten ihren Weg ungehindert bis an die enge Passage zurück, die von einem Ufer der Seine bis zum andern und zum Haupteingange des Louvre führte.

Kaum hatten Sie indeß die schmale Brücke betreten, so sahen Sie sie sich plötzlich von 5 bis 6 verkappten Männern umgeben, die ohne einen Laut von sich zu geben, feindlich auf sie eindrangen.

Der Fackelträger warf in seinem Schrecken die Fackel von sich; tiefe Finsterniß umgab plötzlich alles.

Der Mann versuchte mit lautem Geschrei dem Schlosse zuzufliehen, dessen Thor von Trabanten des Königs besetzt wurden. Jedenfalls sollte das blutige Handwerk schnell abgemacht werden, denn die Banditen ließen sich nicht auf seine Verfolgung ein, sondern warfen sich sämmtlich auf den Meister und seinen zweiten Diener, die beide ihre Schwerter gezogen hatten und sich tapfer wehrten.

Baltazarini war ein muthiger und in der Führung der Waffen wohlerfahrener Mann. Daß man ihn in so unmittelbarer Nähe des Schlosses überfiel, ihn, den Mann in der einfachen bürgerlichen Kleidung, deutete, wie er sofort begriff, nicht auf einen gewöhnlichen Raubversuch, sondern auf beabsichtigten Meuchelmord hin; sein erster Gedanke war an die Rachsucht der Königin. Er wehrte sich wie ein Verzweifelter; zwei der Banditen suchten seinen Diener zu beschäftigen, den er bald verwundet oder tödtlich getroffen niedersinken sah, die Uebrigen hatten sich auf ihn gestürzt und hielten sein Pferd am Zügel, um ihm die Flucht unmöglich zu machen, während sie nach ihm hieben und stachen. Er dachte nicht einmal an Flucht, denn er würde den treuen Diener nicht haben im Stiche lassen wollen.

Lange hätte dieser ungleiche Kampf nicht währen können können; nach ein paar Minuten schon fühlte der Meister sich durch das fortwährende Abwehren der auf ihn geführten Waffen ermüdet; er befahl Gott seine Seele und seine Rache.

Da ertönte der schnelle Tactschritt der königlichen Musketiere von der Schloßwache auf der Brücke. Der entflohene Mann mußte sie herbeigeholt haben. Die Mörder stießen Flüche und Verwünschungen über das Mißlingen ihres Planes aus und entflohen nach dem andern Ufer der Seine zu. Die Wache eilte herbei und umgab fragend den Angegriffenen, der nicht einmal eine leichte Wunde davon getragen hatte; als er seinen Namen nannte, begrüßte man ihn ehrerbietig.

Der zweite Diener, der seinen Herrn so wacker zu vertheidigen geholfen hatte, lag leblos in seinem Blute auf der Brücke.

Die Aufregung über diesen frechen Anfall war allgemein. Nur der Meister hatte kein Wort darüber. Er befahl, seinen Diener sogleich einem Arzte zu übergeben, und ritt dann finsteren Gesichts in das Schloßthor hinein.

Er wollte die Königin sehen und sprechen, er wollte jeden Zug ihres Antlitzes beobachten, ob er daraus eine Bestätigung seiner Vermuthung würde lesen können.

Baltazarini wurde stets unangemeldet vor Katharina gelassen; sein Eintritt mußte sie daher überraschen.

Die Königin saß, etwas bleicher als sonst, in einem Fauteuil; wieder befand sich eine ihrer Hofdamen bei ihr. Diese hatte sie schon lange ängstlich beobachtet, denn sie bemerkte eine ungewöhnliche Unruhe bei ihr.

„Wo Baltazarini bleiben mag?“ sagte Katharina eben. „Welch' unersetzlicher Verlust für die Kunst, wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre! Sagt man nicht, die Straßen von Paris seien zu später Stunde sehr unsicher? Die Hofdame wollte eben antworten, als sich die Thüre öffnete und ein Page den Meister einließ.

Er führte sein Instrument nicht bei sich, er war leichenblaß und finsteren Blickes; auf seiner Kleidung konnte ein scharfes Auge ein paar kleine Blutflecke entdecken.

Katharina fuhr auf, als habe sie ein Gespenst vor sich; sie mußte sich an die Lehne des Sessels halten, ihre Augen starrten den Eintretenden an, ihre Lippen zuckten krampfhaft.

Baltazarini verbeugte sich ruhig; sein Blick haftete fest auf der Königin. Er wußte bereits genug, aber er verstand seine Fassung zu bewahren. Katharina sank in ihren Sessel zurück und schloß die Augen.

Diese Schwachheit dauerte indeß nur ein paar Minuten; sie raffte ihre ganze Fassung wieder zusammen, und wieder gelang es ihr, Baltazarini in gewöhnlicher Weise zu empfangen.

Dieses Mal ließ sie aber nicht, wie sonst, die Hofdame sich zurückziehen, als ob sie sich fürchte, mit dem Meister allein zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

„Kommen Sie her!“ sagte er, als er damit fertig war.

„Ich kann nicht gehen, entschuldigte sich der Aufgeforderte.

„Also hier! Unterzeichnen Sie.“

Der Graf las die ihm vorgelegte Schrift und schien keine Lust zu haben, dieses ihn so rücksichtslos compromittirende Geständniß zu unterzeichnen, ein Blick aber auf den das ominöse Pistol bereits wieder in der Hand haltenden Arthur ließ seine scrupulösen Bedenken wegen des Compromisses vor denen wegen seines Lebens weichen. Er zweifelte nicht, daß Arthur nöthigenfalls seine Drohung verwirklichen könne und — er unterschrieb.

Arthur nahm das nach Wunsch vollzogene Schriftstück an sich und ging, den Grafen mit seinen Betrachtungen und seiner heimlichen Wuth allein lassend.

Während dem hatte Herr du Chaumont eine Conferenz mit seiner Tochter.

Diese hatte heute den Hauptmann noch nicht gesprochen, aber sie hatte am Morgen an ihrem Fenster eine wunderhübsche „immerblühende“ Rose in einem mit feinen grünen Moosen ausgelegten Krystallglase und in der halbentfalteten Krone der Blume einen feinbeschriebenen Papierstreifen mit Versen gefunden. Ihr Herz errieth den Geber, der kein Anderer sein konnte, als Arthur, und seine Gabe hatte während des ganzen Tages ihre sich in Auslegungen ergehenden Gedanken beschäftigt. Sie war heute zerstreuter, aber auch heiterer, als sie es jetzt gewöhnlich gewesen war und kam, fast ausgelassen, auf ihren Vater zu, als dieser sie unerwartet mit den Worten:

„Clairisse, ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu sprechen!“ aus ihrem glücklichen Traume riß. Sie bemerkte erst jetzt aufmerksam in das Gesicht ihres Vaters blickend, wie finster und ernst dies war und vor dem Ausdruck der Kälte, welcher an die Stelle der sonst darauf zu lesenden warmen Milde getreten war, fast erschreckend, sagte sie niedergeschlagen:

„Ich habe mir gleich gedacht, daß ich heute noch etwas Trauriges erfahren würde, denn ich war zu froh und glücklich.“

Acht Tage nach diesem Abende saß der General früh Morgens an dem Bette seiner Tochter. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, hielt ihre heiße Hand fest in der seinigen und strich schmeichelnd die seidnen Locken von ihrer brennend trocknen Stirn.

Neben ihm stand Baron Gutschmidt, der sich seit dem Tode seiner Frau von jeder Gesellschaft fern gehalten und vor einigen Tagen dem General zum ersten Male wieder einen Besuch gemacht hatte. Seine Augen ruhten wie die des Generals voll liebevoller Theilnahme und Trauer auf der Kranken, die, unter ängstlich beschleunigtem Athemholen, mit eigenthümlich fremden Gesichtsausdrucke wie bewußtlos dalag.

Endlich schlug sie die Augen auf und fragte hastig nach ihrem Vater.

„Ich bin bei Dir, meine Clairisse,“ sagte dieser leise, einen Kuß auf ihre blassen Lippen drückend.

„Ach ja, aber . . .“

„Was aber, mein Herzchen?“

„Nichts, nichts. Wasser!

Der General beeilte sich, ein in der Nähe stehendes Glas zu holen.

Währenddem versuchte Clairisse sich aufzurichten; sie sank aber in demselben Augenblicke mit leiser Klage zurück, und als ihr Vater ihr das Glas reichen wollte, lag sie bereits wieder in dem vorhergegangenen Zustande der Willenlosigkeit.

Herr du Chaumont wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Herr Doktor, helfen Sie!“ rief er dem eben eintretenden Arzte bittend entgegen.

Dieser schüttelte bedenklich den Kopf, als er in das Gesicht der Kranken blickte, und den Schlag ihres Pulses beobachtete.

Dem General, welcher mit ängstlicher Aufmerksamkeit in das Auge des Arztes sah, konnte nicht entgehen, daß derselbe den Zustand Clairisse's verschlimmert fand; ohne ein Wort zu sagen, barg er das Gesicht in beide Hände und drückte den Kopf, nahe dem seiner Tochter, schluchzend in die Kissen.

Dr. Sträche, der Arzt, schrieb eine neue Verordnung; dann ging er mit dem Baron Gutschmidt an's Fenster und stand dort mit diesem lange in leisem Gespräch.

„Beruhigen Sie sich, Excellenz,“ tröstete er dann, an's Bett tretend, den General, „bis auf Weiteres haben wir noch nichts zu fürchten. Kommen Sie jetzt mit mir hinunter, ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen.“

„Dann, Herr Doktor, jetzt muß ich bei meiner Tochter bleiben.“

„Ich bitte aber, jetzt. Barbara wird einstweilen bei der Patientin bleiben.

Der Arzt und Baron Gutschmidt ergriffen den General gleichzeitig am Arm und führten ihn halb mit Gewalt vom Bette weg in die Parterrewohnung.

„Herr General,“ begann der Erstere, als sie im Cabinet des Letzteren Platz genommen hatten, Sie haben sehr Unrecht gethan, mir die Vorgänge zu verschweigen, welche als die Ursache der Erkrankung Ihrer Fräulein Tochter zu be-

trachten sind und die unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr Baron, mir mitzutheilen soeben die Güte gehabt. Der Zustand des gnädigen Fräuleins ist vorläufig durchaus nicht der Art, um ernste Besorgnisse zu erregen, aber die Symptome deuten immerhin auf eine nicht unwesentliche Störung des Cerebralsystems, und ich darf Ihnen nicht verschweigen, daß die Prognose eine noch zweifelhafte und vielleicht nur bedingungsweise günstige ist, da sie die Möglichkeit eines torpid-adynamischen Fiebers nicht ausschließt. . . .

Ich kenne Ihren Gast, den Herrn Hauptmann von Römer, nicht, lasse auch dahingestellt, ob ein ausgesprochenes Verhältniß zwischen ihm und dem gnädigen Fräulein bestanden hat; unzweifelhaft aber ist, daß deprimirende Gemüthsbewegungen in Folge Ihrer Conferenz mit Fräulein Tochter, wobei Sie deren Ihnen gestandener Neigung so entschieden entgegentraten, die Ursache der Krankheit sind.

„Bei Fortdauer dieser Umstände aber ist noch eine bedeutende Steigerung des krankhaften Zustandes, ja vielleicht durch zu tief greifende Herabstimmung der Nerventhätigkeit ein unheilbares Leiden zu befürchten, während andererseits eine in passender Weise geschehene Befriedigung der Neigung möglicherweise als wohlthätiger Reiz einwirken und eine heilsame Krise herbeiführen könnte.

Es ist meine Schuldigkeit, Ihnen zu sagen, daß ich in Nachgiebigkeit Ihrerseits das beste Heilmittel sehe; ich zweifle nicht, daß Sie, wenn es sich um Leben oder Tod der geliebten Tochter handelt, gerne bereit sind, ein — wäre es selbst großes — Opfer zu bringen, und ich bitte Sie, es zu bringen.

Der General hatte, den Kopf in die Hand gestützt, aufmerksam zugehört. Er blickte, sichtbar im Kampfe mit sich widerstreitenden Gefühlen, wechselweise den Arzt und den Baron an, bis er endlich in unschlüssigem, schmerzlichen Tone ausrief:

„Ich kann nicht!"

„Sie müssen, mein Freund!" erwiderte der Baron entschieden. „Sie müssen und werden es thun, da, wie Ihnen eben der Herr Doktor gesagt hat, vielleicht Leben oder Tod Clairisse's davon abhängt."

„Lieber todt, als entehrt!"

„Ich habe Ihnen meine Meinung über den Hauptmann schon gestern abgegeben. Er ist, das ist keine Frage, ein anderer Mensch geworden, als er seinerzeit in Wien war.

Mannigfaltiges.

(Eine wahre Jagdgeschichte.) Der alte Jäger Distel war reich an allerlei Jagdgeschichten, die einem Münchhausen Ehre gemacht hätten. Einst erzählte er: „Da will ich Ihne 'mal erzähle, was mir passirt iß; Spät Abends schieß ich einen Fuchs, streif ihn zu Hause noch geschwind ab und laß den Kern sammt Balg in der Wildpretkammer liegen. Am andern Tag in der Früh will ich den Balg zum Aufspannen holen — Donnerwetter! Kern und Balg sind verschwunden. Ich suche die ganze Kammer durch, da rührt sich was in einem Winkel, Mord Element! Wer soll's glauben: sitzt dort der Fuchs und will seinen Balg anziehen. Mit einer vordern Pranke war er schon im Aermel drin. Da ist mir's aber doch zu arg geworden und ich hab' mit ei' Beil der Toilette ein End' gemacht. Wenn ich's nicht mit eigenen Augen gesehen hätt', würd' ich's selbst nicht glauben!

(Eine muthige That.) In St. Gallen stand am Sylvesterabend ein Häuschen plötzlich lichterloh in Brand. Alles flüchtete und in der Bestürzung wurde ein kleines Mädchen vergessen. Da kam der Bruder, ein Schüler, athemlos gerannt, brach durch die Flammen und kam bald mit seinem Schwesterchen auf dem Arme zurück. Die auf ihren Kameraden stolzen Cantonsschüler sammelten sofort 100 Frcs. und legten sie für Bruder und Schwester in die Sparkasse. Der tapfere Knabe heißt Bommeli.

(Nicht zu hoffen, doch zu fürchten.) Ein alter Privatier heirathete ein junges Mädchen. Bei dem Hochzeitsschmause sagte einer der Gäste zu seinem Nachbar:

„Kinder wird der Ehemann wohl schwerlich zu hoffen haben."

„Zu hoffen nicht," entgegnete der Angeredete, „wohl aber zu fürchten.

Die Riesen-Zeitung Times in London hat sich eine neue Druckmaschine bauen lassen, die 9—11,000 auf beiden Seiten bedruckte Exemplare in der Stunde liefert und nur 2 Jungen zur Bedienung braucht, während jede ihrer bisherigen Riesenmaschinen 18 Menschen beschäftigt.

Carneades hielt zu Rom öffentlich zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit und — ward 90 Jahre alt.

Hufeland hat es in seiner Makrobiotik zu bemerken vergessen, daß man, um alt zu werden, keine Grundsätze haben dürfe. Börne.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 6. Mittwoch den 19. Januar. 1870.

Erinnerung.

Ich ging an dem Dörfchen vorrüber,
Wo halb meine Jugend verfloß,
Wo manchen Tag ich verspielte,
Und manche Freude genoß.

Es fanden gar bald meine Augen
Das alte, mir theure Haus,
Ernst schauten die grauen Mauern
Aus blühenden Blumen heraus.

Das Dörfchen lag hell in der Sonne,
Das Haus wie im doppelten Schein.
Das mochten aus meinem Herzen
Die frohen Erinn'rungen sein.

Königin und Violinspieler.

Von Stanislaus Graf Grabowski.

(Schluß.)

Baltazarini hatte bald erzählt, welcher Unfall ihm soeben zugestoßen sei; die Königin erbleichte ein paar Mal dabei, dieß ließ sich aber ebenso gut ihrer Theilnahme für den Künstler und bevorzugten Liebling, der in so großer Gefahr geschwebt hatte, zuschreiben, als jedem andern Grunde.

Anscheinend mit besorgter Theilnahme erkundigte sie sich nach seinem jetzigen Befinden.

Der Meister war wohl auf seiner Hut. An Katharina's Schuld konnte er nach ihrem Benehmen nicht mehr zweifeln; sie, die stolze Frau wagte kaum die Augen zu ihm aufzuschlagen, hundert Anzeichen verriethen ihr belastetes Gewissen. Er wußte, daß sie sich mit diesem einen Versuche, sich zu rächen, um so weniger begnügen würde, als sie ein ewiges Geheimniß darüber zu decken bestrebt sein müsse. Er war daher entschlossen, ihr nicht das geringste Mißtrauen zu zeigen.

Er war heiterer und hingebender als sonst, er sprach viel von der Freude, die er empfinde, Italien bald wiedersehen zu dürfen, dann von seiner baldigen Rückkehr, um wieder einer der treuesten Diener seiner Königin zu sein.

Endlich vermochte er sich sogar soweit zu bezwingen, daß er vor Katharina spielte, und sie diesesmal wirklich zufrieden stellte.

Mochte die Königin auch vielleicht insgeheim an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, und auf einen neuen Plan zur Vernichtung sinnen, sie zeigte sich dieses Mal auch gnädiger als sonst.

Als es schon sehr spät geworden, bot sie dem Meister sogar an, ihm für die Nacht ein Zimmer im Louvre einräumen zu lassen, damit er den ihm vielleicht noch auflauernden Mördern nicht zum zweiten Male in die Hände falle.

Es war dies wohl nur ein plötzlicher Einfall, aber Baltazarini, der heimlich scharf beobachtete, hatte dabei einen plötzlichen Gedanken wie einen Blitzstrahl in ihren Augen aufzucken sehen. —

Dennoch war er genöthigt, ein Anerbieten, das von so hoher Seite kam anzunehmen.

Er dankte ihr scheinbar herzlich und folgte ohne Zögern dem Pagen, der beauftragt wurde, ihn zu führen.

Warum konnte nicht auch innerhalb des Louvres ein solcher mächtigen Person mißliebiger Mensch ermordet werden und sein Leichnam dann für immer verschwinden?

Wer würde gerade da den Mörder gesucht haben? Und waren solche Fälle wohl nicht schon öfter vorgekommen?

Baltazarini war überzeugt, es sei ihm eine zweite noch gefährlichere Falle gelegt worden.

Kaum allein in dem ihm angewiesenen Gemache, untersuchte er dasselbe genau, ob es ihm nicht Gelegenheit zur Flucht darbiete. Es lag ziemlich hoch über dem Erdboden, nach der äußern an die Seine stoßenden Seite des Schlosses hinaus. Die Flucht war gefahrvoll, aber sie war nicht unausführbar.

Er bereitete sich geschickt aus der Wäsche des für ihn hergerichteten Bettes, aus den Gardinen und anderen dafür passenden Stoffen die er vorfand, eine Art von Seil, befestigte es an der gemauerten Fenstersäule und ließ sich hinab. Katharina dachte wohl nicht daran, daß er Mißtrauen hege, denn sie hatte keine Vorbereitungen, seine Flucht zu hindern, treffen lassen.

Nicht ohne Gefahr erreichte Baltazarini den Boden und eilte nun ohne Aufenthalt an dem

Ufer der Seine entlang nach seiner Wohnung. Er wollte von da aus sofort Paris verlassen und es mit Tagesanbruch schon weit im Rücken haben. Noch eine Sorge, als die um seine eigene Person quälte ihn, daß nämlich Katharina auch das Leben des Fräuleins von Rochambeau bedrohe, das sie vielleicht nur deßhalb eben von der Hauptstadt entfernt hatte. Er mußte zu Meta, sie warnen und zu bewegen suchen, daß sie sich mit ihm ohne Zögern in Sicherheit bringe.

Seinen Vorsatz führte er noch im Laufe der Nacht glücklich aus; am Morgen war er zu Pferde, dem er kaum Ruhe gönnte, auf dem Wege nach der Bretagne.

Der Marquis de la Vergne war ihm bei Weitem voraus; er war auf seiner Reise auch nicht säumig, denn die Aussichten, die ihm die Königin gestellt, waren verlockend genug für ihn.

Kaum auf dem Schlosse Meta's angekommen, die sich hier ganz allein befand, da ihr Oheim sie seiner Geschäfte wegen nicht hatte begleiten können, ließ er sich anmelden und überreichte ihr mit aller Liebenswürdigkeit das Handschreiben Katharina's. Es enthielt den gemessenen Befehl Katharina's für sie, sofort dem Marquis ihre Hand zu geben und die Ehe durch den nächsten Priester einsegnen zu lassen.

Wer konnte in damaliger Zeit einem noch so willkürlichen Machtspruche, der von so hoher Seite kam, widerstehen, und was wären die Folgen davon gewesen? Büßten nicht Tausende ganz Unschuldiger in den Kerkern der Bastille und anderen des Königsreichs lebenslang für den geringfügigsten, berechtigten Widerstand, nur dafür, daß sie minder hohen Personen, als der Königin ein Dorn im Auge waren?

Meta sank ohnmächtig in die Arme ihrer Duenna; der Marquis zog sich triumphirend zurück und machte es sich, ihre Antwort erwartend, im Schlosse so bequem, als wäre er schon Herr desselben.

Die Verzweiflung Meta's, als sie wieder zu sich kam, war grenzenlos; sie wußte keinen Ausweg aus ihrer Noth. Sie verabscheute den Marquis und liebte Baltazarini mit aller Gluth und Stärke der Seele.

Während der Marquis de la Vergne sich unbesorgt der Ruhe nach der langen Reise hingab, traf mehrere Stunden nach ihm ein Mann in schwarzer Kleidung auf schäumenden Pferd ein. Sein ganzes Aussehen sagte, daß er unerhörte Anstrengungen gemacht habe, das Schloß zu erreichen.

Er verlangte, sogleich zu dem Fräulein von Rochambeau geführt zu werden, und obgleich ihn die Dienerschaft abweisen wollte, da ihre Dame krank sei, setzte er doch durch, ihr gemeldet zu werden.

Meta stieß einen Freudenschrei aus, als sie seinen Namen hörte; eine Minute später lag sie schluchzend an seiner Brust.

Der Marquis schlief seelig bis zum nächsten Morgen fort und träumte von seiner neuen Herrschaft und seiner schönen Frau; die Reise hatte ihn sehr angestrengt.

Als er erwachte, erkundigte er sich nach dem Befinden des Fräulein von Rochambeau.

Das Fräulein ist gestern Abend schon abgereist, war die Antwort.

„Abgereist?"

Der junge Mann faßte sich wie ein Träumender an die Stirn.

„Abgereist? — Wohin?"

Der Diener, der ihm Bescheid gab, zuckte mit den Achseln. Fräulein v. Rochambeau hatte nicht hinterlassen, wohin sie sich mit dem Manne in der schwarzen Kleidung zu wenden gedenke; sie hatte aber ihre Juwelen und andere kostbare Gegenstände mitgenommen, was auf eine lange Reise zu deuten schien. Der Marquis fluchte, wie ein Wahnsinniger, auf sein Unglück und seinen langen Schlaf. Er war im Schlosse wieder ein Fremder und beeilte sich, es zu verlassen, um nach Paris zurückzukehren.

Als er dort der Königin seinen Bericht abstattete, wandte ihm diese zornig den Rücken und biß sich die Lippen blutig.

Baltazarini und seine junge Gemahlin Meta tauchten erst später wieder in Italien auf, wo sie sich wohl vor allen möglichen Nachstellungen Katharina's zu hüten wußten. Es gelang Meta noch einen großen Theil ihres Vermögens zu retten, auf das Andere verzichtete sie gern für das Glück, das sie in ihrer Ehe gefunden hat.

Baltazarini's Name glänzt noch heute unter denen der Meister in der Musik.

Was das Schicksal Katharina von Medici anbetrifft, so verweisen wir auf die Geschichte, deren Blätter sie vorzüglich durch die furchtbare Feier der bekannten Bartholomäusnacht, befleckt hat.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Ich bin der festen Ueberzeugung, daß er Clairisse wahr und innig liebt, und ich zweifle nicht, daß er sie glücklich machen kann und machen will. Wie man sich in einem Menschen täuschen kann, das sehen Sie an Graf Eichendorf, den Sie immer für einen aufrichtig guten, ehrenhaften Charakter gehalten haben und der

doch ein charakterloser Schurke ist. Man hat ihn gestern verhaftet, da Verdachtsgründe vorliegen, daß er mit dem fallirten Meyer associrt war und mit demselben einen betrügerischen Bankerott verübt hat. Er nannte sich Ihren Freund, um Ihr Räuber werden zu können."

„Nicht möglich!" rief der General überrascht.

„Und doch ist es so, mein Freund. Der Heuchler wird Ihnen natürlich auch manches erdichtete von dem Hauptmann erzählt haben, der, wie ich zugeben will, vielleicht verderbt, aber gewiß nicht schlecht ist Ich habe ihn jetzt liebgewonnen. Ein Wesen von der Reinheit Clairisse's ist geschaffen, dem Himmel Gefallene wieder zuzuführen; lassen Sie ihr's thun. Vertrauen Sie Ihrer Wahl. Lassen Sie den Hauptmann nicht abreisen. Folgen Sie dem Rathe des Doktors; es ist der Rath des verständigen Arztes und des aufrichtigen Freundes!"

„So geschehe es denn in Gottes Namen!" sagte der General und ging zur Thüre. Er kehrte aber wieder um und warf sich mit den Worten:

„Ich kann nicht!" in den Lehnstuhl.

„So soll Clairisse also sterben?" fragte Baron Gutschmidt leise.

„Sterben? Wer spricht von Sterben?" rief der General, sich, wie im Delirium, das Silberhaar raufend.

„Das liegt allerdings nicht aus dem Bereiche der nächsten Möglichkeit," bestätigte Dr. Sträche vortretend.

„Sie würde also bestimmt sterben?"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Vielleicht, Herr General, vielleicht auch nicht. Wer weiß Das?"

„Nein. Sterben soll sie nicht, wenn ich es hindern kann, und müßte ich das Mittel dem Teufel abkaufen. Nur nicht sterben, ehe ich gestorben bin," stammelte der geängstigte Mann bewegt.

Arthur saß in Reisekleidung auf seinem Zimmer, als ungefähr eine Stunde nach der eben erzählten Scene Herr du Chaumont zu ihm eintrat.

„Ich gehe schon, Herr General!" rief ihm Arthur entgegen.

„Und ich," erwiderte dieser, „ich komme, Sie zu bitten, noch länger mein Gast zu sein."

Arthur blickte den Sprecher mit einer Miene höchsten Erstaunens an.

„Meine Tochter," fuhr der General fort, „ist krank, sehr krank."

„Leider, Excellenz, ich weiß es wohl."

„Der Arzt sagt, daß vielleicht ihre Neigung zu Ihnen und mein Verfahren gegenüber derselben Ursache der Krankheit sei und daß" ...

„Und daß" . . . drängte Arthur.

Daß vielleicht das entgegengesetzte Verfahren einen wohlthätigen Einfluß auf die Krankheit haben könne."

Arthur lauschte, immer gespannter werdend, jeden Wortes; er glaubte den General zu verstehen, aber er getraute sich nicht, Consequenzen zu ziehen.

„Sie verstehen mich," fuhr Herr du Chaumont fort: „ich will" . . .

„Sie wollten unserer Liebe Ihren Segen geben?" rief Arthur, dem Greis zu Füßen stürzend. „Sie wollten es?" . . . Ist das wahr, Herr General? . . . Sie können nicht mit meinem Schmerze spielen wollen; sprechen Sie es aus das Wort, das eine Wort, an dem das Loos eines Menschen hängt, der mit der Leidenschaft eines Wahnsinnigen liebt! Sprechen Sie, Sie wollten Liebe die Liebe geben?"

Herr du Chaumont heftete seine Augen mit seelenprüfendem Blick auf das Gesicht des Bittenden. Er schien gerührt von der leidenschaftlichen Gluth, die sich darauf malte; ihn bei der Hand aufhebend, sagte er langsam, fast feierlich:

„Ich will es, wenn ich versichert sein darf, daß Sie meine Tochter glücklich machen können und glücklich machen wollen!"

„Was an mir liegt," betheuerte Arthur, die Hand des Generals stürmisch an seine Brust drückend, „was an mir liegt, bei Gott und meiner Seligkeit! das soll geschehen, um einem Engel der Erde auch einen Himmel auf Erden zu geben."

„Deß walte der Himmel und die heilige Jungfrau beschütze mein Kind! . . . Jetzt kommen Sie, Herr von Römer! Baron Gutschmidt und der Doktor erwarten uns unten."

Es war drei Uhr Nachmittags. Der Zustand Clairissens war noch derselbe, welcher am Morgen gewesen war. Ihr Vater saß am Bette; Dr. Sträche, der Kranken unsichtbar, hinter diesem. Durch die niedergelassenen Rouleaux fiel nur ein gedämpfter Schein des Tageslichtes in das, durch eine Girandole trüb erleuchtete Zimmer. Die Kranke war, wenn sie hin und wieder aus ihrem Betäubungsschlummer erwachte, höchst empfindlich gegen Licht und Schall; es herrschte deshalb auch eine Ruhe um sie her, die jeden Athemzug hören ließ. Der General belauschte jeden Hauch der Kranken.

Diese lag schon lange, ohne ein Zeichen des Bewußtseins von sich gegeben zu haben. Als sie endlich aufblickte, verlangte sie wieder in hastigem Tone: Wasser.

Nachdem der General das Verlangte gereicht hatte, fragte er, den Kopf zu ihr hinüberbeugend, leise:

„Wie geht Dir's mein Kind?"

Clairisse schüttelte mit dem Kopfe.

„Der Doktor sagt, daß Du bald wieder

gesund werden würdest. Der Hauptmann Römer (Clairisse wurde etwas aufmerksam, als sie diesen Namen hörte) wünscht Dich auch einmal zu sehen . . . Er bleibt bei uns . . ."

Clairisse blickte ihren Vater forschend an, dann schloß sie wieder die Augen und schien nichts mehr zu hören. Es war der alte Zustand welcher ihren Willen wieder gefangen hielt; diesmal aber für kürzere Zeit.

Doktor Sträche beobachtete sorgfältig Puls und Herzschlag der Kranken.

„Etwas frequenter," murmelte er leise.

Er gab, als Clairisse wieder zu sich kam, dem General ein Zeichen durch Pantomime und dieser nahm das abgebrochene Gespräch wieder auf.

„Ich sagte Dir, daß Herr von Römer, unser Gast, Dich zu sprechen wünsche. Willst Du ihm das erlauben?"

Clairisse gab ihrem Vater gegen seine Frage einen fragenden Blick zurück.

„Du kannst es ihm schon erlauben; er hat Dich sehr lieb."

Clairisse antwortete noch immer nicht; aber sie wurde sichtlich aufgeregt und holte ängstlich Athem.

Doktor Sträche gab dem General einen Wink und dieser schwieg, bis er von Ersterem und durch den lebhafter gewordenen Blick seiner Tochter wieder zum Sprechen aufgefordert wurde.

„Ja, ja, mein liebes Kind," fuhr er fort, „der Hauptmann hat Dich wirklich sehr lieb und ich, na ich kann halt nichts dagegen, wenn Ihr Euch liebhaben wollt."

„Vater!" lispelte die Kranke kaum vernehmlich mit einem Anflug von Freude, die unverkennbar mit ungläubiger Furcht vor einem gutgemeinten Betruge verbunden war.

„Ja, ja Herzchen, 's ist nun einmal nicht anders der Vater muß nachgeben, so gut ist er nicht . . . . Soll ich den Hauptmann einmal eintreten lassen, daß er sich selbst überzeugen kann, wie Du Dich befindest?

Clairisse sah ihren Vater mit halbem Lächeln an, aber sie schwieg.

Der General ging hinaus, um bald darauf von Arthur begleitet, zurückzukehren.

Dieser war, man sah es ihm an, voll tiefer Bewegung, als er in das Zimmer trat, wo er sie an jenem Abend betend gefunden, wo ein zündender Blitzstrahl aus ihrem Auge und ein heller Strahl von Oben in seine Brust gefallen war. Das Herz voll Hoffnung, Glück und Liebe, schritt er langsam zum Bette und ergriff die Hand der Kranken, deren Augen mit einem eigenthümlichen, nicht erklärbaren Ausdruck auf ihn geheftet waren.

Eine Minute lang sah er sie mit leidenschaftlicher Liebe und Theilnahme an, dann drückte er ihre Hand sanft an seinen Mund und flüsterte ihr mit zarter Stimme zu: „Comment je t'aime!"

Clairisse durchzuckte es wie ein galvanischer Strom, eine dunkle Röthe überflog ihr heißes gespanntes Gesicht, dann traten die Augen stier, hervor.

„Da kommt er, da . . . er will mich haben hu, wie schrecklich er ist! . . . Arm, Vater, arm! . . . Er packt mich, Hülfe! . . ." stammelte sie ängstlich in abgebrochenen Sätzen, während sie sich rasch emporrichtete und aus dem Bette zu springen versuchte. Sie wurde vom General und Doktor Sträche mit Kraftaufwand zurückgehalten Als das Delirium culminirt hatte, sank sie kraftlos und erschöpft zurück.

„Jetzt ist's gut," tröstete eine Stunde später der Arzt den besorgten Vater. „Die Hauptkrise ist mit günstigem Schweiße eingetreten, der Puls wird regelmäßiger, die Zunge feuchter, der Athem freier. Wir haben gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Post" in Berlin erzählt folgendes Abenteuer: Die Tochter des Kaufmanns S. in Breslau war in den Klavierunterricht gegangen und nach demselben nicht in's elterliche Haus zurückgekehrt. Die besorgten Eltern forschten nach und brachten in Erfahrung, daß ihre Tochter aus dem Unterrichte ganz ausgeblieben sei. Beim Durchsuchen ihres Zimmers fand sich ein Abschiedsbrief folgenden Inhalts vor: Liebe Eltern, Ihr habt Eure Zustimmung nicht geben wollen, daß ich meinen Max heirathe, weil er kein Geld hat. Er liebt mich und ich ihn. Er hat Arbeitskraft und etwas Geld und nimmt mich ohne jedwede Mitgift. Wir gehen nach Amerika. Gott behüte Euch." Der hart betroffene Vater reiste sofort dem Pärchen nach; er wollte direct nach Hamburg. Die Reise bis dorthin blieb ihm jedoch erspart, denn aus der hiesigen Fremdenliste ersah er, daß das Pärchen in einem unserer Hotels logire. Der Vater eilte dorthin; das Töchterchen war im Theater Als es am Arme ihres Zukünftigen zurückkehrte, trat ihnen der Vater entgegen, aber mit freundlicher Miene. „Lieber Schwiegersohn, nichts von Amerika, kehren Sie mit mir nach Breslau zurück und treten Sie als stiller Compagnon in mein Geschäft." Der Schwiegersohn schlug ein. Am Donnerstag Morgen wurde die Rückreise angetreten.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 7. Samstag den 22. Januar. 1870.

Winterabend.

Draußen liegt des Winters Hand
Ueber Thal und Hügel,
Und den Sonnenprossen kürzt
Helios die Zügel.

Purpurn Gold im Abendschein
Rings die Höhen sprühen,
Wald und Au mit Schnee bedeckt
Rosenfarben glühen. —

Sonne sinkt, — kein Blumenduft,
Keine Frühlingslänze;
Doch die Sterne leuchten jetzt
Schöner als im Lenze. —

Mond, so volles Silberlicht
Ist Dir nie entflossen . .
Spähst Du, ob im Herzen mir
Lenzeskeime sprossen?

Iris.

Von Adolph Görling.

Das Leben selbst übertrifft jedes Bild, welches die Dichter jemals von demselben entworfen haben. Kein Reichthum der Phantasie kann mit der unendlichen Fülle der Gestaltungen des wirklichen Lebens wetteifern. Kein Wollen und Können des Einzelnen ist im Stande, das aus sich heraus zu erfinden und zu schaffen, was das Leben uns aus dem unerschöpflichen Schatze seiner heiteren oder tragischen, seiner schmerzenreichen oder freudesprühenden Ereignisse darbietet.

Der sinnreiche Hidalgo von Mancha sagt zu seinem getreuen Knappen: das Schicksal der Menschen gleicht einer Pyramide. Entweder ist die Pyramide auf die breite Basis oder auf die Spitze gestellt. Für mein Leben paßt das Bild der umgekehrten Pyramyde, denn aus kleinem unscheinbarem Anfange wuchs dasselbe zur Größe heran.

Ich verlebte meine Kinderjahre in einer erbärmlichen Hütte, tief in einer der gewaltigen Forstungen, welche den Fuß des Harzgebirgs umziehen.

Ich war meiner Eltern einziges Kind. Unsere nächsten Nachbarn waren einige Köhler, welche etwa 2 Stunden entfernt wohnten. Ein kleines armseliges Dorf ließ sich von einer kleinen Felsengruppe aus entdecken, welche unfern meiner väterlichen Hütte lag.

Weit über dies Dörfchen hinaus erschien bei gutem Wetter der stumpfe Thurm eines herabgekommenen, von Töpfern bewohnten, Marktfleckens.

Es ist eine Erinnerung aus meinen frühesten Kinderjahren, daß mich mein Vater, von meiner Mutter unterstützt, auf einem zweirädrigen Laubkarren allemal bei kaltem, schlechten Wetter nach jenem Marktflecken fuhr und daß ich in der dunklen Kirche in einem großen eichenen Stuhle so lange allein sitzen mußte, bis meine Aeltern zum Abendmahle gegangen waren.

Die Einsamkeit, in welcher ich meine Kinderzeit verlebte, konnte kaum vollständiger gedacht werden. Ich hatte bis in mein zwölftes oder dreizehntes Jahr mit so wenig fremden Leuten gesprochen, daß ich sie an den Fingern abzählen konnte: Die vier Kohleabrenner, die Tochter des einen Kohlenbrenners, den Oberförster, der von Zeit zu Zeit in unser Haus kam und sich meist immer mit meinem Vater zankte, der Bauer, der uns Holz zufuhr, den Töpfer und den Wirth und die Wirthin des Rathskellers in jenem entfernten Marktflecken.

Nach der Schule ging ich niemals. Dennoch war ich, wie ich später zu meiner Ueberraschung bemerkte, ganz vortrefflich unterrichtet. Ich lernte so frühzeitig nicht allein lesen, sondern auch schreiben, daß die Erinnerung an meine Anfänge in diesen Künsten vollständig erloschen ist.

Daß ich französisch und englisch lesen lernte, ist mir noch erinnerlich; die Fähigkeit, mich in diesen beiden fremden Sprachen mündlich auszudrücken, besaß ich schon in den ersten Kinderjahren, deren Eindrücke von der Welle der Zeit spurlos hinweg gewaschen werden. Auch meine Kenntnißj der musikalischen Noten reicht bis in die dichte Dämmerung der Kindheit zurück.

Meine einzigen Lehrer waren meine Aeltern. Beide waren sehr eigenthümliche Menschen. Ich erinnere mich meines Vaters als eines hochgewachsenen Mannes mit dichten, rothblonden Locken, mit einem ungeheuren Backenbarte und leuchtenden., ganz außerordentlich freundlich

blickenden, großen blauen Augen. Meine Mutter war klein, zierlich, mit fleischigen weißen Armen; rothen runden Wangen, blauen Augen und mit reichem, rabenschwarzem Haare.

Eine Uebereinstimmung der Charaktere, der Neigungen, Ansichten, wie solche — bis in die allergeringsten Kleinigkeiten herab — bei meinen Aeltern vorhanden war, habe ich im spätern Leben nie wieder angetroffen.

Mein Vater war landesherrlicher Unterförster. Er hatte zwar eine Galauniform mit goldenen Knöpfen und Tressen, aber sein jährlicher Gehalt betrug nicht mehr als fünfundzwanzig Thaler Cassengeld.

Obgleich meine Eltern in unserer Waldhütte freie Wohnung hatten, einige Malter Brodkorn jährlich und Feuerung als Deputat bezogen, so zeugte doch der Umstand, daß mein Vater nicht allein mit seinem Einkommen ausreichte, sondern auch noch Geld zu sparen vermochte, von der außerordentlichen Kunst im Haushalten. War mein Vater nicht im Revier, so arbeitete er unermüdlich in unserem Gemüsegärtchen und auf einigen Stücken Landes, welche er selbst mit Hacke und Spaten urbar gemacht hatte.

Meine Mutter hatte Ziegen und Schweine und löste für die von ihr zusammengelesenen, straffen Säcke von Bucheckern, für Trüffeln und Apothekerpflanzen jährlich ein für unsere Verhältnisse bedeutendes Sümmchen.

So war es möglich daß der in unserer Waldeinsamkeit in rauhester Gestalt auftretende Winter uns stets trefflich zu seinem Empfange gerüstet fand. Was etwa fehlte, gab der Wald noch nachträglich her — Dachse, um unser Lämpchen mit Fett zu versehen, Krametsvögel, Hasen und zuweilen ein Reh, damit Sonntags nach beendigter Andacht der Braten nicht auf unserem weißen Lindentische fehlte. Mein Vater besaß ein außerordentliches Geschick nicht allein für mechanische, sondern auch für wirklich künstlerische Arbeiten. Er schnitzte mir eine Menge von Spielwerk aus Holz und Serpentin, schöner, als ich solches je wiedergesehen habe. Seine Rehe, Hirsche, Dachse, Füchse, Wölfe, Wiesel, Marder, sauber aus Ahorn, mit einem gewöhnlichen Taschenmesser gefertigt, waren so vorzüglich, daß selbst der mürrische Oberförster darüber in Entzücken gerieth. Die Lebhaftigkeit, die charakteristische Treue, welche die von meinem Vater ausgestopften Gruppen von Vögeln und kleineren Raubthieren zeigten, waren wundervoll.

Unermüdlich brachte mein Vater immer Neues zu Stande und alles schien geschmackvoll, oft unübertrefflich. Er zeichnete sicher, schnell und seine Landschaften — die ich heute noch in Gedanken vor mir sehe — redeten die Sprache der tiefsten Empfindung. In spielender Manier und doch sehr gründlich bei seinen Unterweisungen zu Werke gehend, machte er die Malerei für mich zu einer, ich möchte sagen, natürlichen Ausdrucksweise.

Die ersten Lektionen in der Musik mußten die Thiere des Waldes geben. Mein Vater lehrte mich genau auf die Wildrufe achten und brachte es durch seine Unermüdlichkeit dahin, daß ich die bunten und krausen Töne selbst der kehlenfertigsten Waldsänger mit der täuschendsten Genauigkeit nachahmen lernte. Ich konnte bald mit den Drosseln, dem Spottvogel, dem Staar, ja sogar mit der Nachtigal in ihren eigenen Weisen um die Wette singen.

Als ich eine Meisterin in meiner Kunst geworden war, als ich anfing, mir selbst eigene Weisen aus den verschiedenen Melodien der Waldvögel zu bilden, da erklärte mein Vater, daß es die höchste Zeit, mich in der Musik zu unterrichten.

Mein Vater beschloß, zunächst ein Instrument zu bauen — eine kleine, in einer alten Commode anzubringende Orgel mit Pfeifen von Rohr und Pappe. Muthig begann der Vater die Arbeit und bald waren fast alle Pfeifen fertig und gestimmt. Da zerstörte ein Unfall die Frucht so langer Mühen.

Zum Geburtstage meiner Mutter hatte der Vater einige Schwärmer gefertigt, welche, da sie große Aehnlichkeit mit den Orgelpfeifen besaßen, von mir zwischen diese gelegt worden waren. Als der Vater bei seiner Orgelbauerei eines Abends die Pfeife anbrannte, fing der eine, dann auch der andere Schwärmer Feuer, die Orgelpfeifen brannten lustig mit und nur mit Mühe konnte größeres Unglück abgewandt werden. Von diesem Augenblicke an war von der Orgel keine Rede mehr.

Als einziges Hülfsmittel für meine musikalischen Studien mußte die D-Flöte meines Vaters dienen, welche derselbe mit meisterhafter Fertigkeit zu blasen verstand. Außer einem Notenbuche mit alten Walzern, Hopsern und Quadrillen besaß mein Vater eine Anweisung die Flöte zu spielen," vom Jahre 1752, verfaßt von Johann Joachim Quanz, dem berühmten Lehrer Friedrichs des Großen.

Ich mußte Note für Note des Buches durchsingen. Anfangs waren diese Studien für meinen Vater vielleicht nicht mehr, als ein angenehmer Zeitvertreib, welcher als willkommene Zugabe für mich nicht ohne Nutzen war. Als mein Vater aber entdeckte, wie leicht ich zu fassen vermochte, wie fein und sicher mein Gehör, wie unverwüstlich mein Gedächtniß war, da wurde der musikalische Unterricht für mich zur Hauptsache erhoben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Als Clairisse erwachte, klagte sie nur noch über eine beängstigende Unruhe und große Schwäche. Auch das änderte sich zum Abend.

„Du warst sehr krank, meine Clairisse," sagte der General zu seiner Tochter, als er mit ihr allein war.

„Wirklich, Vater?"

„Sehr; aber der Doktor versichert mir, daß jetzt alle Gefahr vorüber ist."

„Guter Vater, Du!"

Herr du Chaumont neigte sich auf's Bett und drückte, freudig gerührt, einen Kuß auf die Alabasterstirne seiner Tochter.

„Der Hauptmann wird Dich wohl auch einmal wieder sehen wollen!"

Clairisse sah ihren Vater erstaunt an; dann fuhr sie mit der Hand über die Stirne und blieb eine Weile nachsinnend.

„Der Hauptmann?" fragte sie, wie noch zweifelnd.

„Herrn von Römer! Hast Du ihn wirklich lieb, meine Tochter?"

„Von ganzem, ganzem Herzen, mein Vater!" erwiderte Clairisse schnell in einem Tone, der halb wie Entschuldigung und halb wie Bitte klang. —

„Soll ich ihn einmal holen?"

Ein unbeschreiblicher Blick voll Dankbarkeit und schmerzgemischter Freude beantwortete diese Frage. —

Bald darauf stand Arthur am Fuße des Krankenbettes.

„Kommen Sie, Hauptmann," sagte Herr du Chaumont freundlich und legte die Hand des zum Eidam Angenommenen in die seiner Tochter.

Arthur fiel, die zitternde Hand der Geliebten krampfhaft festhaltend, vor dem Bette auf die Knie. Die Zunge versagte ihm den Dienst, aber der aus seinen Augen unaufhaltsam hervorbrechende Thränenstrom sprach beredter, als es Worte zu thun vermocht hätten.

Es wurde ein Akt schweigender Verlobung zweier Herzen gefeiert, zweier Herzen — das eine rein, wie eine jungfräuliche Alpenblume, das andere, befleckt vom unauswischbaren Schmutze des Verbrechens, das eine durchzogen von jenem stillen, geweihten Frieden, in dem eine Welt voll erdenfremden Glücks ruht, das andere — zerissen — voll einer Mischung unsäglichen Elends und bestrittenen Glückes, ringend um einen ähnlichen Frieden, ohne ihn erlangen zu können. Und doch mußten die beiden Herzen Berührungspunkte haben.

Clairisse erholte sich langsam, aber von Tag zu Tag sichlich mehr.

Das gestörte Gleichgewicht ihres feingewebten Nervensystems war bald wieder hergestellt, ihr Herz feierte, wie draußen die Natur ihr Frühlingsfest.

Das helle Gestirn der Liebe war an ihrem Lebenshimmel aufgegangen; sie durfte jetzt diesen Stern nennen, sie durfte ihn leiten, er wollte sich ja gern von ihr leiten lassen; und warum denn auch sollte es ihrer reinen Hand nicht möglich sein, ihn ganz auf ihre Bahn zu lenken?

Die Vergangenheit macht ihr keinen Vorwurf, die Gegenwart bringt ihr neue Blumen, die Zukunft verspricht ihr Alles — was ein Mädchenherz, voll warmer, duftender Lebenspoesie, nur hoffen kann. Sie liebt und wird wieder geliebt. Warum sollte sie nicht glücklich sein in ihrer Liebe?

Anders bei Arthur.

Auch er hätte sich gern ganz dem Glücke der Gegenwart hingeben mögen; aber die Erinnerung ruft ihm immer wieder die Vergangenheit zurück und umdüstert seinen Blick in die Zukunft. —

Er hat die Hand seines Schutzengels erfaßt, — soll er sie loslassen, um in den Abgrund hinabzustürzen, dessen Schlund unter seinen Füßen gähnt?

Er klammert sich, je heftigere Stürme seine Brust durchtoben, desto fester an sie an. Seine Liebe ist eine fieberhafte Nervenspannung; er kann ihr nicht entsagen, ohne sich gleichzeitig von seiner ganzen Zukunft zu trennen. Sie ist zu stark diese Liebe und sein Herz zu schwach, um seiner Buße (und vielleicht auch dem Glück des geliebten Wesens?) das Opfer der Entsagung zu bringen. Und warum denn auch es thun?

Arthur redete sich ein, daß der Regirungsrath an allem Unglück schuld sei, was ihn und seine Familie betroffen, daß der Tod Arouets als die gerechte Strafe dieser Schuld betrachtet werden müsse, daß er nicht anders habe handeln können und daß seine betrügerische That legitimirt werden könne, wenn er dem Regierungsrath die ganze Wahrheit gestehe und von diesem — den er ja nöthigenfalls in Händen hatte — an die Stelle Arouets adoptirt werde.

Dann (so schläferte er sein Gewissen ein) gehe ich zu meiner Mutter, hole mir ihren Segen und der Himmel wird mir den seinigen geben!

Es war ein schöner, warmer, duftiger Frühlingsabend, ein Abend, wo die Welt, trauernd, daß die Sonne sie verläßt, schweigend das Verschwinden ihrer letzten Strahlen bewacht. Clairisse saß im Garten auf einer Bank, um die

ein fraxinus excelsior, var. pendula mit seinen herabhängenden Blüthenzweigen eine dichte Laube bildete. Sie war versunken in das sich vor ihr aufthuende ergreifende Schauspiel der Natur. Ihre Augen schweiften trunken über die gegenüberliegenden Berge, deren Kuppen die im Abschiedskusse darauf liegende Sonne mit flüssigem Golde überschüttete, während rings herum tiefe Sabbathruhe lagerte. Auch das Herz der Wiedergenesenen, die heute zum ersten Male wieder ihren bereits im Blüthenschmucke Flora's prangenden Garten begrüßt hatte, feierte Sabbath und das liebliche Engelgesicht blickte im frommen Danke auf zu Dem, der ihr wieder Gesundheit und — wie der Natur — auch ihrem Herzen Frühling, den berauschenden Frühling einer ersten Liebe gegeben.

(Fortsetzung folgt).

Mannigfaltiges.

Am 19. Januar bei dem ersten Grauen des Morgens wurde auf dem Platze la Roquette zu Paris an Troppmann das Todesurtheil vollzogen. Die ganze Nacht über hatte eine zahllose, aus den zweideutigsten Elementen der Gesellschaft zusammengesetzte Menge auf dem unheimlichen, von zwei großen Gefängnissen eingeschlossenen Platze bivouakirt und sich in gewohnter Weise dem frivolsten Zeitvertreib überlassen: Gassenhauer wechselten mit der Marseillaise ab, die Branntweinflasche ging von Mund zu Mund, cynische Vorträge bereiteten auf das blutige Schauspiel vor. Das Anzünden der rothen Laternen über dem Gefängniß, für Kenner ein untrügliches Zeichen, daß die Hinrichtung in derselben Nacht stattfindet, das Erscheinen der Zimmerleute, welche das Blutgerüst aufrichteten, endlich und vor Allem die Ankunft des Scharfrichters Heidenreich und seiner Gehülfen wurde mit tausendstimmigem Gejohle aufgenommen. Drinnen in la Roquette war inzwischen die ganze Nacht durch alles auf den Beinen. Als um 6 Uhr der Direktor, der Chef der Sicherheitspolizei und der Almosenier, Abbe Crozes, in die Zelle des Verurtheilten traten, war Troppmann schon aufgestanden. Der Erstere sagte zu ihm: Troppmann, der Kaiser hat ihr Gnadengesuch verworfen, die Stunde der Sühne hat geschlagen. Troppmann, welcher die Nacht über gut geschlafen hatte, antwortetete: „Ich habe keine Furcht.“ „Haben Sie mir noch etwas zu sagen?“ „Nein nichts, ich beharre bei Allem, was ich gesagt habe. Ich war in der That betheiligt, aber ich habe nicht selbst getödtet.“ Sie behaupten also noch immer, daß Sie Mitschuldige haben?“ „Ja,“ antwortete Troppmann mit sicherer Stimme. Man ließ ihn eine Weile mit dem Geistlichen allein; er hörte denselben mit Sammlung an, ohne indeß besondere Furcht vor dem Jenseits zu verrathen, und gerieth erst dann in tiefe Rührung, als der Geistliche ihm von seiner Familie und seiner Mutter sprach. Zum Schlusse frägte ihn der Geistliche, ob er zu seiner Stärkung ein Glas Wein wolle. „Ich danke Ihnen“, antwortete Troppmann, „ich verlange nichts mehr, ich werde muthig zu sterben wissen.“ Man führte ihn dann in ein anderes Zimmer und vollzog an ihm die sogenannte „Toilette“. Arme und Beine wurden ihm gebunden und für die Letzteren nur der nothwendigste Spielraum gelassen; dann wurden ihm die Haare bis dicht an den Nacken und endlich der Hemdkragen abgeschnitten, während der Almosenier beständig Sterbegebete murmelte. Troppmann bewahrte auch während dieser Operation die vollkommenste Gelassenheit. Noch einmal fragt ihn der Chef der Sicherheitspolizei: Troppmann, bestehen Sie auf Ihren Erklärungen? „Vollkommen,“ entgegnete der Verurtheilte. Nun setzte sich der Zug in folgender Ordnung in Bewegung: Der Verurtheilte zwischen dem Geistlichen und einem Scharfrichtergehülfen, der Direktor des Gefängnisses und Hr. Claude, dann der Scharfrichter selbst. Um 7 Uhr weniger 5 Minuten öffnet sich die große Thüre des Gefängnisses und der Zug tritt in's Freie, um von der Menge mit den Rufen: Troppmann, Troppmann! A mort! à mort! empfangen zu werden. Troppmann schreitet mit Festigkeit vor, doch fühlt er sich durch die Fußschellen gehemmt und kann nur langsam das Schaffot erreichen. Erst als er dasselbe erstiegen, scheint ihn der Muth einen Augenblick zu verlassen; der Abbé Crozet tritt zu ihm und spricht zu ihm; er reichte ihm das Cruzifix, welches Troppmann küßt, dann empfiehlt dieser ihm noch seine Familie und fügt unaufgefordert hinzu: „Sagen Sie Herrn Claude, daß ich bei Allem, was ich ihm soeben gesagt habe, beharre! Das waren seine letzten Worte: eine Minute später war der Gerechtigkeit Genüge gethan.

Ein witziger Advokat trat in den Gerichtssaal und bemerkte, daß der versammelte Gerichtshof aus sehr jungen Räthen bestand. Nun heute ist mir wirklich bange um meine Clienten, sagte er zum Präsidenten. Weshalb? frug dieser. „Nun, ich sehe hier das jüngste Gericht versammelt.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 8. Mittwoch den 26. Januar. 1870.

Sonnenstäubchen.

Durch den Spalt der offnen Thüre
Fällt ein warmer Strahl herein:
Sonnenstäubchen auf und nieder
Tanzen in dem goldnen Schein.

Drängen sich in hellen Haufen
Mir, wahrhaftig wie zum Scherz,
Nah und näher, ungerufen,
An das kalt gewordne Herz.

Freue dich so junger Wonne,
Meine Seele, voll und rein:
Du auch wirst ein Sonnenstäubchen
Vor dem Auge Gottes sein!

Iris.

Von Adolph Görling.

(Fortsetzung.)

Es wurden zu meinem Unterrichte Noten gekauft, ohne die für uns ungeheure Summe von zehn, selbst zwanzig Thalern zu scheuen. Um mich weiter zu bringen, blies und studirte mein Vater mit größter Anstrengung.

Dennoch mußte er nach Verlauf von etwa 2 Jahren einsehen, daß er nicht im Stande sei, seine Fertigkeit im Spielen den Bedürfnissen gemäß zu steigern.

Es blieb noch ein Auskunftsmittel, um mir das, was ich nach dem bloßen Anblicke der Noten mit der Stimme nicht wiedergeben konnte, mir zur Anschauung zu bringen — ich mußte selbst Flöte blasen lernen. Und das geschah. Abermals fing ich den Quanz von vorne an und als ich endlich an dem Punkte angekommen war, welchen mein Vater nicht zu überschreiten vermocht hatte, da war ich stark und geschickt genug geworden, um wie eine Felsenschwalbe darüber hinweg zu fliegen.

So war ich dreizehn Jahre alt geworden. Ich hatte allgemach einsehen gelernt, daß es nicht allein das Glück, das stille, innige Genügen und eine bedürfnißlose Zufriedenheit waren, welche unter dem verwitterten Dache unserer Hütte herrschten. . . . .

Mein Vater war, so lang ich denken konnte, von dem heißen Wunsche beseelt, in seinen dienstlichen Verhältnissen vorzurücken und durch die äußerste Pünktlichkeit in seinen dienstlichen Pflichten die immer ausbleibende Beförderung endlich zu erzwingen.

Er ging viele Jahre lang wöchentlich ein Mal — der Holz und Wilddiebe wegen an wechselnden Tagen — nach dem kleinen Marktflecken, um auf dem Rathskeller die Zeitung, besonders der Versetzungen, Beförderungen und Vacanzen wegen zu lesen, die in der Verwaltung der herrschaftlichen Forsten vorgekommen waren.

Er schrieb sehr viele Gesuche; er baute eine Menge von Luftschlössern auf, indeß er uns die Gegenden, die schmucken Forsthäuser schilderte, nach denen uns endlich ein freundliches Geschick entführen sollte.

Doch die Resolutionen des Forstdepartements in der Residenz blieben sich immer gleich — dem Ansuchen des Unterförsters Christian Denner, das war der Name meines Vaters, kann für den „in Bezug genommenen Fall“ nicht Statt gegeben werden.

Oft auch warteten meine Eltern auf einen dieser großen Briefe mit dem großen feuerrothen Siegel so lange, bis der Vater die trostlose Nachricht, die ersehnte Stelle sei längst einem anderen zu Theil geworden, aus der Zeitung ersah.

Obgleich mein Vater meist bald wieder frischen Muth faßte, so gab es doch Zeiten — besonders wenn ihm abermals eine bessere Stelle, welche er fest in der Hand zu haben glaubte, auf unbegreifliche Weise entgangen war — daß mein Vater sich unter den Anfällen der düstersten Schwermuth beugte.

Erst kurz vor meiner Confirmation enthüllte mir die Mutter die eigentliche Ursache, weßhalb alle Klagen, Bitten und Forderungen meines Vaters um Beförderung spurlos verhallten.

Mein Vater war der Sohn eines Dorfcantors, nach dessen frühzeitigem Tode der Edelherr des Dorfes, Forstmeister von Eostraw sich des lebhaften und viel versprechenden Knaben angenommen hatte.

Sostraw war unverheirathet, kam nur jährlich einmal und zwar kurze Zeit nach seinem Landsitze und bekümmerte sich in den ersten Jahren wenig um seinen Schützling, welchen er in die Obhut der Verwalterfamilie gegeben hatte. Als aber der sechzehnjährige Jüngling, welcher den Forstmeister auf die Saujagd begleiten mußte, durch einen Meisterschuß einen hauenden Keiler erlegte, eben als dieser den Lieblingshund des Forstmeisters beim Kopfe gepackt hatte, um denselben zu zermalmen — da war das Waisenkind plötzlich für den Edelherrn eine sehr wichtige Person geworden.

Sostraw nahm den jungen Christian mit sich zur Residenz, ließ ihn vortrefflich unterrichten und hielt ihn, als wäre er sein eigener Sohn. Mit den glänzendsten Hoffnungen entließ der alte Herr den Jüngling zur Universität. Da erhob sich Deutschland gegen Napoleons Herrschaft und Körner's glühende Lieder riefen die Studenten unter die Fahnen der Lützow'schen Freicorps.

Als der Kampf beendigt war, kehrte mein Vater zurück — und zwar nicht allein, sondern von seiner Frau begleitet. Es war die Tochter eines armen Predigers aus der Gegend von Cleve, dem Cantonnement der Lützower, welche sich entschlossen hatte, das Geschick des Tapfern zu theilen.

Dies Geschick erwies sich wahrlich als kein glänzendes. Herr von Sostraw war außer sich, als er sich überzeugen mußte, daß sein geliebter Schützling wirklich durch legitime Bande an die junge Rheinländerin gefesselt sei und durch seine eigenmächtige Verheirathung alle weit aussehenden Pläne seines Beschützers vereitelt habe.

Sostraw erklärte meinem Vater in wilder Aufwallung, daß er ihn zu seinem Erben ausersehen gehabt, daß er ihn adoptirt haben würde, daß ihm der Adel und eine reizende junge Edeldame der Nachbarschaft als Gattin bestimmt gewesen sei. Von nun aber möge mein Vater seinen eigenen Weg gehen und, wie er es gewollt, in sein Nichts zurücksinken.

Mein Vater hoffte dennoch, daß Herr von Sostraw mit der Zeit milderen Gefühlen Raum geben werde. In dieser Hoffnung trat er — seine gelehrte Laufbahn aufgebend — in das Forstdepartement ein, wo ihn sein früherer Beschützer unmöglich aus den Augen verlieren konnte.

Mein Vater mußte von der Pike auf dienen — er ward Unterförster und zwar in dem Bezirke, welchem Hr. v. Sostraw vorstand. Jedenfalls konnte es, nach der Meinung meines Vaters, nicht lange dauern, bis sich für ihn ein Avancement eröffnete.

Aber ein Jahr verging nach dem andern und der arme Unterförster Christian Donner blieb immer Unterförster. Er ward bei seiner Dienstführung auf das strengste überwacht. Ihm ging nicht die leiseste Irrung oder Vernachlässigung ohne Rüge, ja ohne Drohung mit Dienstentlassung hin. Von Beförderung war keine Rede. Alle seine Collegen rückten aufwärts, wurden Förster, reitende Förster, Oberforster — für meinen Vater gab es kein Avancement. Er war zu stolz, um Sostraw zu bitten — dennoch glaubte er es der Mutter und mir schuldig zu sein, an das Herz des unerbittlichen Mannes zu appelliren.

Sostraw war kalt wie Eis. Er, der neue Chef des ganzen Forstdepartements, konnte leicht die Klagen eines Unterförsters abweisen und als dieser sich an den Landesherrn wandte, zum Schweigen bringen.

Es blieb meinem Vater keine Wahl, als in seiner erbärmlichen Stelle zu verharren, oder den Dienst zu verlassen, um sich vollends dem Elende preiszugeben.

Abermals waren einige Jahre vergangen. Ich war confirmirt, ich war vom Kinde zur erblühenden Jungfrau geworden. Mein Vater konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ich in unserer waldigen Einöde vergraben werden und verkümmern sollte. Er machte sich auf und ging zur Residenz, um abermals Sostraw aufzusuchen.

Bleich, innerlich gebrochen kehrte er zurück. Von dem Forstmeister ganz in der früheren Weise zurückgewiesen, hatte mein Vater die jahrelang in seiner Seele gährende Bitterkeit überschäumen gefühlt, und dem herzlosen Würdenträger gegenüber seinen Empfindungen über die erlittene Unbill den vollsten Ausdruck gegeben.

Die Antwort war die vom Ober-Forstdepartement verfügte Dienstentlassung meines Vaters.

In Ansehung seiner langjährigen Dienste ward ihm zwar die „Gnade" erwiesen, daß ihm, als wenn ihm gekündigt worden sei, ein Vierteljahr lang sein Gehalt — sechs Thaler und vier alte Groschen — belassen wurde; aber in Anschung der gegen seinen hohen Vorgesetzten ausgestoßenen Beleidigungen, sollte er sofort aufhören, irgend welche Dinstfunktionen auszuüben und sich bereit halten, seine Dienstwohnung, unsere baufällige Waldhütte, dem Nachfolger zu übergeben.

Das Rescript des Ober-Forstdepartement, welches dieses Unheil verkündigte lag mehrere Tage lang genau auf derselben Stelle auf unserem Eßtische, wo der Oberförster, nachdem er den Brief meinem Vater vorgelesen, denselben hingelegt hatte.

(Fortsetzung folgt).

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Sie war glücklich, unendlich glücklich, sie vergaß in ihrem Glücke die ganze Welt, sie lebte ein neues Leben, ein Leben für sich, ein Leben innig zarter Liebe. Als ob ihr Herz zu voll sei von seinem Glücke, drückte sie eine lange Weile ihre Hand gegen dasselbe. Ein Name entschwebte, leise gesprochen, ihren Lippen, dann zog sie ein Papier aus ihrem Mieder; sie las, was sie schon mehr als zwanzigmal gelesen, die Verse:

„Es hat ein Stern sich lieb zu mir geneiget,
Ein Stern so hell und wie Demant so rein,
Ein Stern, der übergießt des Herzens Fluthen
Mit seinem milden, vollen Strahlenschein.

Ein schöner Stern, der mir in seinem Leuchten,
In seinem Lieben bringt des Herzens Ruh',
Des Herzens Ruh' und Herzens Sturmeswogen:
Er lächelt mir in der Geliebten zu.

Er lächelt mir in seiner ganzen Schöne,
In seiner ganzen milden, lieben Pracht,
Und wenn die Sonne ihn nicht noch verschönte:
Ich wollt', es bliebe immer — ewig — Nacht!"

Clairisse hatte diese Verse kaum zu Ende gelesen, da erschrack sie leicht zusammen und verbarg das Papier schnell wieder in ihrem Mieder. Es raschelte in dem weichen Sande und bald darauf in den Zweigen der Esche .... ein Blatt, ähnlich dem eben versteckten, fiel in ihren Schooß. Das Mädchen blickte schnell um, es war Niemand zu sehen; aber auf dem Blatte stand von Arthurs Hand geschrieben:

„Wie bist, Clairisse, Du, schön!
Wie strahlt Dein Auge Sternenglanz,
Wie schweben in der Sylphen-Tanz
Aus seiner Himmel Sphären
Des Blickes Bajaderen;
Wie bist Du schön!

Wie bist, Clairisse, Du, schön!
Wie hänget schwarze Mitternacht
Um Deiner Stirne Tagespracht,
Wie wallt das Kleid der Tugend
Dir um den Thron der Jugend!
Wie bist Du schön!

Wie bist, Clairisse, Du, schön!
Wie schmückt die Korallenflur
Des Mundes Dein die Perlenschnur,
Durch die — wie Melodieen
Des Wortes Laute ziehen:
Wie bist Du schön!"

Clairisse drückte einen Kuß auf das Blatt faltete es zusammen und legte es zu dem ersteren. Dann stand sie auf und ging dem Hause zu.

Auf dem Wege dahin kam ihr Arthur entgegen.

„Guten Abend, Clairisse!" grüßte er, ihr die Hand reichend.

„Guten Abend, Herr Hauptmann!"

„Herr Hauptmann? meine Gnädige!";

„Wie Sie wollen, also: Guten Abend, Arouet!"

„Das höre ich lieber. Doch, daß ich nicht vergesse: ich komme in amtlicher Eigenschaft, nämlich als Ordonnanz des Herrn Generals, der mit Recht befürchtet, daß Ihnen die noch ungewohnte Abendluft nachtheilig sein könnte. Auch wünscht Sie Baron Gutschmidt, der eben gekommen ist, wieder einmal zu sehen. Sie befinden sich doch wohl Clairisse?" fragte Arthur, in das bleiche Gesicht der Geliebten schauend.

„Ich danke Ihnen. Sehr wohl," erwiderte diese mit überzeugendem Tone. „Und Sie?"

„Natürlich auch immer wohl und glücklich, wenn ich Die sehe, welche schon ihr Name „die Glänzende" nennt und die mit dem milden Glanze ihrer Erscheinung mein Herz so überglücklich zu machen vermag, daß es all sein Unglück vergißt."

„Aber warum denn, Arouet, warum denn nennen Sie sich unglücklich? Warum denn die Schwermuth, welche Sie oft überrascht, auch in den Stunden, in welchen Sie, wie Sie sagen, nur glücklich sind?"

„Weil ich mich dieses Glückes unwerth fühle, weil ich solche Glückseligkeiten nicht verdiene!"

„Sie werden schon wieder traurig, Arouet, und doch sagen Sie, daß Sie .... daß Sie mich lieben!"

„Von ganzer Seele, Clairisse; mehr als Alles in der Welt, mehr als — Gott!"

„Das ist schwere Sünde, was Sie da sagen, Herr .... Arouet! Den lieben Gott sollen wir über Alles lieben, und wenn Dem so ist, dann werden wir immer noch der Liebe genug für Menschen übrig behalten."

„Ich werde länger und länger in diese Augen voll Seele blicken und ich werde frömmer werden; ich werde von Ihnen lieben und glauben und hoffen lernen; ich werde durch Sie, Clairisse, immer besser und auch immer glücklicher werden!"

„Sie sind ungerecht gegen sich selbst, Sie quälen sich durch ungerechte oder zu strenge Vorwürfe. Wenn aber diese Vorwürfe, welche Sie so oft traurig machen, wirklich gerecht wären, heißt es nicht in einem englischen Dichter:

„Stehn oder fallen
Beruht allein in Deinem eig'nen Willen —
In diesem nur, nicht auswärts suche Hülfe
Und jegliche Versuchung weis' von Dir?"

„Glauben Sie, Clairisse, daß steh'n oder fallen ganz allein im eignen Willen beruht?"

„Ich glaube es, ja!"

„Sie würden also kein Mitleid für einen Gefallenen, für einen Verbrecher haben?"

„Sie meinen mit Graf Eichendorf?"

„Zum Beispi l mit dem Grafen; ja."

„Mitleid? gewiß, Arouet, das müssen wir für jeden Unglücklichen haben, da wir Niemand, auch nicht den Verbrecher, sondern nur das Verbrechen hassen sollen."

Sie würden also einen Verbrecher doch lieben können?"

Clairisse wurde durch diese Frage in Verlegenheit gebracht; sie wußte nicht, wie sie dieselbe verstehen sollte. Arthur konnte diese Verlegenheit nicht entgehen.

„Ich meine nicht gerade den Grafen, sondern einen Verbrecher überhaupt," fügte er schnell erläuternd hinzu. „Könnten Sie einen Menschen, der schwer gefehlt hat, aber seine Fehler bereut und wieder gut machen will — lieben?"

„Lieben? Vielleicht — ja. Aber so lieben, wie ich meinen Vater und . . . . Sie und Baron Gutschmiedt liebe, so lieben könnte ich einen Verbrecher nicht."

„Aber doch verzeihen könnten Sie ihm?"

„In dem Falle, wo ich eine That nicht verzeihen könnte, würde ich glauben, daß ich nicht Verstand und Kenntnisse genug besitze, um sie zu begreifen. Ich habe von meinem Vater gehört, daß eine gelehrte Landsmännin von ihm gesagt hat:

„Alles begreifen, heißt Alles verzeihen,"

und das mag wohl wahr sein. Müssen wir nicht bemitleiden und verzeihen, da Gottes große Weltordnung so eingerichtet ist, daß sich jede böse That durch sich selbst bestraft, und sagt nicht die Schrift: Mit dem Maße, da ihr messet, wird euch wieder gemessen werden?"

„Sie sind ein milder Engel, Clairisse! Wo denn aber haben Sie Ihre Weisheit geschöpft?"

„Weisheit? Arouet, Sie scherzen! Ich weiß nicht viel; aber ich habe meinem Vater immer gern zugehört und der weiß viel. . . . Doch da kommt er eben selbst, Sie an Ihre amtliche Eigenschaft als Ordonnanz zu erinnern und vielleicht eine amtliche Rüge ergehen zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Pittsburg in den Ver. Staaten wird von einer tollen Tanzwette berichtet, welche in einem dortigen Tanzsaale zum Austrag kam. Der Besitzer des Vergnügungslokales hatte einen werthvollen goldenen Ring als Preis für das Pärchen welches am längsten Walzer tanzen könne, ausgesetzt. Punkt 12 Uhr stimmte das Orchester an und 12 Paare begannen sich nach dem Takte zu drehen. Nach zwanzig Minuten traten vier Paare aus, am Ende der ersten Stunde hielten nur noch vier Paare aus, nach der zweiten gab noch ein Pärchen den Kampf auf, und abermals eine Stunde war vergangen, als das drittletzte Paar vollständig ermattet sich niedersetzte und die Arena den beiden andern Paaren überließ. Am Ende der vierten Stunde — so heißt es — wurden die Musiker schwach und von den Fingerspitzen der Violinisten tröpfelte das Blut auf den Boden. Als dann auch die fünfte Stunde um war, fiel eine Tänzerin in Ohnmacht und „unter lautem Beifalle" wurde dem Paare, welches im Felde blieb, der Preis zuerkannt. Die Damen wurden „mehr todt als lebendig" nach Hause gebracht, und sie, sowohl als ihre Tänzer sind seither bedenklich erkrankt. Den Tänzerinnen mußten die Schuhe von den Füßen geschnitten werden, so sehr waren ihre Gliedmaßen angeschwollen.

(Eine Lebensretterin.) Eine muthige That hat am 10. Januar eine junge Schauspielerin, des Theaters in Greenwich, Fräulein Howard mit Namen, vollbracht. Als sie am Abend des genannten Tages nach beendigter Vorstellung sich nach ihrer Behausung begab, sah sie im Flusse Ravensbourne zwei Kinder in Lebensgefahr. Unverzüglich sprang sie in's Wasser, ergriff die mit dem Tode ringenden kleinen Wesen und brachte sie in die Nähe des Ufers, wo es ihr mit Hülfe eines vorbeipassirenden Polizeibeamten gelang, sich und die Kleinen in völlige Sicherheit zu bringen.

(Ein Kneip-Genie.) Aus der „N. Fr. Pr." ersieht man, daß in einem Gasthaus zu Fünfhaus bei Wien dieser Tage ein 25jähriges Stammtisch-Jubiläum gefeiert ward, wobei der Präsident der Tafelrunde, der seit 38 Jahren an demselben Orte verkehrte, sein 40,180 Seidel leerte. Prosit!

Ich heiße Wunderlich, schrieb neulich ein Geschäftsmann, aber die Leute nennen mir Markus, weil mein Vater Meyer hieß

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 9. Samstag den 29. Januar. 1870.

Iris.

Von Adolph Görling.

(Fortsetzung.)

Der Brief schien ein lebendiges Ungethüm zu sein, welchem wir nicht zu nahen wagten.

Mein Vater, gefaßt und ernst, aber ganz seltsam zerstreut, war vom Morgen bis zum Abende in Bewegung, wie ein gefangener Lux. Er ging von der Stube in die Kammer, von der Flur in den Garten, in jeden Winkel desselben; auf die nach meinem Namen genannte Irishöhe und kehre zurück, um seine Wanderungen auf's Neue zu beginnen.

Meine Mutter fühlte bei seinem Anblick ihr Herz brechen. Sie drang darauf, daß mein Vater zum Abendmahl gehen möge, denn sie meinte, das werde ihn etwas beruhigen.

In schrecklichem Winterwetter gingen wir nach dem Marktflecken und genossen in der Kirche Brod und Wein. Nie habe ich einen Menschen so verzweifelt aus innerster Brust heraus ächzen gehört, gleich meinem Vater, als wir den Heimweg antraten. Zum ersten Mal so lang ich denken konnte, hatte mein Vater unsere Waldhütte für einen längeren Gang verlassen, ohne seine Doppelflinte mitzunehmen. Er sah nach seinem linken Arme und dann begann wieder das entsetzliche Aechzen. Auf das Zureden der Mutter murmelte er endlich:

„Ich glaube, mein linker Arm ist todt, und die ganze Seite, und das Herz auch. Es ist gut, daß wir alle Drei zusammen zum Abschiede zu Gottes Tisch gewesen sind, denn mit mir ist's bald aus.

Am andern Morgen wollte der Vater nach der Residenz, um zu versuchen, was sich gegen die harte Maßregel der obersten Forstbehörde thun lasse. Da die Mutter von der gestrigen Anstrengung krank geworden war, so wollte der Vater nicht, daß sie aufstand. Er kochte, nachdem er mir gesagt, daß ich ruhig weiter schlafen möge, selbst seinen Kaffee. Dann hörte ich ihn das Rasirmesser schärfen und mit dem Hunde sprechen. Nochmals trat er in die Kammer, um seinen neuen Jagdranzen zu holen — er war in voller Gala und trug den Hirschfänger an der Seite.

Ich erwartete jeden Augenblick, daß der Vater Abschied nehmen würde. Aber er kam nicht. Nachdem ich lange gelauscht, kam ich zu der Ueberzeugung, daß der Vater sich das Mal leise, ohne Lebewohl zu sagen, entfernt haben mußte, und stand auf.

Als ich in die Stube kam, wo das Lämpchen neben dem kleinen Spiegel auf dem Seitentische braunte, sah ich mit einem Erschrecken, das mir plötzlich das Herz zu zersprengen drohte, daß mein Vater angekleidet wie er war, mit der Mütze auf dem Kopfe, auf dem Sopha sich niedergelegt hatte. Die linke Hand hielt die Läufe der Doppelbüchse, deren Kolben auf dem Fußboden stand.

Als ich ihn anrief, anfaßte, war er unbeweglich, kalt. Ich rüttelte ihn und er fiel als eine schwere Masse mir zu Füßen. Er war todt. Der Gram, die Sorgen hatten sein Herz gebrochen.

Jetzt kam die Mutter hervorgestürzt. Sie ertrug den schrecklichen Schlag mit vollständiger Fassung. Sie weinte nicht, klagte nicht und ordnete mit einer ganz genauen Bestimmtheit an, was geschehen mußte, um den Vater in seiner Kammer auf Stroh zu betten. Mein Vater ward begraben und die Mutter, ich und Ajax begleiteten ihn nach dem Kirchhofe, wo man in hartgefrorner Erde mit scharfer Hacke ihm ein Grab bereitet hatte. Die Mutter mußte in der Rathsschenke zurückbleiben. Kaum war sie zu Bette gebracht so begann sie auch schon zu deliriren, indeß sie mir mit so schauerlich-geheimnißvollen Thone erzählte: daß ich eine Fürstin werden und eine goldene Krone tragen würde. Gegen Mitternacht erlahmte der Druck ihrer getreuen Hand — sie war dem Vater nachgefolgt.

Auch das zweite Begräbniß war vorüber und ich machte mich mit dem Rathskellerwirthe auf den Weg nach der Waldhütte.

Der alte Mann besah unsere ärmliche Habe, wandte jedes Stück rundum und kam nach langem Rechnen zu dem Resultate, daß er mir für alles, was vorhanden war, die Summe von 30 Thalern bezahlen wolle, wobei der arme Ajax zu 3 Thalern und die Doppelflinte

meines Vaters zu anderthalb Thalern angerechnet war.

Ich behielt nichts als meine Kleider, die Flöte meines Vaters, die Silhouettes meiner Aeltern, ihre Trauringe, und die Ohrringe und das Halsband meiner Mutter. Außer jenen dreißig Thalern hatte ich im Koffer meiner Mutter wohl an hundert und fünfzig Thaler vorgefunden.

Ich packte meine Schätze in einen Handkorb und verließ die Waldhütte, nachdem der Rathskellerwirth mit seinem Wägelchen die letzten Gegenstände aus unserer Behausung fortgeschafft hatte.

Es war gegen Mittag, als ich die Waldhütte verließ. Obgleich der Himmel klar war und die Sonne schien, so war es dennoch in dem scharfen Ostwinde empfindlich kalt. Ich sah mich noch einigemal nach unserer Hütte um, dann betete ich einen Gesang „in Kreuz und Leiden" und ging muthig vorwärts nach den Köhlerhütten, wo ich einen Führer nach der Residenzstadt zu finden hoffte, vielleicht auch eine Kohlenwagen, auf welchem ich, ohne meine Schuhe in dem Schnee auf's Spiel zu setzen, gegen billigen Lohn die zehn Stunden bis zur Stadt zurücklegen konnte.

Es erwies sich, daß nur einer der Köhlerknechte den Weg zur Stadt kannte und dieser Eine konnte beim Brennen nicht entbehrt werden. Nur mit Mühe erlangte ich die Zusage, daß der eine der halberwachsenen Jungen am andern Morgen — wenn das Wetter nicht zu schlecht sei — mich zum Walde hinaus und nach dem ersten, auf der freien Ebene gelegenen Dorfe geleiten sollte.

Da ich während der Nacht auf einem Mooslager vor Kälte aufwachte und nicht wieder einschlafen konnte, so hatte ich Muße, mir meine Vorstellungen von dem, was ich beginnen wollte, deutlicher zu machen. Mehr mich an die Ideen meiner Mutter, als an diejenigen meines stets hochstrebenden Vaters anschließend, beschloß ich, mir ein Unterkommen in einer rechtlichen Bürgerfamilie und mich auf meiner Hände Arbeit, nicht aber auf meine sprachlichen Kenntnisse und künstlerische Geschicklichkeit zu verlassen. Ich hatte einen tiefen Widerwillen gegen Alles, was den höheren Ständen angehörte und ich konnte mir durchaus keinen Edelmann oder höheren Beamten denken, ohne denselben mit den Eigenschaften des Oberforstmeisters von Sostraw auszustatten.

Das, was ich in Romanen und Novellen über die Damen der hohen Welt gelesen hatte, war wenig geeignet, meine Meinung zu erschüttern, daß diese Damen eine abschreckende Charakterähnlichkeit mit demjenigen besaßen, welchen ich gleich einem bösen Dämon der Unterwelt fürchtete.

Dazu kam noch ein ganz eigenthümliches Gefühl, als wenn ich trotz meiner Jugend — ich war im sechzehnten Jahre — gewisse Vorsichtsmaßregeln treffen müsse, um mich vor den Nachstellungen der Männerwelt zu sichern. Mein Vater hatte stets gerühmt, wie schön ich sei und wie sichtlich sich meine Blüthe mit jedem Tage entwickele. Und in meinen Büchern waren die schönsten Mädchen regelmäßig die unglücklichsten — Grund genug für mich, lieber in größter Verborgenheit und Anspruchslosigkeit zu leben, als mich in den rauschenden, gefahrvollen Strom der großen Welt zu werfen, indeß ich Eingang in ein vornehmes Haus suchte.

Als der Morgen kam, kleidete ich mich meinen Ueberlegungen gemäß an. Ich legte mein bescheidenes Hütchen ab, das Kennzeichen der Frauenzimmer gebildeten Standes, und kaufte von der alten Köhlerfrau, der einzigen, welche hier in der Waldeinöde aushielt, ihre Sonntagshaube. Als ich mich völlig angezogen hatte, freute ich mich, wie eine Bäuerin auszusehen und trat mit neuem Muthe meinen Weg nach der Residenz an.

Der Köhlerjunge, welcher alle meine Fragen kurz mit Ja, oder noch öfter mit Nein beantwortete, und sich hauptsächlich damit beschäftigte sich umzusehen, um zu ermessen, ob er sich wieder zurückfinden werde, verließ mich lange vorher, ehe ich das nächste Dorf erreicht hatte. Er zeigte mir einen undeutlich sich von dem Schneehimmel abhebenden stumpfen Thurm in der Ferne, drehte sich um und setzte sich in Trab, um alle meine Reclamationen gründlich abzuschneiden.

Da stand ich allein auf dem weiten, unabsehbaren Schneefelde, welches mir viel schrecklicher als selbst der düstere Wald vorkam, dessen Bäume dem Einsamen als eine Art von Gesellschaft erscheinen, die sich zu Schutz und Trutz ringsum aufgestellt hat.

Mir traten Thränen in die Augen und erst die schneidende Kälte, welche die Tropfen in Eis verwandelte, zwang mich gebieterisch, meine Empfindungen zu unterdrücken.

Ich marschirte, so rasch mir's möglich war, ohne Weg und Steg, bald der Länge, bald der Quere nach über die Ackerstücke. Obgleich der tief sich senkende Nebel mir allgemach die Aussicht versperrte, so glaubte ich doch, bald an meiner Raststätte zu sein und ich verwunderte mich, daß ich so lange warten mußte, um an jenes Dorf zu gelangen, das mir so nahe gelegen hatte.

(Fortsetzung folgt).

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

„Na, Kinder, das Abendbrod ist servirt Baron Gutschmiedt läßt fragen, ob Ihr mit Euren meteorologischen Beobachtungen bald zu Ende seid oder ob wir Bergéren herausbesorgen müssen!" rief der General, an der Gartenthüre stehen bleibend, im scherzenden Tone.

Die kleine Gesellschaft setzte sich zum Souper. Herr du Chaumont war heute ausnahmsweise heiter. Er hatte erfahren, daß die Untersuchung gegen den bankerottirten Baron Meyer die betrügerische Absicht bei der längst vorbereiteten Falliterklärung, ebenso wie die Theilnahme des Grafen an dieser Schurkerei zur Evidenz ergeben habe und daß er in Folge dessen der Wiedererlangung seines Vermögens sicher sein dürfte. —

Die Freude über diesen ihn für jeden Fall wegen der Zukunft seiner Tochter beruhigende Nachricht ließ ihn seinen Gram über die ungeahnte, hinter dem Scheine des Gegentheils versteckte Schlechtigkeit des Grafen vergessen und die so erfreulich fortschreitende Genesung seiner Tochter, wie die immer bestimmter werdende Hoffnung, daß der Hauptmann, welchen er jetzt milder beurtheilte, das theuerste Kleinod seines Vaterherzens, welches er bereit war ihm anzuvertrauen, zu würdigen und glücklich zu machen wissen werde, trug das ihrige dazu bei ihn in den Traum einzuwiegen, daß das Gewitter, welches sein Haus bedroht, vorübergezogen und Friede und Glück wieder dauernd darin eingezogen sei.

Arthur ging es wie einem Fischer, dem ein großer Fang gelungen und — der besorgt, daß er ihm wieder entgehen könne — mit schweißtriefender Stirne und ängstlicher Ungeduld das Netz an sich reißt, um sich seiner Beute zu versichern

Mit fieberhafter Ungeduld, die durch den kleinen Rausch, den er sich bald angetrunken, noch gesteigert wurde, drängte er — die heitere Laune seines Schwiegers in spe benutzend, — zur Festsetzung des Zeitpunktes, der ihm durch den kirchlichen Akt das Recht geben sollte, die Geliebte ewig sein zu nennen, sie zu seinem unentreißbaren Eigenthum zu machen.

Vergeblich wendete ihm der General ein, daß sein Jawort nur ein conditionelles sein und erst durch das des Regierungrathes ein positives werden könne. Arthur versicherte, daß die Einwilligung seines Vaters als zweifellos vorauszusetzen sei und daß nur Abwesenheit vom Hause oder vielleicht Krankheit Schuld sein könne, daß derselbe die deßfallsigen Briefe Arthurs noch unbeantwortet gelassen habe.

Man kam endlich dahin überein, daß die Hochzeit eines großen Theiles der Verwandtschaft und Bekanntschaft wegen, in Berlin, und zwar am 30. Juli, dem 19. Geburtstage Clairisse's zu feiern.

Baron Gutschmidt, der Eigenthümer eines Hauses in Berlin war, stellte zu diesem Zwecke die disponible und comfortabel eingerichtete erste Etage desselben zur Verfügung und sein Anerbieten wurde dankend angenommen.

Arthur sollte bald nach Danzig reisen, um sich der Einwilligung seines Vaters zu versichern und alles sonst Nöthige vorzubereiten. Man sprach von der Zukunft, machte Pläne, baute Schlösser — war allseitig glücklich.

Es wurde ein Glas geleert auf das Wohl des Brautpaars, eins auf das von dessen Vätern, eins auf das des vermittelnden Baron Gutschmidt, ein anderes „auf glückliche Hochzeit" und endlich noch eins

„Auf das Wohl aller guten Menschen!"

* * *

Hinaus sage ich Dir, albernes Ding. Ich will nichts mehr hören von diesem liederlichen Bengel! . . . Geld! und immer wieder Geld! . . . Wenn Ihr mich nur erst arm gesaugt hättet, Ihr Blutegel, das wäre Euch gerade recht; nicht wahr? Schon zum Drittenmale schreibt mir der Kerl, daß er sich verheirathen will. Um meine Einwilligung ist's ihm natürlich nicht zu thun, die versteht sich ja ganz von selbst . . . aber Geld, Geld und immer wieder Geld! Er wird hinausgeworfen! Damit abgemacht! Heirathen kann er, so viel er will, aber mich soll er ungeschoren lassen oder zum Teufel ich . . ."

„Aber Vater!"

„Schweig! Ich will Ruhe haben! . . . . Hinaus! . . . Hinaus, sage ich Dir! oder ich jage Dich mit sammt Deinem Kerl von Bruder zu allen Teufeln! Wollen doch einmal sehen, wer hier Herr im Hause ist!"

Der zorn- und weinglühende Sprecher erhob sich bei den letzten Worten halb von dem Sopha, auf welchem er mehr lag, als saß, und zeigte mit gebieterischer Geberde nach der Thür, durch die ein hübsches, junges Mädchen, Thränen in den Augen, zögernd das Zimmer verließ.

Das Zimmer war fein, aber geschmacklos eingerichtet und im Allgemeinen und Besonderen eben nicht in einem Zustande, der auf Accuratesse des Bewohners hätte schließen lassen.

Ein Blick auf den Mann, einen auf das Zimmer, und man durfte allenfalls annehmen, daß der Erstere seine Wuth an verschiedenen, gewiß unschuldigen Gegenständen, wenigstens aber an der Spiegelscheibe ausgelassen habe,

deren untere Hälfte theils auf der Marmorconsole, theils auf dem Fußboden in tausend Scherben lag.

Wir befinden uns beim Regierungsrathe von Römer.

Er selbst ist es, der uns eben eine Probe seiner Art und Weise, mit Helenen zu sprechen, gab. Möglich, daß wir uns gerade zu ungelegener Stunde bei ihm eingeführt, aber solcher Stunden mochte es bei ihm sehr viele geben; denn Helene hatte sich schon seit vierzehn Tagen mit der Absicht getragen, ein ernstvermittelnd Wort für ihren Bruder zu sprechen, ohne daß sie es bis heute — wo es geschehen mußte, wenn Arouet nicht früher kommen sollte, als ihre Fürbitte — gewagt hatte.

Römer war eine hochgewachsene Gestalt von fünfzig und mehreren Jahren. Seine graumelirten Haare standen borstig empor auf dem ziemlich eckigen Kopfe, an dem die Stirn noch das Beste war. Ueber den Augen, mit etwas stechendem Blicke, zogen sich wie über der Nasenwurzel buschige Braunen hin. In dem ganzen Gesichte, namentlich aber in den Muskeln um die sinnlich aufgeworfenen Lippen war eine prononcirte Bestimmtheit ausgeprägt, die durch den Säufertypus mit der charakteristisch leuchtenden Nase und dem schwammig aufgetriebenen Fleische nicht gemildert wurde. Ein Mann, den man auf den ersten Blick die Fähigkeit zutraute, lächelnd ein Bluturtheil unterschreiben zu können.

Römer stand nach einiger Zeit auf und ging mit in Falten gezogener Stirn und sichtbaren Schwankungen seines Gleichgewichts im Zimmer hin und her. Endlich riß er in die Klingel.

Eine vierschrötige Domestikengestalt trat ein und blieb, Befehl erwartend, an der Thüre stehen.

Schöne Seelen finden sich: seine Nase sympathisirt in Couleur und Kolbenform auffällig mit der seines Herrn — Herr und Diener scheinen, dem Ersteren vielleicht unbewußt, in ihren Neigungen conform zu gehen; nichtsdestoweniger zeigt die Haltung des Letzteren einen nicht unbedeutenden Respect vor der zorndräuenden Gestalt seines Gebieters.

„Fritz," donnerte dieser ihn an, „es bleibt dabei: wenn der Kerl kommt, so wird er die Treppe hinunterexpedirt, mag er sagen, was er will. Hat nichts auf sich, wenn er dabei die die Knochen bricht. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Rath."

„Wenn er doch hereinkommt, dann werfe ich ihn selbst hinunter und Dich mit. Jetzt, marsch!" (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Schiller als Schneemann.) In dem Schillergitter auf dem Gendarmenmarkte zu Berlin, erzählt die Staatsb. Z., das noch immer einen unbelasteten Grundstein umschließt, da aus unbekannten Ursachen der Denkmals-Errichtung sich fortwährend Hindernisse in den Weg stellten, fand sich am Sonntag früh, wie durch Zauber entstanden, plötzlich ein Denkmal vor. Freilich war die lebensgroße Statue nichts anderes, als ein Schneemann, der nur die Farbe mit karrarischem Marmor gemein hatte; aber dieser Schneemann war von geübten Händen so kunstgerecht hergestellt, daß die Anwohner des Gendarmenmarktes, die vom Fenster aus die seltsame Erscheinung wahrnahmen, Anfangs der Meinung waren, das langersehnte Monument sei ihnen wirklich als Neujahrs Ueberraschung bescheert worden. Die Polizei war schnell bei der Hand, das Werk des Berliner Volkswitzes zu zerstören.

(Ein Dienstmädchen) in Berlin hat Beschwerde eingereicht, weil ihr früherer Dienstherr folgendes poetische Entlassungszeugniß in das Dienstbuch geschrieben hat:

Sie kann nicht waschen, kann nicht backen
Sie kann nur essen, trinken — schlafen;
Kann nicht scheuern, kann nicht kochen,
Riesenstark sind ihre Knochen,
Die Gedanken schwach wie Fädchen,
Wär' am liebsten Kindermädchen.

(Merkwürdiges Phänomen.) Ein englisches Blatt brachte die Mittheilung, daß ein blindes Mädchen sich verheirathet habe und bald darauf sehend geworden sei, woran ein anderes Blatt die trockene Bemerkung knüpfte: Was ist dabei Merkwürdiges? Wir kennen eine Menge Männer, denen bald nach Ihrer Verheirathung die Augen aufgegangen sind.

(Faullenzer-Club.) In Oskaloosa, Louisianna, giebt es eine Gesellschaft, die den Namen „Faullenzer Club" führt. Wenn ein Mitglied auf der Straße mit einem spricht, ohne sich anzulehnen, so wird es jedesmal um 1 Dollar gestraft.

In Gelsenheim bei Essen hat ein sechzehnjähriges Mädchen in männlicher Kleidung heimlich das Elternhaus verlassen, um den durch Romanlectüre geweckten Wunsch auszuführen, päpstlicher Zuave zu werden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 10. Mittwoch den 2. Februar. 1870.

Gedenke mein!

Wie könnt' ich Dich vergessen,
Ich denk' ja stündlich Dein!
Vergißt der Tag die Sonne,
Die Nacht den Sternenschein?

Vergessen wohl die Firnen
Die Quellen ringsumher.
Vergessen Flüss' und Ströme
Wohl je das weite Meer?

Vergessen wohl die Schwalben
Des Südens milde Au,
Vergißt denn seine Blumen
Wohl je der Morgenthau?

Wie könnt' ich Dich vergessen,
Da Du so lieb mir bist!
Sag' mir, ob je die Lerche
Ihr Jubellied vergißt.

Vergisset denn der Frühling
Der Wonnemond zumal,
Den Duft der Rosenblüthen
Den Sang der Nachtigall?

So wenn ich Dein gedenke,
Ein Mai in mir erwacht!
Es tönt von Nachtigallen,
Es blüht von Rosenpracht!

Und eine Lerche schwinget
Sich jubelnd aus der Brust,
Sie möcht' zu Dir, zum Himmel,
Zu neuer Liebeslust.

Iris.

Von Adolph Görling.

(Fortsetzung.)

So wanderte ich, eine Stunde um die andere bis der Abend, welchen das Schneegestöber zeitiger herbeiführte, niedersank. Ich hatte fast keine Kräfte mehr. Verzweifelnd setzte ich mich in einem Hohlwege nieder, welcher an einer Seite von dürftigen Büschen beschirmt wurde.

Nach wenigen Minuten fühlte ich, daß mein Bewußtsein zu schwinden beginne, daß der Tod anfange, seine eisige Hand nach meinem Herzen auszustrecken. Ich raffte meine Kräfte zusammen und fing an, so laut wie möglich, um Hülfe zu rufen.

Nachdem ich einige Male meinen Verzweiflungsruf in die lautlose Schneewüste hinausgesandt hatte, glaubte ich zu hören, daß man mir antworte. Ich war wieder munter geworden; die Hoffnung auf unerwartete Rettung hatte mich wieder belebt.

Lange suchte ich nach der heisern Stimme, welche befehlend und fluchend erheischte, daß ich mich nähern solle. Endlich entdeckte ich, daß der Rufende sich unten in einem tief verschneiten Steinbruche befinden müsse, dessen steile Kluft sich plötzlich dicht vor meinen Füßen eröffnet hatte. —

„Hier bin ich! rief ich zitternd. Kommen Sie herauf.“

„Ja, wenn Dies ginge, cospetto! Du bist ein Mädchen! Warum antwortest Du nicht, canaglia? Hilf mir wenigstens, daß ich mich bequemer zum Erfrieren zurecht legen kann!

Ich ging zwischen Schubkarren und umgestürzten Wagen abwärts und fand einen im Schnee halb vergrabenen Mann. Soviel ich sehen konnte, hatte er graues langes Haar — seine Kopfbedeckung fehlte — und rollende schwarze Augen. Sein Gesicht war mager und runzelvoll.

„Faß mich an, Kind! sagte er rauh.

Ich setzte meinen Korb nieder und war ihm behülflich aufzustehn. Er hinkte umher, fluchte über seinen rechten Fuß und schüttelte sich den Schnee ab.

„Aber cospetto, wo bin ich denn? Was ist geschehen? Ah, der Fuß ist gebrochen!

Ich sah, daß es ein Bettler mit zerrissenen Kleidern war, dem ich Hülfe zu leisten strebte. Dio avra cura del resto! murmelte er.

„Das ist italienisch!“ sagte ich für mich leise hin.

„Che cosa avete? fragte der Alte. Verstehst Du meine Sprache?“

„Nein, aber ich weiß, daß Sie italienisch sprachen.

„Du bist kein Bauernkind! Wie kommst Du hierher? Wo sind Deine Angehörigen?

„Ich habe keine Angehörigen . . .

Also eine Bettlerin — evviva, ein Kind meines heiligen Ordens! Was kannst Du mir aber nützen, Du die Du wahrscheinlich verirrt bist, gleich mir. Hast Du etwa Branntwein oder Rum bei Dir?

„Nein."

„Aber Du weist den Weg zum Wirthshause an der Chausse — zur „Rose?"

„Nein."

„Und ich sagte dem alten Manne, daß ich selbst mit der Kraft der Verzweiflung nach einem Helfer in der Noth geschrieen habe.

Der Alte saß auf einem umgestürzten Schubkarren. Erst jetzt schien er inne zu werden, daß sein Hut fehle.

„Aber wo ist mein Hut? Und corpo de bacco, meine Violine! Dio mio, meine Violine! Was soll aus mir werden, ohne meine einzige, meine letzte Freundin, meine Geige.

Es fand sich ein Ranzen mit der Geige drin und seltsam, trotz des bedeutenden Sturzes des Alten war das Instrument unbeschädigt.

„Nun, das ist ein Glück, wie es nur der Betrunkene oder ein Kind haben kann. Nicht wahr, Signorina? Jetzt werde ich auch ein wenig wieder nüchtern. Was meinst Du, ist mein Fuß gebrochen? Ich denke nicht! Schaffe mir Schnaps und ich kann wieder gehen! Du brauchst nur nach der „Rose" zu gehen.

„Aber wo ist die „Rose"?

„Das hier ist der Steinbruch und drüben da muß die Chaussee sein, keine zweihundert Schritte. Und dann gehts nach Osten eine Viertelstunde weit — da ist die „Rose." Und Du willst mir Rum holen?

Ich versprach's, erreichte bald die an ihren Seitengräben erkennbare Chaussee und langte in einer halben Stunde bei einem großen einsamen Wirthshause an, vor welchem einige fünf bis sechs Frachtwagen aufgefahren waren.

Ich hatte unterwegs schon einen Gulden aus meinem Geldbeutel genommen, um durch das Vorzeigen desselben nicht etwa räuberische Gelüste zu erwecken. Mit diesem Gelde bewog ich den Sohn des Wirthes, einen Schlitten fertig zu machen und mit mir nach dem Steinbruch zu fahren.

„Das ist der versoffene Sicilianer! sagte der junge Bauer, als er neben mir auf dem Schlitten Platz nahm. Ich will hoffen, daß der alte Landstreicher Euch nichts angeht. Er verdiente, ganz ruhig in der Steinkuhle liegen gelassen zu werden.

Wir kamen beim Steinbruche an und der Sicilianer ward von dem Fuhrmanne in den Schlitten getragen.

„Rum!" rief der Alte.

Als er Bauer höhnend nach Geld fragte, ließ der Sicilianener den Kopf hängen, schüttelte das Haar über die Stirne und schlief wie auf Commando ein.

Ich blieb über Nacht in der „Rose." Als ich am andern Morgen ganz früh aufgestanden war und in die Gaststube gehen wollte, hörte ich auf eine wahrhaft bezaubernde Art Geige spielen. Ich ward nicht müde zuzuhören.

Als ich eintrat, sah ich den Sicilianer auf dem einen Ende des langen Tisches stehen, an welchem die Frachtfuhrleute, mit hohen Zipfelmützen prangend, Kaffe tranken und frühstückten. Der Sicilianer sah aus, wie eine Erscheinung aus einem wilden Traume. Sein Haar, dicht wie eine Löwenmähne, zeigte pechschwarze und silberfarbene Streifen. Sein Bart war grau. Und aus dieser Gewitterwolke von krausen Haaren schaute gierähnlich die scharfe Nase mit den unheimlichen, keinen Moment ruhenden übermäßig großen Augensternen. Der auf's äußerste zerlumpte Alte schien mit seiner Geige seltsame, innige, wilde, verzweifelte Geschichten zu erzählen. Ich konnte mich nicht halten und ließ meine Empfindungen in Thränen dahin fließen.

Das Gelächter der rohen Karrenführer war verstummt und selbst Diejenigen, welche vorhin versichert hatten, daß sie für die beste Fiedelei keinen Dreier bezahlen würden, griffen tief in ihre ledernen Geldbeutel und zahlten reichlich.

Der Sicilianer stieg vom Tische herab, zählte mit der Spitze des Geigenbogens das in seiner linken Hand befindliche Geld und warf mir einen Thaler in den Schoos.

„Das ist Dein Gulden mit den Zinsen!" murmelte er. „Und nun laß uns weiter gehen, Mein Fuß ist völlig wieder in Ordnung und Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich Dir unterwegs beschwerlich werde.

Er setzte eine von dem Wirth erhandelte Mütze auf, hing den Ranzen mit der Geige um und faßte meine Hand, welche ich ihm nicht zu entziehen wagte.

Wir traten hinaus in den hellen, schönen Wintermorgen, indeß mich eine Menge sonderbarer neuer Empfindungen bestürmten. Dennoch hatte ich keine Ahnung, daß das Schicksal in dem Augenblicke mein Lebensloos geworfen hatte, als es mich mit diesem Bettelmusikanten zusammenführte.

Mein Begleiter war jedenfalls ein seltsamer Mensch. Von einem Extrem in's andere springend war seine Unterhaltung mehr erschreckend als Zutrauen erregend. Dennoch konnte der Alte den tief-innigen liebevollen Grundzug seines Wesens nicht verläugnen. Was mußte dieser

Mann Alles erduldet haben, bevor sein Gemüth jene dämonische Bitterkeit, jenen schneidenden Hohn angenommen hatte, welchem nichts heilig oder ehrwürdig schien.

Ich mußte ihm meine Geschichte erzählen. Als ich ihm sagte, daß ich schon als kleines Mädchen die Stimmen der Vögel nachahmen gelernt habe, daß es für mich nicht die geringste Schwierigkeit gebe, ein für Flöte geschriebenes Stück sofort vom Blatte zu spielen — da sah er mich furchtbar drohend an und schüttelte mich an der einen Achsel.

Du lügst, Mädchen! Du lügst murmelte er. Auf der Stelle zeige mir das, Dessen Du Dich rühmst. Großer Gott, Barmherziger Gott! Sollte denn das wirklich möglich sein?

(Fortsetzung folgt).

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Römer taumelte an's Sopha zurück und ließ sich in die Kissen fallen.

Er hatte kaum eine Stunde so dagelegen, als sich die Thüre öffnete und ein junger Mann eintrat.

Es war Niemand anders als Arthur, noch von der Reise bestaubt.

„Guten Tag Vater!“ sagte er, sich Römer nähernd.

„Wie? was?“ rief dieser — den unerwartet Eingetretenen verächtlich musternd — aus. „Ich pflege nicht ungemeldet zu empfangen! . . . . Wo ist Fritz . . . wo ist dieser Hund!“

„Sie meinen den dicken, unbeholfenen Menschen, der mir den Eintritt verwehren wollte? Der wird noch unten an der Treppe liegen. Der Sohn vom Hause, denke ich, wird doch der Anmeldung nicht bedürfen und das Recht haben, einen unverschämten Diener zu züchtigen, der vorgibt, von Ihnen Befehl zu meiner Zurückweisung zu haben.

Römer, plötzlich vollständig nüchtern geworden, zitterte vor Wuth. Er hätte Arthur gern gepackt; aber dieser stand ihm so fest und imponirend gegenüber, daß er sich nicht an ihn getraute.

„Allerdings,“ sagte er barsch, „habe ich ihm Befehl gegeben, den Lump, welcher sich meinen Sohn nennt, nicht einzulassen und nöthigenfalls zur Treppe hinabzuwerfen.“

„Ein Befehl, der wohl nicht in zurechnungsfähigem Zustande gegeben sein kann.“

„Keine Beleidigung! Du hast Dich sechs Jahre lang nicht bei mir sehen lassen; jetzt brauche ich Dich auch nicht.“

„Wir wollen doch vernünftig mit einander sprechen.“

„Ich glaube gar, Du Bengel, willst mir Vorschriften machen, wie ich mit Dir sprechen soll?“

„Keine Vorschrift — eine Bitte.“

„Eine Bitte, ah so. Das heißt auf deutsch ein Betteln. Nicht wahr, Geld? ja ja, Geld? . . . Zu weiter etwas brauchst Du mich nicht. Ich gebe aber nichts mehr; ich sage mich los von Dir. Du bist nicht mehr mein Sohn.“

„Das bin ich noch nie gewesen; aber ich sage mich trotzdem nicht los von Ihnen!“

„Kerl, willst Du mich zum Narren haben?“

„Das nicht. Aber ich will mich auch von Ihnen nicht zum Narren haben lassen.“

„Ist das die Sprache eines Sohnes zum Vater?“

„Und ist Ihre Sprache die eines Vaters zu seinem Sohne?“

„Zum ungerathenen Sohne, ja.“

„Das wäre, wenn es paßte, nur ein eindringlicher Commentar für die Wahrheit: daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt und daß von einem faulen Baume schwerlich gute Früchte kommen können.“

„Verwahrloster!“ donnerte Römer in höchster Wuth. „Hast Du das vierte Gebot nicht gelernt?

„Das vierte Gebot heißt: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden! Sie kennen es nicht, sonst hätten Sie nicht . . . Ihren Vater ermordet.“

„Du bist wahnsinnig!“

„Ich wollte, ich wäre es, vielleicht wär's besser für mich.“

„Du bist's!“

„Leider eben noch nicht. Aber Sie müssen es gewesen sein, als Sie jenes schreckliche Verbrechen begingen — wahnsinnig durch Habsucht! Anders ist mir Ihre entsetzliche That nicht erklärlich.“

„Wer ist der Niederträchtige, der mir so etwas zu sagen wagt! Das will mein Sohn sein?“

Ich bin es noch nie gewesen, und will es auch nur vor der Welt sein. Vor Gott und vor mir und jetzt auch vor Ihnen bin ich: Arthur Siebel, derselbe, dessen Mutter sie um ihr Erbe betrogen und später ihrem Elende überlassen haben. Ich komme als Betrüger, um von einem Betrüger und Mörder Rechenschaft zu fordern.

Römer war wie versteinert. Jetzt hielt er's für ausgemacht, daß Arouet verrückt geworden.

„Doch wahnsinnig,“ murmelte er, sich vor dem ernst drohenden Blicke Arthurs entsetzend.

„Es thut mir leid, Herr von Römer, daß ich so mit Ihnen sprechen muß. Sie selbst sind

Schuld daran. Sie glauben mir nicht? ... Hören Sie meine Geschichte.

Arthur ging und verriegelte, während Römer regungslos sitzen blieb, die Thüren. Dann setzte er sich zu dem Ueberraschten, der ihm mit immer steigenden Erstaunen und Schrecken zuhörte und erzählte ihm das Vorgefallene, wie es uns bereits bekannt ist.

„Schurke, Du hast meinen Sohn ermordet!" fiel ihm Römer, dessen Gesicht fahl und verzerrt wurde, mit zornblitzenden Augen in's Wort.

„Das habe ich nicht, dafür nehme ich Gott zum Zeugen, zu dem ich reuig zurückkehren will und zu dem ich auch Sie bitte zurückzukehren."

„Und Sie denken, ich werde diesen Betrug dulden? Sie denken, ich werde den Namen meines Sohnes länger von einem Elenden mißbrauchen lassen?"

„Ich denke es. Ich denke, Sie werden dadurch Ihren Betrug an meiner armen Mutter sühnen, den Tod Ihres Sohnes als die Strafe des Himmels für Ihr Verbrechen hinnehmen, denn:

„Immer wird bei solcher That uns schon
Vergeltung hier: daß wie wir ihn gegeben —
Den blut'gen Unterricht, er, kaum gelernt,
Zurückschlägt, zu bestrafen den Erfinder."

„Was sollen eigentlich diese Albernheiten?" frug der alte Römer wüthend.

„Sie zur Einsicht und Reue bringen ... Doch zurück zu meinen Conditionen. Ich verlange, daß Sie meiner Mutter Entschädigung für das gestohlene Erbe machen und daß Sie mich stillschweigend an die Stelle Arouets adoptiren, d. h., daß Sie mir dessen Namen zur Fortführung lassen!"

„Sie kennen mich schlecht, Herr ...! Nicht zur Hochzeit, ins Zuchthaus sollen Sie, wohin Sie gehören."

„Wohlan, auch das! Mein vergangenes Leben ist ein verlorenes, durch Ihre Schuld verlornes, mag auch der Rest noch ein verlornes sein. Wir werden also zusammengehen. Auch Sie gehören in's Zuchthaus. Die Welt kann sich auf ein cause célèbre freuen."

„Sie sind verrückt, wenn Sie das denken."

„Ich denke nichts — ich weiß. Die schriftlichen Beweise, die Sie in den Ofen gesteckt, um sie verbrennen zu lassen, sind in meinen Händen. Sie hätten bleiben sollen, bis Alles verbrannt war. Der Augenzeuge des Vatermordes, der alte Joseph, ist in der Nähe; ich habe ihm begreiflich gemacht, daß ein Schwur zur Verheimlichung eines Verbrechens geleistet, nicht bindet, ja nicht einmal gehalten werden darf!"

Römer knirschte in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen. Sein Gesicht wurde abwechselnd bleifarben und purpurroth, seine Glieder zitterten wie vom Fieber geschüttelt. Mehr brüllend, als sprechend, stieß er einen entsetzlichen Fluch aus, dann stürzte er aus dem Zimmer.

Arthur, der ihn zurückhalten wollte, wurde von dem Wüthenden mit unmenschlicher Kraft in das Zimmer zurückgeschleudert.

Sein Gegner war fort und aus dem Hause.

Arthur durchlief voll beängstigender Gefühle die Straßen der Stadt bis in die Nacht hinein. Römern fand er nirgends. In dessen Haus zurückgekehrt, suchte er die wegen des langen Ausbleibens besorgte Helene zu beruhigen, von der er mit der ganzen Herzlichkeit einer sich nach langer Trennung von ihrem Bruder des Wiedersehens freuenden Schwester empfangen ward.

Arthur durchwachte mit ihr die ganze Nacht. Römer kam nicht.

Am Morgen wurde er mit zerschlagenen Fäusten, blutig gekratztem Gesicht und zerissenen Kleidern ins Haus gebracht. Man hatte ihn so nicht weit vor der Stadt auf der Straße liegend gefunden. Er wurde auf's Bett gelegt. Sein mit klebrigem Schweiße bedecktes Gesicht war blaß und verrieth die Angst und Unruhe seines Innern.

Helene warf sich mit einem Schrei des Entsetzens über ihren Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein probates Recept für Heilung von Brandwunden. Man nehme einen leinenen Lappen, so groß die Wunde ist, tunke solchen in Petroleum und lege es auf; nach 2 Stunden ist alle Gefahr vorüber. Man kann solchen nur etwas angefeuchtet, damit er nicht anklebt, darauflegen, bis die gänzliche Heilung erfolgt ist. In Ermanglung dessen nimmt man Solaröl, bis man Petroleum haben kann. Auch ältere Brandwunden werden mit Petroleum geheilt.

Mode und Luxus sind Geschwister, die Eitelkeit ist ihre Mutter, der Uebermuth ihr Vater und diese eine Familie hat schon viele tausend Familien zu Grunde gerichtet.

Welcher Ehemann ist der treueste gewesen? Antwort: Adam, denn er hat keine Andere geliebt. —

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 11. Samstag den 5. Februar. 1870.

Iris.

Von Adolph Görling.

(Fortsetzung.)

Ich war so erschrocken, daß ich keinen Ton hervorbringen konnte. Als er aber demüthig zu bitten und zu schmeicheln begann, da kehrte auch meine Fassung wieder und die Sänger des Waldes passirten, einer nach dem andern, mit ihren schönsten Passagen, die Revue. Der Sicilianer gerieth außer sich. Er schrie vor Entzücken, er tanzte im Schnee herum und klatschte aus aller Kraft in die Hände.

„Und nun die Flöte!" rief er enthusiastisch. „Aber die Finger sind Dir kalt; die Lippen sind spröde vor Kälte. Dort in dem Wirthshause wirst Du blasen . . . Und dann; ja, ich zweifle nicht mehr, dann wird noch Alles gut werden mit mir; dann ist die Taube mit dem Oelzweige gekommen, welche dem Pepo Salicetti verkündigt, daß die Zeit des Unheils ein Ende genommen hat.

Wir kehrten in einer elenden Hütte ein, die einsam an der Straße lag. Der Sicilianer ließ sich Kreide geben und schrieb mit ungeheurer Geschwindigkeit Noten zwischen die, mit Hülfe eines Maßstabes gezogenen Linien. Er richtete sich keuchend auf, schlug die Haarzotteln aus der Stirn und fragte mit glühendem Auge:

„Kannst Du das blasen?"

Nachdem ich die allerdings sehr schwierige Piece rasch, aber genau durchgesehen hatte, nahm ich die Flöte und blies den Satz, ohne einen Fehler zu machen, von Anfang bis zum Ende.

Aber Du hast ein schlechtes Gedächtniß! rief der Alte. Du kannst das, wenn Du die Noten nicht ansiehst, nicht wiederholen.

„Ich will's wenigstens versuchen!" sagte ich und in der That kam ich, bis auf einige willkührliche Ergänzungen des mir Fehlenden sehr gut mit der Aufgabe zu Stande.

Der Alte setzte sich fast kraftlos auf einen Stuhl, faltete die Hände und schien in tiefe Betrachtungen zu versinken, oder betete.

Wir waren schon lange wieder draußen, als er erst wieder zu sprechen begann.

„Weißt Du, kleine Iris — die Du mir in der That als ein Zeichen des Friedens mit Gott und den Menschen erschienen bist — weißt Du, daß Du Dich nur zu zeigen brauchst, um die ganze gebildete Welt in Staunen und Bewunderung zu versetzen? Aber es wäre grausam, es wäre eine Todsünde, wenn Dich Jemand veranlassen sollte, so wie Du jetzt bist, in die Oeffentlichkeit zu treten. Der Diamant ist kaum halb geschliffen. Der funkelndste Glanz, welchen derselbe in sich trägt, ist noch vor der äußeren Hülle gar nicht zu entdecken. Du hast noch nie daran gedacht, kleine Iris, daß Deine Stimme eine der merkwürdigsten ist, welche mir jemals vorgekommen sind — mir, und doch heiße ich Guiseppe Salicetti und habe mehr als zwei Dutzend der besten Sängerinnen der Welt gebildet. Ich werde Dich unterrichten, ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um die Mittel herbei zu schaffen, daß Du gemäß Deiner spätern, großartigen Laufbahn schon jetzt auftreten kannst.

Ich mochte den Alten ungläubig angesehen haben.

„O, Du zweifelst! Ich kann viel thun, noch immer, obwohl Undankbarkeit, Verrath, Teufelei stark an mir gerüttelt, gekratzt und genagt haben. Mein Bettlermusikantenleben — die einzige mir noch erträgliche Art der Existenz — ist zu Ende. Ich war nie aus Noth, sondern aus freier Wahl ein Bettler. Du hast gestern Abend nicht allein mein köperliches Leben gerettet, sondern hast auch meinen Geist aus seiner Todtengruft wieder hervorgeholt.

Wir erreichten die Residenz, als der Abend bereits angebrochen war. Blendender, mich ganz verwirrender Lichtglanz erfüllte die weiten Straßen. Die Kutschen und Fuhrwerke konnten einander kaum ausweichen.

„Sieh, dort ist das Theater!" sagte Salicetti und zeigte nach einem strahlenden Gebäude, wo eine Masse von Menschen sich gesammelt hatte. „Dort ist Deine Domäne — dort wirst Du herrschen in nicht langer Zeit.

In diesem Augenblicke kam ein leichter Schlitten daher gesaust. Ich sah eben die von Pelzwerk umgebenen, auf einen Moment hell beleuchteten Gesichter von zwei jugendlichen Damen und einen hinten auf dem Schlitten stehenden jungen Mann in goldglänzender Uniform — dann fühlte ich mich pfeilschnell fort-

griffen und kopfüber in den hochaufgehäuften Schnee zur Seite geschleudert.

Ich verlor meine Besinnung nicht einen Augenblik und wußte so vollkommen, was mit mir vorging, als wenn ich einen Schlupf auf einer Schneehalde gemacht hätte.

Der Schlitten, welcher eine scharfe Curve beschrieben hatte, mußte mich an der äußern Seite gefaßt und fortgeschleudert haben. Während ich fiel, glaubte ich Salicetti's Angstgeschrei zu hören.

Eben machte ich einen Versuch, meinen Kopf aus dem tiefen Schnee hervorzuheben, als ich mich sanft um die Taille gefaßt und empor gehoben fühlte. Ich konnte noch immer nicht sehen, aber wenigstens athmen. Man wischte mir das Gesicht ab und mit Erschrecken gewahrte ich, nachdem ich den Gebrauch meiner Augen wieder erlangt hatte, daß mich eben jener junge, glänzende Offizier auf den Armen hielt, welchen ich auf dem Schlitten stehen gesehen hatte.

„Platz, meine Damen! sagte derjenige, der mich trug, mit scharfer, befehlender Stimme, „Dies arme Mädchen, soll Ihren Platz einnehmen."

Sie waren jetzt neben dem Schlitten. Die Damen weigerten sich auszusteigen und die eine derselben fügte in italienischer Sprache einige auf mich bezügliche, sehr wenig ehrenvolle Bemerkungen hinzu.

„Ich werde den Schlitten sofort umwerfen! entgegnete der Officier heftig und stellte mich sanft auf die Erde.

In diesem Augenblicke fühlte ich mich am Arme ergriffen. Salicetti stand neben mir.

„Schnell, schnell! folge mir! Es ist der Prinz Ferdinand. Einem gefährlicheren Feinde als dem da, hättest Du nicht begegnen können.

Es hatte sich schnell ein dichter Kreis von Neugierigen um den Schlitten gesammelt. Wir brauchten blos einige Schritte zurückzutreten und wir waren dem Auge des Prinzen entgangen.

Ich hörte, wie er nach mir fragte und rief, während wir uns eiligst entfernten, um uns in enge, dunkle Straßen von wahrhaft verdächtigem Ansehen zu vertiefen. Endlich stand der Italiener auf dem Wege still.

„Bist Du beschädigt? Come sta bellissima? Ah ja, das wäre ein Beutestück für den Wüstling, zehnfach seine verwitterte italienische Primadonna und seine aus Darmseite zusammengedrehte Solotänzerin aufwiegend. Erzähle Niemand, hörst Du, dies unglückliche Abenteuer, oder der Prinz findet Dich sicher auf, wo Du Dich auch verbergen magst!

Ich begriff zwar die von Salicetti behauptete Fürchterlichkeit des Prinzen keineswegs und war sehr geneigt, seine Aeußerungen höchst übertrieben zu finden. Aber ich wagte es doch auch nicht, ihn um nähere Erklarungen zu bitten und endigte damit, daß ich ihm schweigend folgte. —

Er brachte mich nach seiner erbärmlichen Herberge in einem Hause an der alten Stadtmauer, deren eine Schießscharte uns als Fenster diente.

Als die alte Lampe angezündet war, sah ich mit Entsetzen um mich. Hier stand ein alter Stuhl, dort ein alter Tisch; in der Ecke lag eine schmutzige Matratze, von welcher ich mich mit einem Grauen, an das schreckliche Ungeziefer denkend, rasch entfernte.

„Ola! Ma bella! So schlimm ist's nicht! rief Salicetti, die Ursache meines Zurückfahrens errathend. Du scheinst nur für Musik ein gutes Gedächtniß zu haben, sonst wüßtest Du noch, daß ich Dir sehr deutlich sagte, daß ich niemals aus Noth, sondern nur zu meinem Vergnügen, zur angenehmen Unterhaltung ein Vagabund, ein Bettelmusikant gewesen bin. Wärest Du nicht in einer Einsiedelei aufgewachsen, so würdest Du bei dem bloßen Nennen meines Namens wissen, daß ich die Wahrheit sagte. Jetzt aber scheint es mir, mußt Du Dich durch den Augenschein überführen.

Salicetti zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloß eine schwere Seitenthür auf. Er erhob das Licht. Ein reizendes, kleines Gemach zeigte sich mit wundervollen Tapeten, mit Sammt-Divan, einem Schaukelbett. Dieser Ausstattung entsprach die übrige Einrichtung, namentlich das umherliegende, schwere Silberzeug.

„Hier wird nicht gestohlen, sagte der Alte, welcher einen kostbaren Schlafrock um sich geschlagen hatte. Hier ist der Vagabund Salicetti meines Wissens noch nie über die Schwelle gegangen. Hier bist Du vorläufig zu Hause. Ich werde draußen zu meiner Matratze zurückkehren.

Ich wäre gern noch aufgeblieben, um mehrere Frage zu thun, sowohl was Salicetti selbst, als was den Prinzen betraf, von welchem ich mir durchaus nicht vorstellen konnte, daß er das sei, was ich bis dahin unter einem Fürsten mir gedacht hatte. Ein Fürst hatte bei mir stets graues Haar, eine Glatze und viele Falten im Gesicht gehabt. Mein Ideal eines Fürsten war der Kopf Friedrich II. auf den großen alten preußischen Thalern.

Indeß begab ich mich zur Ruhe. Salicetti rührte sich draußen längst nicht mehr. Als er mich eingeschlafen glauben mochte, öffnete er die Thüre meines Cabinets, kam dicht an mein Bett, betrachtete mich tief seufzend und fing an zu beten, lange, inbrünstig Segen auf mich herabwünschend. Er beugte sich über mich;

ich fühlte seinen kalten Athem auf meiner Stirne und eine schwer fallende Thräne auf meiner Wange brennen.

Wie entsetzlich, dachte ich, mußte das Schicksal, oder die Menschenwelt diesem Künstlerherzen mitgespielt haben, um dasselbe in eine so schreckliche Bahn zu treiben.

Ich hielt mich einige Tage in der Wohnung Salicetti's, welche derselbe seine „Mördergrube" nannte, auf. Während dieser Zeit hatte sich Salicetti dem Aeußern nach, vollständig verwandelt. Er sah in seiner durchaus schwarzen Kleidung eben so vornehm, als eigenthümlich aus und erinnerte mich mit seinem schönen antiken Kopfe an die Apostelfiguren der Dürer'schen Bilderbibel in unserer Waldhütte.

Mit eigensinniger Auswahl ließ mich Salicetti kleiden. Er konnte halbe Stunden lang probiren, bis er die für mich passende Farbe eines Bandes oder eines Kleides gefunden hatte.

(Fortsetzung folgt).

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Dieser blickte sie mit seinen gläsernen schwimmenden Augen scheu an; er schien sie nicht zu kennen. Bald und seine Glieder fingen an heftig zu zittern, seine Augen wurden stier und glänzend; er ballte die Fäuste krampfhaft zusammen und brach in ein Wuthgeheul aus, das wie schauervolles Fluchen klang. Er sprang vom Bette und versuchte zu fliehen. Nur dem vollen Kraftaufwande des ganzen männlichen Hauspersonals gelang es, ihn zurückzuhalten. Das Geheul ließ nach einiger Zeit nach; aber mit lallender Stimme sprach er nun im bunten Durcheinander von Mord und Raub, Polizei und Galgen; mit wildscheuem Blicke starrte er die Umstehenden an und versteckte sich wieder unter den Betten.

„Delirium tremens," sagte der herbeigerufene Arzt leise zu Arthur.

Morphium und Blutegel besserten den Zustand nur wenig. Derselbe hielt mit unbedeutenden Veränderungen zehn Tage an, während welcher Zeit der Kranke kein Auge schloß.

Am elften Tage fiel er in einen tiefen, mehrere Tage anhaltenden Schlaf.

„Für diesmal ist er gerettet," sagte der Arzt.

Aber Römer war, wie sich bald nach seinem Erwachen zeigte, nur gerettet vom Delirium, um einer mit vollkommner Willenslosigkeit verbundenen Melancholie — oder wie der Arzt es bezeichnete, einer chronischen Säuferdiskrasie eigenthümlicher Art — überliefert zu werden.

Furchtsam, menschenscheu, trübsinnig, sprach er selten oder in den wenig lichteren Augenblicken weinend und klagend. Gleichgültig gegen die Außenwelt, schien er für nichts, als für sein körperliches und seelisches Krankheitsgefühl Empfindung zu haben. Er war mit dem fahlen, gedunsenen Gesicht und den tief in ihre Höhlen zurückgefallenen, triefenden Augen nur noch — und auch für Arthur — ein zum Mitleid aufforderndes Bild jenes ergreifenden Leidens, welches den gottähnlich geschaffenen Menschen einen Platz unter den Thieren anweist. — Ohne eine Stunde ruhigen Schlafes, glaubte der Irre fortwährend das Zimmer voller Eulen und Fledermäuse, seine Bettdecke voller Schlangen und häßlichen Spinnen zu sehen, ohne doch Willensvermögen zu haben, um sich gegen diese ihn in seiner Einbildung bedrohenden Erscheinungen zu wehren. Wenn diese Sinnestäuschungen ihn mit ihrer Qual verschonten, dann sagte er mit monotoner Stimme unaufhörlich einige Verse vor sich her. Es waren die ihm von Arthur recitirten:

„Kann denn des großen Meergotts Ocean
Dies Blut von meiner Hand reinwaschen? Nein!"

und wenn er das letzte Wort ausgesprochen, dann ließ er wie erschrocken die Hand niedergleiten und — begann die Verse von Neuem. Lichtere Momente wurden immer seltener bemerkbar und auch in solchen sprach der Kranke nur wenig und das Wenige unverständlich, oft verworren; gewöhnlich blickte er Arthur und Helene, die fast immer um ihn waren, einige Augenblicke verzweiflungsvoll traurig an, um, hierauf in Thränen ausbrechend, sein Gesicht mit den Händen zu bedecken.

Später traten wieder kurze Delirien und Anfälle von Wuth ein; der Arzt kündigte Arthur an, daß der Kranke aus Sicherheitsgründen dem öffentlichen Krankenhause übergeben werden müsse.

Helene erschrack, als ihr dies mitgetheilt wurde; sie war untröstlich darüber. Jeder Gedanke an die von ihrem Vater erfahrene Unbill war, seit er krank geworden, aus ihrer Erinnerung entschwunden; sie dachte nur daran, daß es ihr Vater war, dem sie doch auch so Vieles danke. Sie wollte sich unter keinen Umständen von ihm trennen lassen. Sie fühlte sich der Gefahr gegenüber stark genug, ihn gegen eine ganze Welt zu vertheidigen. Für sich kannte sie keine Gefahr.

„Ich lasse den Vater nicht fortschaffen. So lang ich lebe, will ich ihn auch pflegen. Ich will sehen, wer mir das verwehren kann!" sagte sie heftig.

Arthur suchte sie durch Gründe der Vernunft zu überreden, aber vergeblich. Ihr Ge-

fühl war stärker, als ihre Vernunft. Alle Ueberredungsversuche entrüsteten sie nur noch mehr.

„Nur über meine Leiche werdet ihr zum Vater gelangen und ihn fortschaffen können!" sagte sie im Tone fester Entschlossenheit.

Arthur sah, daß hier alle Vorstellungen erfolglos und die Gewalt nöthig sei. Die letztere wollte man möglichst vermeiden, und so wurde beschlossen, Helene durch List vom Bette zu entfernen und währenddem das Vorhaben auszuführen.

Der nächste Morgen war hiezu bestimmt.

Es war Nachts gegen 1 Uhr.

Römer saß in seinem Bette und murmelte kaum verständlich Etwas vor sich hin. Es waren die Verse aus Macbeth.

Nicht weit davon saß in einem Fauteuil, den Kopf auf die Brust gebeugt, Helene. Sie war eingeschlafen.

Hinter dem Bette, etwa sechs Schritte davon entfernt, saßen auf einem Sopha — in jeder Ecke Einer — zwei kräftige Männer, zur Nachtwache bestimmt. Auch Sie schliefen.

Die beiden Wachskerzen auf der Girandole, welche auf einem Tischchen vor Helene stand, waren ziemlich herabgebrannt und warfen einen düster röthlichen Schein auf das Bett und den Irren.

Es war recht traurig, den Mann so beleuchtet zu sehen und seine monotonen Reden zu hören. Er, der Einzige, welcher wachte in dieser schweigenden Nacht, gespenstig von einem matten Licht durchflackert wie die Nacht, welche ihre dunklen Schwingen um seine Seele gelegt.

„Kann denn des großen Meergotts Ocean
Dies Blut von meiner Hand reinwaschen?"

wiederholte Römer zum wer weiß wie vielten Male. Das letzte Wort „Nein" wurde aber diesmal hörbar ausgesprochen.

„Nein! . . . Nein?" Er lachte laut auf. Sein Lachen klang wie markdurchschneidender wüster Hohn.

Helene und einer der Wächter wurden dadurch wach.

Die Erstere sah ihren Vater traurig besorgt an, der Letztere veränderte seine liegende Stellung auf dem Sopha in eine sitzende. Man war derlei lautere Ausbrüche des Kranken schon gewöhnt, wenn auch ein solches Lachen desselben noch nicht vorgekommen war.

„Du, der Kerl! wie er mich angrinzt. Er will mich holen! Hu . . . stotterte Römer dumpf und verbarg sein Gesicht unter der Bettdecke.

Dann richtete er sich wieder empor. Sein bleiches Gesicht wurde braunroth, seine Augen traten wild-rollend aus ihren Höhlen hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Großer Schneefall in Kärnten.) Man berichtet von dort: „Der Schnee liegt an vielen Orten schon 18 Fuß hoch. Die Postverbindung wird in Oberkärnthen nur mittels Fußboten und oft erst nach längerer Unterbrechung unterhalten. Viele Gebirgsdörfer und zahlreiche einzeln stehende Wohnhäuser sind ganz verschneit, so daß oft nur die schneebeladenen Gipfel der Dörfer aus den Schneemassen hervorragen und man von den Bewohnern einzelner Gehöfte, wo die Herstellung jeder Verbindung eine Unmöglichkeit ist, gar nicht weiß, ob sie noch am Leben sind. Die Wucht des Schnee's hat viele Dächer eingedrückt und rollende Lawinen haben so manches Haus mit Mann und Maus verschüttet. Der Wildstand ist auf Jahre hinaus vernichtet und die Wälder mit ihren zahllosen gebrochenen Stämmen bieten einen traurigen Anblick. In Raibl waren Reisende über 14 Tage internirt. Der Schnee reicht bis zu den Dächern der Häuser und nur das nothwendigste Brod konnte aus Tarvis von den Leuten mittelst Schneereifen herbeigeschafft werden. Die Gemsen kommen vom Königsberg bis zu den Häusern herunter, und eine niederrauschende Lawine hat vier an ihr Tagwerk gehende tyroler Arbeiter verschüttet. Nächst Millstadt wurde zwischen Laubendorff und Treffling ein junges Mädchen und zwischen Spital und Seeboden eine rüstige Frau im Schnee todt gefunden. Bei Fresach im Drauthale erfror ein Mann und auf dem Wege nach Stockenboi sind drei Personen erfroren. Sämmtliche Verunglückte waren vom Waten in dem tiefen Schnee ermattet, setzten sich nieder, und schliefen ein, um nicht wieder zu erwachen."

(Eine recht passende Ehe) ist neulich in Lille vollzogen worden. Unter den Aufgebotenen, welche an der Thüre des Rathhauses angeschlagen sind, befindet sich auch folgendes: „Herr Pierre Paux, Offizier de Santé, im Quartier von Vazemmes, und Mademoiselle Felicité Leloni, Rentière, Rue de l'Hospital St. Roche. Der Bräutigam ist siebenundvierzig Jahre alt, die Braut am 7. Mai 1786 geboren, also ca. vierundachtzig Jahre alt. — Man erzählt bei dieser Gelegenheit, daß die Neffen und Nichten der Braut, welche sich durch diese Heirath einer Erbschaft von wenigstens 300,000 Frcs. entzogen sehen, sich an das Civiltribunal gewendet haben, um ihre Tante für unzurechnungsfähig erklären zu lassen. Aber eine ärztliche Prüfung habe ergeben, daß sie vollständig bei gesunden Sinnen ist.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 12. Mittwoch den 9. Februar. 1870.

Thauwetter.

Im Weinschank sitzen Beide,
Die einst sich Freunde nannten,
Im Weinschank sitzen Beide,
Die drauf in Haß entbrannten.

Und draußen sprüht der Regen
An den gefror'nen Scheiben,
Und draußen weht der Südwind
Den Winter zu vertreiben.

Der Südwind sprengt die Decke
Die Erd' und Strom bekleidet,
Der Wein zerschmilzt die Rinde,
Die Herz vom Herzen scheidet.

Und heiße Thränen mischen
Sich mit dem Blut der Reben,
Und Beide eng umschlungen,
Sind wieder Ein's für's Leben.

Und draußen wie da drinnen
Da fallen warme Tropfen,
Den Frühling hört man leise
Ganz leis an's Fenster klopfen.

Iris.

Von Adolph Görling.

(Fortsetzung.)

Als ich völlig ausgestattet war, fuhr Salicetti mit mir nach einem reizenden Hause der fernsten Vorstadt. Mich an der Hand führend, passirten wir den wundervollen, mit reichen Gebüschpartien versehenen Garten, bis wir endlich in einer abgelegenen Laube eine einsame alte Dame fanden, die sich bei unserem Anblicke staunend, fast zornig erhob.

Die Dame hatte etwas Nonnenhaftes, war in Trauer gekleidet und trug eine Wittwenhaube mit tief in die Stirn reichender Schneppe. Ihr Auge brannte noch, obwohl die Züge Spuren tiefen Kummers trugen.

„Was ist Dies? Was soll das? rief die Dame. Haben Sie mir etwas mitzutheilen, Fräulein, so seien Sie willkommen; Sie aber, Herr Kapellmeister, werden sich sofort entfernen!

„Sophie!" sagte Salicetti weich. Ich komme als ein neuer Mensch zu Dir. Mein Wahnsinn, wie Du es nanntest, ist vorüber. Sieh hier meine schöne Retterin.

Er führte mich dicht zu der Dame.

„Ich werde nicht mehr den Bettelmusikanten machen; ich will mich nicht mehr weigern, die mir von der Theater-Intendanz ausgesetzte Pension zu beziehen — ja, ich habe die mir seit drei Jahren zuständige Summe bereits einkassirt.

„Oh, bitte! verschonen sie mich. Nach so vielem Elende, das Sie mich erdulden ließen, habe ich nur zwei Wünsche: erstens, daß sie als Mensch ferner leben, und zweitens, daß Sie mich nie wieder mit Ihrer lästigen Gegenwart beschweren mögen."

„Komme ich denn für mich, Sophie? Ich werde es nicht versuchen, für meine Vergebung die Deinige zu erlangen. Aber sieh hier dies Kind! So jung, so schön, so talentreich, so bewunderswerth, wie Du einst warst, als ich Dich zu unterrichten begann."

„Iris, wo hast Du Deine Flöte?

Ich zog das Instrument aus der Tasche, setzte es schnell zusammen und fing an zu spielen. In großer Bewegung setzte sich die Dame nieder und hörte zu.

„Dies ist wunderbar! flüsterte die Dame und streckte die Hand nach mir aus.

„O, höre sie erst singen."

Ich sang; ich machte ihr meine wilden Kunststücke vor, und die Dame schloß mich tief gerührt in die Arme.

„Sie gehört Dir! jubelte Salicetti. Das wußte ich. Mache aus ihr Dein Ebenbild — Dein glücklicheres Ebenbild. O, Sophie, die alte Liebe zwischen mir und Dir ist dennoch nicht so völlig todt, wie wir wähnten.

„Salicetti, keine Anspielung darauf, daß Sophie Reichardt einst ihren Namen trug! Wer ist dies holde Wesen?

Salicetti forderte mich auf, meine Geschichte zu erzählen.

Ich gehorchte und gelangte, ohne unterbrochen zu werden, bis zu der letzten Grausamkeit des Hrn. v. Sostraw, dessen Namen ich bis dahin — in einer fast abergläubischen Furcht, der Freiherr könne auch mich zum Gegenstand

seines schrecklichen Hasses machen — nicht auszusprechen gewagt hatte.

„Wie hieß dieser Tyrann?“ fragte mich die Dame.

„Dein Geheimniß, welches Du auch mir nicht vertrautest, sagte Salicetti, ist bei uns vollkommen sicher, kleine Iris.“

„Er hieß Sostraw.“

Bei diesem Name rötheten sich die welken, lederfarbenen Wangen der Dame und Salicettis Augen sprühten Funken.

„Gut, gut! murmelte Salicetti mit verändertem Tone. „Ich erkenne die Hand der Vorsehung — der Himmel will mich, den Sostraw elend machte, indeß er Dich, Sophie mir abwandte, durch ein Wesen trösten, das den Tod ihrer Beschützer und die völligste Hülflosigkeit ebenfalls jenem hartnäckigen Unholde zu verdanken hat.

„Der Unhold war wenigstens in Bezug auf mich edel genug, mich vor einem andern, viel scheußlicheren Unholde zu beschützen! antwortete die Dame Reichardt mit schneidender Bitterkeit.

Aug' in Auge standen sich die beiden getrennten Gatten gegenüber, als läsen sie gegenseitig in der tiefsten Seele des Andern.

„Frieden!“ sagte Salicetti. „Dahin ist dahin! Blicken wir auf das junge Leben, das uns vom Schicksal anvertraut wurde. Sophie — willst Du von meiner Hand die Tochter annehmen?

Die Dame trat schnell auf mich zu.

„Sie gehört mir, wenn sie es wünscht. Aber Sie, Salicetti, wagen Sie es niemals, ihr zu nahen.“

„Wie? Sophie, Du bist nie, nie so bitter grausam gewesen, wie in diesem Augenblicke. Ich muß sie doch unterrichten.“

„Ich, Deine beste Schülerin — ein schmerzlicher Zug spielte um Sophiens Mund — bin Dir *ebenbürtig* in der Kunst, Gesang zu lehren. —

„Welcher Wahnsinn!“ rief Salicetti wild. „Niemals noch existirte ein Weib auf Erden, welches mehr als die Ausübung von der Musik begriffen hätte.

„Ja doch, ja! Herr Capellmeister, hier haben Sie ihre Schülerin. Leben Sie wohl, wenn sie ihres Unterrichts nicht mehr bedarf, dann bringen sie Sie mir! Und wäre die arme Iris ein Engel — in Ihrer Gesellschaft würde ich sie zurückweisen.

Salicetti sah die Sängerin groß und vernichtend an.

„Schreckliche! Ich erkenne Dich wieder! Das Grauen hätte mich sollen von Dir zurückhalten. Komm, Iris, an meiner Seite ist Dein Platz. —

Wir begaben uns zu dem Theaterdirektor von Kling. Ich ward als eine reich begüterte Waise eingeführt. Seine höchst umfangreiche alte Frau, eine frühere, sehr geschätzte Schauspielerin, nahm den Vorschlag Salicetti's, bei mir — gegen gutes Honorar — die Stelle einer mütterlichen Führerin zu übernehmen, mit höchster Lebhaftigkeit an.

Herr v. Kling wünschte mich singen zu hören und war sehr befriedigt. Ich wagte m einer Flöte nicht zu erwähnen, da Salicetti nichts von derselben sagte.

Die „gnädige Frau“ bat sich bloß einen Tag aus, um mein Zimmer herrichten zu lassen und entließ mich mit einer Herzlichkeit, als wenn sie mich von Kindesbeinen an gekannt hätte. —

Salicetti instruirte mich mit größter Genauigkeit über das von mir zu beobachtende Benehmen, als er mich am andern Tage nach meiner Pflegemutter brachte, welche mit verbindlichsten Lächeln die Vorausbezahlung für ihre Bemühungen einstrich.

Salicetti kam Morgens und Nachmittags um mir Unterricht zu ertheilen. Von dem lebhaften Treiben in dem Hause des Theaterdirktors ward ich im Ganzen nur wenig berührt. Mitten im rauschenden Gewühle derjenigen Kunst, welche ohne den möglichen Aufwand von Trouble aller Art nicht existiren zu können scheint, lebte ich das Leben einer freiwilligen Einsiedlerin.

Ich mochte etwa drei Monate unter der Obhut der Frau von Kling zugebracht haben, als Salicetti mir verkündigte, daß meine fernere Ausbildung in der Kunst vor allen Dingen von der Entwicklung meines eigenen Gefühlslebens abhängen werde. Um die Gefahr zu vermeiden mich in den schwer wieder zu entfernenden kalten Concertton hineinzusingen, hielt Salicetti es für das Beste, daß ich sofort einige Rollen einstudirte und auf der Bühne erschiene.

Herr von Kling und seine Gemahlin waren natürlich von meiner „glänzenden Begabung“ vollständig überzeugt, und der Theaterdirektor würde mir, selbst wenn ich gar nichts gekonnt hätte, dennoch die Hallen der dramatischen Kunst eröffnet haben.

Es hatte jedoch, da ich in der Oper auftreten wollte, noch eine andere Stimme mitzusprechen, diejenige des Capellmeisters, des Nachfolgers und bittern Feindes von Salicetti.

Der Capellmeister Dr. Wirbelchen kam, hörte mich in Salicetti's Gegenwart singen und erklärte: alles Das sei zwar sehr schön, aber mechanisch eingelernt — er sei überzeugt, daß mir die nöthige Musikkenntniß abgehe, um ohne Furcht vor einer Niederlage auf die Bühne gebracht zu werden. (Forts. folgt.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

„Ich habe ihn nicht morden wollen!“ fuhr er in erhobenem Tone fort. Er wurde immer aufgeregter.

Helene stand auf und ging an's Bett.

„Es ist nichts, lieber Vater, ... sei ruhig?“ sagte sie ihre Hand um den Hals des Kranken legend, schmeichelnd.

Römer packte diese Hand hastig. Seine Sprache war keine Sprache mehr, es war ein Brüllen. Das Brüllen eines Tigers, der seine Tatzen in das Fleisch seines Opfers eingräbt. „Schurke, verdammter, Du willst mich auch so ermorden! Ha, Du sollst mir nicht entkommen. Zu allen Teufeln hin!“

Helene machte ihre Hand los und trat angstzitternd einige Schritte zurück an die Wand; — der Irre mit einem Satze aus dem Bette ihr nach.

Das Tischchen mit der Girandole fiel polternd um. Es wurde finster im Zimmer. Vorn am Fenster fiel das Glas eines Trumeau klirrend auf den Boden.

„Zur Hölle, Hund!“ ... Ein leises Klagen der Todesangst ... ein kurzes Röcheln ... schallendes Gelächter .... Alles das das Werk einiger Augenblicke. Dann schauervolle Stille!

Die Wärter getrauten sich im Dunkeln nicht vor. Während der Eine Lärm im Hause machte, zündete der Andere ein Licht an ... Schreckliches Schauspiel. Römer hatte seine Tochter vor an's Fenster geschleppt. Sie lag auf den Scherben der zerbrochenen Spiegelscheibe, er kniete grinsend auf ihrer Brust.

Der zurückgebliebene Wärter stürzte sich auf den Irren und packte ihn mit nervigen Armen am Nacken. Verzweifeltes Ringen auf beiden Seiten, dem erst nach Hinzukommen des andern Wärters durch Ueberwältigung des Rasenden, der sich mit Händen und Zähnen wehrte, ein Ende gemacht wurde.

Arthur trat mit einem Lichte ein. Der Leuchter entfiel seiner Hand, als er sah, was hier geschehen. Ein kalter Schauer des Entsetzens machte sein Blut stocken.

„Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.“

Helene hatte Recht gehabt: nur über ihre Leiche sollte der Weg zu ihrem Vater gehen... Die knochigen Finger des Wahnsinnigen hatten sich zwischen Schildknorpel und Zungenbein tief in den Hals, seine Zähne tief in das Gesicht seiner Tochter eingedrückt ... Die Seele des unglücklichen Mädchens hatte ihren Tempel verlassen, um sich eine neue Heimath zu suchen.

Der inzwischen mit Stricken geknebelte Römer lehnte, von den Wärtern gehalten, an der Wand. Seine wild verzerrte, stupide Miene gab kund, daß er nichts von alle dem verstehe, was hier vorging. Vor seinem Munde stand ein dicker Schaum. Seine wie vom Krampf zusammengezogenen Hände bluteten, von den Scherben des Spiegels zerschnitten.

Als Helene an ihm vorbei aus dem Zimmer getragen wurde, heftete sich sein starrer Blick wie forschend auf die Leiche.

Ob der Himmel seine Strafe durch einen Lichtstrahl, in diesem Augenblicke in seine umnachtete Seele gesenkt, vergrößern wollte? — — Der Irre suchte sich mit Gewalt, wie nur culminirte Leidenschaft sie zu geben vermag, loszumachen; dann brach er mit einem Schrei sich entsetzenden Jammers zusammen. — Es war der letzte Laut, dessen seine von diesem bis zum letzten Augenblicke seines Lebens gelähmte Zunge fähig war.

Acht Tage später starb er im Krankenhause. Sein Todeskampf war entsetzlich und dauerte volle zwei Tage, während der er im Besitz seines klaren Bewußtseins zu sein und furchtbar zu leiden schien.

Daß diese Vorgänge — furchtbar traurig, wie sie es waren — einen erschütternden Eindruck auf Arthur machten, brauchen wir nicht erst zu sagen. Er verließ von dem Todestage der unglücklichen Helene an bis nach dem ihres irrsinnigen Vaters das Haus nicht, als um der Ersteren die letzten Ehren zu geben und den Letzteren zweimal im Krankenhause zu besuchen.

Welch heftige Bewegungen sein Gemüth ergreifen mußten, als er hier den Vater Arouets, den Bruder seiner Mutter — der ihn am letzten Tage seines Lebens zu erkennen schien und mit einem Blick voll trostloser, ohnmächtiger Verzweiflung, der nicht beschrieben werden kann, anstarrte — sich gegen den drohend an seinem Lager stehenden Tod wehrend, in seiner engen Zelle auf der Matratze liegen sah, als er ihm das Geleite zur unterirdischen Zelle auf dem Friedhofe gab und als er dann zurückkehrte in das von der Nemesis ereilte Haus, dessen unbestrittener und doch unrechtmäßiger Herr er jetzt geworden war, als er die Räume durchschritt, in die er vor wenig Wochen erst als Fremdling getreten und aus welchem ihn die Erinnerungen an jüngst- und längstvergangene Tage wie Moderduft des Grabes entgegenwehten, welch heftige Bewegungen -- sagen wir — bei

alle Dem sein Gemüth ergreifen mußten, das läßt sich denken.

Er betrat das Zimmer, in welchem die von ihm bald liebgewonnene Helene das bemitleidenswerthe Opfer der Tollwuth ihres eigenen Vaters g worden war, mit keinem Schritte mehr; aber er vermochte auch in den andern Zimmern des Hauses nicht mehr ruhig zu sein; der Schlaf mied sein Lager, Gespenster traten an dasselbe heran, wie um ihn hinauszuziehen aus dem Hause, in welches er sich betrügerisch eingedrängt und in das er den Tod in seinen erschreckendsten Gestalten gebracht.

Alles Das, was er sich gewünscht und mehr noch als Das — das Schicksal hatte es ihm mit lächelnder Gunst gewährt; alle Schwierigkeiten, alle Gefahren waren schnell verschwunden; er konnte mit unerwarteter Leichtigkeit, mühelos zu seinem Ziele schreiten — aber der Weg war über zwei Leichen hinweggegangen.

Er war jetzt der Erbe eines großen Vermögens, eines adeligen Namens, das Schicksal hatte ihn, ihm in jeder Kleinigkeit zuvorkommend, in diese Erbschaft eingesetzt, aber mit der schauerlichen Zugabe — zweier frischen Leichen.

Er hatte über diese entseelten Gestalten hinwegsteigen müssen; aber jetzt war ja die Fläche glatt und

„Nur die Fläche bestimmt die kreisenden Bahnen des Lebens;
Ist sie glatt, so vergißt Jeder die nahe Gefahr.“

Auch Arthur vergaß sie oder wenigstens, er suchte sie zu vergessen, sich vor sich selbst zu rechtfertigen.

Konnte und kann ich denn anders? Ist es meine Schuld, daß es so gekommen? fragte er sich.

Und doch lag es auf seinem Herzen, eine schwere und immer schwerer werdende Last, das Geheimniß seines von Niemand geahnten Betrugs. Den alten Joseph wollte er nicht zum Vertrauten desselben machen; aber es mußte herunter, wenn es ihm leichter werden sollte ums Herz. In das Herz seiner Mutter mußte er das seinige ausschütten, sie sollte Alles erfahren, ihm sagen, was er thun solle, um ihrer Liebe wieder werth zu werden. Er wollte sie auf den Knien um den seiner Zeit verschmähten Segen bitten; er wollte jedes dafür verlangte Opfer bringen — nur nicht Clairisse, in deren Besitz das ganze Glück seines Lebens ruhte und gegen das er alles Andere einzusetzen bereit war.

Und Deine Mutter, sagte er sich, wird Dir ihren Segen nicht verweigern und Dich nicht von Deinem Glücke trennen wollen; mit ihrem Segen aber wirst Du noch glücklich werden.

Glücklich wollte er werden! Der Unglückliche, sah er denn nicht, daß zwischen ihm und seinem wahren Glücke, seiner Seelenruhe, die selbsterbaute Schranke des Verbrechens lag, welches er fortsetzte? Sah er denn nicht, daß es ein falsches Glück war, welches ihm gelächelt hatte?

Er fühlte es vielleicht; aber dieses Gefühl kam ihm nicht zu klarem Bewußtsein oder er kämpfte es nieder.

(Fortsetzung folgt).

Mannigfaltiges.

(Consum auf den Bällen in den Tuilerien.) Bei jedem Tuilerienballe werden consumirt: 900 Bouteillen Champagner, 400 Flaschen Bordeaux, 50 Flaschen Madeira, 1200 Maß Sirop, 200 Maß Eiskaffee, 200 Maß warme Chocolade, 2000 Eistassen, 1200 Maß Punsch, 200 Maß Thee, 3000 Backwerkstücke, 100 große Pasteten, 1200 Pfund Fleisch, 200 Hühner, 50 Fasanen, 100 Rebhühner, 12 große Schinken, 300 Lerchen, 24 Fisch-Entrées, 12 große Galantinen, 24 große Salate, 16 Trüffelpasteten, 20 riesige Filets de boeuf, 3000 Brödchen. Und das Alles verschwindet im Zeitraume einer Stunde!

(Diamantenfund.) Die Zahl der am Kap der guten Hoffnung gefundenen Diamanten ist nach den mit der neuesten Post einlaufenden Nachrichten beträchtlich. „Wir hören nicht von großen Steinen,“ sagt der „Cape Standard“, allein die in Port Elisabeth erscheinenden Zeitungen meldeten erst vor einer Woche, daß zwei Firmen 264 Diamanten geringerer Größe zugesandt wurden. Blaine und Comp. erhielten 89 und Mosenthal und Comp. 175. Einzelne von den Gütern, wo Diamanten gefunden worden waren, sind von neuen Ankömmlingen angekauft worden und in einem Falle fand der neue Besitzer in sehr kurzer Zeit 50 Diamanten auf seinem Eigenthume. Wenige von den Steinen finden übrigens ihren Weg nach der Capstadt. Die meisten gehen über Port Elisabeth direkt nach England.

„O Erde, welch' herrliche Genüsse bietest Du uns!“ stammelte ein Betrunkener und fiel in eine Düngergrube.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 13. Samstag den 12. Februar. 1870.

Liebe.

Nicht meine Liebe gleicht dem Nachen,
Der schwankend auf dem Lebensmeer,
Dem Traumbild ähnlich, halb im Wachen
Und halb im Traume schwebt daher.

Sie ist ein Schiff mit stolzen Masten
Mit einem Anker groß und fest,
Das, hält es irgendwo zu rasten,
Den Anker gründlich niederläßt.

Es segelt kühn mit vollem Winde
Auf der bewegten, weiten Fluth,
Vertrauend, daß das Land es finde,
Geahnter seel'ger Liebesgluth.

Dem off'nen Sturme trotzt es muthig,
Doch landet einst es in den Port,
Und stürmt es dann, dann reißt wohl blutig —
Der Anker auch das Herz mit fort.

Iris.

Von Adolph Görling.

(Fortsetzung.)

Salicetti war außer sich vor Indignation Er flüsterte mir zu, meine Flöte zu holen, ließ Noten aus der Musikalienhandlung holen, und bat Wirbelchen sich an's Piano zu setzen, um mit mir zu concertiren.

Wirbelchen gehorchte. Ich fing an zu spielen und staunend hörte der Capellmeister auf, um eine andere Piece aufzulegen. Als ich dieselbe tadellos durchspielte — und sie war in der That enorm schwierig — stand Wirbelchen, ganz blaß geworden auf, umarmte mich und fing vor Freuden an zu weinen, worauf er Salicetti bei der Hand nahm und sich feierlichst mit ihm versöhnte.

In dreimal vier und zwanzig Stunden war ich die merkwürdigste Person der ganzen Stadt, denn Wirbelchen und die Klings hatten mit wahrer Wollust posaunt.

Der alte Landesherr, ein großer Freund von der Flöte, welche er trotz seiner mangelnden Vorderzähne noch täglich tractirte — und zwar sehr übel — ließ den Direktor wissen: daß er darauf rechne, ich würde in nächster kleiner Soiree in den fürstlichen Gemächern eine Probe meiner seltenen Kunstfertigkeit geben.

Während die Klings jubelten, ward Salicetti finsterer Laune. Er sagte nicht die Ursache seiner Verstimmung; aber ich errieth, daß er von der unzweifelhaften Begegnung mit dem Prinzen Ferdinand für mich das Schlimmste fürchtete.

Ich kam in's Schloß; ich spielte — und sah den Prinzen Ferdinand. Er kam erst vor meiner letzten Piece, eben als ich eine Pause gemacht hatte.

„Wahrlich! Das ist die Dame — nein und doch nicht! Ich habe vergangenen Winter ein schönes Bettelmädchen überfahren und . . . . Aber es ist Thorheit . . . Trotz dieser ganz nicht zu vergessenden Aehnlichkeit.

Das waren ungefähr die Ausrufe des Prinzen, als ich ihm vorgestellt wurde,

Als ich das Schloß verließ, sagte Wirbelchen: „Sie haben da eine gefährliche Eroberung gemacht, schönste Iris!"

Und so erwies es sich. Plötzlich hatte der Herr von Kling die Ehre, von dem Prinzen besucht zu werden. Der Prinz fand es für nothwendig, sich an die Spitze der Oberhof-Theaterintentanz zu stellen und lange Conferenzen mit dem Herrn v. Kling abzuhalten.

Der Direktor erhielt einen Orden und Frau von Kling empfing für die in längstvergangener Zeit der Kunst geleisteten Dienste nachträglich ein kostbares Perlenhalsband und eine ihrem Umfange entsprechende, kolossale diamantene Gürtelschnalle.

Wie oft auch der Prinz unser Haus besuchte, so hatte ich ihn dennoch nie anders, als beim Kommen oder Fortgehen — und zwar sehr flüchtig — gesehen und kein Wort mit ihm gewechselt. Und dennoch konnte ich mich einer sonderbaren Bewegung nicht erwehren, als ich den Prinzen sah. Ich konnte gar keine andere Idee fassen, als daß er mich, die an jenem Abende allerdings einige Aehnlichkeit mit einer Bettlerin gehabt haben mochte, auf den Armen hielt und mir den Schnee von meinem Gesicht wischte.

Ich trat zum erstenmale als „Pamina" auf und fand, als ich betäubt von dem wüthen-

den Applaus abging, den Prinzen hinter den Coulissen. Was er sagte, weiß ich nicht mehr; aber er sprach sehr ehrerbietig mit mir und machte, glaube ich, irgend eine tief empfundene Anspielung auf den Namen Iris.

Ich empfing auf geheimnißvolle Art Geschenke — aber mit dem klugen Salicetti zur Seite bewahrte ich mir, so ziemlich wenigstens meinen nüchternen Kopf.

Eines Tages aber trat Prinz Ferdinand unangemeldet in mein Wohnzimmer, fing zuerst eine feierliche Anrede an, warf dann seinen Hut zur Seite und stürzte, mit aller Leidenschaft mir seine Liebe erklärend, zu meinen Füßen.

Trotz meiner fürchterlichen Erschütterung faßte ich mich bald und sagte ihm mit Festigkeit das, was ich von Salicetti so viele hundert Male gehört hatte: daß seine Liebe zu mir kein anderes Ende, als meine Entwürdigung und mein Verderben haben könne und daß ich entschlossen sei, jeder weiteren Annäherung durch die entschiedensten Mittel zu begegnen.

Der Prinz verließ mich in heftiger, zorniger Aufregung. Zudem empfing ich von dem Prinzen einen verzweifelnden Brief über den andern, in welchen er mich beschwor, jenen Augenblick einer leidenschaftlichen Verblendung ihm zu verzeihen und sein unedles Benehmen mit dem Schleier tiefer Vergessenheit zu bedecken.

Wie sehr ich mich auch vor dem Prinzen fürchten mochte, so fing in meinem Herzen — erst leise, dann immer lauter — eine Stimme für ihn zu sprechen an, welche ich vergeblich zum Schweigen zu bringen suchte.

Seit jenem ersten Abende, als ich die Residenz betrat, waren meine Gedanken sehr oft zu jenem jungen Fürsten zurückgekehrt, welcher mich, — obgleich ich in unscheinbarer Kleidung und mit Schnee bedeckt war — buchstäblich mit offenen Armen aufgenommen und mitleidig an seine Brust gedrückt hat. Ja, der Prinz gehörte so völlig in mein stilles Gemüthsleben, daß ich mehrmals träumte, der Prinz setze mir eine Krone auf den Kopf, welche von meiner verstorbenen Mutter als Diejenige anerkannt wurde, die sie mir im Momente ihres Todes versprochen hatte.

Als Prinz Ferdinand mich zum ersten Male spielen gehört hatte, da sorgte er selbst dafür, daß ich ihn keinen Augenblick vergessen konnte. Um mich den inständigen Bitten um Vergebung und der heftigen Aufregung zu überheben, welche jeder seiner zahlreichen Briefe bei mir hervorbrachte, entschloß ich mich dem Andringen des Prinzen gemäß, ihm eine bis dahin verweigerte Antwort zu schreiben.

Für eine Abkühlung des jungen Mannes gerieth mein Brief, wie ich später einsah, viel zu empfindungsvoll. Ich schilderte ihm mein Leben, meine Verlassenheit und fragte ihn mit Vehemenz: wie er es vor sich verantworten könne, daß er die Macht seiner hohen Stellung dazu mißbrauche, ein so wehrloses Mädchen zu verderben?

Er antwortete mir, daß er nie daran gedacht habe, mich unglücklich zu machen, sondern daß er überzeugt sei, es sei eben so wohl sein Glück, als das meinige, wenn ich seine Liebe nicht auf die bisherige, zur Gefühllosigkeit herabsinkende Weise, zurückweise. Er sei überzeugt, mein Herz, sich selbst überlassen, spreche anders, als meine eigennützigen, oder einfältigen Rathgeber — und einst würde ich selbst ihm, dem Prinzen volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Einige Wochen vergingen. Ich war meiner selbst wieder mächtig geworden und konnte meinen Geist mit aller Kraft wieder auf meine Studien richten.

Der Prinz ließ lange nichts von sich hören. Wenn ich auf der Bühne erschien, so sah ich ihn zwar jedes Mal in seiner Loge, wo er bis zum vollen Ende der Vorstellung festgebannt zu sein schien. Aber er gab, außer durch seine glühenden Blicke, auch nicht das geringste Zeichen, daß ich irgend einen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte.

Sonst sah ich den Prinzen allenthalben, wohin ich auch gehen mochte — jetzt war mein Weg wieder wie früher, frei und unbelauscht von Spähern.

Nur an meinem Geburtstage glaubte ich die Hand des Prinzen wieder zu erkennen. Ich empfing auf geheimnißvolle Weise ein kostbares Armband mit einem prachtvoll gefaßten Medaillon das eine wundervoll gemalte Landschaft zeigte, es war unsere arme, kleine Waldhütte, welche mir in Brillanten gefaßt, entgegen winkte.

Was ich empfand, läßt sich nicht beschreiben; in Thränenstürzen entluden sich meine Gefühle. Seit jener Nacht voll von Gebeten, Thränen, Danksagungen und wilden Schmerzen ward es Licht in meinem Innern: ich liebte den Prinzen, von welchem ich auf ewig durch das herbe Geschick getrennt war.

Ich war so trostlos, daß ich es für unmöglich hielt, meine Geheimnisse noch länger in meiner Brust verschlossen zu halten.

Salicetti erfuhr den bittern Roman, in dem mir eine Hauptrolle beschieden gewesen war. Ich war erstaunt, daß der alte Mann an meinem Benehmen ganz genau ermessen hatte, was mir begegnet sein mußte, und daß er den Schluß meiner Beziehungen zu dem Prinzen nur zur Hälfte billigte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Arthur theilte Herrn du Chaumont in einem Briefe mit, daß sein Vater plötzlich gemüthskrank geworden und, wie seine Schwester, gestorben sei. Er bat dringend, daß, trotz dieser Trauerfälle, der kirchliche Akt zur Besiegelung seiner Herzensverlobung mit Clairisse an dem früher festgesetzten Tage — nur nicht in Berlin, sondern still in Tetschen — stattfinden möge.

Nur noch fünfzig und einige Tage trennten ihn von seinem Glücke und doch dieser Zeitraum war ihm zu lang, die Tage schienen ihm eben so viele Jahrhunderte.

Ich bin unglücklich, schrieb er an Clairisse, aber ich würde es in ungleich höherem Grade sein, läge nicht in der andern Schale meiner Lebenswage ein so nahes und doch noch zu entferntes unvergleichliches Glück. Mein Herz verlangt um so stürmischer nach dem ganzen Besitz dieses Glückes, je unglücklicher es ist, und die Pietät gegen unsere Todten liegt ja nicht in der Beachtung hergebrachter Formen und Gebräuche, nicht darin, daß wir uns noch unglücklicher machen, als wir es schon sind; sie liegt tiefer im Gemüth, das sich nach Tröstung sehnt.

Arthur beauftragte einen Anwalt mit der Regulirung seiner Erbschaftsangelegenheit und den Verkauf des Hauses, aus dem er nichts mitnahm, als eine unvollendete Stickerei Helenens, und reiste, nachdem das Nöthige besorgt war, mit Joseph nach Berlin.

Im einem Gasthause abgestiegen, befahl er dem alten Diener, hier seine Rückkehr zu erwarten, da er in der Nähe der Stadt einen Besuch machen müsse, und Arthur verließ zu Fuße die Thore der Stadt.

Es war in der frühen Dämmerstunde eines warmen, trüben Juniabends, als Arthur vor jenem elenden Häuschen stand, das wir ihn im ersten Abschnitte unserer Erzählung als Flüchtling in jener grauen Kleidung betreten sahen, die er später im einsamen Walde seinem unglücklichen Vetter anlegte.

Welche gewaltige Veränderung seines Schicksals seit jener Nacht! Wie ganz anders hatte sich sein äußeres Leben gestaltet! Welche Ereignisse hatte diese eine That zur Folge gehabt! Welche Ereignisse, welche Leiden und welche Freuden, welches unglückselige Glück, welchen Jammer! — Alles Glieder einer und derselben Kette, und diese Kette, sie schnürte ihm jetzt die Brust zusammen, hier vor dem kleinen Hause; wird er sich aus ihm die Kraft holen, diese tückische Kette, mit Einemmale zu zerreißen und mit einem neuen Gliede eine neue Kette zu beginnen?

Die Hand Arthurs zitterte, als er die Klinke des verrosteten Schlosses ergriff. Die Thüre ging knarrend auf.

Ein Mann kam aus der Stube, in der Arthur an jenem Dezemberabende seine Mutter gefunden.

„Zu wem wollen Sie, mein Herr?"

„Zu — Frau Siebel!"

„Zu Frau Siebel? Haben Sie nothwendig mit ihr zu sprechen?"

„Ich bin ein naher Verwandter von ihr."

„Wenn Sie nicht nothwendig mit ihr zu sprechen haben, dann bitte ich, sie in Ruhe zu lassen. Die arme Frau hat nicht mehr lange zu leben."

„Sie ist krank?!"

„Schwer. Abzehrung in Folge von Elend und Gram."

Arthur fragte nicht weiter. Er riß hastig die Thür auf.

An der Thür blieb er mit laut klopfendem Herzen stehen.

Auf dem Bette lag eine bleiche, abgemagerte Gestalt, — das war seine Mutter.

Daneben auf dem hölzernen Stuhle saß, Thränen in den jetzt auf den Eingetretenen gerichteten Augen, eine jüngere Frau.

„Lassen Sie uns allein," bat er leise die Frau, welche am Bette saß, „ich habe mit meiner Tante zu sprechen."

Die Frau ging.

Arthur beugte sich zur Kranken, deren Gesicht kalter Schweiß bedeckte. Ihre wie in hellen Thränen schwimmenden Augen waren nur halb geöffnet. Sein Blick suchte ängstlich den Ihrigen — sie schien ihn nicht zu kennen. Er ergriff ihre kalte Hand, küßte ihren Mund — sie schien es nicht zu spüren.

„Mutter! meine Mutter!" rief er schmerzdurchzittert.

Bei dem Tone dieser Worte zuckte die Kranke leicht zusammen; ihre Augen öffneten sich weit ohne wie es schien, noch Sehvermögen zu haben, Sie suchte sich zu erheben, aber sie konnte es nicht. —

„Mutter, ich bin's, ich dein Arthur. Ich war nicht todt!"

Die Züge der Kranken nahmen einen unbeschreiblichen Ausdruck des Erstaunens und der Freude an; ihre Lippen bewegten sich wie zum Sprechen, aber sie blieben stumm.

„Deinen Segen, gute Mutter! gieb ihn mir, Deinen Segen!" bat Arthur vor dem Bette auf die Knie fallend.

Die Kranke erhob den abgezehrten Arm, aber er fiel in demselben Augenblicke kraftlos auf's Bett zurück. Auf ihrem Gesichte malte

sich eine heftige Bewegung ihrer sich schon von der Erde abwendenden Seele. Ihre Augen wurden starr, ein kurzes röchelndes Athemholen — dann Stille.

„Mutter, mein theure Mutter! schrie Arthur entsetzt, sich über das Bett werfend.

Dem offenen Munde seiner Mutter entströmte kein Wort, kein Athemzug mehr.

Sie war todt! — — —

Hast Du, lieber Leser, schon am Sterbelager Deiner Mutter gestanden? . . . Hast Du gefühlt, wie ihre Hände, ihre immer nur Segen spendenden Hände starr und immer starrer wurden? . . . Hast Du gefühlt den eisigen Hauch des letzten . . . allerletzten Kusses von den jetzt erbleichenden Lippen, die den ersten Kuß der Liebe auf die . einen drückten, als Dich das Licht der Erde aus Deinem Nachtleben riß, zu neuem, unbewußten Sein? von den Lippen, von welchen Du später Deines Glückes bewußt, das Wort der Liebe und der Lehre küßtest? . . . Hast Du ihre süßen, frommen Augen, in denen eine ganze, ganze Welt voll Glück und Liebe, Freud und Leid für Dich lag, langsam vom durchsichtigen Schleier des Todes überziehen; hast Du sie, thränenschwimmend, matter und matter und doch verklärt und verklärter werden; hast Du ihn brechen und erstarren sehen den süßen, lieben Blick im letzten Schmerze der Erde, im unsäglichen Weh der Trennung und im verzückten Schauen der Boten aus einer andern Welt? . . .

Hast Du lieber Leser das Antlitz Deiner Mutter gesehen, wie es immer blässer und immer blässer wurde und wie es dann vom Glanze der Verklärung, von der Aureole des Sieges umflossen in seligem Lächeln erstarrte? Hast Du gelauscht, wie es still . . . unheimlich still wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das **Chloroform** ist bekanntlich ein Einschläferungs- und Betäubungsmittel. Bis jetzt wurde es (nebst Schwefeläther) dazu verwendet, Patienten, an welchen man eine schmerzhafte Untersuchung oder Operation vornehmen wollte, damit in den Zustand des Schlafes und der Unempfindlichkeit zu versetzen. Ein neuer Gebrauch ist der, zu welchem man neulich das Chloroform im Staate New-York verwendet hat: seine Benützung als Hülfsmittel der Criminaljustiz. Unlängst ermordete ein gewisser Buckhout in Sleepy Hollow seine Frau, sowie einen Nachbar und dessen Sohn. Seither geberdete er sich wie ein Wahnsinniger und zwar in einer Weise, daß die Aerzte nicht zu unterscheiden vermochten, ob sein Geisteszustand wirklich gestört sei oder ob er sich nur verstelle, um der Strafe seines Verbrechens zu entgehen. Um darüber in's Klare zu kommen, beschlossen die Aerzte, ihn der Wirkung von Chloroform zu unterwerfen. Sie calculirten dabei so: Wenn Jemand aus dem Zustande der Betäubung durch Chloroform erwacht, so kehrt ihm das Gedächtniß nicht sofort zurück und er giebt sich wie er wirklich ist. In den ersten Momenten nach dem Erwachen mußte es sich also zeigen, ob des Angeklagten Verstandeskräfte wirklich zerrüttet sind, oder ob er sich nur verstellt hat. Die Probe wurde im Gerichtssaale gemacht. Der Verbrecher schien zu ahnen, um was es sich handelte und wehrte sich aus Leibeskräften gegen das Einathmen des Chloroforms. Endlich wurde er von 8 Männern gebändigt und schlief unter der Wirkung des Chloroforms ein. Es dauerte ziemlich lange bis er wieder zu sich kam. Dann blickte er ruhig, wenn auch verwundert um sich und beantwortete die an ihn gerichteten Fragen augenscheinlich der Wahrheit gemäß. Offenbar war er in diesem Augenblick nicht irrsinnig. Plötzlich kehrte ihm das Gedächtniß zurück; er erkannte seine Lage in ihrem ganzen Umfange, schlug die Hände vor die Augen, weinte bitterlich und legte ein umfassendes Geständniß ab. Die Chloroformprobe war gelungen.

Mit dem Mir und Mich und dem Dir und Dich hat's der alte Wrangel niemals sehr genau genommen. Neulich lachte er selber darüber und meinte, nur in militärischen Dingen bin ich fest; ich habe immer Grenadier und niemals Grenadich gesagt.

In Griechenland hat der Frühling seinen Einzug gehalten. Die Mandelbäume und das Räuberwesen stehen in schönster Blüthe.

(**Schwärzer als schwarz.**) Anfang eines Romans: Die Rabenfittige der Nacht senkten sich in eine der düstersten Gassen der Metropolis hinab, wo ein alter Neger, lauschend in einen pechfinstern Keller hinabblickend, das räthselhafte Treiben einer ungeheuern, schwarzen Katze beobachtete.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 14. Mittwoch den 16. Februar. 1870.

Wir segnen Euch, wenn Ihr uns flucht!

Geschleudert ward von Petri Stuhle
Das strenge: „Anathema sit!"
Auf Jeden, der im Sündenpfuhle
Vom Pfad der Kirche Christi glitt.
Auf! fromme Väter, schürt die Flammen!
Aus allen Landen ausgesucht
Zeigt Euch als Meister im Verdammen! —
Wir segnen Euch — wenn ihr uns flucht!

Verdammt das Rauschen jener Quelle,
Die uns durchströmt mit Wunderkraft!
Verdammt die reine Strahlenhelle
Der freigebornen Wissenschaft!
Verdammt all' andere Glaubenslehren
Als teuflisch, ketzerisch, verrucht!
Verdammt die Götter, die wir ehren!
Wir segnen Euch — wenn Ihr uns flucht!

Verbannt den Heerd, für den wir stritten,
Das Bruderband, das uns umschlingt!
Verdammt Gesetz und Recht und Sitten,
In deren Zucht die Welt Euch zwingt!
Verdammt die irdischen Gewalten,
Setzt Euch auf Ihren Thron — versucht
Ein Reich von Priestern zu gestalten! — —
Wir segnen Euch — wenn ihr uns flucht!

Verdammt im Himmel und auf Erden
Was je uns heilig war und ist!
Durch Eure grimmen Zorngeberde
Verkürzt Ihr nur die letzte Frist.
Schon wird der Spruch der Weltgeschichte
Von unsichtbarer Hand gebucht!
Tod aller Lüge! — Sieg dem Lichte!
Wir segnen Euch — wenn Ihr uns flucht.

Ernst Scherenberg.

Iris.

(Fortsetzung.)

Salicetti meinte, ich habe den Fürsten von mir verscheucht und das sei zu viel, da ich Festigkeit genug besäße, den Prinzen in seinen Schranken zu halten.

„Und wozu, wenn Sie erlauben, sollte dies Spiel mit heiligen Empfindungen — dieser Frevel — fortgesetzt werden? fragte ich finster.

„Weißt Du, Iris, ob Prinz Ferdinand nur mit Empfindungen spielte?

„O, sonst haben Sie anders gesprochen, guter Vater Salicetti!

„Ja sonst, da standen auch die Sachen anders. Damals liebtest Du den Prinzen noch nicht!"

Ich athmete kaum.

„Und jetzt, meinen Sie —

„Natürlich, Du liebst ihn und die Zeit des Paroxismus wird nicht lange ausbleiben. Ich meine deßhalb, daß du dem Prinzen immer hättest eine Chance bieten müssen, auf legale Art Dich zu erringen.

„Er kann mich nie heirathen! sagte ich zu meinem eigenen bittern Trost.

„Warum nicht? Er ist der jüngste Prinz; seine Brüder haben Erben die Fülle. Bei einer morganatischen Ehe des Prinzen Ferdinand wird Niemand seiner nächsten Verwandten Widerspruch erheben."

Ich schwieg und fühlte, daß ich in dasselbe Meer wilder Empfindungen sank, welchem ich glücklich entronnen zu sein glaubte.

„Glänze auf der Bühne," sagte Salicetti, „hebe die Kunst durch Dein herrliches Talent! aber merke Dir: daß keine Hölle über die Nothwendigkeit geht, nach abgestreifter Jugendblüthe an die Bühne festgekettet zu bleiben. Sei klug und stark — das Uebrige lenkt Gott.

In welcher schrecklichen Verfassung fand ich mich im Innern! Jetzt erst begriff ich den Prinzen. Wenn er früher so brennend in mich verliebt war, wie ich ihn jetzt liebte — was wäre ihm nicht zu verzeihen gewesen!

Ich legte es darauf an, ihn, welcher statuengleich in einer Loge stand, wieder zum Leben zu erwecken. Ich sang nur für ihn, spielte nur für ihn. Lange konnte ich ihm auch nicht das geringste Zeichen der Bewegung entlocken. Als ich mich aber im „Robert der Teufel" in der Gnadenarie mit aller Macht meiner Empfindungen an ihn wandte, als ich fühlte, er werde nicht widerstehen können, da lehnte er sich plötzlich über die Brüstung der Loge, streckte beide Arme nach mir aus, wandte sich um und war verschwunden.

Zu Hause fand ich weder den Direktor noch Frau von Kling. Es war, wie ich hörte, plötzlich eine Verwandte in einer benachbarten Stadt erkrankt, daß das edle Paar trotz der Extrapost kaum hoffte, die Kranke noch am Leben zu treffen.

Ich fand in diesem Umstande durchaus nichts was auf mich etwa Beziehung haben könnte, und machte, wie gewöhnlich, meine Vorbereitungen für die Nacht, tiefbeschäftigt im Innern mit Demjenigen, was der Prinz empfinden mochte.

Zu meinem Entsetzen sollte ich dies so unmittelbar als möglich erfahren. Ich war endlich lange nach Mitternacht eingeschlafen, als mich plötzlich die bestimmte Empfindung weckte, daß in meinem Schlafzimmer noch Jemand außer mir sich befinde.

Ich fuhr empor und sah zuerst an der hell von der Nachtlampe angestrahlten Wand einen riesenhaften Schatten — einen Mann, und wie ich zur Seite blickte, stand der Prinz mit der einen Hand auf den Bettpfosten gelehnt, am Kopfende meines Bettes und betrachtete mich mit Blicken, in denen eine verzehrende Glut brannte.

Ich wollte mit aller Kraft um Hülfe rufen, ich strengte mich an in Todesangst, um einen Laut hervor zu bringen und doch blieb ich, wie in einem fürchterlichen Traume, vollkommen stumm.

„Iris! Theuerste, über alles Leben theuerste Iris! rief der Prinz mit zitternder Stimme. Hören Sie mich an! Fassen Sie sich nur für eine Minute.

Ich hatte eine Empfindung, als sei mein Ende gekommen.

„Ich mußte Dich sehen, muß die letzte Entscheidung von Dir hören, oder ich verfalle dem Wahnsinn, welcher die Mordwaffe gegen die eigene Brust kehrt. Arme Nachtigall des Waldes! Ich bin es! Besinne Dich! Iris, hörst Du nicht? Bei Gott, sie wird ohnmächtig."

Er griff nach einem Flacon und der berauschende Duft der Essentia quinta moschata der Frau von Kling umfing mich. Mein Kopf ruhte an der Brust des Prinzen, dessen Herz ich, wie ferne dumpfe Donnerschläge pulsiren hörte.

„Hülfe!" brachte ich endlich mit matter Stimme hervor.

„Immer noch? Wird sind allein — Niemand wird diese für mein Leben entscheidende Scene unterbrechen. Deine bestechlichen Pflegeältern haben gehorsam das Feld geräumt; Deine Zofe unten ist heute Nacht taub! Ich habe Dich einst beleidigt — wohlan, heute Nacht beweise ich Dir, daß mein theuerstes Gut in meiner Obhut so sicher ist, wie eine Heilige neben ihrem Schutzengel. Willst Du mich zu Deinen Füßen sehen? Ich bin gekommen, Dir zu sagen, Iris, daß Dein Lebensglück, wie das meinige an dieser Stunde hängt, daß Du, wie Du sagst, „aus Gnade für Dich und mich" das Wort sprechen mußt, welches uns auf ewig verbindet."

„Lassen Sie mich! Entfernen Sie sich, damit ich mich erheben kann, oder Sie werden mich tödten."

„Ich gehorche, Iris!"

Und er ging zum Zimmer hinaus. Im Nu sprang ich auf und schob mit aller Kraft den Riegel vor und suchte nach meinen Kleidern. Ich hatte einen Unterrock übergeworfen, da rüttelte er schon heftig an der Thür. Meine Finger versagten mir den Dienst; ich konnte kaum die Schnur des Rockes festknoten, statt festschleifen. „Iris! Iris!" rief es draußen. Fast besinnungslos öffnete ich das Fenster und als die Thür unter dem wilden Stoße des Prinzen nachgab und splitterte, da sprang ich, als wenn ich einen hoch in der Luft schwebenden Ballon verlassen hätte, in den Garten hinab. —

Ich war mitten in die Fenster eines Treibebeets gesprungen. Meine nackten Füße waren zerschnitten, wie ich fühlte; aber ich raffte mich auf und suchte im pfeilschnellen Laufe den Ausgang des Gartens zu gewinnen.

(Schluß folgt.)

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Hat Deine Vergangenheit, lieber Leser, solch einen Augenblick — dann weißt Du, was ich sagen will, dann wirst Du mit Arthur fühlen können, das Weh, welches mit doppelter, mit dreifacher Wucht auf seine schuldbewußte Seele fiel und sie mit der lichterlosen Nacht des Jammers umwob.

Und ist dem nicht so — kannst Du aus dem lieben Auge einer theuern Mutter Dir noch Trost saugen für alles Leid der Welt, kannst Du Dich an ihrem liebewarmen, reichen Herzen noch zurück in Deine Kindheit wiegen, dann — sei beneidet, Glücklicher, . . . aber nachfühlen, was Arthur fühlte, das kannst Du nicht, und die Feder Deines Erzählers kann Dir auch nicht beschreiben, wofür die Sprache keine Worte hat, was erlebt, mit eignem Herzen gefühlt worden sein will.

Arthur blickte eine Secunde forschend in das starre und kalte, todtenbleiche Gesicht seiner Mutter; dann fiel er mit dem sich seiner Her-

zensangst entringenden Wehrufe: „Ach mein Gott!“ am Bette der Todten nieder.

Nach einigen Minuten richtete er sich wieder auf, sein Mund ruhte lange auf den kalten Lippen der Leiche; er drückte ihre Hand fest an seine Brust und sagte ruhig:

„Schlafe wohl, meine Mutter!“

Er schien ruhig, er wollte sich selbst es scheinen; in seinem Herzen aber tobte, gewaltsam niedergehalten, leidenschaftliche Verzweiflung.

Sein Auge war trocken, und doch wäre es besser gewesen, der Thränenstrom hätte sich losgerissen von seiner Brust. Wehe Dem, welchem die Thränen im Augenblick des höchsten Schmerzes versagen. Sie sind ihm nicht geschenkt. Sie fließen zum Herzen; sie werden nach Innen geweint und nagen am Leben. Er muß sie noch, muß sie später weinen und dann verweint er sein Herzblut mit. Aber

„Der Thränen Gabe sie versöhnt den grimmsten Schmerz“

und

„Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend schmilzt.“

In einem verschloßenen Kästchen, zu dem Arthur am andern Tage den Schlüssel fand, lagen drei Briefe seiner Mutter, wovon zwei versiegelt — an den Regierungsrath Römer und an Bruno Siedel adressirt — waren. Ein dritter, unverschlossen, mit der Aufschrift: „Den Armen des Orts“ enthielt Arthurs von Tetschen geschriebenen Brief mit der unangegriffenen Summe von tausend Gulden und den von der Hand der Verstorbenen geschriebenen Versen:

„Zu spät kommt Reichthum, um ein einsam Herz,
Des Lebens hingetrauert ohne Blumen,
Noch zu erfreu'n“ . . .

Den Brief an seinen Bruder Bruno ließ Arthur mit der auf der Rückseite des Couverts gemachten Bemerkung:

„Frau Siedel ist gestern Abend hier entschlafen. Ich werde für ihre Bestattung sorgen. A. von Römer.“

ablaufen, während er den an Römer öffnete. Derselbe enthielt die Versicherung ihrer herzlichen Verzeihung alles erfahrenen Unrechts, Danksagung an Arouet, und auf einem besonderen Blatte die Verse:

„Ist denn die Liebe überall die Magd
Nur dieses fluchbeladnen Götzen Geld;
Dient sie zu nichts, als zu des Götzen Jagd,
Gibt's ohn' ihn keine Liebe in der Welt?

Wird üb'rall nur für Geld sie eingekauft,
Gibt's keine Liebe ohne Eigennutz,
Wird üb'rall wieder sie für Geld verkauft,
Ist eine Dirne sie im Maskenputz?

O Welt, dann wär' dein ganzes Thun Betrug
Und deine Sonne schnöden Heuchlers Blick,
Dann wär' dein ganzes Sein nichts als ein Fluch,
Dann stürze Welt, stürz' in das Nichts zurück!
Zerschelle! oder stürz' nur mich in Nacht,
Daß ich nicht länger trag' des Fluches Last;
Wozu denn hast du mich zum Licht gebracht,
Wenn, kalte Welt, du keine Liebe hast?“

Außer den tausend Gulden fanden sich nur noch wenige Groschen Baarschaft vor, und aus Allem schien hervorzugehen, daß die Verstorbene jene fünfhundert Thaler, welche ihr nach der Versicherung Römers zugestellt worden sein sollten, nicht empfangen habe.

Arthur ließ den alten Joseph kommen und ging nicht von der Seite seiner todten Mutter.

Am dritten Tage führte er die irdischen Reste nach Danzig, um sie dort unter feierlichem Pomp neben der Asche seines langverstorbenen Vaters zu betten.

Hunderte von Fackeln warfen ihre rothqualmenden Flammen zwischen die dunklen Schatten der Nacht, welche sich bereits auf die Stadt der Todten gesenkt. Die klagenden Töne einer Trauermusik durchzitterten die nebliche Luft mit ihren ergreifenden Abschiedsgrüßen. Gebet und Gesang ertönte. Ein Sarg mit seinem Blüthenschmucke ward langsam in den warmen Schoß der Erde „dieser ewigen Maria!“ hinabgelassen. . . . . Die Fackeln tanzten gespenstigen Tanz zwischen den Trauerweiden und Leichensteinen. Es war finster über dem Reiche des Todes, finster wie in ihm. Unheimliche, nur durch das Fallen einzelner, schwerer Regentropfen unterbrochene Stille an der leergewordenen Stätte des Friedens. Nur ein Mensch war zurückgeblieben an dem noch offenen Grabe, welches eben seine Beute aufgenommen. . . . . Arthur kniete dort. Zum ersten Male seit langer Zeit konnte er wieder aus tiefster Seele beten. Ein Strom heißer Thränen badete sein Gesicht.

Hier an den Thoren der Verwesung, über dem letzten Ruhebette Derer, welche ihm das Leben gaben, fühlte er, vom Schmerz aller Erinnerung bewältigt, die schwarzen Fittiche des Selbstmords an seine trostesarme Seele schlagen.

Der alte Joseph fand ihn, ein Messer in der Hand, bewußtlos auf der frischgegrabenen Erde liegen, als er besorgt ans Grab zurückging, seinen so lange ausbleibenden Herrn zu suchen.

Er führte ihn gewaltsam mit sich fort. Arthur war nicht zu beruhigen. Seine Thränen flossen unaufhaltsam über das von unsäglichem Schmerz durchwühlte Gesicht.

Dem Drängen Josephs, dem noch stärkeren seines Herzens war nicht länger zu widerstehen: er vertraute dem alten Diener des Hauses Römer seine ganze Geschichte.

Erstaunen, Bestürzung, Schmerz veränderten nacheinander das Gesicht Josephs. Eine Thräne für Arouet, eine für Helene funkelte in seinen Augen.

Aber er sah den aufgeregten Zustand seines Herrn, und mit der Ruhe, die Vernunft und Alter gibt, sprach er ihm Trost zu, wirksamen Trost, wie ihn Schuldlosigkeit und Gottesglaube zu bieten hat.

„Aber Du mußt mich jetzt hassen, verabscheuen, Joseph!“ unterbrach Arthur das längere Schweigen.

„Nein, nein ich muß und will Sie noch immer und immer lieben, gnädiger Herr!“ erwiderte der Alte, Thränen in den Augen, während er die Hand Arthurs ergriff.

Arthur blickte ihm forschend ins Gesicht. Der Ton seiner Stimme, der Blick seiner treuen Augen waren überzeugend; ein Strahl freudiger Hoffnung durchzuckte wieder Arthurs Herz; er fiel dem alten Diener dankend um den Hals.

„Ich will gutmachen, was ich wieder gutmachen kann,“ sagte er dann im Tone eines festen Entschlusses. „Wir wollen zusammen das ganze Vermögen, welches mir jetzt zugefallen, an die Armen vertheilen. . . . Ich will Clairisse Alles sagen. Alles. . . . Sie ist gut, ist engelrein; sie wird den Reuigen, der durch sie wie sie werden will, nicht von sich stoßen; . . . ich werde mir ihre Liebe, ihre Achtung neu erwerben, werde arbeiten und . . . beten . . . . Sie wird, sie muß mich lieben; . . . . ach, und wenn ihre Liebe für mich nur ein einziger Funken von dem Feuer wäre, welches mich verzehrt . . . . ich würde schon glücklich sein!“

Arthur hoffte wieder; aber die Züge der Melancholie prägten sich mit jedem Tage deutlicher auf seinem Gesichte aus. Sein alter Diener betrachtete ihn oft mitleidig, wenn er ihn mit nassen Augen so vor sich hinstarrend da sitzen sah.

Und war Arthur dieses Mitleids unwerth? Nein! Wir können ihm das unsere, wie Joseph ihm das seine, nicht versagen. Und wir dürfen es ihm nicht versagen, wenn der allgemeine Begriff der Tugend im Mitleid zu erkennen, wenn das Mitleiden vorzugsweise die Tugend zu nennen und wenn die ganze breite Unterlage des reinen Christenthums das Mitleiden ist. Und wenn die absolute Bestimmung des Bösen die ist, daß wir sagen: „es sei Gedanke oder Handlung mit dem Bewußtsein des Unrechts und in der Absicht, Schaden zu bringen, geübt,“ können wir denn Arthur einen absolut bösen Menschen im vollen Sinne des Wortes nennen? Und dürfen wir nichts mehr von ihm erwarten? Wir für unsere Person halten in unserer Unmaßgeblichkeit die immer schnell bereite Phrase, von einem „unverbesserlichen Subject“ für eben eine Phrase, die nur relativ nicht ganz unwahr ist; wir halten die Ueberzeugung fest: daß es, wie es kein sichereres Zeugniß des physischen Ablebens gibt, als das der eintretenden Fäulniß des Leibes, es auch für uns kein Zeichen des moralischen Todes geben kann, als der vollerdeten Fäulniß des Herzens.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zur Charakteristick des Prinzen Peter Bonaparte diene die von seinen Freunden colportirte Angabe, daß der Prinz einmal mit einer Dame tanzte, die mehrmals während des Tanzens vor Schmerz schrie; denn der Prinz hatte Pistolen in den Taschen, welche die Dame empfindlich trafen, wenn die Schöße des Rocks hin- und herflogen. Ein andermal saß der Prinz in einem Gasthofe, zog zum Schrecken der Gäste zwei Revolver heraus, legte sie auf den Tisch und sagte nur, daß die Waffen ihm beim Sitzen unbequem seien. Solcher Geschichten werden noch ein Dutzend erzählt. Die beste davon ist, daß der Prinz umzukehren pflegte, wenn er einen Revolver vergessen hatte, so wie ein anderer Mensch umkehrt, wenn er sein Taschentuch vergessen hat.

Ein eleganter Herr drängte bei der Eröffnung des Theaters eine Dame zur Seite und nahm vor derselben Platz. — „Wissen Sie, Herr,“ rief drohend der Begleiter der Dame, „wie man ein solches Benehmen, wie das Ihrige nennt?“ — „Zuvorkommend!“ antwortete der Dandy gelassen.

Nach der Schilderung einer witzigen französischen Dame soll Rochefort wie ein pensionirter Seeräuber aussehen, der fortwährend die Seekrankheit hat.

In einer Gewerbeausstellung befand sich ein Stück Sohlenleder, auf welchem mit großen Buchstaben zu lesen war: „Von einem inländischen Ochsen verfertigt.“

Ein Hypochonder ließ eiligst den Arzt rufen und theilte ihm mit: ihm sei während der Nacht eine Maus in den Mund gelaufen. „Dann müssen Sie nothwendig eine Katze einnehmen,“ antwortete der Arzt.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 15. Samstag den 19. Februar. 1870.

Der Feldherr.

Es kam zurück zur Heimath wieder
Nach Haus vom stolzen Siegeszug.
Zum Himmel hallten Jubellieder
Und jede Hütte Fahnen trug.
Guirlanden prangten, Böller krachten,
Am Abend flammte Lichterglanz;
Des Landes schönste Schönen brachten
Auf Atlas ihm den Lorbeerkranz.

Hin durch die lichterhellten Gassen
Der Feldherr zog dem Zug voran;
Er grüßte freundlich, sah gelassen
Der Menge buntes Treiben an.
Er ließ das Lobgedicht sich reichen,
Das ihm der Hofpoet gemacht,
Und dankte Gott, als heimzuschleichen
Vergönnte ihm die Mitternacht.

Zu Hause saß im alten Sessel
Sein Mütterlein und war noch wach;
Gebunden von der Krankheit Fessel,
Verließ sie nie ihr Wohngemach.
Jetzt trat der Feldherr in die Stube;
„Grüß Gott, Mama! Ein hartes Joch
Der Ruhm!" Sie knurrt: „Du schlimmer Bube!"
Und streichelt ihm d e Stirne doch.

„Was kommst Du in so später Stunde?
So schäm' Dich doch, beim heil'gen Christ,
Daß Du mit kaum vernarbter Wunde
Um Zwölf noch nicht zu Bette bist!
Willst Du ein Tröpflein Wein zur Labe?
Wann kommst Du endlich zu Verstand,
Du wilder Bursch', Du böser Knabe!"
Der Krieger küßt der Greisin Hand.

Er schaut, das Haupt emporgehoben,
Hinauf zu ihr in sel'ger Lust.
„Erhalte mir, o Vater droben,
Noch lang die treue Mutterbrust!
Der Lobgesang von allen Welten,
Die Ehre für den Siegeslauf
Wiegt einer Mutter liebend Schelten
Aus Sorge für den Sohn nicht auf.

Iris.

Von Adolph Görling.

(Fortsetzung.)

Die Gartenthür in der Hand, sah ich mich um. Ein Schatten zeigte sich an meinem Fenster. Ich kreischte auf, denn der Prinz wagte gleich mir den zwei Stock hohen Sprung und ein dumpfer Krach sagte mir, daß er auf dem Boden angekommen sei. Einen Augenblick zögerte ich; dann sah ich die Gestalt des Prinzen in dem Hauptwege sich mir nähern.

Wohin? Ich hatte lange nicht an Salicetti's Frau gedacht. Ihr Garten war das nächste Asyl, wie ich wie durch Eingebung erkannte. Durch die öden Straßen der Vorstadt flog ich mit Windeseile, sprang über eine niedrige Mauer und kam vor dem Häuschen von Sophie Reichardt an. Auf meinen Ruf kam Jemand im ersten Stock an's Fenster und ich erkannte die tönende Stimme der alten, einsamen Künstlerin.

„Iris ists! Schnell, schnell.

Ich ward eingelassen und fiel der Frau halb ohnmächtig in die Arme, während das von meinen Füßen herabrinnende Blut den Teppich färbte. In zwei Worten wußte Frau Reichardt mein Geheimniß. Mit tiefster Bewegung gelobte Sie mir Schutz gegen Jeden, wer es auch sei. Ich ward ruhiger, als eine angstvolle Minute nach der andern verging, ohne daß der Prinz erschien. Er mußte meine Spur verloren haben. Frau Reichardt verband mir meine Füße und kleidete mich an, wie die Mutter ihr hülfloses Kind ankleidet. Dann verfiel ich in tiefen Schlaf.

Als ich am andern Tage erwachte, ward ich in die mir viel zu langen Kleider meiner Beschützerin gehüllt und Sophie sagte mir, daß ich, um sicher zu sein, sofort aus der Residenz verschwinden müsse. Eine dicht verschlossene Kutsche hielt vor der Thür und, meine Beschützerin neben mir, fuhr ich von dannen.

Die Reise dauerte drei Tage. Endlich gelangten wir auf den stattlichen Hof eines Rittersitzes, romantisch an einem Hochforste gelegen. Sophie Reichardt nahm mich bei der Hand und führte mich, als wenn sie hier zu

Hause gewesen wäre, nach einem weiten Zimmer im Erdgeschoß, wo ein eisgrauer, schnurrbärtiger Herr, von einem Rudel Jagdhunden umgeben, auf einer chaise-longue lag und aus einer türkischen Pfeife rauchte.

Der Greis ward durch den Anblick meiner Beschützerin so überrascht, daß ihm die Pfeife entfiel.

„Mein Freund," fing Sophie an.

„Sie ist's! Du bist's! rief der Alte, die Hände ausstreckend.

„Mein Freund, es gab einmal eine Stunde wo Sie die Erfüllung auch meines höchsten Wunsches als ein heiliges Recht in Anspruch nahmen . . .

„O, Sophie, Sophie! Und Du wünschtest nichts, als Trennung von mir. Siehe, was Du meinem Lebensglück machtest — allein, vergrämt, verlassen steht eine alte Ruine vor Dir.

„Nichts davon! Hier bringe ich Ihnen dieß Kind, nicht allein verlassen, sondern auch verfolgt und des Schutzes höchst bedürftig; mein Pflegekind, an welchem ich Mutter zu sein geschworen habe. Hubert, wollen Sie Vaterstelle an ihr vertreten?

Statt der Antwort zog mich der Greis an seine Brust und drückte einen Kuß auf meine Stirn. —

„Wie heißt Du?"

„Iris;" antwortete Sophie Reichardt.

„Sei willkommen, Iris! Sieh Dich um! Du bist von diesem Augenblicke hier die Herrin. Was mein ist, das ist Dein! Und nun setzt Euch zu mir und lasset uns einen Tag feiern, den ich so glücklich nicht mehr zu erleben hoffte.

Der Tisch ward gedeckt und Wein wurde aufgetragen.

„Iris, auf Deinen glücklichen Eingang auf dem Grunde und Boden des alten Menschenfeindes von Sostraw."

Ich ließ entsetzt mein Glas sinken.

„Was ist Dir, Kind?"

Und nun folgte eine Erklärung. Der Greis faltete die welken Hände.

„O, rief er, „die Griechen hatten Recht, die furchtbare Nemesis zu den „freundlichen Göttinnen," den Eumeniden, zu rechnen.

Wenn der Liebe gestattet wird, den Haß zu rächen, da kann die Vergebung von Oben nicht verweigert werden Hätte sich Dein Vater, Christian nicht von mir losgerissen, wahrlich, er würde hier als Erbherr geschaltet und gewaltet haben und mein Eigenthum wäre das Erbe seines Kindes geworden. Sein Kind ist auf wunderbarem Wege hierher geführt — sehen wir, wie die Vorsehung ihr Werk endigen wird."

Sophie Reichardt verließ das Edelgut und ich blieb allein mit Demjenigen, welchen ich von Kindesbeinen an als das böse Prinzip angesehen hatte. Es währte nicht lange, so waren diese Empfindungen ausgelöscht, denn Herr von Sostraw hatte mir in der That einen Kindesplatz in seinem Herzen eingeräumt.

Und dennoch war ich unglücklich. Meine Liebe zu dem Prinzen, welche ich vergebens zu unterdrücken suchte, war noch gewachsen. Ferdinand hatte mich ausfindig gemacht und kam auf unserem Gute an. Sostraw wies ihn ab nnd sagte eine, in sechs Wochen brieflich zu gebende Entscheidung darüber zu: ob der Prinz hier überhaupt wieder erscheinen dürfte.

Während dieser Zeit ward ich als Freiin Iris von Sostraw-Donner in den Adelstand erhoben. — Was soll ich weiter sagen? Der Prinz warb um meine Hand — und Sostraw und Salicetti führten mich zum Altar. Auf meiner Stirne glänzte die Krone, welche meine arme Mutter im Tode mit Seherblicke mir versprochen hatte.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Resumiren wir kurz die hauptsächlichsten Momente aus Arthurs Leben:

Arthur vom Hause aus jedenfalls Verhältnisse gewöhnt, die seinen Neigungen keinen Zwang auferlegten, fühlt nach dem Ueberflusse den Mangel. Leichtsinn und seine Folgen stoßen ihn aus der Gesellschaft in's Zuchthaus. — Er flieht. — Verbittert, verwahrlost, Gottentfremdet, stößt er die zum Segen erhobene Hand seiner Mutter zurück. — Das Schwert des Damokles in Gestalt der gesellschaftlichen Justizpflege über seinem Haupte, irrt er umher. — Der Zufall führt ihn an die Stelle, wo sein Vetter beraubt werden soll. Er benützt, seinen Vetter für todt haltend, diesen Zufall, der ihm die Hand bietet, ihn der über seinem Haupte schwebenden Gefahr zu entziehen. — Aber

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

er wird zum Meineidigen. — Seine Mutter lebt noch; er überläßt sie ihrem traurigen Schicksale. Aber das strafende Gewissen redet. Er sucht es verstummen zu machen im Rausche sinnlichen Genusses. — Er kommt in das Haus des Generals. Seine Verachtung Gottes und der Menschheit wird durch die Macht der Reinheit der warmmenschlichen Liebe besiegt. Sein Gewissen erwacht vollends aus seinem Betäubungsschlafe . . . . Seine Seele fängt an zu glauben, sein Herz liebt. Er schaudert zurück, hofft und sehnt vorwärtsblickend. Aber wie

jetzt umkehren? — Er kommt in das Haus seines Pseudo-Vaters . . . . Schreckliche Folgen. Er kommt in's Haus seiner Mutter. Zu spät! Ein entsetzliches: „Zu spät!" Gewaltige Revolution des innern Lebens . . . Wie Gott und die beleidigte Gerechtigkeit, die ihr Schwert zürnend erhebt, versöhnen und noch in Liebe glücklich werden.

Wir sind weit entfernt, Arthur rechtfertigen zu wollen, seine Verbrechen beschönigen zu wollen. Wir wollen nicht für das Verbrechen, wir wollen nur für den reuigen Verbrecher in die Schranken treten.

Kann es auch nur mit schwachen Worten geschehen: Wir thun es mit Berufung auf gewichtige Stimmen und an die Herzen unserer Leser, thun es selbst auf die Gefahr hin, daß wir für unsern Clienten später nochmals an das Herz derselben appelliren müßten.

Gewiß: nur die Sache schwacher Naturen, die nicht die Kraft in sich fühlen, die sich scheuen, ihr Leben selbst zu bestimmen, sich zum Herrn ihres Schicksals zu machen, ist es, Trost oder Entschuldigung in dem „Willen des Schicksals", in einer „Bestimmung" zu suchen; wäre aber unser Schicksal ganz und nur in unsere Hand gelegt, wäre nur unsere Willenskraft eine unbedingte, hörten wir dann nicht auf, Menschen zu sein, müßten wir dann nicht Götter sein.

Es ist gewiß wahr, der Mensch muß wollen, der Mensch muß müssen! Legen wir immerhin den kategorischen Imperativ: „Kein Mensch muß müssen" als Maßstab an unsere eigenen Gedanken und Handlungen; aber thun wir es nicht verurtheilend an die Anderer, bedenken wir dann immer die doch nur bedingte, nicht absolute Wahrheit dieses Ausspruches.

Wir brauchen noch lange nicht die zweideutige materialistische Consequenz Moleschott's zu unterschreiben:

> „Daß das Böse im Einzelnen, wie der ganze Mensch Naturerscheinung (?) bleibe, wenn auch der menschlichen Gattung als Naturnothwendigkeit einwohne, daß sie als böse verwerfe, was den Forderungen der Gattung zuwiderläuft."

brauchen noch lange nicht mit ihm zu glauben, was er im Ernste selbst nicht glauben kann, daß der Mensch nur „die Summe von Eltern und Ammen, von Ort und Zeit u. w." sei, daß „der Wille selbst ein nothwendiges Produkt, ein Resultat ist wie die Handlungen," wir brauchen noch lange nicht daran zu glauben, wenn wir auch mit Frauenstädt zugeben, „daß alle Handlungen des Menschen durch Motive streng necessitirt sind, daß jede Handlung schließlich das Resultat der stärksten Motive ist," mit Lavater, daß der Mensch nicht frei wie der Vogel in der Luft, sondern nur

> „frei wie der Vogel im Käfig"

ist, und wenn wir bei Beurtheilung von Verbrechern der Worte Galls gedenk sind:

> „Nicht alle Menschen genießen gleiche sittliche Freiheit, je nach ihrer mehr oder weniger glücklichen Geistesbildung, der äußern Umstände, der Erziehung, Religion u. s. w."

Hat nicht Spinoza gesagt:

> „Die menschliche Freiheit, deren Alle sich rühmen, besteht allein darin, daß die Menschen sich ihres Willins bewußt und der Ursachen, von denen sie bestimmt werden, unbewußt sind — "?

und sagt nicht selbst unser Liebig:

> „Eine jede Substanz, insofern sie Antheil an den Lebensprocessen nimmt, wirkt in einer gewissen Weise auf unser Nervensystem, auf die sinnlichen Neigungen und den Willen des Menschen ein?"

Können wir leugnen, welch große Rolle die kleinen Zufälligkeiten in unserm Leben spielen, wie mannichfache Zustände und außer unserm Willen liegende Einflüsse unsere Willensfreiheit zu alteriren vermögen, und erscheinen nicht häufig Umstände erklärend und mildernd, auch wenn wir die intellectuelle Freiheit, die Abstractionsfähigkeit nicht anschließen können, als Belastungsgrund?

Immer bleibt es wahr, daß je mehr sich unser gesellschaftliches Leben ausbildet, es auch um so zahlreicher und um so strengere Anforderungen in Betreff der nothwendig aufrecht zu erhaltenden Ordnung an den Einzelnen richten muß, und natürlich hat der Einzelne diesen gerechten Anforderungen an seine sittliche Kraft zu genügen, und die Gesellschaft ist es nicht nur ihrer auf dem „suum cuique" beruhenden Erhaltung, sie ist es dem Sittengesetze überhaupt, der Gerechtigkeit schuldig, Verbrechen zu bestrafen.

Euch aber, die ihr nicht Recht zu sprechen habt und mit tugendbewußt-frommem Gesichte doch gern Anatheme schleudert und mit stolzer Verachtung auf Jeden niederblickt, der (wohlverstanden! sichtbar) gefehlt, euch scheuen wir uns nicht mit Shakespeare zuzurufen:

> „O Mensch, du stolzer Mensch!
> Der in geringer, kurzer Würde prangt,
> Höchst wenig weiß von Dem, worauf er stolz,
> Gebrechlich Wesen — wie ein krummer Affe
> Spielt er vor'm Himmel solchen tollen Schwank,
> Als wollt' er traun die Engel weinen machen!

Euch erinnern wir an die Worte Schillers:

> „Es ist keine Kunst, über Gefühle Meister zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig berühren; aber

im Sturme, der die ganze sinnliche Natur aufregt, seine Gemüthsfreiheit zu erhalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerstandes, das über alle Naturkraft unendlich erhaben ist;"

euch geben wir das Göthe'sche:

„Wer kennt sich selbst, wer weiß, was er vermag?"

zu bedenken; euch wollen wir bitten, nie zu vergessen, daß der Mangel an Gelegenheit, an Motiven zum Laster noch lange — — lange nicht Tugend und daß Reue schöner als Tugend ist.

Es spricht freilich nicht zu Gunsten Arthurs, daß er uns noch keinen Beweis von Charakter von Willensenergie gegeben, daß es so erschütternder Ereignisse bedurfte, um wahre Reue in ihm wachzurufen; aber sein Thun nach diesen Ereignissen, deren letztes und eindruckschwerstes der Tod seiner Mutter war, spricht wenigstens dafür, daß er sich entschlossen hatte, sich der betrügerisch erlangten Vortheile — obwohl jetzt im unbestrittenen Besitze derselben — zu begeben, mit der Vergangenheit zu brechen und ein neues Leben zu beginnen.

„Gewiß ihm gäben noch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft."

Wünschen wir ihm Glück dazu; hoffen wir, daß das Donnerwort der finstern Nemesis ihm nicht ihr fürchterliches: „Zu spät!" zurufe, daß ein guter Genius sein auf der hohen See entfesselter Leidenschaft von den Wellen gepeitschtes und von den Stürmen entmastetes Schiff noch in den Hafen glücklicher Ruhe führe. Dieser Genius — möge er ihm seine Liebe werden, möge er ihm in der Gestalt Clairisse's an die Seite treten und betend, schützend die Hände über seinem Haupte halten.

Arthurs Seelenzustand seit den letzten Erlebnissen war ein bemitleidenswerther; aber die Liebe — „das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend" — Liebe, dieses unsichtbare, sichtbar durch das All und seine Wesen strömende Fluidum, durchströmte auch ihn mit seiner Zauberkraft und die Hoffnung — „diese standhafte Freundin, welche ganz erst am Grabe entflieht und vielleicht dem Menschen bis zu diesem gelassen worden ist, um jenes kostbare unbekannte Etwas, das wir Seele nennen, auf ihrem Fittig emporzutragen" — hielten ihn noch über den unter seinen Füßen brandenden Wogen der Verzweiflung empor. Aber diese Hoffnung mußte mit ihm und seinem Liebesglück versinken, wenn er vor der Welt den Schleier von sich warf, wenn er seinem todten Vetter den Namen zurückgab, welchen er jetzt trug!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(1870.) Was die Beschaffenheit früherer siebenziger Jahrgänge betrifft, so wird vom Jahr 870 berichtet, daß bei der großen Sonnenhitze viele Menschen am Sonnenstich starben, und in Süddeutschland die Pest herrschte. Das Jahr 1070 wird als gutes Weinjahr geschildert. Im Jahre 1270 verdorrte wegen allzugroßer Hitze die Frucht und es folgte eine Hungersnoth, dagegen wuchs viel und guter Wein. Im Herbst des Jahres 1370 trat eine solche Kälte ein, daß die Trauben an den Stöcken erfroren; zu Ravensburg erwärmte man sie, ehe sie in den Keller kamen, der Wein blieb den ganzen Winter über süß und fing erst um Pfingsten 1271 an zu gähren, wurde aber dann sauer. Im Jahre 1470 gediehen Frucht und Wein gut, im Jahre 1570 aber gar nicht, da beinahe stets kalte und regnerische Witterung herrschte. Während des kalten Winters 1670 erfroren im Januar die Reben, erholten sich aber im heißen Sommer wieder und lieferten noch viel und guten Wein, auch die Ernte war vorzüglich. Im Jahre 1770 folgte auf einen strengen Winter ein kalter Frühling, ein nasser und unfreundlicher Sommer; heftige Stürme und Gewitter, mit starken Regengüssen verbunden, wirkten höchst nachtheilig auf alle Gewächse, es gab nur wenig und schlechten Wein. Die Frucht mißrith ganz und eine schwere Theuerung entstand.

(Bonmot.) Rochefort in Paris hat den legalen Termin verstreichen lassen, ohne gegen seine Verurtheilung zu appelliren, und hat die Geldbuße bereits erlegt. „Wenn er kein Geld hat, meinte ein spekulirender Witzkopf vom Main — „braucht er nur zum Prinzen Peter Bonaparte zu gehen." — Wie so? — „Der schießt ihm vor!"

Ein junger Mann in Chicago wurde von einer Dame wegen ungelösten Heirathsversprechens verklagt. — Aber, mein Fräulein, ich habe ja nie ein Wort mit Ihnen gesprochen? — Nein, gesprochen nicht, aber haben Sie mich nicht gestern im Theater dreimal mit dem Operngucker angesehen? Wollen Sie das läugnen, ist das kein Versprechen? — Der Schuldige schlug die Augen nieder, er erinnerte sich dunkel und ist auf dem Wege nach Deutschland, wo es die Damen nicht so streng nehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Francònia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 16. Mittwoch den 23. Februar. 1870.

Wintermorgen.

Der Morgen graut. In dämmrungsblassem Aether
Ragt massenhaft und schwarz der alte Dom;
Der Osten färbt sich langsam roth und röther
Und rascher wogt der Winterwinde Strom.
Ernst schweigend ruht der Berg; auf seinem Gipfel
Bewegen düst're Tannen schwer die Wipfel.

O Wintermorgen, der mit eis'gem Wehen
Mir streng und rauh die heiße Stirn berührt,
Der still zu diesen winterkahlen Höhen
Den neuen Tag durch dunklen Purpur führt —
Was bringst Du mir!? Was wirst Du meinem Leben
An inn'rem Werth, an äuß'rem Schmucke geben?

Ach! Alles, was ich wünsche, was mein Ringen
Schon oft so klar, so greifbar nah gedacht,
Der Mannesmuth, das kräftige Vollbringen,
Vertraun, Gewißheit — alles ist noch Nacht,
In der die Hand mit ängstlich blindem Tasten
Nur jene Schatten fühlt, die ringsum lasten.

Denn dieses Auge, das mit glaubensfrohem Hoffen
Sich glaubensfroh dem heitren Licht erschloß,
Ward es nicht immer tief betroffen,
Wenn durch das Blau der Nebel sich ergoß,
Wenn selbst die hellsten treugemeinten Sterne
Sich stumm versagt in grenzenloser Ferne!?

O Wintermorgen, der aus goldnen Gluten
Gleich einem Phönix hell im Osten steigt,
Du, der mit wundervollen Strahlenfluten
Schon triumphirend das Zenith erreicht —
Was bringst Du mir? Was wirst Du meinem Leben
An inn'rem Werth, an äuß'rem Schmucke geben?

Max Jähns.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Die ersten Strahlen der Morgensonne fallen durch die durchsichtige Atmosphäre kosend in das vom Elbstrome umflossene paradiesisch schöne Thal, in welches das auf steil und kühn emporstrebenden Felsen thronende Schloß Tetschen majestätisch herabschaut und das im grün- und gelbsammetnen Prachtgewande des Frühsommers prangt..

Im' Hause des Generals du Chaumont herrscht noch tiefe Stille, nicht so in dem sich hinter demselben langhinziehenden Garten, der mit seinen geschmackvollen Gruppirungen, den harmonisch interessanten Contrasten der Farbeneffekte und genußreichen Partien den Anblick eines künstlich schönen Asyls für die freundlichen Kinder Flora's bot und in welchem neben dem Plätscher zweier Fontainen bereits der lustige Sang gefiederter Natursänger die Stille der kaum erwachten Natur unterbrach. War sonst kein lebendes Wesen im Garten? Es schien nicht so. Und doch, ganz hinten im dichtverwachsenen Bosquet sitzt auf einem Steine, den Kopf in die Hand gestützt, ein junger Mann, das etwas blasse, aber schöne und ausdrucksfähige Gesicht von den tiefeingepflügten Linien des Grams und der Sorge verdüstert. Neben ihm im Grase liegt seine Mütze und ein Buch, in seinem Schoße ein schöner Strauß seltener exotischer Blumen. — Es war Arthur.

Er hatte das große Vermögen, welches ihm zugefallen, bis auf wenige tausend Thaler von Joseph begleitet und mit eigener Hand an die Armen der Stadt, in welchem seine Wiege gestanden, und des Dorfes, in dem seine Mutter gestorben, vertheilt und war dann nach hier geeilt, um der Geliebten seine ganze Vergangenheit mitzutheilen und aus ihrem Munde sein Schicksal bestimmt zu hören. Er hatte es bis heute noch nicht gewagt, obgleich er bereits seit fast acht Tagen wieder im Hause des Generals war. Er hatte Clarisse nur eröffnet, daß er Umstände wegen, die sie später erfahren solle, über kein Vermögen mehr zu verfügen habe und von dieser zur Antwort erhalten, daß sie Vermögen genug für Zwei besitze. — Heute war der ursprünglich zur Trauung bestimmte Geburtstag Clarisse's und heute sollte sie sein Geheimniß erfahren; er hatte beschlossen, ihr heute Alles zu sagen, und das mußte auch geschehen, denn die Trauung war, dem Wunsche Arthurs gemäß, nur um vier Wochen verschoben worden.

Arthurs Augen schweiften trüb durch den

reinen, blauen Aether, — ein tiefer Seufzer entrang sich seiner gequälten Brust.

Da legte sich sanft eine weiche Hand auf seine Schulter.

„Clairisse!“ rief er, sich umblickend, überrascht und mit plötzlich freudestrahlendem Gesichte aus.

Die Genannte, im leichten Morgenkleide hinter ihm stehend, sah ihn lächelnd an.

Welch schöner, doppelt schöner Morgen, Clairisse! Möge Ihre Zukunft so schön, so heiter sein wie er, wie der Tag, welchen er verspricht. Möge bis zum Abend keine Wolke Ihren Lebenshimmel, möge nie eine Thräne Ihren Blick trüben, mögen ihn nur Thränen der Freude verklären!“

Arthur nahm einen Ring von seiner Hand und schmückte damit die Hand der Braut; dann drückte er, sie ehrerbietig küssend, den Blumenstrauß in dieselbe.

„Meinen herzlichen Dank, Arouet,“ erwiderte Clairisse freudig gerührt. „Ich lege,“ fügte sie leise hinzu, „meine Zukunft in die Hand des lieben Gottes und — voll Vertrauen und Liebe in die Ihrige.“

Arthurs Stimme bebte, als er erwiderte:

„Und ich werde meinen guten Genius nicht um das Glück seines Lebens betrügen. Bei meiner Liebe! — Nein.“

„Ich weiß das, Arouet. Aber heiter müssen Sie sein, wenn Sie mich glücklich sehen wollen. Sehen Sie dort die Wellen, wie sie sich im heiteren Sonnenschein lustig schaukeln; so will ich mich im Sonnenscheine Ihrer Liebe und Ihres Glückes erwärmen. Kann ich das, wenn Ihre Augen Wolken der Schwermuth trüben wie gestern und vorgestern und alle Tage?“

„Das wird anders werden, Clairisse, ja, das wird anders werden, wenn die von Ihrer Hand hinweggezogen sind, wenn ich von Ihnen Verzeihung habe für meine Vergangenheit, wenn . . .“

„Die haben Sie bereits, Arouet, mit meiner Liebe!“

„Noch nicht, Clairisse. Hören Sie . . .“

„Fangen Sie schon wieder damit an?“ unterbrach ihn Clairisse, lächelnd mit dem Finger drohend. „Habe ich Ihnen nicht bereits gesagt, daß ich Ihnen, wenn wirklich eine solche zu geben wäre, Absolution ohne Ohrenbeichte ertheile. — Kommen Sie lieber; es ist noch so frisch, hier draußen und wer weiß, wie lange Sie schon auf dem kalten Steine gesessen haben?

Arthurs Protestationen halfen nichts. Clairisse nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich fort in's Haus. — Clairisse glaubte jedenfalls, er wolle ihr in seinen Geständnissen Rechenschaft geben, wie er um sein Vermögen gekommen sei — und davon wollte sie nichts hören.

„Sie kommen spät,“ scherzte Clairisse, als im Laufe des Vormittags Baron Gutschmidt kam und ihr seine Gratulation zum Geburtstage machte. „Arouet hat mich bei Sonnenaufgang beglückwünscht.“

„Ja, Arouet! meine Verehrteste,“ erwiderte ihr der Baron neckisch lächelnd, „Arouet! das ist auch etwas ganz anders — der hat schon näher zu Ihnen, als ich.“

„Aber Arouet,“ fuhr Clairisse in demselben Tone fort, „hat mir gewünscht, daß meine Zukunft so heiter werden möge, wie der heutige Tag — und jetzt ist es so trüb geworden und regnet wie lange nicht. Hat das Gutes zu bedeuten?“

Arthur sah die sich mit muthwilligen Lächeln an ihn wendende Clairisse schwermüthig an.

„Nicht doch,“ fiel er schnell ein, „ich habe nur gesagt, so heiter wie der Morgen es sei und der Tag zu werden verspreche. War nicht der Morgen schön und versprach nicht der Tag, es zu werden?“

„Gewiß, Arouet, Sie haben recht. Aber sie sehen: man darf keinen Tag vor seinem Abende loben.“

„Ich habe ja auch nicht den Tag, sondern nur den Morgen gelobt.“

„Was ist Ihre Meinung, Herr Baron?“ fragte Clairisse, die nun einmal Arouet nicht so leichten Kaufs davon kommen lassen wollte, sich an Gutschmidt wendend.

„Meine Meinung, reizender Quälgeist, ist die, daß Sie unsern ohnehin melancholischen Arouet durch solche Quälereien nicht noch melancholischer machen sollten.“

„Quälen will ich ihn ja nicht, bloß zum Sprechen bringen. Nicht wahr, Arouet, wir verstehen uns schon?“

Der Gefragte nickte beistimmend.

Der Tag verging, ohne Arthurs Herz von seiner Last befreit zu haben.

Mehrere Tage vergingen, Wochen vergingen. Nur noch drei Tage und der zur Trauung bestimmte war da. — Arthurs Seele aber wurde, je näher der Tag der Entscheidung rückte, immer düsterer, wenn er auch äußerlich heiter zu scheinen suchte. — Gerade ihr seine Schuld offenbaren zu sollen, dagegen empörte sich sein Inneres. Er war ohne Muth und ohne Rath. Er wußte, daß er in jedem Falle des Mitleids, der herzlichen Theilnahme Clairisse's versichert sein durfte. Aber wollte er ihr Mitleid? Lieber der ganzen Welt hätte er seine Verbrechen gestanden, nur nicht ihr, von der er geliebt, von der er geachtet sein wollte. Die Verachtung der ganzen Welt, er hätte sie ruhig getragen, nur die ihrige nicht; von ihr wollte er geliebt,

ohne Mitleid geliebt sein. — Aber hatte sie nicht selbst gesagt, so lieben wie ihren Vater, wie ihn, würde sie einen Verbrecher nie können. Und war er nicht ein schwerer Verbrecher, ein Betrüger, ein Meineidiger, indirect ein vierfacher Mörder? War er nicht auch ein Betrüger an Clairisse, an diesem Engel keuscher Liebe, die ihm, dem Schuldbeladenen, ahnungslos und vertrauensvoll ihr ganzes Herz entgegentrug? Durfte er sein Schicksal zu dem ihrigen machen, bevor er sie zur Vertrauten seiner Schuld gemacht? Und dann? — Würde sie ihn dann noch lieben, noch so lieben, wie jetzt, oder würde sie sich nicht mit Abscheu von ihm wenden müssen? Wenn aber auch sie ihre Hand in der seinigen ließ, konnte er, der noch Strafbare, sie auch glücklich machen und hatte er ihr nicht versprochen, sie nicht um ihr Glück betrügen zu wollen?

(Fortsetzung folgt.)

Das Brod.

Ueber dieses Nahrungsmittel hat der jüngst verstorbene praktische Arzt, Herr Dr. Heidenschreiber folgenden Aufsatz veröffentlicht: Eine vernunftgemäße Ernährung kann nur durch richtige Erkenntniß des Organismus statthaben, nur der richtig genährte Mensch wird ein tüchtiger Arbeiter sein. Da nun das Brod das verbreiteste Nahrungsmittel ist, so will ich in Nachstehendem mich näher darüber verbreiten. Das Brod wird in Europa aus Waizen, Korn, Gerste (nur in Bergländern auch aus Haber), im Süden aus Mais, in Indien aus diesem und der Gamswurzel, in Australien aus der Frucht des Brodbaums gewonnen. Jedes Kind weiß, daß Brod aus Mehl, Sauerteig, Salz und Wasser bereitet wird, allein die Vorgänge dabei sind ungeachtet ihrer Einfachheit dem Laien völlig unbekannt. Das Mehl der verschiedenen Getraidearten hat zwar die gleichen Bestandtheile, aber in verschiedenen Verhältnissen. Letztere sind beim Waizen am günstigsten für die Ernährung. Jedes Mehl enhält Stärkmehl, welches, an und für sich unlöslich, die Fähigkeit besitzt, mit heißem Wasser zu verkleisten, d. h. große Menge Wasser in sich aufzunehmen und durch verschiedene Scheidungsvorgänge oder durch bloße Einwirkung sich in auflösbare Körper zu verwandeln. Das Stärkemehl enthält, wie das Fett, nur Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, aber keinen Stickstoff und kann daher nicht zur Bildung von Muskeln- und Nervensubstanz, welche beide stickstoffhaltig sind, dienen, sondern es wird im Organismus nur in Fett umgewandelt, aufgespeichert und als Athemmittel verwendet werden, d. h. es wird beim Athemholen zu Kohlensäure und Asche verbrannt, und liefert hiedurch einen großen Theil der Körperwärme. Wenn man Mehl in ein Säckchen einbindet und solange unter Wasser knetet, als letzteres noch durch das oben erwähnte Stärkemehl milchig wird, so bleibt als Rückstand ein braungelber, elastischer Körper, welcher leicht fault, der sogenannte Kleber. Derselbe enthält neben Kohlen-, Sauer- und Wasserstoff auch noch Stickstoff, ist dem Eiweis ähnlich zusammengesetzt und daher ein wahrer Muskel- und Nervenbilder. Am meisten Kleber enthält das Weizenmehl, 13—15 Proz. des Gewichtes. Je kleberreicher das Mehl, desto mehr ballt es sich zu einem Klumpen, wenn man es in die Hand drückt — die bekannte Bäckerprobe. Die Schalen der Getreidekörner enthalten viel stickstoffhaltige Substanzen — beim Weizen bis 16 Proz. Durch Vermahlen eines Theiles derselben — der Kleie — mit dem Mehle erhält man ein nahrungsreicheres wenn auch dunkleres Brod. Dieses sogenannte „schwarze Brod" wird von Vielen, namentlich Stadtbewohnern, hauptsächlich der Farbe wegen, zurückgewiesen. Ein kleienfreies Brod erleidet auch, abgesehen von der geringen Stickstoffhaltigkeit noch große Verluste durch Verminderung der Salze, welche zur Knochenbildung unentbehrlich sind. Weizenmehl mit Kleie vermischt vermahlen, enthält 2 Prozent phosphorsaurer Salze, feines Weizenmehl nur 1 Proz., Kleie dagegen 4½ Prozent. Von den drei erwähnten Bestandtheilen des Brodes, Stärkemehl, Kleber und Salze, nährt keines für sich allein, nur alle drei zusammen im richtigen Verhältnisse nähren wirklich. Das Brod enthält Alles, was der Köper zu seinem Aufbaue benöthiget, in ziemlich günstigem Verhältniß, so daß man die Hauptnahrungsmittel etwa in folgender Weise ordnen könnte: Milch, Eier, Fleisch, Brot. Bei der Brodbereitung wird Mehl, Wasser, Salz und Sauerteig durch Kneten auf's Reinste gemengt, und dann eine Zeitlang sich selbst überlassen. Sauerteig ist Brodteig, der so lange gelegen hat, daß er in Folge der Zersetzung des Klebers sauer geworden ist. Ein Theil des Stärkemehles wird von dieser Zersetzung gleichsam angesteckt und verwandelt sich in Zucker. Letzterer zerfällt nun in Folge des geheimnißvollen Vorganges, den wir Gährung nennen, in Alkohol und Kohlensäure. Letztere als luftförmiger Körper treibt die zähe Teigmasse beim Aufgehen empor und verleiht dem Brod schwammige Beschaffenheit. Wenn sich nun in einem Brode nicht genug Kohlensäure entwickelt hat, oder mit andern Worten, wenn es nicht genug gegangen ist, so bleibt es dicht und heißt „speckig." Es findet also beim Gehen des Brodes dieselbe Alkoholgährung statt, wie bei

der Bierwürze oder dem Most. Der durch diese Gährung nothwendigerweise bedingte Verlust an Stärkemehl wird durch Auffangen und Verdichten der Alkoholdämpfe auszugleichen gesucht. Beim englischen Patentbrod wird weder Sauerteig noch Salz zugemischt, sondern statt des Ersteren doppelt kohlensaures Natron und statt des Letzteren Salzsäure. Die Kohlensäure des Ersteren wird ausgetrieben und macht das Brod aufgehen, das Natron bildet mit der Salzsäure Chlornatrium, d. i. Kochsalz. Letztere Methode ist zweckmäßiger und billiger, als die gewöhnliche Art Brod zu backen, weil sie keine Verluste an Material und Zeit erfordert. Professor Horsfort zu Cambridge in Nordamerika hat ein von Professor Liebig geprüftes und empfohlenes „Backpulver" erfunden, womit man ohne Anwendung von Sauerteig in kurzer Zeit Brod erhält, welches unbeschadet seiner Weiße, doch ebenso viel Nahrsalze enthält, als wenn die gesammte Kleie beim Mehle wäre. Dieses Backpulver besteht aus 2 Präparaten, ein Säurepulver, welches aus in Stärkmehl eingehüllter saurer Kalkmagnesia besteht, das andere „Alkalipulver" ist doppelt kohlensaues Natron. Werden diese beiden Pulver nebst Chlornatrium in der nöthigen Menge mit Wasser dem Teige beigemischt, so setzt sich das Natronsalz und das Chlorkalium in Kochsalz und doppelt kohlensaures Kali um, die Kohlensäure des Letztern wird durch die Phosphorsäure ausgetrieben und macht das Brod „gehen". Gleichzeitig wird das phosphorsaure Kali gebildet, welches nebst der phosphorsauren Kalkmagnesia die Nährsalze des Brodes ausmacht. Durch diese Operation wird das Brod getrieben, gesalzen und mit Nährsalzen versehen. Zu 100 Pfd Mehl braucht man 4 Pfund Backpulver, welche etwa 1 fl. kosten, dafür gewinnt das Brod 10 Proz. an Nährwerth.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Mörtel unserer Vorfahren.) Es ist bekannt, daß der von den Römern verwendete Mörtel ungleich dauerhafter war, als unsere moderne Mörtelmasse. Nach neueren Forschungen soll das Geheimniß der Bereitung dieser Masse darin bestehen, daß man dem auf gewöhnliche Weise angemachten Mörtel noch ein Viertel von dem Volumen des angewendeten Sandes, ungelöschten fein zertheilten Kalk hinzu gab. Die Masse erhitzte sich und ging mit einander eine chemische Verbindung ein, worauf sie sich schnell verhärtete. Der auf diese Art bereitete Mörtel mußte daher auch nach der Zubereitung auch verwendet werden. — Im Jahre 1450 wuchsen in Oesterreich so saure Trauben, daß die meisten Bürgersleute den gekelterten Wein auf die Straße schütteten, weil er durchaus ungenießbar war. Wo man ihn aber aufhob, zerbiß er Dauben und Reife der Fässer. Deßhalb nannte man diesen Wein „Reifbeißer." Da verordnete Friedrich III., daß, wer den Wein nicht trinken möge, solle ihn auf den Stephanskirchhof zu Wien führen, damit der Kalk in ihm gelöscht, und die Kirche davon gebaut werde. In gleicher Weise war 1465 der Wein mißrathen und wurde nach Aufzeichnungen des Kellermeisters der Abtei Zwetl nach Rafing unfern Pulkau geschickt, um bei dem Bau des dortigen Stiftshofes den Kalk in ihm abzulöschen. — Zu Glatz in Schlesien wird gegen das böhmische Thor zu ein alter Thurm von ziemlicher Höhe gezeigt. Weil seine Erbauung in ganz ferne Zeiten hinauf reicht, nennt ihn das Volk den Heidenthurm. Die Festigkeit seiner Mauern verdanke er dem Kalke, der mit dem sauern Weine zubereitet wurde.

(Die Ranzengarde in Newyork) gab unlängst ihren ersten Ball. Derselbe war sehr besucht und die Theilnehmer amüsirten sich auf's Beste. Von der Gewichtigkeit der Tänzer kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß das Minimumgewicht der Mitglieder dieser Garde 210 Pfund ist. Ueber 200 Fettwänste, die zusammen über 600 Centner wogen, hatten sich eingefunden. Der schwerste unter ihnen Herr Stout aus Pougkeepsie wog die Kleinigkeit von 390 Pfund. Dann kam ein Herr Fisk mit 350 Pfund rc. rc. Auch die Damen waren vollwichtig, und die Jugend war durch einen 7jährigen Knaben, der 80 Pfund wog, präsentirt,

(Empfehlung.) Folgendes Attest wurde in Mainz einem Dienstmädchen gegeben: „Inhaberin hat ein Jahr — weniger elf Monate bei mir gedient und sich in dieser Zeit fleißig — an der Hausthüre, genügsam — in der Arbeit, sorgsam — für sich selbst, geschwind — im Ausreden — freundlich — gegen Mannspersonen, treu — ihren Liebhabern und ehrlich — wenn Alles verschlossen war — gezeigt."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 17. Samstag den 26. Februar. 1870.

Der schönste Strom.

Viele Ströme sah ich fließen,
Folgte sinnend ihrer Bahn,
Sah die Fluthen sich ergießen
Rauschend hin zum Ocean.

Von dem Rheine bis zur Elbe,
Von der Weser bis zur Aar,
Sah ich graue, blaue, gelbe,
Hell und dunkel, trüb und klar.

Doch von allen bleibt nur einer
Unvergleichlich immerdar.
Reiche Perlen birgt wie keiner
Er im Schooße wunderbar.

Zwar an seinem Ufer blühet
Keine Blume, ragt kein Dom.
Aber Liebe, Liebe glühet,
Wo er fließt — der Thränenstrom.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Wer mag alle die Gedanken auch nur andeuten, die in ähnlichen Kämpfen das Hirn eines Menschen durchjagen? Wer alle die Gefühle, die im blitzesschnellen Wechsel sein Herz durchbeben, es lauter schlagen und dann wieder erstarren machen?

Wer mag dieses Herz — ein Widerspruch wie der Mensch und kein Widerspruch — voller Widersprüche und voller Harmonie Wer mag es zerlegen und erklären, dieses Menschenherz mit seiner Liebe und seinem Haß, mit seiner Freude und seinem Leide, mit seiner Hoffnungslosigkeit und seiner Verzweiflung?

In dem Herzen Arthurs schlug neben der begeisterten Liebe der verzweifelte Selbsthaß immer tiefer Wurzel. Sein ganzes vergangenes — und mehr noch verlorenes — Leben starrte ihm, ein unbewegliches, grausenhaftes Medusengesicht entgegen, dessen Anblick er nicht zu entgehen vermochte und der in das siedende Blut seiner Adern schwere kalte Versteinerung goß.

Arthur schauderte entsetzt zurück vor seiner fluchbeladenen Vergangenheit, deren Bilder immer deutlicher und erschreckender vor seine Seele traten, und er blickte bangen, fiebernden Sehnens hinüber zu einer Seligkeit verheißenden Zukunft; aber auch da drüben stand hinter der im Tagesglanze thronenden Gestalt seines Glückes, von der Nacht einer göttlichen Nemesis emporgehoben, die finsterzürnende der Schicksalsgöttin und er wagte keinen Schritt vorwärts zu thun.

Sein Herz, das so gern hätte mögen
— — — — — — überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur",

sein Herz, kämpfte einen immer erbitterter werdenden Kampf mit sich selbst. Die Gestalten Arouets, Römers, Helenens und seiner Mutter stellten sich zwischen ihn und Clairisse.

Der Zweifel, das bangste, und die Liebe das seligste aller Gefühle, zerklüfteten sein Herz, in dem der letzte Hoffnungsfunke zu verlöschen drohte.

In der Brust eines jeden Menschen, sagt Freiherr Fuchtersleben, schläft ein entsetzlicher Keim von Wahnsinn. Ringt — ruft er aus — ringt mittelst aller heiteren und thätigen Kräfte, daß er nie erwache.

In der Brust Arthurs rüttelte die erwachende Verzweiflung des Selbsthasses, der Hoffnungslosigkeit und der fieberhaften, leidenschaftlichen Liebe für Clairisse an diesem entsetzlichen Keime. Der Unglückliche litt tief und gefahrvoll.

„Gnädiger Herr," sagte Joseph leise bittend und legte seine Hand auf die Schulter seines in finsterem Brüten am Fenster sitzenden jungen Herrn.

Arthur bebte erschreckt zusammen. Sein Auge fiel mit wildglühendem Blicke auf den Alten; dann wurde es matt, unbeschreiblich traurig. Mit dem Ausrufe:

„Mein alter guter Sephl!" warf er sich dem alten Greise an den Hals.

„Gnädiger Herr," begann dieser theilnahmsvoll, „das geht nicht länger so. Sie müssen handeln. Sagen Sie dem Fräulein heute noch Alles. Sie wird Trost und wird auch dann noch Liebe für Sie haben!"

„Meinst Du, Joseph?"

„Ja! Glauben Sie mir. Sie sind gelehrter als ich, aber ich bin älter als Sie!"

Arthur schüttelte traurig mit dem Kopfe. Seine Miene schien zu sagen: In meinem Herzen giebt es keine Hoffnung mehr. Er griff in die Tasche und zeigte Joseph einen Ring. Es war der von Clairisse zur Verlobung empfangene; er war zersprungen ohne äußere Veranlassung.

Joseph blickte seinen Herrn überrascht und zweifelhaft an.

„Sie glauben doch nicht? . .

„Ich glaube, Joseph, was ich fürchten muß."

„Ihre traurigen Gedanken, gnädiger Herr! Nein, so abergläubisch können Sie unmöglich sein. Nur noch zwei Tage liegen dazwischen. Sie müssen dieser Ungewißheit heute noch ein Ende machen.

„Ich kann nicht Joseph. Und wenn sie mir verziehe, wenn sie mich liebte wie vorher — betröge ich sie nicht vielleicht trotzdem um ihr Glück? Ich, der ich immer und immer unglücklicher sein werde, doppelt unglücklich, wenn ich bedenke, wie ich so glücklich sein könnte! Ich muß fort, Joseph, weit von hier . . . nicht wahr, Du verläßt mich nicht?"

„Fort? und ohne Abschied von Der zu nehmen, die Sie so innig liebt?"

„Ohne sie noch einmal zu sehen. Es muß aber sein."

Joseph machte lange vergeblich alle ihm zu Gebote stehenden Vorstellungen. Er sah in Clairisse die Retterin seines unglücklichen Herrn und wandte alle seine Beredtsamkeit auf, ihn zu einer Unterredung mit derselben zu bewegen.

Vor Arthurs Seele wurde wieder für einen Augenblick die düstere Vergangenheit von der Zukunft verhüllt. Ein neuer Strahl von Hoffnung durchflackerte bang die unglückschwangere trübe Nacht.

„Es sei denn Joseph! aber . .

„Nicht aber, gnädiger Herr. Noch Alles wird sich glücklich gestalten. Kommen Sie mit hinunter; heute noch, jetzt gleich müssen sie sich Ruhe verschaffen!"

„Heute? Nein, Freund, heute nicht. Ich bin zu sehr aufgeregt; dazu muß ich ruhig sein. Morgen früh — wenn die Sonne den Nachtthau von den Bergen küßt — dann . . . dann dann mag auch Clairisse von meiner Seele die Nacht . . . . und ich, ich will von ihren Lippen das Wort der Versöhnung — oder des ewigen Abschiedes oder beides wegküssen.

Wieder ein prächtiger Morgen, so schön wie der ihres jüngsten Geburtstages. Noch einer und dann noch einer und mit ihm bricht der freudig-trübe, geheimnißsüße Tag an. Aber Arouet? wo bleibt er? der alle Morgen um diese Zeit, seiner Braut einen Strauß pflückend, schon im Garten war?

Clairisse ging mit der Ungeduld der Liebe auf und und nieder und warf verstohlen manchen Blick zu den durch Jalousien halb verschlossenen Fenstern da oben . . . . Ist er krank? Leider ja; der alte Joseph kommt, es zu melden: Arouet ist unwohl.

Abend ist's . . . Der dunkelblaue Himmel mit seinen Myriaden Sternen bereitet der Nacht die stille Feier. Ein linder West macht die Blätter der schlafenden Blumen und frohe Erwartung ein zartbesaitetes Frauenherz erzittern. Clairisse ist wieder im Garten. . . . Ob er kommen wird? Gewiß, denn er hat's versprochen. — Sie lauscht gespannt auf jedes Geräusch, auf jedes Rascheln des knisternden Laubes. . . Noch immer nicht! . . . . Da, doch . . . das ist er!

Es legen sich zwei Arme um ihren Hals.

„Arouet!"

„Clairisse!"

„Armer Arouet!" Sie waren krank?"

„Ich bin es nicht mehr, wenn der Laut Ihres Wortes zu meinem Herzen dringt."

„Das könnte öfters geschehen, wenn Sie sich nicht so selten sehen ließen. Werden Sie nie freigebiger sein mit ihrer Person?

Arthur schwieg.

Erst jetzt sah Clairisse das hell vom Monde beschienene außerordentlich blasse und leidende Gesicht des Geliebten mit seinen unverkennbaren Spuren des inneren Kampfes. Erst jetzt bemerkte sie das Zittern seiner Hand.

„Sie sind noch immer unwohl," sagte sie besorgt. Gehen Sie lieber, Sie bedürfen der Ruhe, Arouet."

Arthur sah die Sprechende — so rührend schön in dieser mondhellen Nacht — mit einem Blick voll leidenschaftlicher Ergriffenheit, der ihre Seele in die seinige herüberziehen zu wollen schien, an. Aber sein unglückseliges Lächeln machte schnell wieder dem ernsten Trübsinn Platz. Verwandelte sich der Balsam ihres Liebesblickes jetzt für ihn in Gift? Dann —

„. . . wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?

„Ja. Ich bedarf der Ruhe," . . . sagte er kaum hörbar, wärhrend er die Hand fest um seine Schläfe drückte.

„Gehen Sie, Arouet; es wird kühl hier . . Morgen?"

Arthur bebte bei diesem „Morgen" zusammen, obgleich er seiner Bewegung gewaltsam Meister zu werden suchte.

„Morgen," wiederholte er tonlos.

Er stand einige Augenblicke schweigend mit

zum Himmel erhobenen Augen vor der ihn besorgt anblickenden Clairisse

. . . Suchte er vergeblich den Stern der Liebe, der uns doch um so milder, um so trost- und hoffnungsreicher niederleuchtet, je dunkler unsere Seele Schatten der Nacht bedecken? . . suchte er ihn vergeblich, oder galt es in diesem Augenblicke, glückopfernd sich gewaltsam davon loszureißen? . . .

Wie sich mit Anspannung der letzten Kräfte zusammenraffend, umfaßte Arouet heftig die Geliebte, preßte sie fest an seine wogende Brust und drückte einen langen . . . langen Kuß auf ihre purpurschwellenden Lippen, während er in jenem Tone unbeschreiblicher Liebesklage, der gleichklingend bis in das Innere der andern Seele dringt:

"Gute Nacht . . . Gute Nacht . . . Wiedersehen . . ." stammelte.

Er riß sich widerstrebend los. In seinen Augen funkelten Thränen. Noch ein Blick voll Gluth und Angst und fort stürzte er ins Haus.

Clairisse stand erschrocken. Sie konnte sich diese sonderbare Weise, wie sie es auch versuchte, nicht erklären. . . . War es die Nähe des entscheidenden Tages, welche die räthselhafte, erregbare Natur so eigenthümlich und gewaltig ergriff? . . .

Sie ging träumerisch ins Haus und setzte sich wieder an ihre Vorbereitungsarbeiten; aber sie mühte sich vergebens, — es ging nicht mehr.

„Laß es doch für heute gut sein, Clairisse," sagte der General, die Wange seiner Tochter streichend. Geh' heut' zu Bett. Du darfst Dich nicht zu sehr anstrengen, daß Du übermorgen auf dem Zeuge bist," setzte er scherzend hinzu.

Clairisse blickte ihren Vater lächelnd an; aber ihr Lächeln war erzwungen und traurig.

„Was hast Du denn eigentlich, Kind?" fragte der Erstere, dieß bemerkend.

„Arouet war heute den ganzen Tag unwohl und heute Abend so sonderbar."

„Das ist einmal ein närrischer Kerl, Clairisse. Wird schon wieder anders werden. Laß das gut sein."

„Er ist aber immer so trübe."

„Eben weil's ein närrischer Kerl ist. Sonst ist er eben nicht trübe gewesen und er wird auch wieder anders werden. Sein Glück ist ihm nun einmal zu groß, der kann's doch nicht ertragen. Laß das gut sein, das ändert sich. Geh' mit Gott, mein Kind. . . . Gute Nacht!"

(Schluß folgt.)

Das Brod.

(Schluß.)

Die Backpulver werden trocken mit dem Mehl innig vermischt, dieses mit Wasser zu Teig geformt und die Laibe sogleich in den Ofen gebracht. Eine noch innigere Mischung erhält man, wenn Mehl und Wasser in zwei gleiche Theile getheilt, der eine mit dem Alkali, der andere mit dem Säurepulver versetzt und gemengt werden. Im Jahre 1868 wurde in Nordamerika über 1 Million Pfd. Backpulver verkauft. Auch giebt es daselbst selbstaufgehendes Mehl, welches die Backpulver in gehörigem Verhältnisse enthält, und einfach mit Wasser gemengt, also gleich Brodteig giebt. Kehren wir nun zu unserer Backstube zurück. Durch die Hitze wird die Wirkung des Sauerteigs aufgehoben, es entweichen Wasser- und Alkoholdampf, das Stärkmehl wird theils mechanisch, theils chemisch verändert, namentlich ist letzteres an jenen Stellen der Fall, welche der stärksten Erhitzung ausgesetzt wurden, in der Rinde. Dieselbe enthält neben unverändertem Stärkemehl eine Reihe von löslichen Körpern, welche durch die Erhitzung aus dem Stärkemehl gebildet wurden. Die wichtigsten derselben sind Dextrin, ein gummiähnlicher Körper der den glänzenden Firniß des Brodes bildet, Traubenzucker, welcher den süßen Geschmack mancher der Stellen der Rinde, und Karmel, welches die braune Farbe derselben bedingt. Wo die Brodrinde verbrannt ist, entsteht auch das im angebrannten Braten befindliche Assamar oder Brandbitter. Der Zweck des Brodbackens ist, die Bestandtheile des Brodes so viel als möglich in lösliche Körper zu verwandeln, da nur letztere verdaut werden. Das Vorherrschen des Stärkemehlgehaltes vor dem Kleber macht, daß wir beim Brodessen nicht genug stickstoffhaltige Nahrung haben, und, wenn wir letztere in genügender Menge durch Brod erhalten sollten, wir täglich mindestens 3 Pfd. Brod genießen müßten. Weil wir dadurch einen bedeutenden, nicht nöthigen Ueberschuß an Fettbildern mitzuessen gezwungen sind: so heißt es auch im Sprichwort: „der Mensch lebt nicht von Brod allein," sondern es gehört auch Fleisch, oder in Ermanglung dessen Käse oder Hülsenfrüchte. Am Besten nährt Waizen-, am Wenigsten Haberbrod. Solche, welche nur von Brod und Kartoffel leben müssen, bekommen einen ausgeweiteten Magen, weil sie zu viel zu essen gezwungen sind, um satt zu werden.

Mannigfaltiges.

Bildung macht — unzurechnungsfähig.

Dem bureaukratischen Geiste eines Berliner Gerichtshofes ist vor Kurzem eine Geschichte

passirt, die, so unglaublich sie erscheinen mag, dennoch vollkommen wahr ist und die genugsamen Stoff zum Nachdenken liefert. — Ein Holzhauer erschien vor Gericht, angeklagt einem seiner Collegen im Streite einige Ohrfeigen verabfolgt zu haben. Bei der Vernehmung sprach derselbe das reinste Hochdeutsch und brachte dabei, aber immer richtig und im besten Zusammenhange mit der Sache, Zitate aus Göthe, Schiller, Mommsen, Humboldt &c. vor. Der Gerichtshof schüttelte sein Haupt dazu, unterbrach die Verhandlungen, berieth und berieth und beschloß — den Holzhauer vom Gerichtsarzte in Betreff seiner Zurechnungsfähigkeit untersuchen zu lassen, — denn ein Holzhauer, der Mommsen, Schiller und Göthe kennt, und das schönste Hochdeutsch spricht, der kann seine Sinne unmöglich recht beisammen haben! — Und der Gerichtsarzt? Dr. Liman hat sein Gutachten dahin abgegeben, daß der betreffende Holzhauer nicht nur vollkommen zurechnungsfähig sei, sondern daß er auch ein durch und durch gebildeter Mann ist, der mit vollstem Verständnisse jene Classiker gelesen hat und ein klares und richtiges Urtheil über deren Schriften abzugeben im Stande ist. — Der Holzhauer hatte mit einem Aktuar gegen 20 Jahre zusammengewohnt und alle seine Freistunden zur eigenen Weiterbildung benutzt.

Stettheim hat in seinen „Wespen" den Vorfall behandelt, wie folgt:

Der Holzhauer vor Gericht:

Angekl.: Dich begrüß ich in Ehrfurcht, prangende Halle,
Säulengetragenes, herrliches Dach!

Präs.: Ich bitte um Ruhe.

Angekl.: Und diese Ruhe gönn' ich den Flamändern.

„Präs.: Wie heißen Sie?

Angekl.: Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Präs.: Wie alt?

Angekl.: Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.

Präs.: Ihr Geschäft?

Angekl.: Ich schnitt es gern in alle Rinden ein. Ich bin ein Holzhauer.

Präs.: Welcher Religion?

Angekl.: Mein Liebchen, wer darf sagen:
Ich glaub an Gott!

Präs.: Sie sind angeklagt, einem ihrer Collegen einen Schlag in's Gesicht gegeben zu haben.

Angekl.: Er mag ihn behalten, er ist sein eigen!"

Präs.: Was haben Sie auf die Anklage zu erwidern?

Angekl.: Ich bin besser als mein Ruf!

Präs.: Bekennen Sie sich schuldig?

Angekl.: Sonderbarer Schwärmer!"

Präs.: Ein solcher Grad von Bildung veranlaßt mich, die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten prüfen zu lassen. Schutzmann, führen Sie den Mann fort.

Angekl.: Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

(Ende der Verhandlung.)

Berlin. Bei der Häufigkeit von zufälligen Vergiftungen durch Kohlendunst halten wir es für eine Pflicht, auf ein neues Beispiel von Rettung aus augenscheinlicher Todesgefahr nach einer solchen Vergiftung durch die Transfusion von gesundem Menschenblut aufmerksam zu machen. Vor mehreren Tagen war eine erst seit fünf Monaten von auswärts kommende Kaufmannsfrau, als sie bei frisch mit Kohlen geheiztem Ofen ein Nachmittagsschläfchen machte, durch Vergiftung mit Kohlendampf in die größte Lebensgefahr gerathen. Sie wurde von ihrem erst Abends heimkehrenden Manne völlig bewußtlos und regungslos gefunden; die hinzugerufenen Aerzte erklärten nach mehrstündigen vergeblichen Bemühungen die Transfusion für das einzige Rettungsmittel, indem sich die Herren einer Rettung unter ähnlichen Umständen durch die von dem geheimen Medicinalrath Dr. Martin ausgeführte Operation erinnerten. Dieser folgte auch jetzt sogleich den Bitten der Angehörigen, und spritzte das aus dem Arm eines anwesenden Schwagers der jungen Frau entnommene Blut in die Adern der anscheinend dem Tode schon Verfallenen ein. Mit dem hierauf wiederkehrenden Pulse war nach Aussage der Aerzte die Möglichkeit gegeben, eine gefährliche Vergiftung höchsten Grades zu überwinden. Und in der That erholte sich die dem Leben wiedergegebene junge Frau!

Die Quäker dürfen bekanntlich weder schwören, noch fluchen, noch schimpfen. Hie und da aber juckt sie doch ein menschlich Rühren, unsterblich grob zu sein — man kömmt ja in solche Lagen! — und da helfen sie sich, wie's eben geht. So sagte einmal ein Quäker zu einem andern das, was wir kurz und gut mit: „Du bist ein Lügenmaul!" geben würden, in folgender Umschreibung: William, Du weißt, daß ich nie Jemanden ein grobes Wort gebe. Trotzdem, William, wenn der Friedensrichter zu mir sagen würde: „Hole mir den unverschämtesten Lügner der ganzen Stadt Philadelphia!" so käme ich zu Dir, klopfte Dich sanft auf die Schulter und sagte Dir freundlich: „William, der Friedensrichter wünscht Dich zu sprechen!"

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Francania.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 18. Mittwoch den 2. März. 1870.

Geständniß.

Als ich das erste Regen
Des Liebs in mir gespürt,
Da glaubt ich mich zum Segen
Der Menschheit auserkürt.

Der Ehrenplatz als König
Der deutschen Poesie,
Schien fast mir noch zu wenig
Als Preis für mein Genie.

Doch seit ich meine Schwingen
Im Adlerflug erprobt,
Da ist mein trotzig Ringen
Am Fels der Welt vertobt.

Und wie nach Ruhm mein Dürsten
Allmälig schwand und wich,
Sah ich: die Dichterfürsten
Sind anders doch als ich.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Schluß.)

Clairisse ging unruhig auf ihrem Zimmer hin und wieder. Ein eigenthümliches Gefühl von Bangigkeit, was sie noch nie gehabt, ließ sie nicht an's Schlafengehen denken. Sie konnte sich keine Rechenschaft darüber geben und doch war eine so peinigende Angst, welche sich ihrer bemächtigte. — Sie hatte lange auf Arthur gewartet, hatte gehofft, daß er — wie zuweilen — auch heute sie noch einmal auf ihrem Zimmer besuchen werde. Mehr als sonst hatte sie sich heute darnach gesehnt, — aber er kam nicht. Es war ihr zuweilen, als ob er in einer Gefahr schwebe, als ob sie zu ihm eilen, ihn retten müsse. — Schon zweimal war sie bis zur Thür; — aber nein, es ging doch unmöglich, daß sie ihn besuche, und wie anders auch konnte ihn eine Gefahr bedrohen, als in ihrer aufgeregten Phantasie? . . . Es war fast Mitternacht geworden. . . . . Clairisse ging in ihr Schlafzimmer, zündete die beiden Kerzen auf ihrem Altare an und fiel vor demselben auf die Knie nieder, ihre weichen, feinen Hände zum Gebet faltend. Die beiden Lichter beschienen vom Altare herab hell ihr edelschönes Gesicht, jetzt von hingebender Andacht durchwärmt. —

„Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns . . .“

Clairisse vollendete nicht; sie sprang erschrocken auf. Eine auf dem weit entfernten Tischchen stehende Caraffe war mitten entzweigesprungen und einen Augenblick später . . . . oder in demselben Augenblicke . . . durchhallte das Haus ein Getöse, wie das von einem gefallenen Schusse . . . Clairisse lauschte angstzitternd, ihre Pulse stockten einige Secunden, dann eilte sie, wie von der Ahnung etwas Entsetzliches getrieben, aus ihrem Zimmer . . . . Die Thür von Arthurs Zimmer stand weit offen . . . Clairisse trat ein . . . Dicker Dampf und Pulvergeruch strömte ihr entgegen . . . . Der alte Joseph stand schon bei seinem Herrn, der im neuen, weißbrocatnen Hauskleide mit lächelndem Gesicht in der Ecke des Sopha's lehnte. Das Kleid war von der Brust zurückgeschlagen und ließ die blutgetränkte Blouse sehen. Arthur bewegte sich nicht, seine Arme hingen schlaff herunter. Am Fußboden lag ein Doppelterzerol . . . Clairisse trat bis zum Lager hin. Sie wollte nicht glauben, aber sie sah und konnte nicht mehr zweifeln . . . Ein Schrei verzweiflungsvollen Entsetzens . . . Sie schwankte und fiel wie entseelt dicht am Sopha nieder. . . .

Der General, eingetreten, stürzte klagend über sein geliebtes Kind, deren weißes Nachtgewand Tropfen des aus der Brust Arthurs geströmten Blutes beträufelt hatten und auf deren marmorblassen Zügen der Tod mit den tiefschwarzen Locken zu spielen schien —

„. . . wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?“

Der entsetzliche Keim des Wahnsinns war in der Brust Arthurs erwacht und hatte sie mit seinen Giftzweigen ausgefüllt. — Die Hoffnung ließ ihn los . . . und er stürzte in die unter seinen Füßen brandenden Wogen der Verzweiflung. — Die schwarzen Fittiche des Selbstmords rauschten neugewaltig über seine gemarterte Seele hinweg und — ein gewalt-

samer Tod entriß sie ihrem furchtbaren Zustande. —

Die Kugel hatte sein Herz durchbohrt. Arthur hatte aufgehört zu leben.

Auf dem Tische lag ein Bogen Papier; darauf stand zitternder Hand mit Bleistift geschrieben:

„Lebe wohl, theure einzige Geliebte. Vergiß einen Unglücklichen und sei Du recht glücklich. Dank, tausend Dank für Eure Liebe. Ich bin ihrer nicht werth; darum kann ich nicht anders."

Auf einigen andern Stückchen Papier standen die folgenden Fragmente:

„Vieles, Vieles habe ich verschuldet,
Aber Vieles hab' ich auch erduldet
Und der Himmel wird mir gnädig sein."

und:

„Was ist's, daß mir der Kopf so wehe thut
Daß schnell und wieder langsam fließt mein Blut,
Daß mir die Schläfe pochen, daß mein Herz
Nicht weiß wohin vor Angst und Leid und Schmerz?

Was ist's, das, wie ich auch Zerstreuung suche,
Auf meiner Stirne liegt gleich einem Fluche?
Hab' ich so furchtbar Sträfliches gethan,
Daß ich verfallen müßte irrem Wahn?"

und endlich:

„Tret' ich zu des Thrones Stufen
Unsres Vaters gut und groß,
Tret' ich hin, auch ungerufen:
Er wird meine Thaten richten,
Und in seiner Gnade Schoß
Wird der Seele Nacht sich lichten!"

Der Unglückliche mochte schwer gekämpft haben, ehe er solche Trauer über ein Haus gebracht, welches ihm der Erde höchstes Glück geboten!

Doch wir sind mit dem Abschlusse seines Lebens am Ende seiner Geschichte. Wir konnten nur skizziren — die weitere Reflexion müssen wir dem freundlichen Leser überlassen, dem wir nur noch bittend zurufen:

Die, welche jenseits ihren Richter trafen,
Die wollen wir auch lassen ruhig schlafen!

Viele Jahre sind seit der eben erzählten Katastrophe im Hause des Generals du Chaumont vergangen.

In der Bergère eines reich möblirten Zimmers sitzt eine junge, schöne Frau, ein liebliches Kind von ungefähr einem Jahre, welches auf ihrem Schoße sitzt, liebkosend. — Es ist Clairisse du Chaumont.

Ein nicht mehr so junger, aber kräftig-schöner Mann tritt ein und drückt achtungsvoll einen Kuß auf ihre Stirne. Es ist der uns bekannte Baron Gutschmidt, ihr Gatte.

„Du bist heute recht trübe, meine Clairisse. Fehlt Dir etwas?"

„O nein! Unwohl bin ich nicht und was sollte mir also fehlen, da Du so gütig für mich sorgst . . . . Aber es ist heute der 28. September."

„Ah, jawohl . . . Armer Arouet! Ich lasse Dir gern diese Reminiscenz und freue mich derselben. Hatte ich ihn doch auch liebgewonnen, diesen Arouet. Freilich wäre ich ohne dieses Unglück nicht so glücklich geworden, als ich es bin, und das überwiegt die Trauer, namentlich bei der Betrachtung, daß ihm doch sehr wohl sein wird in seinem Bette."

Clairisse — oder vielmehr Frau Baronin Gutschmidt — blickte ihren Gatten mit einem Blicke voll Liebe und Dankbarkeit an.

„Ich bin sehr glücklich, Clairisse, und Du?"

„Ich? Kannst Du im Ernste fragen, ob ich glücklich sei?"

Gutschmidt herzte Gattin und Kind und suchte die erstere heiter zu stimmen, was ihm mit Hülfe des bald darauf eintretenden Generals auch vollständig gelang.

Der alte Joseph war in die Dienste des Barons getreten und befand sich ebenfalls wohl dabei. Er hatte von seinem unglücklichen Herrn keine Vollmacht bekommen, Jemanden den Schleier des Geheimnisses zu lüften und er that es auch nicht; es blieb Geheimniß und Joseph nahm dasselbe mit ins Grab.

Clairisse bewahrte dem unglücklichen Manne ihrer ersten Liebe ein freundliches Andenken und dachte wohl manchmal wehmüthig jener Zeiten und jenes Unglücks; aber das ihr von ihrem Gatten, der sie zu würdigen und zu verstehen wußte, gebotene und von ihr zurückgegebene Glück wurde dadurch nicht beeinträchtigt und die Zeit knüpfte die Bande ihrer Liebe nur immer noch fester und fester.

Graf Eichendorf begab sich nach Verbüßung seiner Strafzeit mit dem Reste seines Vermögens auf den Weg nach Amerika, wurde aber auf dem Schiffe eine Beute des gelben Fiebers und fand sein Grab in den Wellen des Oceans.

Ueber Bruno Siebels ferneres Schicksal ist uns nichts bekannt worden. Vielleicht haben ihm seine Kinder zurückbezahlt, was er seiner Mutter schuldig geblieben ist.

Wir schließen mit den Worten Göthe's:

Seele des Menschen, wie gleichst Du dem Wasser,
Schicksal des Menschen, wie gleichst Du dem Wind!

Die Matrosenpresse.

In London lebte ein Arbeitsmann mit Frau und Kind, zwar ärmlich genug, aber ehrlich und zufrieden. Mann und Frau liebten sich herzlich und hingen mit Inbrunst an dem einzigen Kinde, das sie hatten.

Fröhlich erwarteten sie die Geburt eines zweiten Kindes; da kam eines Abends — die Regierung hatte damals ihre Noth mit den Falklandsinseln — der Mann von seiner Arbeit den wohlverdienten Wochenlohn in der Tasche, den Weg daher, um zu Hause der Frau das Geld in den Schooß zu schütten.

Plötzlich wird er als Matrose gepreßt, d. h. aufgefangen, fortgeschleppt und in den engen Raum eines Gefängnißschiffes gesperrt.

Von diesem Augenblicke an war er für die Seinigen so gut wie gestorben. Man denke sich die Angst und das Entsetzen der armen Frau, als ihr Mann, sie mochte warten und fragen wie sie wollte, nicht wiederkam. Der Hauswirth zankte sie aus, sprach von rohem Gesindel, das ohne Weiteres aus einander laufe und nahm, um den Miethzins nicht zu verlieren, die Geräthe in Beschlag; die Arme warf er, sammt ihrem Kinde, auf die Straße. Sie kroch auf die Bodenkammer eines andern Hauses und brachte da unter leiblichen und geistigen Qualen ein zweites Kind zur Welt, das sie nur in ihren Thränen baden konnte. Nach einigen Tagen trieb der Hunger die sehr kraftlose Frau auf die Straße, während die beiden Kleinen auf dem Stroh in der kalten Kammer hockten. Sie bettelte; was sollte sie denn thun? Man schalt sie Landstreicherin. Sie hatte nie gebettelt, und es wollte ihr das Herz abdrücken; aber sie hatte nicht eine einzige Windel für ihr neugebornes Kind und sie hoffte doch so viel wenigstens durch ihre Ansprache guter Leute zu gewinnen, ihrem Kleinen einige Ellen Leinwand kaufen zu können.

Es war umsonst! Die Verzweiflung trieb sie in ein Haus, wo sie ein Stück Wäsche aufgehängt sah. Ach, sie dachte in diesem Augenblicke nur an ihr frierendes Kind und nicht an das Gebot, welches sagt: „Du sollst nicht stehlen."

Sie entwendete das Stück Wäsche, wurde aber als ungeschickte Diebin dabei ertappt, vor Gericht geführt und verurtheilt, gehängt zu werden.

Die Frau wies nach, wie sie bis dahin, wo sie ihren Versorger verloren, ehrlich und unbescholten gelebt; die Nachbarn, die Beamten des Kirchenspiels, Alle bezeugten die Wahrheit dieser Behauptung. Allein das Gesetz — englische Gesetze sind oft sehr eigensinnig — verlangte, daß sie hängen sollte.

Ihre letzten Augenblicke waren ihrem Kinde geweiht. Sie flehte um eine Amme oder Wärterin für dasselbe: es fand sich keine. Als der Henker ihr den Strick um den Hals legte, mußte er ihr erst das säugende Kind von der Brust ziehen.

Mannigfaltiges.

Eine neue Erfindung.

Ueber eine neue Erfindung wird in der „N. Zürich. Ztg." Folgendes mitgetheilt: „Herr Th. Zuppinger in Männedorf (Zürichsee) hat einen Mechanismus erfunden, welcher das gesprochene Wort unmittelbar niederschreibt." Der Grundgedanke beruht darauf, die Sprachwerkzeuge nicht nur zum Sprechen, sondern auch zum Schreiben zu gebrauchen; der kleine, höchst sinnreiche Mechanismus (die ganze Maschine ist etwa handgroß) wird mit den Sprachorganen so in Verbindung gesetzt, daß die Bewegungen der Zunge, der Lippen, des Gaumens &c. sich auf den Mechanismus übertragen, dessen außerordentlich sinnreiche Gliederung von solcher Beschaffenheit ist, daß die mitgetheilten Bewegungen auf die Theile eines eigenthümlichen Schreibapparates wirken. Der kleine Maschine entrollt während des Sprechens ein schmaler Papierstreifen (ähnlich unsern Telegraphen-Apparaten, auf welchem das Gesprochene schwarz und weiß in eigenthümlicher Schrift zu lesen ist. Die Schrift besteht, wie die gewöhnliche Telegraphenschrift, aus Punkten und Strichen, die aber nicht in einer Linie hinter einander stehen, sondern sich in 5 Linien neben einander gruppiren; jedem Laute und allen Lautverbindungen entsprechen besondere Gruppirungen, so daß eine besondere Mannigfaltigkeit an Schriftzeichen entsteht: Es ist gleichgiltig in welcher Sprache man spricht, und das merkwürdigste ist, daß eine veränderte Form der Aussprache sich durch gewisse Veränderungen in den entsprechenden Schriftzeichen erkenntlich macht. Da der Papierstreifen sich mit immer gleicher Geschwindigkeit dem Instrumente entrollt, so wird sogar durch die entstandene Lautschrift der Rhythmus der Sprache wieder gegeben. Das langsam gesprochene Wort erscheint in der Schrift gestreckt, die einzelnen Schriftzeichen stehen weiter auseinander; beim raschen Sprechen stehen die Schriftzeichen gedrängter. Da das Instrument in Form von Schriftzeichen die Muskelbewegungen des Sprechenden, die Bewegungen der Sprechorgane wiedergibt, so ist es gar nicht nöthig, laut zu sprechen, man kann daher die Maschine zum

Stenographiren benutzen; man hätte einfach nur jedes Wort des Redners lautlos nachzusprechen, um das Gehörte durch die Maschine geschrieben zu erhalten. Der Erfinder hofft, daß sein Instrument gerade in der hier angedeuteten Richtung wohl zunächst praktische Verwendung finden dürfte. Der Gebrauch des Instrumentes will natürlich erlernt sein; es ist nothwendig, mit bestimmter, ausgeprägter Artikulation zu sprechen; daran kann aber der Gebrauch unmöglich scheitern. Wir haben gesehen, wie ein 14jähriger Knabe die ersten acht Worte des „Unser Vater" mit der Maschine sprechend niederschrieb; wir ließen dieselben Worte mehrmals wiederholen, langsam und rasch sprechen, und immer erschienen die Schriftzeichen auf dem Papierstreifen, den die Maschine entrollte, gleich präcis und bestimmt. Schwierig ist noch das Leben der Schrift vorzüglich wegen der großen Mannichfaltigkeit der Schriftzeichen; der Erfinder besitzt aber den Schlüssel zu derselben und ist gerne bereit, die Schrift Denen zu zeigen, die sich für die Sache interessiren."

~~~~

(Zur Beherzigung.) In das Album einer Dame hatte Jemand Folgendes geschrieben: „Den Kuß, dieses Petschaft der Liebe, sollten die Mädchen, wie ein Gerichtssiegel, nie aus den Händen geben, und es nicht willkürlich zu Siegelsammlungen der „Tageslöwen" abdrucken lassen, sie sollten nichts damit besiegeln, als die wichtigsten Documente ihres Herzens, und wie bei Testamenten zur Rechtskraft jede Seite, dem Geliebten jeden Tag nur mit einem Kusse die Gültigkeit ihrer Schwüre besiegeln; doch auf beiden das Petschaft nicht länger stehen lassen, als nöthig ist, um es auszudrücken."

~~~~

Ein Offizier gerieth mit einem Juden in Streit und schimpfte ihn einen Lumpen. Nu, Herr Offizier, sagte der Jude, Euer Gnaden san aach noch kein Papier!

~~~~

In einer Gewerbeausstellung befand sich ein Stück Sohlenleder, auf welchem mit großen Buchstaben zu lesen war: »Von einem inländischen Ochsen verfertigt.«

~~~~

(Komische Verwechslung) Ein Karlsburger Speditionshaus sendete eine mit T signirte Kiste laut Frachtbrief an eine Gouvernante in Kronstadt. Wie staunte diese, als sie bei Eröffnung desselben zwei Kapuzinerkutten, Sandalen Breviere und sonstige offenbar einem Mönche gehörende Utensilien fand; es wurden eben zwei gleich signirte Kisten auf einer Bahnstation verwechselt und dürfte der gute Kapuziner im Besitze einiger Crinolinen, Frauenröcke, Poudre de riz und anderweitiger, nicht näher zu beschreibender Damen-Utensilien sein.

~~~~

Ein junger Amerikaner, welcher in Berlin studirte, stand in einem Pistolenduell auf der Mensur. Er hatte den ersten Schuß und fehlte. Der Gegner schlug an. — „Halt!" schrie der Amerikaner. „Was verlangen Sie für ihre Berechtigung, auf mich zu schießen. Lassen Sie uns einen Handel machen." — Der Gegner, ein flotter, aber eben so armer Bursch, stutzte zwar, dann aber rief er: „Wie hoch taxiren Sie den Schuß in meinem Pistol?" — „Fünfhundert Thaler." — „Possen." Und der Gegner erhob ruhig seine Waffe. — „Sechshundert Thaler." — „Ihr Leben ist für Sie viel mehr werth . . ." — „Tausend Thaler." — „Und ein brillantes Frühstück? Topp!" — Der Schuß ward in die Luft gefeuert und die Zahlung sammt dem Frühstück erfolgte.

~~~~

Auf einem Balle trug ein Herr einem Kellner auf, seiner Frau ein Glas Limonade zu bringen. Dieser hatte die ihm bezeichnete Dame nicht genau angesehen, und brachte die Limonade der Nachbarin. Als der Ehemann dies sah, ging er auf seine Frau zu und suchte durch Husten sie auf dies Mißverständniß aufmerksam zu machen. „Warum hustest du denn?" fragte seine Frau, und ärgerlich erwiderte er: „Die Limonade ist in die unrechte Kehle gekommen."

~~~~

In der französischen Stadt Rheims spielt der wunderlichste Strike, den die Welt jemals gesehen hat, es feiern nämlich die Polizeidiener und Stadtsergeanten, sie haben den Diensthut mit der Kokarde abgelegt und wollen ihn erst wieder aufsetzen, wenn ihnen die Stadt 15 Centimes Zulage gibt. Böse Menschen behaupten, der Präfekt habe die Strikenden heimlich aufgeputscht, um die Stadtverwaltung zu ärgern.

~~~~

Die Chinesen bemessen die Kälte nach der Anzahl von Unterjacken, welche angezogen werden müssen, um nicht zu frieren. Eine Drei-Jacken-Kälte entspricht ungefähr 0 Grad des Thermometers von Reaumur. Wenn es „sechs Jacken kalt ist," laufen und tanzen die Chinesen auf den Straßen; bei einer „Zehn-Jacken-Kälte" kommen Nasen und Fußzehen in dringende Gefahr und bei „fünfzehn Jacken" gefriert das Feuer auf dem Herde.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 19. Samstag den 5. März. 1870.

Die Elegie.

Ich träumte mir die Elegie
Als eine Nachtigall,
Die strömet aus das volle Herz
Im wundersüßen Schall.

Der Lerche Lied tönt fröhlich wohl
Am warmen Maientag,
Und Alles jubelt laut und lacht
Beim hellen Finkenschlag.

Doch in der Nacht, in stiller Nacht
Da singt die Elegie
Im Busch versteckt als Nachtigall
Die süße Melodie.

Und wie sie singt so stark und voll
An Schmerz und Sehnsucht reich,
Da ziehet sie mein Herz hinauf
Zu ihrem Zauberreich.

Da schließt sie goldne Pforten auf
Vor meinem trunknen Blick,
Und wie im Traume schaue ich
Der Zukunft holdes Glück.

Sklavenliebe.

Einer der angesehensten und reichsten Pflanzer auf Jamaika war Herr Philogene Düpres; er war wohlthätig und menschlich und bemühte sich, im Verein mit seinem Weibe, die Lage der Sclaven nach Möglichkeit zu verbessern.

Düpres behauptete, trotz der Gegenvorstellungen seiner Nachbarn, welche es unrecht fanden, daß er seinen Negern so viel Nachsicht angedeihen ließ, daß diese zwar sich von ihren Herren dadurch unterschieden, daß die Letztern weiß, sie aber schwarz wären, daß sie aber übrigens alle Geisteskräfte der Weißen besäßen und daß Sorgfalt und Erziehung ihren Geist gar wohl auszubilden vermöchten.

Ob er seinen Zweck in dieser Rücksicht erreichte, gehört nicht hieher. Es reiche hin, zu berichten, daß, als er von dieser Erde schied, seine Pflanzung sich in der schönsten Ordnung befand; seine Neger waren die friedlichsten und ordentlichsten der ganzen Kolonie. Seine Ländereien befanden sich in dem blühendsten Zustande. Nach seinem Tode, welchem bald das Hinscheiden seiner Gattin folgte, fiel seine Besitzung an seinen einzigen Sohn, Louis Düpres, welcher anfangs ganz und gar in die Fußstapfen seines verewigten Vaters treten zu wollen schien.

Louis Düpres aber besaß bei einer guten Absicht ein jugendlich heftiges Temperament, er war freundlich und großmüthig; da er aber von den Negern nicht eine so durchaus günstige Idee hatte, wie sein Vater, begann er nach und nach daran zu denken, daß, obgleich durch sanfte Worte und freundliche Behandlung viel für die Pflanzung gethan war, dennoch durch etwas mehr Ernst und Strenge vielleicht noch mehr bewirkt werden könne; eine Absicht, welche ihn bewog, bei der Zucht der Neger schärfer zu Werke zu gehen, als es sein Vater gethan und dann und wann ernstere Strafen über sie zu verhängen.

Diese Veränderung der Disciplin äußerte anfangs keinen Eindruck auf die Gefühle der Sclaven. Sie wußten, daß ihr Gebieter fleißige Arbeiter wolle, und daß er dieselben aufmuntere, die lässigen aber zur Bestrafung ziehe.

Die Neger begriffen demnach bald, was sie zu erwarten hätten, und arbeiteten nun mit mehr Eifer, als zur Lebenszeit „des alten Massa". Sie waren zufrieden, daß ihr Gebieter sie nicht wie der frühere, mit geistiger Ausbildung quälte und schätzten sich glücklich, sich vorzüglich gut genährt und gekleidet zu wissen.

Unter diesen Sclaven gab es einen, welcher nach seinem jungen Herrn Louis genannt war. Er war der Liebling des alten Düpres gewesen, war auf der Pflanzung mit seinem nunmehrigen Gebieter an einem und demselben Tage geboren worden und war bis zu dem Alter, wo die Verschiedenheit ihres Standes sie trennte, der stete Spielgefährte des Letzteren gewesen.

Der junge Herr Louis und der kleine Louis wurden immerdar zusammen gesehen, wie sie sich unter Aufsicht des Herrn und der Madame Düpres ihren jugendlichen Spielen hin

gaben, während die Mutter des schwarzen Louis beide Knaben wartete.

Die Anhänglichkeit war gegenseitig, die Kinder waren unzertrennlich und der wackre Pflanzer freute sich, einen neuen Beweis für seine Behauptung gefunden zu haben, daß es bei den Negern nur einer sorgfältigen Erziehung bedürfe, um die in ihnen schlummernden geistigen Fähigkeiten zu entwickeln.

Louis und sein Gebieter wuchsen demnach zusammen auf, bis beide das achte Jahr erreichten, zu welcher Zeit der Letztere nach Frankreich gesandt wurde, um dort erzogen zu werden; sein Gespiele Louis ward aber nur ein junger Sclave.

Da er aber einen fähigen Kopf besaß, hatte er manches von den Lehrstunden seines Herrn profitirt, so daß die übrigen schwarzen Knaben seines Alters, denen er zugesellt war, vor Erstaunen außer sich waren, als sie ihn aus einem Buche lesen hörten.

Nach einer Abwesenheit von neun Jahren, und nachdem seine Erziehung gewissermassen vollendet war, kehrte der junge Herr Louis auf die Pflanzung zurück.

Er erstaunte ob der Veränderung, die im Aeußern seiner Aeltern vorgegangen war, aber er verwunderte sich noch mehr über den Wandel der in Betreff seines schwarzen Spielgesellen, stattgehabt hatte. Der kleine phantastisch geputzte Knabe war zum kräftigen Jüngling herangewachsen, er war größer und stärker geworden, als sein junger Gebieter. Ihr Wiedersehen war nicht ohne Verlegenheit.

Der weiße Knabe Louis hatte den schwarzen Knaben lieb gehabt, der Letztere galt ihm damals Alles und er er hatte sich unter Thränen von ihm getrennt.

Aber er war in Frankreich aufgeklärt worden, er hatte seinen ganzen Werth als westindischer Pflanzer kennen gelernt, dessen Reichthum mit in der Zahl seiner Sclaven bestand, und zu diesen Sclaven gehörte Louis, zu diesen Sclaven, welche nummerirt waren, und von denen man wie von dem Vieh sprach, das der Pflanzüng angehörte.

Als die beiden frühern Gespielen sich jetzt wieder sahen, begrüßte der junge Sclave seinen jungen Gebieter als Massa Louis. Einen Augenblick lang trug bei dem Heimgekehrten die Natur den Sieg über den Stolz und das Vorurtheil davon; der junge Franzose drückte seinem Jugendgefährten herzlich die Hand zum großen Verdruß einiger benachbarten Pflanzer, welche zugegen waren und ein solches Betragen für höchst ungeziemend hielten.

Der Ausdruck ihres Gesichts verkündete ihren Unwillen, und der junge Düpres, welcher dies bemerkte, erröthete ob der gegen seinen Sclaven geäußerten Vertraulichkeit.

Louis gewahrte die plötzliche Veränderung in dem Blicke seines jungen Herrn und richtete seine Augen einen Moment lang scharf auf dessen Züge. Dann wandte er sich ab und ging an seine Arbeit.

Als der junge Düpres zum alleinigen Besitz der Pflanzung gelangte, waren er und Louis 27 Jahre alt geworden. Louis ward stets als der Vorzüglichste der Neger betrachtet und wenn Geburtstag seines Herrn und also auch der Seinige eintrat, ward er stets gerufen, um ein Glas Rum extra zu empfangen, und Spenden an seine Brüder, ihre Weiber und Kinder zu überbringen.

Nicht leicht konnte ein Wesen dem andern mehr zugethan sein, als Louis seinem Gebieter. Sein Instinkt lehrte ihm bald nach Düpres Heimkehr, die Verschiedenheit ihrer Stellungen begreifen und seine Neigung für jenen darnach einzurichten.

Louis aber liebte ihn, lauschte auf jeden seiner Blicke, sonnte sich in seinem Lächeln und zitterte, wenn sich seine Stirne runzelte.

Während der neun Jahre, die der Rückkehr des jungen Düpres aus Frankreich folgten, unternahm derselbe mehrere Reisen nach Europa, um seine dortigen Verbindungen zu erhalten und seinen Geist mehr auszubilden.

Gegen das Ende dieser Zeit gelangte er durch den Tod seines Vaters zu dem Besitz seiner Pflanzung und nunmehr ließ er sich dort förmlich nieder, entschlossen, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden und soviel Geld als möglich zu erwerben, damit er in den Stand gesetzt werde, noch in der Blüthe seines Lebens seine Pflanzung zu verkaufen, nach Frankreich überzusiedeln und dort als reicher Mann das Leben zu genießen.

Es ist leicht zu begreifen, daß unter diesen Umständen die Peitsche jetzt mehr gebraucht wurde, als vormals und ward Düpres immer mehr und mehr ein strenger Gebieter, welcher fortwährend daran zweifelte, daß seine Sclaven genug thäten, und stets in Zorn gerieth, wenn in seiner Gegenwart die ältern Neger von der guten alten Zeit unter dem vorigen Massa sprachen.

Seine Strenge äußerte auf die Sclaven einen so ungünstigen Eindruck, daß keine Woche verging, ohne daß einige davon liefen, welche entweder wieder eingefangen wurden, oder auch nach einigen Tagen, vom Hunger getrieben, freiwillig zurückkehrten, um für ihr Vergehen gepeitscht zu werden, oder wohl gar die Strafe des Blocks zu tragen.

Eines Abends kehrte Düpres zu Fuß von einem Besuche in der Nachbarschaft zurück, als er

plötzlich Schritte vernahm. Er blieb stehen — die, welche ihm folgten, auch — es war völlig dunkel — ringsum herrschte Todtenstille. Im nächsten Moment hörte er, wie sich ihm Jemand von anderer Seite her näherte.

„Wer ist da?“ fragte Düpres.

„Die Antwort war ein Musketenschuß. Düpres stand unverletzt da, aber ein Fall und ein Stöhnen neben ihm verkündeten, daß Jemand verwundet worden sei.

„Ist Massa gesund? fragte seufzend der zu Boden Gefallene.

„Ich bin ganz unverletzt,“ entgegnete Düpres „was aber hat das zu bedeuten?“

„Massa wohl — Massa gerettet — ich sterbe glücklich!“ erwiderte dieselbe Stimme.

Der Lärm des Schusses brachte schnell einige Wächter mit Laternen herbei — ein Lichtstrahl reichte hin, Düpres seinen treuen Jugendgespielen erkennen zu lassen, welcher verwundet und blutend auf dem Boden lag.

Düpres und einer der Wächter richteten ihn auf, er war kaum seiner Sinne mächtig aber er erfaßte die Hand seines Herrn und küßte sie innig, wobei Thränen seinen Augen entperlten, die aber mehr durch die Freude über die Rettung seines Gebieters, als durch den eigenen Schmerz hervorgepreßt wurden.

„Was aber soll das Alles bedeuten?“ fragte Düpres, der sich nicht einreden konnte, daß irgend Jemand böswillig genug sein könnte, auf sein Leben einen Anschlag zu machen.

Dies war dennoch der Fall.

Zwei vor einigen Tagen entlaufene Sclaven waren von Louis erblickt worden, wie sie die Pflanzung umschlichen; er glaubte, daß sie ihre That bereuten und die Finsterniß benutzen wollten, um sich unbemerkt in ihre Hütte zu schleichen und ihn oder sonst einen einflußreichen Kameraden zu ersuchen, ihnen bei dem Herrn das Wort zu reden.

Da dies aber nicht geschah, fuhr Louis fort sie zu beobachten, und als er sah, daß sie nach der Straße eilten, die ihr Gebieter passiren mußte, begab er sich dorthin, um zu dessen Schutz im Nothfalle bei der Hand zu sein.

Sein Argwohn bestätigte sich nur zu bald, denn kaum hatte Düpres seine Schritte gehemmt als des sich ganz in der Nähe befindlichen Louis scharfes Ohr ganz deutlich vernahm, wie der Hahn einer Muskete gespannt wurde; er sprang hinzu und langte gerade zur rechten Zeit an, um durch einen Schlag dem Gewehre eine andere Richtung zu geben, wobei er aber durch den Schuß im Schenkel schwer verletzt wurde.

„Wer aber war der Bösewicht, der den Schuß sandte?“ fragte Düpres.

„Ich gar nicht wissen, Massa — ich nicht wissen,“ erwiderte Louis, „nicht großen Schaden er mir gethan — in zwei Tagen alles gut wieder — aber Massa ganz wohl, gut gut!“

„Hebt ihn behutsam empor,“ gebot Düpres den Wächtern, „tragt ihn nach Hause. Ich eile, Herrn Duplaye zu rufen, den Wundarzt, er soll sogleich für ihn Sorge tragen. Denkt daran, er hat mir das Leben gerettet — ich werde es nimmermehr vergessen.“

Unterdessen hielt Louis, uneingedenk seiner Schmerzen, wie zum Gebet die Hände gefaltet, denn er dankte dem Himmel inbrünstig, daß es ihm gelungen sei, die Gefahr von seinem theuern Gebieter abzuwenden.

Diese Begebenheit brachte in Düpres Betragen eine merkliche Veränderung vor. Dies Zeichen feindseliger Gesinnung von Seiten seiner Sclaven — denn daß der Angriff von solchen herrühre, zweifelte er nicht — bewog ihn, über sein ferneres Betragen nachzusinnen; statt auf die Vermuthung zu kommen, daß seine Strenge ihm den Haß seiner Neger zugezogen, glaubte er im Gegentheil, daß sein allzu nachsichtiges Benehmen gegen sie an jenem Vorfalle Schuld sei. Er beschloß daher, von jetzt an eine noch stärkere Zuchtruthe zu führen und, sei es nun, daß die Missethäter eingefangen würden oder nicht, seine Entschlossenheit darzuthun, sich in der Behandlung seiner Neger durch nichts wankend machen zu lassen.

Ein anderer Gedanke aber hatte ihn zu diesem Vorsatze veranlaßt. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß Louis, sein Retter, welcher durch die ihm bestimmte Kugel verwundet worden war, auf eine oder die andere Weise mit dem mörderischen Angriff in Verbindung stand. Der Umstand, daß er gerade in dem Augenblicke zur Stelle war, bestätigte Düpres in seinem Verdacht, welcher höchst unwahrscheinlich erscheinen müßte, wäre derselbe nicht durch einen andern Umstand begründet worden.

Die Moralität der Colonien ist in der Regel nicht die strengste in der Welt; und wie auch der Herr der Sclaven sich gegen den männlichen Theil der Neger benehmen mag, so pflegt er doch oft einige der hübschesten und zierlichsten Sclavinnen in seinem Haushalte anzustellen. So geschah es denn auch, daß ein olivenfarbiges zierliches Mädchen, Namens Adele, von Düpres aus der Schaar gewählt worden war, um ihm als Haushälterin zu dienen. Adele war daher besser gekleidet, als alle übrigen Sclavinnen der Besitzung, sie konnte lesen und schreiben und recht anmuthig schwatzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Sitte des Barbierens) reicht bis in die graue Vorzeit. Schon die Aegypter entledigten sich des ganzen Kopfhaares, sei es um der Bequemlichkeit willen, sei es, um sich von Jugend auf gegen die Hitze der glühenden Sonnenstrahlen abzuhärten. Einen Beweis für das frühzeitige Bestehen dieser Gewohnheit bei dem erwähnten Volke liefert Osiris, der, als er seine Reisen antrat, beschloß, seine Haare nicht eher abzuscheeren, als bis er in die Heimath zurückgekehrt sei. Das aber, was wir heutigen Tages unter barbieren zu verstehen pflegen, ist eine Erfindung der Abanten. Dieser kriegerische und kriegslustige Stamm lebte ursprünglich nach Einigen in Thrazien, nach Anderen in Argolis, zog alsdann nach Phocis und von da auf die Insel Macris oder Abantis, das heutige Negroponte. In ihren häufigen Kämpfen wurden sie bald gewahr, daß ihnen die Haare am Vordertheile des Kopfes hinderlich waren, indem der Feind sie leicht an denselben fassen und so im Handgemenge Vortheile über sie erringen konnte. Der gleiche Grund mag auch bei Alexander dem Großen den Befehl veranlaßt haben, daß die Maccedonier ihre Bärte abscheeren sollten. Aus Griechenland kam diese Sitte bald nach Italien. Allbekannt ist die Thatsache, daß der stets für sein Leben bangende Tyrann Dionysius von Syracus sein Barthaar sich von seinen Töchtern mit glühenden Nußschaalen absengen ließ. Die ersten Barbiere brachte Publius Tacinius Mena im Jahre 454 nach Erbauung der Stadt nach Rom; doch erst unter Scipio Africanus dem Jüngeren wurde das Rasiren allgemeiner Brauch. Alle Kaiser folgten diesem, bis auf Adrianus, der zuerst wieder seinen Bart wachsen ließ. Die Deutschen beschnitten denselben schon zu des Tacitus Zeiten, und unter der Geistlichkeit führte der Papst Anacletus, welcher 101 den Stuhl bestieg, das Abscheeren des Haupt- und Barthaares ein. Auf einer Versammlung der Aebte zu Aachen, welche 817 stattfand, wurden sogar die Tage festgesetzt, an denen sich Mönche rasiren mußten. Am weitesten verbreitete sich die Sitte des Barbierens in allen Ständen, als die Spanier aus Amerika nach Europa eine Krankheit verpflanzten welche die davon Befallenen ihres Haarschmuckes beraubte. Einige Große verloren diesen und beschlossen dem Barte ganz zu entsagen. Viele folgten ihnen aus Noth, Andere aus Schmeichelei; und so kam das Rasiren in die Mode. Da Ludwig XII. in zartem Alter Frankreichs Thron bestieg, so glaubten die Hofleute gleich ihrem Herrscher auf die Zierde des Mannes verzichten zu müssen. Am längsten ließ man in Rußland die Bärte ungeschoren, denn den ersten Versuch, sie abzuschaffen, machte Peter der Große.

(Zur Charakteristik der modernen Sprachen.) Ein bedeutender Linguist hatte folgende Ansichten über die lebenden Sprachen: Jede Sprache, sagte er, hat ihre Schwierigkeiten, ihre Eigenthümlichkeiten, ihre vortheilhaften, ihre nachtheiligen Seiten. — Die italienische ist zum Singen, weil sie selbst eine Musik ist, die englische ist im eigentlichen Sinne zum Sprechen, wegen ihrer Verkürzungen, weil ihre Töne den Tönen eines Saitenspiels, eines Lautenzugs gleichen, die von einer einzelnen Berührung entstehen und kurz vorübergehen. Der Engländer will das wenige, was er spricht, so geschwind als möglich abthun. Die französische Sprache gleicht den anhaltenderen Orgeltönen und ist für Hofleute, Verliebte und Franzosen, um mit vielem wenig, die deutsche, um den Deutschen die Wahrheit zu sagen, die spanische, um stolz und pathetisch zu sprechen. Die deutsche ist fast zu nichts besser zu gebrauchen, als wozu wir sie Alle oft schon gebraucht haben, um etwas grade heraus zu sagen. Jede Nation hat ihren Charakter in ihre Sprache übergetragen, die Italiener das Singen, die Franzosen die Schwatzhaftigkeit, die Engländer ihre Einsilbigkeit, die Deutschen — ihre grobe Ehrlichkeit.

(Rechtfertigung.) Raffael erhielt eines Tages in seinem Atelier zu Rom den Besuch zweier katholischen Priester, während er gerade damit beschäftigt war, an einem eben vollendeten Oelgemälde, welches einen biblischen Stoff darstellte, den letzten Pinselstrich zu thun. Die beiden sprachen ihre Verwunderung über das herrliche Bild aus, gestatteten sich aber die Bemerkung, daß sie nicht begriffen, warum der Künstler die Apostel Petrus und Paulus mit so rothen Gesichtern gemalt hätte. „Meine Herren," erwiderte Meister Raffael ein wenig verdrießlich, „ich wollte die Apostel darstellen, wie sie jetzt im Himmel aussehen, wo sie sich schämen, daß die Kirche so schlecht verwaltet wird."

(Jedem das Seine.) Die Schwächen der einzelnen Volkscharaktere bezeichnet Kant sehr lakonisch also: Frankreich ist das Modenland, England das Land der Launen, Spanien das Ahnenland, Italien das Prachtland, Deutschland das Titelland.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Francovia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 20. Mittwoch den 9. März. 1870.

Asyl der Armuth.*)

Der Winter kommt gefahren,
Er treibt die Welt zu Paaren,
Der Ostwind ist sein Speer,
Der Schneesturm sein Gewehr.

Mit eisbehangener Schleppe,
Ein Beutefürst der Steppe,
Fällt er bei Nordlichtschein
In unsre Hürden ein.

Und richtet seine Zelte
Und schlägt das Land mit Kälte,
Und legt ihm, der Tyrann,
Wildstarre Fesseln an.

Derweil bei Tag die Sonne
Strahlt herrlich und in Wonne,
Und nächstens ruhig brennt
Und blitzt das Firmament.

Venus mit prächt'gem Scheine,
Beinah wie eine kleine
Mondsichel anzusehn,
Flammt nieder ernst und schön.

Und o, des Duft umwalten,
Des knisternden, des kalten,
Frühroths! Die Wolke stiebt!
Weh, daß es Arme gibt!

Weh, daß es gibt, die darben,
Weh, daß aus Nordlichtgarben,
Zu frohem Erntefest
Kein Korn sich schwingen läßt!

Weh, daß der Noth zu steuern,
An jenen ew'gen Feuern
Kein obdachloser Mann
Die Hand sich wärmen kann.

Weh, daß dieß glüh'nde, blanke
Gewölb für tausend Kranke
Und Hungernde zur Frist
Das einz'ge Obdach ist!

Daß Kinder, Weiber, Greise,
Aermer als Rab' und Meise,
Nicht wissen, wo zur Nacht
Das Bett für sie gemacht.

Und Alles das inmitten
Der Wagen und der Schlitten,
Bei Börse, Bank und Ball
Und stolzem Waffenschall!

Weh all' der alten Wunden
Der Menschheit, oft verbunden,
Und immer noch nicht heil!
Auf! wirk' auch Du Dein Theil!

Auf, rühr' auch Du die Schwinge,
Flieg' aus, mein Lied, und singe!
Flieg' aus! In Reif und Schnee
Nach warmen Herzen späh!

Flieg' aus! O sieh', schon feuchten
Sich Augen! Augen leuchten!
Sieh', Hände weit und breit
In Liebe hülfbereit.

Das ist das Wort! Ja: Liebe!
Sing' immer: Liebe! Liebe!
Die Liebe hegt und hält,
Die Liebe heilt die Welt.

Ferdinand Freiligrath.

*) Vorstehendes Lied ist vom Verfasser im Interesse des Berliner Asylvereins gedichtet für den von dem letzteren veranstalteten Bazar.

Sklavenliebe.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen war nach ihrer Art recht hübsch, sie hatte schöne feurige Augen und ein angebornes zierliches Benehmen, welches alles ihr unglücklicher Weise die Zuneigung ihres Gebieters erwarb. Adele aber erwiderte dies Gefühl keineswegs, sondern hing mit der innigsten Liebe an Louis, seinem frühern Gespielen und jetzigen Lebensretter.

Düpres wußte dies, konnte aber dennoch seine Leidenschaft für Adele nicht besiegen. Die Grausamkeit, mit welcher er sich bemühte die Liebenden von einander fern zu halten, lag so klar am Tage, daß es ihm selbst begreiflich schien, Louis hätte sich aus Eifersucht und Rache

zu einem bösen Anschlage gegen ihn verleiten lassen können.

Düpres that seinem treuen Sklaven großes Unrecht. Von Adelens Treue und Liebe überzeugt, gewährte jede Begünstigung, die sein Herr ihr bewies, ihm Stolz und Freude, und sehnlichst wartete er nur auf den Geburtstag des Pflanzers, um von ihm ihre Hand zu erbitten, fest darauf bauend, daß sein Gebieter ihm an diesem festlichen Tage seinen Wunsch nicht versagen werde.

Während Louis sich von seiner Wunde erholte, widmete ihm sein Herr alle Aufmerksamkeit; wenn er aber vernahm, daß Adele den Geliebten oft besucht und durch ihre freundlichen Worte aufgerichtet hatte, überwältigte seine Eifersucht seine Dankbarkeit; und um die Wahrheit zu berichten, müssen wir bemerken, daß er in seinem Innern lieber den Tod als die Wiederherstellung seines Lebensretters wünschte.

Louis genaß indeß und ward öffentlich von seinem Herrn für den ihm geleisteten Dienst gelobt und belohnt. Alle Sklaven aber erfuhren seit dem Angriff auf Düpres eine ganz veränderte Behandlung, es verging fast kein Tag, an welchem die Peitsche nicht ihr Werk verrichtete, selbst bei den geringsten Vergehungen, die früher nur durch einen sanften Verweis gerügt worden waren. Da Louis scheinbar bei dem Gebieter in großer Gunst stand, so wandten sich die übrigen Sklaven an ihn, hoffend, daß es dem Lebensretter ihres Gebieters leicht gelingen werde, ihnen durch seine Vermittlung Begnadigung, oder doch wenigstens Milderung der über sie verhängten Strafe zu verschaffen, auch war Louis in solchen Versuchen mitunter glücklich gewesen.

Jetzt aber blieb dessen Fürsprache nicht allein fruchtlos, sondern sein Herr zürnte darüber, denn seine Eifersucht gegen seinen Jugendgefährten war aufs Höchste gereizt durch Adelens offenes Geständniß, daß sie Louis von ganzen Herzen liebe und daß derselbe am Geburtstage des Pflanzers, der auf der Pflanzung stets als ein Feiertag betrachtet wurde, ihre Hand von ihm erbitten wolle. An dem Geburtstage des Eigenthümers wurden schon seit 37 Jahren auf dieser Besitzung Gunstbezeugungen verliehen, Bitten gewährt und Fehler verziehen.

Die arme Adele! Wie wenig ahnte sie, welche unseligen Folgen ihr Bekenntniß für sie und den, den sie liebte, haben würde. Düpres war stets überzeugt gewesen, daß Adele es nicht wagen würde, sich seinen Anträgen zu widersetzen; er wußte zwar, daß Louis sie liebte, aber es war ihm bisher unbekannt geblieben, daß auch sie ihm ihr Herz geschenkt hatte und daß sie einander bereits ihre gegenseitige Liebe erklärt.

Sein Geburtstag war nur noch einen Monat fern — dieser Tag, an dem er seine Hoffnung aufgeben sollte, über Tugend und Unschuld einen Triumph zu feiern, den ihm seine aufgeregte Sinnlichkeit in den glänzendsten Farben vorspiegelte. Konnte er aber dem, der ihm das Leben gerettet, seine Bitte verweigern? Das Leben gerettet? War er nicht vielleicht mit im Complott gewesen, es ihm zu rauben? Konnte Louis, wenn er wirklich Anhänglichkeit für ihn hegte, das Verlangen nähren, Adele zu besitzen, da ihm doch bekannt sein mußte, daß sein Gebieter selbst Zuneigung für sie empfinde? Oder war jener wirklich thöricht genug, zu glauben, daß Adele bloß wegen ihrer treuen Dienste mit Gunstbezeugungen überhäuft würde?

In diesem Kampfe sich widerstrebender Gefühle faßte Düpres den Entschluß, Louis fortzuschaffen, nicht etwa ihm das Leben zu rauben, sondern ihn zu entwürdigen, ihn auf irgend eine Weise zu reizen, damit sein Herr das Recht habe, über ihn jene schmachvolle Strafe zu verhängen, von der er durch seine Fürsprache so manchen seiner Kameraden befreit hatte. Er war von dem ehrliebenden Charakter seines Jugendgefährten überzeugt, daß ihn solche Behandlung von der Pflanzung vertreiben oder ihm das Herz brechen würde; vor allem aber wollte er ihn durch eine solche Erniedrigung in Adelens Augen herabsetzen.

Die Gelegenheit, diesen grausamen Vorsatz in Ausführung zu bringen, bot sich leider dem Pflanzer am Tage vor seinem Geburtstage auch wirklich dar.

Es war gebräuchlich, die Vorbereitungen zu dem festlichen Tage schon frühzeitig zu treffen. Auf der grünen Fläche vor dem Hause wurden Stäbe gepflanzt, an denen Flaggen wehen sollten, ein ländliches Orchester ward für den Pfeifer, den Geiger und den Schläger des Tambourins errichtet, so wie eine Art von Schenktisch, wo Speisen und Rum ausgetheilt werden sollten. Dies alles ward mit Laub und Blumen geschmückt, auch war eine hohe Stange aufgerichtet, an welcher die Schwarzen zur Lustbarkeit ihre Geschicklichkeit im Klettern darthun sollten.

Besorgt, ob bei der jetzigen strengen Sinnesart des Pflanzers dieselben Belustigungen stattfinden würden, beschlossen die Sklaven, Louis, ihren gewöhnlichen Vermittler, zu ihm zu senden, um seinen Willen zu vernehmen.

Der gutmüthige junge Mann nahm keinen Anstand dies Geschäft auszurichten, leider aber lief die Sache unglücklich ab. Er wartete bis zum Abend, als die Arbeit verrichtet war, und trat alsdann in die Verandah, gerade als Adele von der anderen Seite erschien. Düpres saß rauchend im mittlern Raum und gewahrte, in-

dem er sich wandte, daß Louis Adelen in der Eile einen Kuß raubte. Dieser Anblick steigerte die Eifersucht des lauernden Pflanzers aufs Höchste, und mit finstern und unheilverkündenden Blicken betrachtete er den Sprecher der Sklaven, welcher ruhig vor ihn trat und die Bitte seiner Kameraden vortrug. — Kaum hatte er geendet, als Düpres seine Pfeife wüthend von sich warf und im heftigsten Unwillen ausrief: „Sklave, Schurke, Bösewicht!“ Habe ich Dich nicht gewarnt, mich nicht ferner mit Bitten zu belästigen. Weshalb schicken sie Dich? Weil sie glauben, daß ich Dich begünstige, weil Du, welche Fehler Du auch begehen magst, noch nie bestraft wurdest! Fort aus meinen Augen, Dein Anblick ist mir verhaßt! Morgen mit Tagesanbruch sollst Du Deine Strafe empfangen — ja, ja, Deine Strafe!“ wiederholte er so heftig, daß Louis, von Entsetzen erfaßt, zurückfuhr: „Du sollst ausgepeitscht werden, ausgepeitscht wegen Deiner Unverschämtheit, welche die Ursache jeder Unordnung auf meiner Pflanzung ist.“

Massa, o Massa, flehte Louis, Verzeihung, ich hier leben sechs und zwanzig Jahre, ich Euch liebe — ich gern arbeite — nie noch einen Schlag ich bekommen. Nein, nein, Massa, meine Haut ist heil bis da — wo die Wunde — die ich für Massa empfing.

„Schweig!“ gebot Düpres zornentflammt, „ich weiß ganz gut, wie ich diese Wunde zu würdigen habe. Deine Haut ist zu lange heil gewesen. Fort aus meinen Augen und gib Acht, ob ich mein Wort nicht halte!“

Peitschen Louis, Massa, Louis peitschen, jammerte der Sklave, indem Thränen über sein dunkles Antlitz hinrollten.

„Ja, ja, auspeitschen Dich, verlaß Dich darauf. Jetzt fort aus meinen Augen!“

Gott helfe Louis, seufzte der arme Neger, hab' nicht denken können, diesen Tag zu schauen. Mit diesen Worten schwankte er hinaus.

(Schl. folgt).

Mannigfaltiges.

Ein Engländer in London erzählt, wie er einmal die goldene Uhr, die ihm gestohlen, wieder erhalten hat. „Ich vermißte eines Abends plötzlich, als ich von der Altstadt nach Kensington schritt, meine Uhr in dem Augenblicke, da ich an die St. Georgskirche gelangt war, wo es eben Neun schlug und wo ich prüfen wollte, ob meine Uhr dieselbe Stunde zeigte. Auf der London-Brücke hatte ich sie noch gehabt, das wußte ich. Dazwischen lag nur eine einzige Straße und nur ein Zeitraum von zehn Minuten. Zwar war ich in jener Straße ein wenig in ein Gedränge gekommen, doch ohne gestoßen oder aufgehalten zu werden. Da fiel mir zum Glück meine Bekanntschaft mit einem Polizei-Agenten ein und auch die Station, wo er zu finden war. „Nach Ihrer Schilderung,“ sagte der Agent, „macht die Uhr im Diebshandel fünf Guineen aus. Ist Ihnen das Wiederbekommen so viel werth? Haben Sie baares Geld bei sich, denn die Kerle nehmen nicht gerne Banknoten? Wollen Sie mir, dicht an mich geschlossen, folgen?“ Nachdem ich alle diese Fragen bejaht hatte, machten wir uns sogleich auf den Weg. Wir schritten durch so viele Quer-, Neben- und Winkelgäßchen, daß ich, der ich mich für einen guten Kenner Londons gehalten hatte, nicht mehr wußte, wo ich mich befand. An einem finsteren, geschlossenen, allem Anschein nach nicht bewohnbaren Magazin oder Lagerhaus standen wir still. Der Agent suchte sich eine Spalte aus, um einige Worte hineinzurufen, laut genug, daß ich sie hören, aber nicht in einer Sprache, die ich verstehen konnte. Ebenso unverständlich wurde ihm geantwortet. Der Strahl einer Blendlaterne fiel erst auf ihn, dann auf mich und verschwand. Eine Thür öffnete sich und fiel sogleich wieder hinter uns zu. Wir schritten durch lange, stockfinstere, dumpfe Gänge, bis uns die Stimme eines unsichtbaren Mannes anrief, vor welchem der Agent eine Art Verhör und abermals in unverständlicher Sprache zu bestehen hatte. Jetzt erst fiel eine Scheidewand, die uns vom Licht getrennt hatte, und wir standen in einem geräumigen Gemach, wo der Griffel Hogarth's Stoff genug gefunden hätte. Männer und Weiber hielten sich in großer Anzahl hier auf; einige hatten sich gelagert, andere zechten, wieder andere waren im eifrigen Gespräche begriffen; hier vertheilte man Habseligkeiten, dort schien man mit Krämern zu schachern; mehre saßen düster da, als ob ihnen der Tag kein Glück gebracht hätte. — Nicht als das Wort: „Der Hauptmann“ sagte mein Agent, als wir uns an das Licht gewöhnt hatten. Ein Mann tauchte vor uns auf, sah mich einen Augenblick an und verschwand durch eine Thür, welche früher nicht von der übrigen Wand zu unterscheiden gewesen war. Bald darauf wurde ich nebst dem Agenten in einen Salon geführt, wie ich mir ihn prächtiger möblirt nicht hätte träumen können, wenn ich mir ein Palais einzurichten gehabt hätte. Vom Tische, auf welchem die Tagesblätter und auch die Polizeiberichte lagen, erhob sich ein Gentleman, einfach und fein gekleidet, und begrüßte uns mit den eleganten und sicheren Bewegungen eines Weltmannes. Der Agent trug die Sache vor, um die es sich handelte. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie einen Augenblick allein lasse,“ sagte hierauf der Hauptmann und

verließ das Zimmer. Ich konnte mich nicht enthalten, eine Frage an den Agenten zu richten; dieser aber machte mich mit einem Wink der Augen auf die durch den Salon laufende Schallröhre aufmerksam und antwortete mit einer Bemerkung über das Wetter. Gleich darauf erschien der Hauptmann wieder und erklärte, die Uhr sei zurückzubekommen. Auf das Geheiß meines Agenten legte ich fünf Guineen auf den Tisch. „Finden Sie sich morgen Schlag Zwölf vor der St. Georgskirche ein," sagte mir der Hauptmann, „um die Uhr in Empfang zu nehmen; wollen Sie mir jetzt die Ehre erweisen, ein Glas Wein mit mir zu trinken?" Ich muß gestehen, daß sich der Gentlemann in mir gegen diese Zumuthung sträubte. Ein Blick des Agenten hielt meine Zunge im Zaum, auch wartete der Hauptmann nicht auf meine Antwort, sondern zog die Glocke. Ein schönes Mädchen in der gewöhnlichen Tracht einer Magd brachte Gläser und eine Flasche. Als sie diese auf den Tisch setzte, sah sie mich mit einem langen, durchdringenden Blick an — und dies war eigentlich der Zweck der Einladung gewesen. Denn als wir nur der Form wegen einige Tropfen genippt hatten, erhob sich mein Agent, wir verbeugten uns, verließen den Salon und wurden auf einem kürzeren und bequemeren Wege, als den wir gekommen waren, auf die Straße hinaus begleitet. Des andern Tages stand ich mit dem verabredeten Glockenschlag vor der St. Georgskirche. Eine prächtig gekleidete Dame, die ich nur an ihrer Schönheit als die Magd vom vorigen Abend erkannte, überreichte mir ein Paquet und verschwand in der Kirche, die sie durch einen andern Ausgang sogleich wieder verlassen haben mußte, denn ich forschte vergeblich nach ihr. Meine Uhr aber hatte ich wieder."

(Anwendung des Glycerins.) Das Glycerin hat seit seinem Bekanntwerden immer vielseitigere technische Verwendung gefunden. So dient es zum Geschmeidigmachen des Leders, besonders der Treibriemen, zur Stiefelwichse, zum Konserviren von Fischen, Früchten, Gemüsen 2c. Zu Früchten 2c. reicht ein Loth für den Liter aus, um sie jahrelang frisch zu halten. Bei solchen, welche in den Gefäßen eine feste Masse bilden, z. B. grünen Bohnen, kann man eine Schicht Glycerin, circa 1/2 Zoll dick, auf die Oberfläche gießen und braucht dann die Büchsen nicht zuzulöthen. Um Fische für naturhistorische Sammlungen aufzubewahren, löst man in dem Glycerin 1/8 Quecksilbersublimat auf. Auch kann das Glycerin anstatt Zucker zu Liqueuren, Conditorwaaren und zum Verschneiden der Weine dienen. Dann wird es zum Füllen der Gasmesser angewendet, da es nicht gefriert. Bis —20° R. genügt solches von 15—16° R. Ein vortrefflicher Zusatz ist es zu Toilettseifen, Crêmes, Pomaden, da es die Haut geschmeidigt macht. In der Medizin findet es Verwendung bei Wunden und Hautkrankheiten. Auch gegen die unangenehmen Folgen von zu starkem Genuß von Wein oder Bier wird es empfohlen. Ein Anfeuchten des Schnupftabaks mit ein schwachen Glycerin-Lösung verhindert dessen Eintrocknung, so daß man ihn in Papier packen kann.

(Chinesische Höflichkeit.) Der englische Gelehrte Cooper erzählt, daß der Chinese in der Unterhaltung die schmeichelhaftesten Complimente an seinen Mitsprecher richtet, die dieser mit der größtmöglichsten Selbsterniedrigung beantworten muß. Herr Cooper gibt folgende Probe eines Dialogs: Wie befindet sich der berühmte und glorreiche Khan? — Mein verächtlicher Balg befindet sich durchaus nicht schlecht. — Wo liegt Ihr kostbarer Palast? Mein unwürdiges Hundeloch liegt in Luchau. — Ist Ihre edele Familie zahlreich? — Ich habe nur fünf elende Mißgeburten. — Ist die kostbare Gesundheit Ihrer ausgezeichneten Frau Gemahlin zufriedenstellend? — Das scheußliche alte Weib platzt vor Gesundheit! — Man muß zugeben, daß die Bescheidenheit einen höheren Grad nicht erreichen kann.

(Auch ein Zeitungstitel.) In Minnesota (Nordamerika) erscheint gegenwärtig eine Zeitung unter dem gewiß seltenen Titel: „Der Wabashaw rothköpfige Herald."

Am 26. Jan. waren die Bewohner Odessa's Zeugen eines prachtvollen Phänomens. In der Mitte eines ziemlich hellen Kreises stand die Sonne; rechts und links von derselben zwei Nebensonnen von etwas schwächerem Glanze; in dem das Ganze umgebenden zweiten Kreise sah man noch eine dritte Nebensonne.

Der durch die in Coburg abgehaltenen drei Sängertage auch in weiteren Kreisen bekannte und um den deutschen Männergesang verdiente langjährige Vorstand des dortigen „Sängerkranzes," Musikdirektor Fr. Böhm, starb am 5. März dort nach kurzer Krankheit in seinem 47. Lebensjahre.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 21. Samstag den 12. März. 1870.

Eitle Wünsche.

Auf schnaubendem Renner im Steppensand
Möcht' ich mein Lieb erreiten!
Die flammende Klinge in zorniger Hand
Möcht' ich mein Lieb erstreiten!
Ich möcht' im Kampf den beglückenden Lohn
Dem Schicksal abgewinnen,
Und dem Himmel zum Trotz und der Hölle zum Hohn
Die nordische Rose minnen.

Verrausche, du duftiger Liebeswahn!
Verroste, du trotzige Klinge!
Sanft zieht ihr die Mutter das Brautkleid an,
Und wir wechseln friedlich die Ringe.
Wir fahren zur Kirche in seliger Ruh,
Es lispelt der Priester den Segen, —
Und der Himmel gibt seinen Consens dazu —
Die Hölle hat auch nichts dagegen!

Ernst Eckstein.

Sklavenliebe.

(Schluß.)

Tyrannen sind größtentheils feigherzig; als sich Düpres Wuth einigermaßen gelegt hatte, war er nicht ganz unbesorgt wegen der Folgen seines grausamen Verfahrens, denn er kannte Louis Einfluß auf seine Kameraden, und es war ihm, als habe er unter den Seufzern des Ersten das dumpf ausgesprochene Wort »Rache« vernommen. Seine Besorgniß in dieser Rücksicht wuchs mit jedem Augenblicke, und schon sah er im Geiste seinen morgenden Geburtstag mit schaudervollen Scenen bezeichnet. Er sprang angsterfaßt von seinem Sitze auf und blickte hinaus, ob Louis nicht in der Nähe sei; der aber war nirgends zu sehen, so wenig wie Adele. Seinen Jugendgefährten zurückrufen, sein Wort zurücknehmen, seine Strenge bereuen, wäre entwürdigend für einen weißen Mann gewesen!

Er beschloß daher, zu warten, bis Adele mit dem Abendessen erscheinen würde, dann wollte er ihr sagen, daß er das, was er gesprochen, nicht so böse gemeint habe — daß er unmuthig gewesen sei — und verdrießlich auf Louis, weil er ihn, trotz seiner Warnung neuerdings mit Bitten bestürmte. Dadurch hoffte er seinen Jugendgespielen zu beschwichtigen und Adelen zu gefallen.

Adele erschien wie gewöhnlich mit der Abendmahlzeit; das Feuer ihrer Augen war erloschen ihr zierlicher Gang verschwunden. Sie hatte heftig geweint und ihre Schritte schwankten. Als Düpres sie in diesem Zustande erblickte, war er anfangs unschlüssig, was er thun sollte; aber sein Kampf währte nur kurze Zeit; ihre Thränen regten seine Wuth und Eifersucht auf's Neue an, er verwarf seinen frühern Vorsatz, die Sache in milden Worten beizulegen, und beschloß am folgenden Morgen seiner Rache gegen Louis freien Lauf zu lassen. Er entließ daher Adele mit kurzen Worten, und sie schlich sich kummerbeschwert auf ihre Kammer, um die Nacht unter Thränen zu durchwachen.

Der folgende Tag erschien. — Düpres besuchte die verschiedenen Abtheilungen der Pflanzung, sprach mit dem Oberaufseher von Geschäften, beklagte sich über die zu nachsichtsvolle Zucht, über die Frechheit der Sclaven, die er zügeln wolle, und bezeichnete nach einigen Umschweifen endlich Louis als einen Sclaven, der durch die ihm erwiesene Gunst verzogen und verdorben sei.

Der Oberaufseher, welcher auf der Pflanzung alt geworden war und Louis' Anhänglichkeit für seinen Gebieter kannte, begnügte sich auf den Bericht des Letztern nur durch eine Thatsache zu erwidern. „Louis, Herr, ist fort," entgegnete er.

Fort? wohin? fragte Düpres.

„Das weiß ich nicht, Herr," versetzte der Aufseher, „er erschien nicht bei der Morgenmusterung, auch hat er sich seitdem nicht wieder gezeigt."

Vielfache Gedanken durchkreuzten Düpres' Gehirn. — War er davon gegangen? War er fort?

„Fünf bis sechs andere Sclaven fehlen gleichfalls," fuhr der Oberaufseher in seinem Berichte fort.

„Fünf bis sechs? wiederholte der Pflanzer

und nunmehr war er fest überzeugt, daß Louis durch seinen Einfluß einen Aufruhr gegen ihn angefacht habe. „Weshalb sind sie davon gelaufen?“ fragte er.

„Ich weiß keine eigentliche Ursache,“ lautete die Antwort.

„Man muß ihnen nachsetzen,“ rief Düpres, „sie müssen eingeholt und auf's Strengste bestraft werden!“

„Manche entliefen schon früher, um der Peitsche zu entgehen, kehrten aber wieder zurück,“ bemerkte trocken der Aufseher.

„Ja, ja, und sie entgingen ihrer Strafe durch Fürsprache des Bösewichts, der jetzt ein gleiches Verbrechen beging, er muß auf's Härteste bestraft werden, soll es mit der Disciplin auf der Pflanzung nicht ganz und gar vorbei sein.“ —

So sprechend, eilte er einer kleinen Tamarinden-Waldung zu, in welcher die entlaufenen Sclaven Zuflucht zu suchen pflegten, um dann am Abend wieder in ihre Hütten zurückzuschleichen.

Er durchstrich das Tamarinden-Gehölz nach allen Seiten hin, aber es war dort kein Entlaufener zu entdecken. Düpres eilte jetzt eine Anhöhe hinan, von deren Gipfel man einen großen Theil der Pflanzung überschauen konnte.

Als Düpres die Anhöhe hinabstieg, in der schlimmsten Stimmung, in der sich vielleicht je ein Mensch befunden, näherte er sich einem kleinen verwachsenen Gebüsch, in welchem, so wie er näher kam, sich etwas zu regen schien. — Er hemmte schnell seine Schritte. „Wer ist da?“ fragte er.

Keine Antwort erfolgte — aber als er kaum noch drei Schritte von dem Gebüsch entfernt war, sprang rasch ein Neger aus demselben und stürzte von dannen. — Es war Louis. Düpres gebot ihm stehen zu bleiben, Louis aber setzte seinen Lauf fort, und nimmermehr würde sein Gebieter ihn ereilt haben, wäre der Sclave nicht über eine Baumwurzel gestürzt. Im nächsten Moment hatte der ihn verfolgende Düpres denselben ereilt.

„Schurke, Schurke!“ rief der Pflanzer, „undankbarer Bösewicht! Weshalb entläufst Du mir, Verräther, Rebell!“

„Nicht Verräther, mir kein Rebell, Massa,“ stammelte Louis, „mir kein Schurke.“

„Du lügst,“ kreischte Düpres wüthend, „Du hast meine Sclaven zur Flucht verleitet, Du hast den Aufruhr gegen mich angezettelt mit den Schurken, denen Du so oft das Wort geredet.“

„O nein, nein, Massa, nein!“ flehte Louis.

„Willst Du mich Lügen strafen!“ schrie der Pflanzer mit vor Zorn kaum verständlicher Stimme, indem er seinem Jugendgefährten einen Schlag in's Antlitz versetzte. Der Schlag schien den Neger einen Augenblick lang zu betäuben, dann war er rasch wieder auf den Beinen. Düpres versetzte ihm auf's Neue einen Schlag — dieser Schlag aber wurde mit solcher Gewalt erwidert, daß Düpres zu Boden stürzte. Er wollte sich wieder aufrichten, Louis aber warf sich auf ihn und kniete ihm auf die Brust, daß er sich nicht zu regen und zu bewegen vermochte.

„Alles zu spät jetzt, Massa!“ rief er, „alles zu spät — der Schlag ist gefallen! Hört mich Massa, hört mich. Ich geliebt Euch, geliebt wie einen Bruder — ich für Euch gearbeitet — ich für Euch alles gethan — ich Euer Leben gerettet, ich — ich — Massa, ich! Aber Böses Ihr mir gethan, Massa, gar viel Böses! Mich wolltet peitschen lassen, mich, Massa. Ich gelebt 26 Jahre, ohne Schlag — nun aber, Massa, zu spät — nun alles vorüber.“

„Laß mich auf!“ rief Düpres, indem er sich vergebens bemühte, sich seinem kräftigen Gegner zu entringen.

„Nein, Massa, nein, zu spät,“ entgegnete Louis, indem er rasch aus seiner Tasche ein scharfes, zweischneidiges Messer zog.

„Louis, Louis, vergib mir,“ flehte der Pflanzer, „ich habe Dir Unrecht gethan.“

„Nein, Massa, nein,“ versetzte der Sklave, „ich Euch vergeben, Ihr mir nie — niemals! O, Massa, Massa, Ihr kennt mein Herz nicht. Arme, arme Adele!“

„Sie soll Dein Weib werden!“ — rief Düpres.

„Ich kein Schurke — Massa — rührer, Massa,“ fuhr Louis fort, „ich nicht ertragen konnte, gepeitscht zu werden — auf Massa's Befehl — nein Massa! Ich mich verbarg diese Nacht — heut Euer Geburtstag, Massa — ich wiederkommen wollte um Verzeihung flehen. — Aber nein, nein, nun alles, alles vorüber.“

So sprechend, hob der treue Louis seine, mit dem blinkenden Messer bewaffnete Hand hoch empor, stieß den scharfen Stahl sich in's Herz und stürzte entseelt auf seinen Gebieter.

Fragt mich nicht, was aus der armen Adele geworden. Es genüge Euch zu wissen, daß man dieses Geburtstags des Pflanzers auf der Insel noch bis auf den heutigen Tag gedenkt.

Die Musik im Leben.

Ein Scherzando von Michael Bing.

Das menschliche Dasein birgt in seinem Verlauf, von der Introduktion bis zum Finale, eine unendliche Fülle von Musik. Reine, beseligende Accorde kreuzen sich in kürzeren und längeren Intervallen mit häßlichen und schreienden Dissonanzen. Unser Leben beginnt klassisch mit der Schöpfung und endet klassisch mit dem Requiem. Lächelnd, mit Händchen und Füßchen zappelnd, liegen wir als kleiner Sänger oder Sängerin in der Wiege, und unser erster Laut, die ersten Töne werden von den überglücklichen Eltern mit jubelndem Beifall begrüßt. Im ersten Jahre unserer Sängerlaufbahn sind wir noch ganz Naturalisten. Wir legen, ohne die geringste Rücksicht auf das Publikum zu nehmen, mit der ganzen Kraft der Lunge los und nur unsere Angehörigen finden Sphärenmusik in diesen Liedern ohne Worte, während der Nachbar (ein verstimmtes Instrument), ein an Rheuma- und Hämmorrhoidalbeschwerden leidender Junggeselle, meint: „Es wäre die schauerlichste Katzenmusik."

Wir wachsen heran und unsere Stimme soll geschult werden. In der Schule beginnt unter Anleitung der Lehrer die Vorbereitung für die Zukunftsmusik. Sind wir fleißig, so bringen wir eine gute Note mit nach Haus; sind wir aber faul oder schwänzen wir gar den Unterricht, so liest uns der Lehrer den Text und unterstützt ihn auch wohl im hartnäckigsten Fall durch die Anwendung von durchgreifenden Klappinstrumenten. In der Schule durchlaufen wir die Scalen der Jugendstreiche, der Jugendeseleien, der Jugendfreundschaften, der Jugendschwärmereien, bis es gilt in die große Schule des Lebens zu treten.

Während sich gewöhnlich das Mädchen, der Mezzo-Sopran, unter Aufsicht der Mutter (der Altistin) auf die Pflege der guten Hausmusik wirft, hat der Jüngling die Wahl für seinen Beruf frei und es gibt der Berufe, die Musik in sich bergen, die Menge. Der Kaufmann z. B. muß sehr musikalisch sein. Als Lehrling schon wird seine Stimme geprüft. Er muß in der ersten Zeit viele und anstrengende Läufe machen. Dann kömmt er an ein Pult und muß Noten schreiben, er muß seine Register in Ordnung halten, den Kunden gegenüber stets frische Saiten aufziehen und sich mit ganzem Eifer auf das Studium der „hohen Messe" werfen. So müht er sich für seinen gestrengen Dirigenten ab, bis es ihm vergönnt ist — vorausgesetzt, daß er die Mittel dazu besitzt — einjähriger freiwilliger Zuhörer der Militärmusik zu werden. Der Maler muß gleich einem Sänger die Töne licht und gedeckt zu nehmen wissen; der Tischler muß sich auf Fugen verstehen; Wirthe und Bierbrauer sitzen an der großen Pauke und drehen den „Zapfen" — der Bauunternehmer stößt in die Posaune der Reclame, der (gesinnungslose) Journalist spielt die politische Drehorgel. Der Börsenmann ist ein Kammersänger von seltenem Umfang der Stimme, denn heute muß er mit schwindelnden Staccatis in's hohe C hinaufsteigen, morgen mit kühner Cadenz das Contra-C anschlagen und aushalten. Der Börsenmakler ist nie ein korrecter Sänger, er verschluckt Viertel und Achtel, er singt selten wie vorgezeichnet und seine Schlußnoten kommen oft theuer zu stehn.

Die Studentenlaufbahn ist vielleicht die musikalischste von allen. — Der Student auf der Universität der flotteste Bursche im Chor, wirft sich auf das Studium von Händel, er paukt nach Herzenslust und setzt den Philistern Hörner auf, in seinen Träumen spielt er dereinst die erste Violine im Staatsorchester. Doch siehe! — die Träume zerrinnen, die Hoffnungen gehen flöten, die Flügel werden ihm gehörig gestutzt und die vermeintliche erste Violine, die jetzt gern mit der zweiten fürlieb nehme möchte, wird als Brummbaß in eine Ecke des Staatsorchesters (etwa Gumbinnen!) versetzt, um dort Trübsal nach Noten zu blasen. Doch lassen wir diese Variationen über Stände und kehren wir presto zum Leben zurück. Es kömmt die Zeit, wo der himmlische Kapellmeister sagt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch solo singe."

Der Tenor vernachläßigt in dieser Zeit seine Freunde den Bariton und den Baß. Er sehnte sich heimlich nach einem jugendlichen, sympathischen Sopran. Ist der Tenor Kind der Zeit, also Verstandesmusiker, so sieht er vor allen Dingen auf brillante Instrumentation. Die [illegible]ten Saiteninstrumente werden dann vollständig durch Blech gedeckt. Ist der Tenor Gefühlsmusiker, so findet man auch einen Sopran der zwar nicht so viel Fonds besitzt, der aber mit ihm harmonirt, der nicht detonirt, der con amore ein Duett zu singen versteht. In dem Herzen des Tenors wogt alsdann eine Tonleiter von bisher ungekannten Gefühlen, sein Puls geht prestissimo, er singt zarte Ständchen, schmachtende Romanzen. Der Tenor entdeckt sich auf Drängen des Soprans seinen Eltern. Die Eltern, die Contra-Altisten, gerathen außer sich — Allegro furioso des Vaters — Adagio lamentabile der Mutter — Tremolo des Tenors — poco a poco geben die Eltern nach — Jubel-Ouverture — nach Monaten der Marsch zum Sommernachtstraum. Nun singen die Beiden manch zärtliches Duett, bis sich ein Terzettchen zusammenfindet, ein Quartett — ein Quintett — Kinder Symphonie!

Aber nicht nur im socialen, auch im politi-

schen Leben spielt die Musik eine hervorragende Rolle. Die Diplomaten sind die Noten- und Drohnotenschreiber par excellence — sie kennen die Vorzüge, die Kräfte und die Schwächen der verschiedenen Staatsorchester. Die größeren Staatsorchester in Europa werden nicht alle gut dirigirt. Das französische Orchester, das früher für das erste galt, ist mit seinem am Pedal leidenden Kapellmeister sehr unzufrieden. Die Lärmtrompete ist verstummt, es wird nicht mehr gerasselt und die Pariser Stimmung sinkt immer tiefer. Das spanische Orchester ist im Augenblick ganz ohne Kapellmeister; da aber diese Stelle keine feste, so fehlt es auch an Prätendenten. Das englische Orchester hat einen weiblichen Dirigenten, der in seinen Trauercantaten nur zuweilen durch den irländischen Dudelsack gestört wird, der Vicekapellmeister spielt die Viola d'amour. Im österreichischen Orchester sind gar zu verschiedenartige Musikanten, und da sich jeder auf Kosten des andern vordrängt, so schwebt das Ganze in Gefahr, aus den Fugen zu gehen. Der österreichische Kapellmeister liebt die dem italienischen Orchester so sehr verhaßte Kirchenmusik. In Rom wird mit gewohnter Unfehlbarkeit die alte Leier gespielt. Das russische Orchester darf keine Polonaise spielen. Der Kapellmeister möchte gar zu gerne auch türkische Musik haben. Das preußische Orchester spielt jetzt mit die erste Violine, es hat einige Kinderinstrumente annectirt, die aber nicht mehr spielen dürfen. Der Erste muß seine Spieldose abgeben, der zweite darf nicht mehr Kuckuk blasen und der Dritte muß die Maultrommel halten. Die linksmainischen kleinen Orchester würden sich gerne mit dem preußischen zu einem großen Orchester vereinen, wenn deutsche Musik getrieben würde. Bei der Ausübung deutscher Musik würde es ein herrliches Zusammenspiel geben; kein anderes Orchester der Welt könnte neben einem deutschen aufkommen. Hoffen wir ohne Schlachtmusik zum ersehnten Unisono zu gelangen.

Mannigfaltiges.

(Zerstreutheit.) Die Zerstreutheit ist eine Eigenschaft, die mitunter Ursache zu den unangenehmsten Verlegenheiten werden kann. So erzählt man sich vom Dichter Wieland, daß er einst in Gesellschaft den Finger einer neben ihm sitzenden Dame ergriffen und damit seine Pfeife habe stopfen wollen. Der berühmte Doktor Tillotson war ein Mann von höchster Gelehrsamkeit und trefflichem Charakter, aber auch oft von unglaublicher Zerstreutheit. Einstmals stach ihn ein Insekt, als er gerade im Gespräche mit einem Collegen begriffen war. Was that der zerstreute Doktor? Er bückte sich und kratzte einige Secunden lang das Bein des Collegen, ohne zu fühlen, daß das Insekt nicht nachließ ihn zu stechen.

(Ein neuer Antihutabnehmungsverein) ist dem Vernehmen nach in Stuttgart zusammengetreten. Wir wünschen ihm fröhliches Gedeihen. Die Mitglieder sind an der Art ihres Grußes kenntlich, und ist Jeder männiglich ersucht, dieses Grüßen nachzuahmen oder doch zu billigen gemäß dem Rathe Göthe's:

> „Grüßet mit Neigen,
> Grüßet mit Beugen
> Des bedeckten männlichen Haupts,
> Wollt Ihr mit Gewalt das Genie Euch erkälten?
> Ehret die Sitte, schont den Verstand."

Es fällt uns dabei ein anderer Club ein, der seiner Zeit in D......, wo er entstand, großes Aufsehen erregte. Seine Gründer waren ehrsame Mütter und Hausfrauen nebst einer Anzahl heirathsfähiger Damen. In seiner Firma lag seine Tendenz, er hieß nämlich:

Antisonntagvormittagsnachdemgottesdienstleutnantundfähnrichthürsteherundbelorgnettirclub.

(Similia similibus.) Hahnemann, der Erfinder der Homöopathie, ward eines Tages von einem reichen englischen Lord um seinen ärztlichen Rath gefragt, aufmerksam hörte der Doktor die Darlegung des Leidenden an. Dann nahm er ein Fläschchen, öffnete dasselbe und hielt es dem Lord unter die Nase. „Riechen Sie! . . . Gut, Sie sind geheilt!" Ueberrascht entgegnete der Sohn Albions: „Was bin ich schuldig?" — „Tausends Francs," lautete die Antwort. Ohne Zögern zog der Engländer eine Banknote hervor und hielt sie unter die Nase des Arztes. „Riechen Sie! . . . Gut, Sie sind bezahlt!"

(Treffende Abfertigung.) Dr. Mart. Luther wurde einstmals von Jemanden, der ihn auf die Probe stellen wollte, gefragt, was wohl der liebe Gott vor Erschaffung der Welt gethan habe, da müsse er doch gräuliche Langeweile gehabt haben. Der Gefragte sah sich den Fragesteller an und antwortete alsdann mit der ihm eigenen Würde: „Damals mein Lieber, saß unser Herrgott in einem Birkenwäldchen und schnitzte Zuchtruthen für Leute, die solche Fragen thun können."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 22. Mittwoch den 16. März. 1870.

Dorfliebe.

Von dem grünen Waldeshaag
Wo die Nebel wallen,
Hör' ich Nachtigallenschlag
Fern herüber schallen.

Klingt so lieb und langvertraut
Näher mir zu Ohren;
Hat mein Herz sich in den Laut
Wehmuthsvoll verloren.

Lenli kommt den Pfad entlang:
Jodelnd durch die Haide;
Um der Glieder Wandelgang
Spielt des Röckchens Seide.

Und ich fleh' und grüße sie,
Doch sie lächelt heiter,
Lacht und singt die Melodie
Durch die Aehren weiter.

Aus dem Herzen hat ihr Lied
Meine Ruh' gesungen.
Springe nicht im Wiesenried,
Wie ich sonst gesprungen.

Stumm an meinem Halse schwebt
Die geliebte Flöte,
Wenn sich durch die Büsche webt
Stille Abendröthe.

Rathlos irrt durch Thal nnd Feld
Meine Lämmerheerde
Und das treue Hündchen bellt
Klagender Geberde.

Auf den Alpen in der Frühn,
Will ich Rosen brechen,
Die am tiefsten Abgrund blühn,
An den tiefsten Bächen.

Will mit Liebesweh und Ach
In ihr Gärtchen eilen,
Was die Rose mir verbrach,
Werden Rosen heilen.

Franz Brümel.

Stumme Rache.

(Novelle von Johann Gabriel Seidl.)

„Du hast etwas auf dem Herzen, Pietro, ich sehe Dir's an!" — sprach der Marchese Luigi zu seinem alten Diener, den er als Erbstück von seinem Vater übernommen hatte. — „Du schleichst mir so verdächtig im Hause herum, würgst immer an den Worten und verziehst die Mienen, als ob Dir ein Bein im Halse stecken geblieben wäre. Ich mag das nicht leiden, alter Murrkopf! Wenn Du ein Anliegen hast, — heraus damit! Den Kopf wird's nicht gelten, weder Deinen, noch meinen! Ich habe schon manches Unangenehme im Leben erfahren; das wird sich wohl auch noch ertragen lassen!

„Nun denn, in Gottes Namen, Signor," — begann der alte Diener, sichtbar im Kampfe mit seinem Innern — „weil's sein muß! — Signor, es wird unerwartet kommen, aber leider! ist es so." —

„Nun, mach' kurz!"

„Ich kann's nicht sagen, Signor," stotterte Pietro nach einer Pause — „ich will noch einmal abwarten; — ich könnte mich doch irren!"

„Nun so schweig, alter Rabe, und krächze mir nicht tolles Zeug vor, was keinen Sinn hat!" —

„Ach — keinen Sinn!" — brummte Pietro in den Bart, rieb sich die Stirn und entfernte sich kopfschüttelnd.

Was er nur haben mag? — sprach der Marchese zu sich selbst. — Ei, vielleicht weiß er's selbst nicht. Solchen alten Träumern fährt oft allerlei durch den Kopf, und am Ende steckt nichts dahinter. Er war von jeher solch' ein Zweifelskrämer!

Aber verhehlen konnte sich's der Marchese doch nicht, daß ihn Pietro's Kopfschütteln beunruhigte. Der alte Diener war seinem Hause von jeher treu und anhänglich; er nahm an Allem innigen Antheil, und würde, um die Ehre und das Glück der Familie zu retten, willig seinen grauen Kopf hergegeben haben. Wenn so ein biederer, schlichter Alter etwas auf dem Herzen hat, so bedeutet es zuletzt doch mehr, als man wähnt. Der Herr des Hauses übersieht Manches, was den aufmerksamen Hütern

der Schwelle nicht entgeht, und eine wohlgemeinte Warnung verdient immer Dank, selbst wenn sie aus übertriebener Vorsicht entsprang. Der Marchese bereute daher fast, seinen Diener so kurz abgefertigt zu haben, und erwartete den Augenblick wo dieser wieder darauf anspielen würde, mit dem festen Entschlusse, sich gutwillig und genau unterrichten zu lassen. Aber Pietro ließ sich nichts weiter abmerken, und selbst darauf hindeuten wollte der Marchese nicht. Es blieb also durch einige Monate beim Alten.

Inzwischen kam die Zeit heran, wo sich der Marchese mit seiner Gemahlin, der reizenden Signora Giulietta, auf seine Villa zu begeben pflegte. Pietro wurde jedes Mal mitgenommen, denn der Marchese war von Jugend auf an ihn gewöhnt. Hier wurde die Zeit mit Lustfahrten, Spaziergängen, Ausflügen und anderen ländlichen Unterhaltungen recht angenehm hingebracht. Auch fehlte es nicht an Besuchen aus der Stadt und oft war die schöne herrlich gelegene Villa wochenlang von lebensfröhlichen Gästen bevölkert, zu deren Vergnügen der gastfreundliche Marchese und seine gebildete, überaus liebenswürdige Gemahlin ihr Möglichstes beitrugen. Eine besondere Vorliebe hatte der Marchese für die Jagd. Fast wöchentlich ein Mal wurde eine Belustigung dieser Art veranstaltet. Er begnügte sich dabei nicht, die nächste Umgebung der Villa zu durchstreifen, sondern, da er fast das Jagdrecht im ganzen Bezirke, pachtweise, an sich gebracht hatte, so blieb er oft einige Tage aus, und trieb sich wohlgemuth und harmlos im Gebirge umher.

Dem alten Pietro schienen diese Streifzüge ein Dorn im Auge. Mehr als einmal äußerte er sich gegen den Marchese darüber, daß es ihm unbegreiflich scheine, wie man sich abmühen und abquälen möge, um ein paar armen Hirschen oder Rehen den Garaus zu machen; wie man ein Vergnügen daran finde, durch Dick und Dünne zu brechen, wie ein Wegelagerer; sich den köstlichen Schlaf abzusparen, Durst und Hunger zu leiden und wohl auch mancher Gefahr sich preis zu stellen, und das Alles, um einige Thiere zu tödten, die uns nichts gethan haben, und die wir nicht einmal auf unserer Tafel benöthigen. Er kramte alle Gründe aus, welche Jagdfeinde vorbringen, um die Waidmannslust in ein übles Licht zu setzen, und gerieth beinahe in Eifer, wenn der Marchese darüber lächelte, oder ihn scherzweise einlud, es selbst zu versuchen, ob die dumpfen Mauern des Schlosses gegen die frischgrünen, duftigen Wände des Hochwaldes nicht zurückständen.

Jeder nach seinem Behagen! — sprach er — ich, meines Theiles, bliebe lieber in meiner Villa; lustwandelte in meinem Garten, unterhielte mich mit meinen Freunden, und suchte nicht auswärts, was ich zu Hause besser habe; zumal wenn ich zu Hause eine so liebenswürdige, junge Gesellschafterin hätte als unsere Signora Giulietta!

Wiewohl Pietro mit seinen jagdfeindlichen Ansichten nie durchdrang, so unterließ er es, wenn wieder eine Jagd angesagt wurde, niemals, sie wieder vorzubringen; so daß es zuletzt dem Marchese auffiel, und er zu vermuthen begann, daß diese Abneigung noch einen anderen Grund habe.

„Du kommst mir mit Deinem Widerwillen gegen das Waidwerk gerade so vor, wie mit Deinem Geheimnisse, was Du mir noch immer schuldig bist!“ — begann ein Mal der Marchese, als Pietro die Weisung, daß in zwei Tagen Jagd sei, kopfschüttelnd, mit dem ärgerlichen Beisatze, erwiderte:

„Schon wieder eine so garstige Jagd! Die Jagden, die Jagden!“

„Dreht sich etwa Dein Geheimniß auch um die Jagd?“ — fuhr der Marchese fort.

„Es geht auf Eins hinaus!“

„Und darf man das Eine, worauf Jagd und Geheimniß hinausgehen, nicht wissen?“

„Wollte Gott, Signor, Ihr erführet es nie! Und doch sollt Ihr es erfahren! Wenn's nur lieber ein Anderer Euch sagte! Ich hätte schon lange gern gesprochen, — aber ich mag in meinen alten Tagen nicht brodlos werden!“

„Ist's von so arger Art?“

„Von der ärgsten Art!“

„Und warum solltest denn Du brodlos werden! Wirst Du Dir doch nichts haben zu Schulden kommen lassen?“

„Das gewiß nicht! Gott weiß, wie gut ich's mit Euch, Signor, und mit Eurem Hause von jeher gemeint habe! — Habt Ihr aber nie gehört, daß ein Bote die üble Nachricht, die er, ohne darum zu wissen, überbracht hat, entgelten mußte?“

„Also willst Du mir etwas Uebles sagen?“

„Ich will nicht, aber ich muß!“

„Nun, so rede! Wiewohl ich nicht ahne, was es sein soll, so bin ich doch auf Alles gefaßt! Mithin sprich frei heraus, was Dir auf dem Herzen liegt! Ich weiß die Aufrichtigkeit eines alten Dieners zu schätzen!“

Pietro war in sichtbarer Verlegenheit. Die Schweißtropfen der Angst standen ihm auf der Stirne; scheu, als ob er fürchtete, belauscht zu sein, blickte er umher; hob mehrmals an, und verlor das Wort wieder, und brach endlich mit den Worten: „Ich kann nicht!“ in Thränen aus. —

„Jetzt befehle ich Dir, zu sprechen!“ — sprach der Marchese, der nun selbst Arges zu ahnen begann — „was es auch sein mag, Deine Zukunft bleibt gesichert, sprich ohne Scheu!“

„Nun denn in Gottes Namen!“ — flüsterte Pietro, besorgt umherschielend. — „Rund herausgesagt: Signora Giuletta hintergeht Euch!“

„Du lügst!“ fiel ihm der Marchese Luigi, aufbrausend, in's Wort. Eine lange Pause folgte. —

„Wie kannst Du Dich unterfangen“, — fuhr der Marchese gefaßter und ruhiger fort — „meiner trefflichen Gemahlin so Schändliches zuzumuthen?“

„Wollte Gott, es wäre nicht mehr als Vermuthung, Signor! Aber ich hörte — ich sah!“

„Du hörtest nichts, sahest nichts! Du bist ein halb tauber, halb blinder Thor!“

„Seht, Signor! Sagt' ich's nicht, der Bote muß oft die Nachricht entgelten!“

„Was hörtest Du? Was sahest Du?“

„Graf Forli“ —

„Ist mein Freund!“

„Um Eurer Gattin willen!“

„Leider ist er jetzt so selten zu sehen!“

„Weil Ihr, Signor, Eure Augen für die unselige Jagd braucht. Da könnt Ihr nicht sehen, wer indessen in der Villa aus- und einreitet. So oft Ihr auf die Jagd geht, geht Forli auch auf die Jagd!“

„Alter, Du bist keck: Weißt Du, daß Du die Ehre meines Hauses antastest?“

„Ich? Signor! — ich will's nur nicht leiden, daß es ein Anderer thut. Aber leider ist es so. Kaum kehrt Ihr der Villa den Rücken, so reitet Graf Forli zum Hinterthore herein und verläßt unsere Signora nicht eher, als bis das Hüfthorn, von den nahen Bergen tönend, Eure Rückkehr verkündigt. Was da getändelt und gescherzt wird, — Signor, ich hab's belauscht, gehört, gesehen! Aber ich mag Eure Leidenschaft nicht reizen. Ich will nur Euch warnen, eh' es zu spät ist; eh' Ihr den Flecken nicht mehr von Eurem Namen wischen könnt!“

Der Marchese stand geisterblaß; das Blut war aus seinen Wangen und Lippen gewichen; seine Wimpern zuckten krampfhaft. Seine Hände ballten sich unwillkürlich; seine Knie wankten. Dennoch wußte er seine Fassung zu behaupten und begann nach einer Pause mit erheuchelter Ruhe:

„Pietro, ich danke Dir für Deinen guten Willen, sollt' ich gleich über Deine Voreiligkeit zürnen. Du weißt nicht, welchen Brand Du bei einem Leichtgläubigen hättest schüren können. Zum Glück weiß ich, was ich will. Die Ehre meines Hauses geht mir über Alles, merke Dir das! — Meine Giulietta ist mir treu. Wenn Forli sie besucht, so thut er's mit meinem Wissen. Du aber wage es nicht mehr, vorlaut und unbesonnen Dinge zu behaupten, welche Du nie wirst beweisen können! Geh' und sei ein andermal vorsichtiger.

Pietro wußte nicht, was er denken solle. Hatte er früher geträumt, oder träumte er jetzt? — Bittere Thränen vergoß er über die Verblendung des Marchese, welcher für seinen, wie es schien, felsenfesten Glauben auf die Treue seiner Gemahlin, so schlecht belohnt wurde. Tief kränkte es ihn, sich so schlecht abgewiesen zu sehen. Die Ehre des Hauses, dem er diente, ging ihm über Alles; der Marchese selbst konnte dafür nicht ernstlicher bedacht sein, und nun wurde eine Entdeckung, die ihm manche schlaflose Nacht gekostet, zu der er sich erst nach so schwerem Kampfe mit sich selbst entschlossen hatte, so übel, ja, was ihn noch mehr verdroß, so leicht aufgenommen, als ob es einem kleinen Spasse gelte.

„Aber vielleicht“ — sprach er zu sich selbst — „ist es dem Marchese mit seiner Gleichgültigkeit nicht ernst! Erschüttert war er, tief erschüttert; auf seinem Gesicht malte sich mehr als Unwillen gegen meine Vermuthung! Er will vielleicht nur nicht glauben, bis er Ueberzeugung hat und handeln kann! Wohlan! Ist's auch ein undankbares Geschäft, der Rache und Vergeltung das Thor zu öffnen, so will ich's doch thun. Für einen Verläumder soll der alte Pietro nicht gelten.

Der Marchese fand keine Ruhe. Pietro's Entdeckung hatte ihm nun bestätigt, was er lange schon ahnte.

Rasch entschlossen, hatte er seinen Entschluß bald gefaßt. So leidenschaftlich er seine Gemahlin bisher geliebt hatte, so schnell war diese Liebe wie durch einen Zauberschlag gebannt. Nur Gewißheit wollte er haben, um dann männlich sich zu rächen. Seine Gemahlin aufzugeben, wenn er von ihrer Untreue überzeugt wäre stand unwiderruflich fest in ihm. Aber seines Hauses Ehre sollte nicht darunter leiden. Niemand, selbst nicht Pietro, sollte sagen können: „Marchese Luigi hat ein treuloses Weib; er ist betrogen worden, und hätte ohne seines Dieners Wachsamkeit, nichts davon gemerkt!“ Die schreckliche Katastrophe, wenn sie schon nicht zu vermeiden wäre, sollte auf den unbefleckten Glanz seines Hauses keinen Makel werfen. Ueber diesem Plane brütete er nun Tag und Nacht. In seinem Innern kochte und tobte es, wie in den Eingeweiden eines Vulkans; aber sein Antlitz schien ruhig, und ein glücklich erborgtes Lächeln ließ den beißenden Hohn, der sich ihm oft unwillkürlich auf die Lippen drängte, nicht zum Durchbruche kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Herr Prof. v. Gietl in München veröffentlicht in der „Allg. Ztg." folgende Erklärung: In einem Artikel der Allg. Ztg. vom 9. März wird aus Würzburg berichtet, daß die jetzt allseitig geübte Behandlung des abdominalen Typhus mit kalten und kühlen Bädern in Verbindung mit Chinin von Brandt in Stettin, aber nur in Betreff der kalten Bäder, angeregt worden sei, unter welcher Kur das Mortalitätsverhältniß sich bedeutend verringert habe. Diese Kurmethode aber stammt aus meiner Klinik. In den großen Typhus-Epidemien der vierziger Jahre habe ich schon die Behandlung des Typhus ausschließlich mit kalten und kühlen Bädern in Verbindung großer Gaben von Chinin eingeführt, wodurch das Mortalitätsverhältniß von 24 und 20 auf 13, 10 und 7 Prozent herabgesetzt wurde. Diesem Heilverfahren habe ich noch gegen zwei höchst verderbliche Begleiter des Typhus — den Kehlkopfsbrand und das Gesichtsrothlauf — besondere Behandlungsweisen angefügt, mit denen die Todesfälle durch Kehlkopfsbrand von 4 auf 1 Prozent herabgebracht und das Gesichtsrothlauf aus der Typhuspathologie ganz verdrängt wurde. Diese Behandlungsweise der Gesichtsrose im Typhus habe ich nun auf alle Rothlaufformen des Gesichts &c. ausgedehnt, und dadurch ein Resultat erreicht, daß auf meiner großen Abtheilung in zwölf Jahren nur ein Rothlaufkranker, der aber durch ein jahrelanges Bronchialleiden schon ganz erschöpft war, starb, indem sonst vor dieser Behandlung jedes Jahr mehrere Todesfälle durch Gesichtsrothlauf vorkamen. Ebenso fällt in diese Zeit — die vierziger Jahre — der Anfang meiner Untersuchung über die Ursache des Typhus, welche mich bald zu den Resultaten führten: daß der enterische oder abdominale Typhus eine specifisch-putride Vergiftungskrankheit sei, deren Gift an den Ausleerungen hafte und von diesen ausströme, während der rein gehaltene Leib des Typhuskranken und dessen Leiche nicht anstecken. Daher der enterische oder abdominale Typhus eine Krankheit der Fäulnißstätten und der Häuser ist und in völliger Unabhängigkeit vom Klima besteht. Als die Resultate meiner Untersuchungen immer mehr Verbreitung fanden, machte sich die Nothwendigkeit durchgreifender Sanitätsmaßregeln geltend. Eine durchgeführte oder doch wenigstens erweiterte Kanalisation, eine neue Wasserleitung, eine entsprechende Behandlung der Fäulnißstätten und Aborte haben auch seit einigen Jahren eine merkbare und selbst bedeutende Abnahme des Typhus erzweckt, welche unter fortgesetzter strenger Einhaltung der Sanitätsmaßregeln noch ergibiger werden wird. Diese meine Lehren über die Ursache und Behandlung des Typhus haben durch meine Schüler überall hin Verbreitung gefunden und sind in Journale, Dissertationen und Schriften von mir und mehreren meiner Assistenten niedergelegt.

(Ungalanter Bescheid.) Die Fächer, welche unsere Damen noch heute so sehr lieben, um sich bei heißer Temperatur damit Kühlung zuzufächeln ist ein Modeartikel, der wie alle derartigen Dinge zuerst in Paris Aufnahme fand und zwar in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als die Königin Christine von Schweden (geb. 1626, gest. 1689) in der französischen Hauptstadt zu Besuch war. Mehrere Hofdamen, denen die neue Mode gar wohl gefiel, fragten in Folge dessen bei Ihrer Majestät ehrerbietigst an, ob sie sich auch eines Fächers bedienen dürften. Die Königin aber besann sich kurz und ertheilte den Bescheid: „Ich wünsche nicht, daß Ihr noch mehr Wind machet, sintemal Ihr ohnedies schon aufgeblasen genug seid!"

Eine feine Newyorkerin ging mit ihrem Töchterlein in den reizenden Umgebungen von Saragossa spazieren. Die Kleine sah eine Kuh auf der Wiese stehen und rief: „Eine Kuh, Mutter, eine Kuh!"—„Pfui, schämst Du Dich nicht, das häßliche Wort Kuh auszusprechen?" sagte die Mutter entrüstet. „Aber, beste Ma, was soll ich denn sagen?" „Du kannst jenes Geschöpf einfach als ein Thier mit Pulverflaschen bezeichnen."

„Könnt Ihr lesen?" fragte ein englischer Richter einen Zeugen. „Nein; ich bin nicht dazu gekommen, es zu lernen. Ich bin zwar einmal in meinem Leben in der Schule gewesen, aber da wars schon Abend. Wir hatten kein Licht und außerdem war der Schulmeister krank geworden und kam nicht.

Ein Individuum das sich der Militärpflicht entziehen wollte, betheuerte dem untersuchenden Arzte, daß in dem hingehaltenen Beine ungeheure Schmerzen wütheten. „Dies Bein?" rief der Arzt, „dem sieht man nicht das Mindeste an!" „Dann muß es dieses sein!" entgegnete der Patient rasch und streckte das andere hin.

„Wie viel fordern Sie an Gehalt?" fragte ein amerikanischer Kaufmann einen jungen Gentleman, der sich ihm als Ladendiener empfahl. Fünf Dollars die Woche, wenn mir der Schlüssel zum Geldfache übergeben wird; sonst aber fünfzehn Dollars."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 333.)

Francönia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 23. Samstag den 19. März. 1870.

Ergebung.

Mag immerhin der Strom entgleiten,
Der meines Lebens Kahn entführt,
Indeß der Bord der Jugendzeiten
Sich mir in Fernungsduft verliert.

Zwei Töchter der Erfahrung stiegen
In meinen Kahn, und weichen nie:
Verklärten Schmerz in trüben Zügen,
Süßlächelnde Melancholie.

Die andre, die mit leisem Dämpfer
Der Seele Saiten reiner stimmt,
Ergebung, die geprüfte Kämpfer
In ihres Schilds Umschattung nimmt.

Wann jene tief in meine Laute
Nach rührenden Akkorden greift,
Ruft die, der höhern Welt Vertraute:
Getrost, auch deine Palme reift!

Still seh' ich, wie zu seiner Mündung
Des Lebens Wellenspiel mich reißt.
Erhöht die Schwermuth die Empfindung
So hebt Ergebung meinen Geist.

Stumme Rache.

(Novelle von Johann Gabriel Seidl.)

(Fortsetzung.)

Aber die Augen schuldbewußter Frauen sehen scharf und richtig. So hatte auch Giulietta längst bemerkt, daß mit ihrem Gemahl eine Veränderung vorgegangen war. Fein und listig glitt sie über die Vermuthung weg; begegnete ihm zärtlich wie sonst; berührte alle seine schwachen Seiten, und zuckte vorsichtig wieder zurück, wenn sie merkte, daß er von irgend einer zugänglich zu sein aufhörte, um nicht durch auffallende Annäherung sich verdächtig zu machen. Manchmal fiel die Rede auf Forli. Sie blieb Meisterin ihrer Mienen, ihres Erröthens, ihres Athems. Sie lenkte nie ab, wenn der Marchese von ihm sprach; heuchelte, ohne ungerecht zu sein, die größte Gleichgiltigkeit, und benahm sich ohne Zwang, so, daß sie selbst die festeste Ueberzeugung von ihrer Untreue hätte in Zweifel bringen können.

Es war wieder Jagd angesagt. Tags vorher suchte Pietro, in der größten Unruhe, seinen Herrn überall auf; aber erst Abends konnte er ihn allein finden. Er sprach nichts, sondern übergab ihm nur mit zitternder Hand einen Zettel.

Der Marchese entfaltete ihn. Es war die Hand seiner Gemahlin; keine Aufschrift, keine Unterschrift, kein Siegel; der Inhalt folgender:

„Der Marchese argwöhnt, ich möchte sagen: er weiß Alles! Fürchtet aber nichts; er ist in meiner Hand! Klugheit ist nöthig. Morgen ist Jagd. Kommt gewiß, damit wir uns besprechen können. Liebe scheut keine Gefahr!" —

Ruhig steckte der Marchese den Zettel zu sich; maß den alten Pietro mit durchdringendem Blicke; legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach mit sanfter Stimme:

„Alter! Was hat Dir mein armes Weib gethan, daß Du Complotte gegen sie schmiedest?"

„Ich, Signor? — Um Gottes Willen, ich begreife Euch nicht! Ihr seid fürchterlich verblendet oder fürchterlich — verschlossen.

Der Marchese zuckte zusammen; dieser Blick des Alten in sein Herz, kam ihm unerwartet. Er faßte sich schnell und fuhr fort:

„Gesteh' aufrichtig, Du hegst einen geheimen Groll gegen Signora! Aber umsonst! — Giulietta ist treu; ich weiß es, und Niemand wird mich des Gegentheils überführen können! Dieser Zettel ist Dein Werk!

„Wollte Gott, es wäre so! — Ich fand den Zettel. Signora streute ihn am Gartenthore aus, weil sie sich unbelauscht glaubte. Im nahen Gebüsche rauschte es; ich streifte vorüber. Des Grafen Diener lag auf der Lauer. Ist's Euch genug?"

„Genug, Schwachkopf, — um mir nichts zu scheinen! — Morgen ist Jagd, wie gewöhnlich. Du aber merke Dir's! — Laß dieses Zeug. Giulietta ist treu, rein, unschuldig. Luigi ist nicht betrogen; die Ehre unseres Hau-

ses hat Niemand befleckt und wagt Niemand zu beflecken."

Er winkte dem Diener, abzutreten. Dieser aber hielt sich nicht länger, fiel auf die Kniee, ergriff krampfhaft des Marchese Hand und rief mit Schluchzen und Thränen:

„Signor, ich bin ein alter Sünder! Ich habe viel, viel auf meinem Gewissen! Der Gerechte fällt sieben Mal im Tage! Aber so schlecht, so verworfen bin ich nicht, daß ich zum Verleumder geworden wäre am Hause meines Wohlthäters! Nein, Signor, diese Schmach, erlaubt mir, diese kann ich nicht auf mir haften lassen! Was ich sage, ist wahr, leider wahr! Ich habe gehört, gesehen! Wenn's keinen Teufelsspuk gibt, wenn nicht Menschen andere Körper annehmen und zugleich da und dort sein können, so hab' ich mich nicht getäuscht; so seid Ihr betrogen! — Gewährt mir nur Eines! Schafft Euch Ueberzeugung! — Mein graues Haupt mögt Ihr mir abschlagen, stückweise mögt Ihr mich zerreißen lassen, wenn ich Euch hinführe und sage: da ist er, da überzeugt Euch, daß ich kein Verleumder bin! — und Ihr fändet doch, daß ich log! Signor, auf meinen Knieen beschwör' ich Euch, thut mir nicht Unrecht! Es drückt mir das Herz ab, wenn ich glauben soll, daß Ihr Euch von mir betrogen wähnt, während ich darauf sterben will, daß Ihr es von Signora, von Eurem Freunde seid! Stellt Euch morgen, als ob Ihr auf die Jagd ginget; kehrt heimlich zurück; harrt des Zeichens, das ich Euch gebe, und überzeugt Euch dann, daß es mir nur um Eure Ehre zu thun war, und daß Pietro kein Verleumder ist!"

Der Marchese fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als ob er sich besänne.

„Wohlan, sprach er, alter Knabe! Weil Du nicht nachgibst, Dich nicht belehren lassen willst, so geb' ich nach und will den Schwank mitmachen; meine Giulietta kann ja dabei nur gewinnen! — Ich kehre morgen unvermuthet zurück, erwarte Dein Zeichen, lasse mich von Dir führen und lenken, wie Du willst. Aber das merke Dir, wenn ich finde, daß Du gelogen hast, daß meine Frau unschuldig ist, — (und ich bin überzeugt, ich werde das finden!) — dann hast Du meinem Hause am längsten gedient; dann kannst Du in die Dienste eines andern Herrn treten, der Deine Wachsamkeit besser zu würdigen weiß! Willst Du es auf diese Gefahr wagen?"

„Ja!" rief Pietro nach kurzem Besinnen. — „Es gilt die Ehre des Hauses, dem ich so lange treu gedient habe, — und auch ein treuer Diener hat seine Ehre! Wenn ich Euch, Signor, falsch berichte, so will ich den Rest meiner Tage brodlos, in Jammer und Elend zubringen."

Der Marchese hatte sich mit seinem Jagdtrosse kaum hinter dem nächsten Hügel verloren, als wirklich der Graf Forli sich einfand. Vorsichtig schlich er dem Gartenpförtchen zu, welches er bereits geöffnet fand, und klatschte unter dem Fenster der Signora drei Mal in die Hände. Ein kleiner Schlüssel flog herab und verschaffte dem Ehrenräuber Eintritt durch die Thüre, welche aus dem Seitenflügel des Schlosses in die Haupt-Allee des Parkes führte.

Pietro hatte mit Luchsaugen Alles beobachtet. Ungeduld und Unwille verzehrte sein Herz. Mit aufmerksamen Blicken lauerte er, im Gebüsche verborgen, bis er seiner Sache so sicher wäre, daß Niemand mehr der Signora Treulosigkeit leugnen könnte. Nichts entging ihm. Jede Thüre kannte er am Zuklappen; er wußte, was jedes Fensteröffnen, jede Regung eines Vorhanges, jedes Verschieben eines Blumentopfes zu bedeuten habe. Aus Vorsicht beging die Signora Giulietta, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, die Unvorsichtigkeit, nie eine Thüre zu verriegeln. Uebrigens machte sie aus des Grafen Besuchen kein Geheimniß, um die Dienerschaft glauben zu machen, daß es keine heimlichen seien, sondern daß ihr Gemahl darum wisse. Daher nahmen die Hausleute auch wenig Rücksicht auf die Besuche. Nur Pietro ließ sich nicht täuschen. Er war ein alter Zeuge der Strenge, mit welcher im Hause der älteren Luigi über Verhältnisse dieser Art geurtheilt wurde; er wußte, wie unverletzlich ihm die Ehre war, und wie er Jeden, der sie anzutasten gewagt hätte, fürchterlich bestraft haben würde. Jetzt aber — er konnte sich's nicht verhehlen — leitete auch Rache seine Schritte. Giulietta war Ursache, daß er für einen Verleumder gelten sollte. Das konnte der alte Hitzkopf nicht ertragen. Er mußte sich rein waschen, und wäre es mit dem Blute seiner treulosen Gebieterin.

Leise, als ob seine Schuhe mit Filz besohlt wären, schlich er in's Schloß um den rechten Augenblick zu erlauschen.

Guilietta empfing den Grafen Forli, wie gewöhnlich, in einem Gemache im zweiten Stockwerke des westlichen Eckthurms. Ein Corridor, auf welchem ein kleines Pförtchen die Wendeltreppe verschloß, die in den Garten hinabführte, lief in einen geräumigen, durch eine einzige Thüre zu schließenden Vorsaal aus, aus dem man in jenes Seitengemach gelangen konnte. Ein einziges Fenster erhellte dasselbe. Es gewährte die Aussicht auf das gegenüberliegende Waldgebirge, an dessen Fuße ein wildschäumender Strom vorüberrauschte, der den Thurm mit brausenden Wogen bespülte und, eingezwängt von spitzigen Felsen, ungestüm dahinschoß. Hier

dünkte sich die Schloßfrau sicher, denn aus demselben konnte sie jeden Menschen bemerken, der aus dem Gebirge, in welches die Jagd sich immer tiefer verlor, herabkam und über die Brücke ging. Von dieser Seite hatte sie daher keine Ueberraschung zu befürchten, und die Hausleute glaubte sie durch ihr zwangloses unversteckte Betragen für jeden Verdacht unzugänglich gemacht zu haben.

Fern über die Berge her schollen die langgedehnten Klänge des Hüfthorns, jede Scheu verbannend; dumpf, wie lüsternes Gurren, braus'te der Waldstrom, und ein kühles Schmeichellüftchen wehte kosend durch das offene Fenster.

Pietro hatte sich unbemerkt bis zur Pforte jenes Gemaches geschlichen und das Paar belauscht. Seiner Sache gewiß, eilte er nun über den Vorsaal, den Corridor entlang und öffnete das Pförtchen zur Wendeltreppe, auf welcher sich schon, der Verabredung gemäß, der Marchese versteckt hielt. Er war indeß, ohne von irgend Jemand gesehen werden zu sein, zurückgekehrt und durch eben jene Thüre in's Schloß gekommen, welche Forli mit Giulietta's Schlüssel geöffnet und, um sich ungehindert wieder entfernen zu können, offen gelassen hatte. Pietro hatte diesen Weg ihm angedeutet.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine neue Krankheit des Weinstockes.) Der Präsident der Vereinigung deutscher Gartenbau-Vereine, Herr C. F. Heinemann zu Erfurt, macht in einer im Dez. 1869 veröffentlichten Correspondenz-Mittheilung auf eine seit zwei Jahren in Frankreich beobachtete Krankheit des Weinstockes aufmerksam, welche sich nicht, wie das bekannte Oidium, damit begnügt, die Traubenernte zu zerstören, sondern die ganzen Weinpflanzungen zu Grunde richtet. Genau um die Zeit, wo der Trieb des Weinstockes mächtig beginnt, bemerkt man an den von der neuen Krankheit befallenen Stöcken ein langsames Entwickeln, ein Stocken des Triebes und endlich nur dünne, schwache Reben, an welchen die Blätter sich allmälig zusammenkrümmen und jene bleiche, hellgelbe Farbe annehmen, welche wir als ein Zeichen von Krankheit kennen. Alle so aussehende Stöcke gingen im folgenden Frühjahre vollständig zu Grunde, während Andere, bisher verschont gebliebene, den Anfang des Uebels zeigten. Die im Frühjahre angegriffenen Stöcke waren im September im schlimmsten Stadium der Krankheit und keiner von ihnen hat Frucht getragen. Die erst im Sommer befallenen Rebstöcke hatten zwar Trauben, diese reiften aber nicht. Dagegen brachten diejenigen ihre Trauben zur Reife, welche erst nach vollständiger Ausbildung der Reben, Ende Juli, von der Krankheit angegriffen worden waren, doch verloren sie Blätter und bekamen trockene Spitzen. Um der Krankheitsursache auf die Spur zu kommen, wurden eine Anzahl Weinstöcke ausgegraben und deren Wurzeln untersucht; hiebei stellte sich nun heraus, daß auf den Wurzeln der kranken Stöcke eine mikroskopisch kleine Baumlaus (Aphis) in großer Menge ihren Wohnsitz habe. Wie leicht sich dies Insekt verbreitet, geht daraus hervor, daß aus von dieser Plage heimgesuchten Gegenden Frankreichs bezogene Rebsorten, welche bis zur Frühjahrsversandtzeit neben vollkommen gesunden englischen Reben eingeschlagen worden waren, letztere sofort ansteckten, so daß im Laufe des Sommers beide ausgepflanzten Sorten zu Grunde gingen. Es empfiehlt sich, um dem Umsichgreifen dieser Krankheit vorzubeugen, genaue microscopische Untersuchung der Wurzeln aus Frankreich bezogener Rebsorten, sowie auch gleiches an alten, auch einheimischen Weinstöcken am Platze ist, welche oben angedeutete Krankheitserscheinungen zeigen. — Als untrügliches Mittel gegen diesen neuen Feind des Weinstocks wird Nicotin empfohlen, welches dem die Wurzel umgebenden Boden durch Ausstreuen von Tabaksstaub und andern Tabaksabfällen beigebracht wird. Auch der Feldabraum der Tabaksfelder, vorher zerkleinert, und auf die Düngerhaufen zum Auslaugen gebraucht, verhütet das Ueberhandnehmen aller Aphisarten. Das Verfahren, den Tabak oder den durch dessen Sauce präparirten Mist an die Reben anzulegen, ist so einfach, daß es keiner weiteren Explikation bedarf; nur sei erwähnt, daß das Präservativmittel so knapp wie möglich an den Stamm gebracht und mit Erde überhäufel werden muß; denn die lose, bastartige Rinde des Rebstockes leitet von den Niederschlägen so viel Wasser an dem Stamm herab, wie fast kein anderer Strauch, führt so die aufgelösten Nicotintheile des Tabaks nach der Wurzel herunter und verhütet jede Bruthecke dieses kleinen, aber wegen seiner rapiden Vermehrungskraft so furchtbaren Insektes. Neu eingeführte Reben werden abgesondert eingeschlagen und mit durch Tabaksjauche angefeuchteter Erde eingeschlämmt. Wie wenig die Aphisarten das Nicotin, auch bei der schwächsten Verdünnung, vertragen, mag folgendes Beispiel lehren. Pfirsichbäume oder Spaliere, desgleichen auch Spaliere und Bäume der Pflaumen werden, wie den Kultivateuren bekannt ist, gar häufig an den jungen Trieben von den Aphis förmlich überzogen und bisher kannte

man nur äußerliche Mittel, diese Pest, leider oft unter der Mitleidenschaft der befallenen Pflanzen, zu vertreiben, doch hat man jetzt ein schlagwirkendes inneres Mittel in dem Nicotin gefunden. An den Bäumen und Spalieren, wo sich das sogenannte Befallen der Blattläuse alljährlich wiederholt, braucht man nur im Herbst einige Pfund Tabaksstaub unter den Boden zu mischen; die so gedüngte Pflanze nimmt, ohne in ihren Kulturverhältnissen sich zu schädigen, so viel Nicotin auf, daß sich keines jener schädlichen Insekten an derselben erhalten kann.

Daß der Tabak in Holland eine große Rolle spielt, dürfte wohl zur Genüge bekannt sein, aber daß die Cigarre von jungen Männern als Formular für Heirathsanträge benutzt wird, wissen wohl die meisten nicht. Wenn ein junger Mann in ein Mädchen verliebt ist, so klingelt er an der Thür des Hauses, in dem die Angebetete wohnt, und bittet um Feuer, seine Cigarre anzuzünden. Dieser erste Schritt macht die Eltern blos aufmerksam. Aber wenn er sich zum zweitenmale unter dem Vorwande des Feuerforderns meldet, dann wissen Sie woran sie sind, und treffen ihre Maßregeln, um bei dem dritten entscheidenden Besuche den entsprechenden Bescheid, je nachdem ihre Erkundigungen lauten, ertheilen zu können. Dieser dritte Besuch erfolgt gewöhnlich sehr bald nach dem zweiten. Ist der Freier nicht genehm, so wird ihm das Feuer ab- und die Thüre vor der Nase zugeschlagen. Es ist das ein Korb in bester Form. Ist die Werbung aber willkommen, so wird ihm artig das Feuer gereicht, er zündet seine Cigarre an und tritt dieses Mal in's Haus, wo ihn die Familie empfängt. Jetzt kommt es zur Erklärung. Der Werber macht, der Form wegen, den Eltern diejenige ihrer Töchter namhaft, auf welche seine Wünsche sich richten. Sobald dieser Punkt aufgeklärt ist, tritt ihm das Mädchen entgegen und sie geben sich die Hände. Hat er dann seine Cigarre ausgeraucht, so wird ihm die nächste von seiner Braut gereicht, und sie gibt ihm auch Feuer dazu. Es soll bis jetzt nicht ein Beispiel vorgekommen sein, daß eine Verlobung, welche mit der zweiten im Brautelternhause gerauchten Cigarre zu Stande gekommen, jemals von der einen oder der anderen Seite aufgelöst worden sei.

Ein Freiwilliger ward in Anwesenheit des hannover'schen Artillerie-Generals H. unter dem Rekrutenmaße gemessen und als zu klein befunden. Der junge Mensch gab alle möglichen gute Worte, um angenommen zu werden, der General aber antwortete: er könne nur Sechsfüßige gebrauchen. Der Freiwillige drehte sich ärgerlich um, fing eine an der Wand sitzende Fliege und präsentirte sie dem Würdenträger, indem er bemerkte: Hier haben Sie einen Rekruten, der ist sechsfüßig ohne Schuh und Strümpf! Die kecke Antwort gefiel und hatte sein Engagement zur Folge.

Nach einem heißen Tage hatte sich Blücher zur Ruhe gelegt. Da weckte ihn ein Adjutant und meldete: „Der Feind mache eine Bewegung." — „So?" rief der Fürst, „dann melden Sie dem Feinde, daß ich auch eine gemacht hätte!" — und legte sich bei diesen Worten auf's andere Ohr.

Der dreijährige Knabe eines Gastwirths blieb ganz verdutzt vor einem Gaste stehen, und schien diesen aufmerksam und bedenklich zu mustern, indem er bald das kahle Haupt, bald das mit einem furchtbaren Barte versehene Angesicht beschaute bis er auf einmal in die Worte ausbrach: „Dir sind ja die Haare herabgerutscht!"—

Ein Pariser Blatt theilt folgenden Stoßseufzer einer zu wohlbeleibten Frau mit: „Ich bin so fett, daß ich mit allen Wünschen meines Herzens um Kummer bitte, damit ich abmagere. Aber so wie mich irgend ein Kummer trifft, macht mich der Gedanke, daß ich nun bald abmagere, so glücklich, daß ich immer fetter werde."

(Der Accent.) Zwei Väter nahmen unter einer Thüre Abschied, jeder von seinem Sohne. „Jakob," sagte Christ, „die Hauptsache bleibt immer, daß Du recht handelst." — „Na Jakuf," sagte der Jude, die Hauptsache bleibt daß Du recht handelst."

Zu einem Examinanden, der seine geringen Kenntnisse gut ausdrückte und geschickt anbrachte, sagte der Examinator: „Reich sind Sie nicht, aber Sie verstehen mit fünf Hellern besser zu klimpern, als Andere mit fünf Thalern."

(Sprüche des Orients.) Die Geduld ist eine Tochter des Muthes, die Furcht eine Tochter der Feigheit. Das Glück ist eine Art, die die Ceder der Zufriedenheit an der Wurzel umhaut.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 24. Mittwoch den 23. März. 1870.

Lenz und Herbst.

Die ersten Glöckchen suchen das Licht,
In welken Blättern vergraben;
Aus zarter Hülle die Knospe sich bricht,
Am Frühlingshauch sich zu laben.

So neu der köstliche Sonnenschein,
Die Wasser rauschen und schäumen,
Und springen hoch in den Lenz hinein
In seligen Jugendträumen.

So neu der jauchzende Vögelsang,
Das Zwitschen und Trillern und Flöten,
Und stolzer strahlt der Sonne Gang
Und glüh'nder die Abendröthen.

Doch kommt der Herbst, da flieht aus der Welt
Das Wünschen und Hoffen und Wähnen;
Die Erde scheint das Himmelszelt
So schläfrig anzugähnen.

In tiefe Nebel hüllt sich der Hain,
Er grünt und blüht nicht länger,
Es schlafen zuerst die Hörer ein,
Dann schlafen auch die Sänger.

Die Wolken zieh'n so regengrau,
Wo ist der Lenz geblieben,
Mit Blumen, Vögeln, Himmelsblau,
Mit uns'rem Sehnen und Lieben?

Rudolph Gottschall.

Stumme Rache.

(Novelle von Johann Gabriel Seidl.)

(Schluß.)

Was in des Marchese Seele vorging, läßt sich leicht denken. Sein ganzes Herz — war Rache; sein Entschluß aber, diese Rache so zu nehmen, daß die Ehre seines Hauses, selbst vor Pietro's Augen, unbefleckt bliebe, stand fest.

„Signor, dort sind sie!" — flüsterte Pietro, den Marchese mit Zittern am Arme fassend.

„Wenn Du lügst," — erwiderte der Marchese drohend — „so ist es um Deinen Dienst geschehen!"

„Ich kann darauf schwören!"

„Keinen Meineid, denn ich wiederhole es Dir nochmals: meine Giulietta ist unschuldig, der Graf ist nicht bei ihr! — Besinne Dich, — noch ist es Zeit, Deine Verleumdung zu widerrufen!"

„Ich bin kein Verleumder! Ueberzeugt Euch, Signor! Der Graf ist bei Signora!"

„Wohlan! Ich gehe! Schreibe Dir die Folgen selbst zu!" — Mit diesen Worten schloß der Marchese das Pförtchen zum Wendeltreppchen ab und zog den Diener zur Thüre, die in den Vorsaal führte.

„Hier bleibst Du stehen und hältst Wache!"

„Das will ich gewiß gut!"

„Im Vorsaale ist keine Pforte, durch die er entkommen könnte, — nicht wahr?

„Keine!"

„Auch im Thurmgemache ist kein Seitenpförtchen?"

„Keines!"

„Ich schließe hinter mir ab; wenn Du Wache hälst, kann er unmöglich entrinnen!"

„Unmöglich!"

„Und er ist bei Giulietta, sagst Du?"

„So wahr ich Pietro heiße, ich sah, ich hörte ihn!"

„Wohlan! Ich will Dich überzeugen, daß Du lügst!"

„Behüt' Euch Gott, daß Ihr den Anblick Eurer Schande gefaßt ertraget!"

Leise trat der Marchese in den Vorsaal und schloß hinter sich ab. Der Alte hielt Wache vor der Thür.

Nun hat er ihn! — sprach er zu sich selbst. Aber Alles blieb still.

Der Marchese öffnete rasch die Thüre des Thurmgemachs und trat wie ein Rachegeist vor das von Schreck versteinerte Paar.

Der Marchese sprach kein Wort, sondern hielt seiner Gemahlin mit der Linken den Zettel vor, den sie an Forli geschrieben, und setzte diesem eine Pistole auf die Brust.

Jetzt erhoben Beide, von dem Bewußtsein ihrer Schuld entgeistert, bittend die Hände

Der Marchese winkte dem Grafen, mit rollenden Blicken, aufzustehen und seinen Hut zu nehmen. Er gehorchte und wollte sprechen. Der Marchese hielt den Finger auf die Lippen, zum Zeichen, daß er schweigen solle und drängte ihn, mit vorgehaltener Pistole, zum Fenster. Der Graf schien nicht zu begreifen, was Jener wollte. Jetzt deutete der Marchese gebieterisch hinab in die Tiefe und hielt ihm die Pistole drohender vor die Stirne. Nun begriff ihn der Graf; da war keine Wahl, hier Tod und unten Tod; hier sicherer Tod, unten mögliche Rettung. Mit einem Blicke der Verzweiflung auf Giulietta, die ohnmächtig zur Erde sank, schwang er sich auf's Fenster — und saus'te hinab in den schäumenden Strom.

Die stumme Rache war vollbracht. Mit kräftigem Arme hob der Marchese sein treuloses Weib vom Boden auf und legte es auf das Ruhebette, wo es in todtenähnlicher Erstarrung dahinlag. Er selbst athmete tief auf, sammelte seine Sinne wieder und riegelte die Thüre auf. Das Alles war das Werk weniger Minuten gewesen.

Pietro stand erstarrt, als er den Marchese allein herauskommen sah.

„Um Gotteswillen!" — rief er — „Ihr habt doch keinen Doppelmord begangen, weil Alles so still ist?"

„Geh' hinein," — fuhr ihn der Marchese drohend an — „suche Du den Schänder meiner Ehre, ich hab' ihn nicht gefunden. Aber wecke mir meine gute, treue Giulietta nicht, sie schläft!"

Pietro zögerte, aber der Marchese zwang ihn vor sich her, mit den Worten:

„Jetzt will ich hier Wache halten!"

Mit geschärftem Blicke umherspähend, trat Pietro in den Vorsaal; er war leer. Er ging weiter, trat vorsichtig in's Thurmgemach — aber der Graf war nicht dort. Giulietta lag in festem Schlummer versenkt, wie es schien, und regte sich nicht. Mit ängstlicher Hast durchspähete Pietro jeden Winkel des Gemaches, öffnete mit leiser Hand jeden Schrank, zog den Vorhang von jeder Blende, — Giulietta war allein, — Forli nirgends zu finden! Wohl fiel Pietro's Blick auch auf das offene Fenster, unwillkürlich sah er hinab in die grauenerregende Tiefe; aber Thorheit schien es ihm, nach dem Flüchtlinge da zu spähen, wo kein Strauch auf kahlem Felsen, kein Grashalm an der glatten Wand des Thurmes einen Anhaltspunkt darbot.

Wüthend schlug er sich vor sein graues Haupt, wankte fast ohnmächtig aus dem Gemache und rief, als ihn der Marchese mit ironischem Lächeln fragte: Ob er ihn gefunden habe? zähneknirschend:

„Signor, mit dem ist der Teufel! Er — ist verschwunden!"

„Er war nie hier! Narr!" — antwortete der Graf — „Giulietta ist unschuldig. Du bist entlassen. — Da — nimm! Weil Du meinem Vater treu gedient hast, so sollst Du Deinen Lebensrest nicht in Noth und Elend verleben. Diese Börse sichert Deine Zukunft. Aber merke Dir's, daß die Frauenehre ein heiliges Gut, das man nicht unvorsichtig antasten soll. Bist Du nun überzeugt, daß Giulietta unschuldig ist?" —

„Signor, ich bin von nichts mehr überzeugt, — stammelte Pietro, dessen Haupt wüst und sinnlos war — ich weiß nicht mehr, ob ich der alte Pietro bin!"

Tief erschüttert verließ er das Schloß, und verlebte den Rest seiner Tage in Abgeschiedenheit und Menschenscheu. Wiewohl er für sich fest überzeugt war, wiewohl sein Herz ihm sagte: Giulietta sei treulos gewesen, so konnte er doch seinen Augen nicht widersprechen, und hätte wider Willen Giulietta's Ehre vor aller Welt vertheidigen müssen. Nur das Bewußtsein, nicht ganz ohne Rachegefühl gegen seine Gebieterin, die ihm minder hold war, gehandelt zu haben, und in sofern wenigstens zum Theil nicht ganz ohne eigenes Verschulden zu leiden, machte ihm diese kränkende Zurücksetzung erträglich. Nur von fern zuckte es manchmal durch seinen Kopf, daß er doch recht gesehen, und der Marchese nur auf kluge Weise, welche zu ergründen er sich freilich umsonst bemühte, die ganze Ehrensache geräuschlos abgethan habe. —

In dieser für sein Gewissen so tröstlichen Ahnung bestärkte ihn die Nachricht, daß Giulietta zehn Monden nach diesem Falle vom Marchese zu ihren Eltern gesendet worden und bisher nicht zurückgekehrt sei. Niemand fand darin etwas Arges; man erzählte sich, es sei aus Gesundheitsrücksichten geschehen. Auch sprach der Marchese fortwährend mit der größten Achtung und Liebe von seiner Gemahlin, reis'te öfter ab, um sie, wie er vorgab, zu besuchen, und theilte das Geheimniß Niemanden mit als seinem Tagebuche. Nur Pietro schöpfte Verdacht, aber er hütete sich wohl, irgend etwas davon laut werden zu lassen. Was mit dem Grafen Forli geschehen sein mochte, wußte Niemand. Er blieb verschollen und verklungen.

Nachts um zwei Uhr.

Neulich gelangte ein friedlicher pariser Bürger in die Straße Montmartre und wollte, die Hände ächt philisterhaft in den Rocktaschen, eben in sein Haus treten, als sich ihm zwei wohlgekleidete junge Leute unter die Nase stellten und ihn am Arm ergriffen.

„Mein Herr!“ schrieen beide und schienen Gewalt brauchen zu wollen, wie der arme Philister an ihrem strengen Aussehen abnehmen zu müssen glaubte.

„Was beliebt, meine Herren?“ murmelte der Arme zähneklappernd.

„Mein Herr,“ sagte der Eine, „ich bitte Sie beurtheilen Sie uns nicht nach dem, was wir eben beginnen, glauben Sie mir, es ist das erste Mal, daß wir dergleichen ausüben ....

„Aber, meine Herren, was wollen Sie von mir,“ fragte der gute Bürger, an allen Gliedern zitternd, indem er sich Mühe gab, seine Uhrkette zu verstecken.

„Herr,“ versetzte der Sprecher, „ich sage Ihnen, daß es das erste Mal ist, daß wir dergleichen wagen müssen; wenn uns nicht die Nothwendigkeit zwänge!

Der ehrliche Bürger war mehr todt als lebendig und hätte gern Hülfe gerufen, wenn sie ihm nur nicht so verdammt nahe gewesen wären. Er stotterte:

Wie, meine Herren, in Ihrem Alter ... so hübsche junge Leute, wie Sie sind, und können so etwas thun? Aber ich habe gar nichts, ich versichere Sie ... ich habe durchaus nichts, lassen Sie mich gehen ... meine Familie wird Angst um mich haben ...

„O, so kommen Sie nicht los! ich sage Ihnen ja, die harte Noth zwingt uns ... es geht nicht anders und Sie müssen uns ...“

Aber, mein Gott, was wollen Sie denn?

„Wir haben unsere Dosen vergessen und wollen Sie bitten, ob Sie nicht die Güte haben wollten, uns eine Prise Tabak zu schenken!“

Man denke sich die Freude und Ueberraschung des geplagten Philisters. Er schüttete den ganzen Inhalt seiner Dose in eine Düte und nöthigte sie den seltsamen Spaßvögeln auf, die sich nun höflichst verabschiedeten und noch aus der Ferne ein schallendes Gelächter über die Angst des Philisters hören ließen.

Die Dame mit dem Schlüssel.

Eine Russin, die im Winter von 1848 bis 49 in den Pariser Salons Aufsehen erregte, ist, wie die „Patrie“ meldet, vor Kurzem in Versailles gestorben. Sie bewohnte in der Nähe dieser Stadt ein kleines Landhaus und lebte in der vollkommensten Abgeschlossenheit. Ein- oder zweimal im Jahr besuchte sie auf einige Tage ein Herr, von dem man nicht wußte, woher er kam und wohin er ging. Vermuthlich war es ihr Gatte. Im vorigen Monat kam er nicht selbst, sondern ein Brief, der seinen Tod meldete. Wenige Tage darauf machte auch ihrem Leben ein freiwilliger Hungertod ein Ende. Die Geschichte, die sich an diese Dame knüpft, ist ziemlich mysteriös. Als sie in jenem Winter in Paris erschien, war sie jung und schön, vielleicht vierundzwanzig Jahre alt. Man erzählte sich, ihr Gatte habe sie einst in der Villa, die er mit ihr vor den Thoren Moskau's bewohnte, überrascht, als sie sehr schnell und ängstlich einen großen Wandschrank schloß. Ein Diener hatte verrathen, daß sie in Abwesenheit des Gemahls den Besuch eines Herrn empfange. Ohne ein Wort zu verlieren, verschloß der Russe den Schrank und steckte den Schlüssel zu sich. Dann geleitete er seine Frau zu dem vor der Thür stehenden Wagen, bat sie einzusteigen, gab dem Kutscher einen heimlichen Befehl und sagte, er werde bald nachkommen. Das geschah auch, aber schon vorher bemerkte die Dame, daß die Villa in vollen Flammen stand. Ohnmächtig wurde sie von dem dahinrollenden Wagen fortgeführt. Als sie nach heftiger Krankheit zum Bewußtsein ihrer selbst kam, fand sie an ihrem Halse eine goldene Kette ohne Schloß mit einem kleinen Schlüssel. Es war der Schlüssel jenes Wandschranks. Sie wollte sich tödten, aber der Gatte drohte ihr, wenn sie den Entschluß ausführte, der ganzen Welt ihre Schuld bekannt zu machen. Sie sollte leben und — sich erinnern! Das Halsband mit dem Schlüssel erweckte natürlich in Paris allgemeine Neugierde; verzweifelnd beschwor die gepeinigte Frau ihren Gemahl, sich in die Einsamkeit zurückziehen zu dürfen. Er willigte ein, unter der Bedingung, daß sie nicht Hand an sich selbst legen dürfte, ehe er nicht selbst gestorben sei. Länger als zwanzig Jahre lang harrte die Unglückliche, durch ihren Schwur und die Furcht vor Beschimpfung ihrer Familie gebunden, auf die Erlösung von ihren Qualen, die nun erfolgt ist.

Mannigfaltiges.

(Butter aus Themseschlamm.) Ein neuer Industriezweig ist seit dem Kurzem in London aufgetaucht. Er besteht darin, aus Themseschlamm Butter herzstellen, wenn überhaupt das Product diesen Namen verdient. Diese Butter hat eine gelbliche Farbe und

kommt in Geschmack und Geruch ordinärer wirklicher Butter gleich. Wie dieses Gemisch zubereitet wird, ist natürlich das Geheimniß der Fabrikanten. So viel ist gewiß, daß davon seit geraumer Zeit wöchentlich große Quantitäten nach Holland verschifft werden. Was dort damit geschieht, weiß der liebe Himmel.

(Eine Katze als Lebensretterin.) In einem kleinen Dorfe bei Antwerpen spielte der fünfjährige Sohn eines Banquiers im Garten der Villa mit der großen langhaarigen Angorakatze des Hauses, mit welcher sich dieses Kind Alles erlauben durfte, ohne je von ihr gekratzt zu werden. Die Spielkameraden geriethen an den Rand eines mehrere Fuß tiefen Grabens, der mit schlammigen Wasser gefüllt war. Der Knabe trat auf ein schmales Brettchen, das über diesen Graben führte, glitt aus und fiel hinein. Die Katze, die unmittelbar hinter ihm her lief, klammerte sich mit den Hinterbeinen an das Brett und erwischte mit den Vorderfüßen die Kleider des Kindes, das sich daran auf der Oberfläche des Wassers zu halten vermochte. Durch das klägliche Geschrei, das sie gleichzeitig erhob, zog sie den ziemlich entfernt davon arbeitenden Gärtner herbei. Als dieser in die Nähe kam, verdoppelte sie ihr Geschrei und nachdem der Knabe glücklich herausgezogen, drückte sie ihre Freude durch die tollsten Sprünge aus.

(Ein Experiment.) Wie viel wiegt eine Million Thaler und eine Million Stubenfliegen? Zweiundzwanzig Thaler gehen auf ein Pfund; mithin macht das Gewicht von einer Million harter Thaler 413 Zentner $24\frac{6}{11}$ Pfund. Was die Million Stubenfliegen anbelangt, so wurden 500 Stück gefangen, gezählt und gewogen. Das Gewicht hiervon betrug ein halbes Quentchen, mithin würde das Gewicht von einer Million Fliegen 7 Pfund 6 Loth ausmachen.

(Neu entdecktes Heilmittel!?) Der Franzose Pontecoulant will die Entdeckung gemacht haben, daß der musikalische Ton nicht sowohl das Product der Schwingungen bestimmter Körper und der dadurch erzeugten Schallwellen, als vielmehr eine Substanz ist, die er das sonore Fluidum nennt, und daß dieses Fluidum eine wunderbare Heilkraft gegen viele, wenn nicht gegen alle möglichen Krankheiten besitzt.

(Der Nutzen der Sonnenblumen) als Desinfectionsmittel in Sümpfen und Morästen soll nun durch eine Reihe von angestellten Versuchen in Frankreich und Holland konstatirt worden sein. Wenn man nämlich Sonnenblumen in einer größeren Menge auf sumpfigen Niederungen anpflanzt, sollen alle schädlichen Ausdünstungen des Sumpfbodens beseitigt werden. Auf den ausgedehnten Sumpf- und Haidestrecken und Moorgründen in der Nähe von Rochefort in Frankreich will man ganz befriedigende Ergebnisse hiemit erzielt haben, und die holländischen Behörden versichern, daß in allen Gegenden, wo man Sonnenblumen in Menge angebaut hat, das Wechselfieber ganz verschwunden sei.

(Eine Tragödie auf dem Schiffe.) Folgender, die gesetzlosen Zustände im Süden der Vereinigten Staaten illustrirender Vorfall hat unlängst, wie der amerikanische Correspondent der „Daily News“ berichtet, an Bord eines Mississippi-Dampfers in Louisiana stattgefunden. General H. J. Liddell saß gerade zu Tische im Salon des Dampfers, als dieser an einer Landungsstelle anhielt. Herr Jones, ein persönlicher Feind des Generals kommt an Bord, erblickt Letzteren, geht zurück, und kehrt nach kurzer Zeit in Begleitung seines Vaters und Bruders, alle drei mit Flinten bewaffnet, wieder. Der Vater, Oberst Jones, legte auf den General an und erschießt ihn, die beiden Söhne feuern ihre Gewehre auf den leblosen Körper des Greises ab, und während die Passagiere des Dampfers in wilder Flucht auseinanderstieben, begibt sich die interessante Familie in größter Gemüthsruhe nach dem Ufer zurück. Zwei Tage später fährt Richter Lidell, ein Sohn oder Neffe des Ermordeten, den Fluß hinauf und sieht an einem Landungsplatz einen der Jones stehen. Er holt seine Flinte und feuert dieselbe auf den nichts Ahnenden ab, der schwer getroffen, in ein nahes Haus getragen wird. Der Kapitän des Dampfers macht dem Richter über diese „Verletzung der Schiffsordnung“ Vorwürfe, und dieser entschuldigt sich damit, daß, als er Jones so nahe gesehen, „seine Gefühle ihn übermannt hätten.“ Die Akteure in dieser Tragödie sind alle Pflanzer und gehören den ersten Familien des Staates an.

(Eine noch wenig bekannte Thatsache) ist es, daß Washington, der erste Präsident der nordamerikanischen Republik, seinen letzten Athemzug in der letzten Stunde des letzten Tages der letzten Woche des letzten Monates des letzten Jahres des 18. Jahrhunderts that. Er starb nämlich am Samstag Abend 12 Uhr — 31. Dez. 1799.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francovia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 25. Samstag den 26. März. 1870.

Das erste Stelldichein.

Soll ich gehen, soll ich bleiben?
Niemand mehr im Hause wacht,
Tiefe Ruhe herrscht im Garten
Und verschwiegen ist die Nacht.

Durch's Gebüsch nur blickt verstohlen
Noch der blasse Mond herein,
Zitternd auf der Marmorbüste
Spielt sein milder, blauer Schein.

Wie's im Herzen pocht und stürmet,
Freudig, bange, hoffnungsvoll!
Blumen, Sterne, rathet, saget,
Was ich nun beginnen soll!

Zart auf duftigem Papiere
Sandt' er seinen Liebesgruß,
Schrieb: Heut Nacht im Sternenscheine
Hol' ich mir den ersten Kuß.

Und wie kann ich widerstehen?
Süß verlockend ist die Nacht,
Blumenduft und Sternenschimmer
Fesseln ja mein Herz mit Macht.

Rauscht es dort nicht im Gebüsche?
Sollt' es der Geliebte sein?
Ach! ich träumte, aus dem Schlummer
Schreckte nur ein Vögelein.

Wo nur mag so lang' er weilen?
Mond, verrathe du mich nicht,
Nimm jetzt diesem trauten Plätzchen
Dein so freundlich strahlend Licht!

Horch! ich höre seine Tritte —
Soll ich bleiben, soll ich flieh'n?
Ja, er ist's! — in seine Arme!
Gott der Liebe, segne ihn!

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

I.

Vor dem Eingang zum Zuschauerraum des Schwurgerichtssaals drängten sich, meist vergebens, eine Menge Leute. Ein Gerichtsdiener wies die Unberechtigten unerbittlich zurück. „Ohne Karte darf ich Niemanden einlassen,“ wiederholte er beständig. „'s wird so zum Ersticken voll sein — die ganze Stadt hat sich um Karten gerissen.“

Mit lebhaftem Neid blickten die Abgewiesenen auf die Bevorzugten, denen die Thür geöffnet ward.

Es handelte sich um einen Mord, und zwar um einen Raubmord, den eine Ladenmamsell an der Prinzipalin verübt; ob allein oder mit Hilfe ihres gleichfalls angeklagten Liebhabers war noch nicht erwiesen. Beide leugneten hartnäckig, obgleich man sie fast bei der That selbst ertappt hatte und auf ihm dringender Verdacht ruhte. Sie war eine bekannte Persönlichkeit und viele, nicht blos junge Männer hatten ihr eifrig den Hof gemacht; stand sie doch häufig hinter den Glasscheiben der Ladenthür, in modischem, für ihren Stand sehr auffälligem Putz, auf einen Gruß das zierliche, elegant frisirte Köpfchen kokett neigend. Ja, kokettirt hatte sie stets mit allen Käufern, deren freilich das kleine Kurzwaarengeschäft nie so viele gesehen, als seitdem, nach einem mißglückten Versuch, auf der Bühne Lorbeeren zu ernten, Hulda Ginter die Gehilfin des alten, mürrischen Fräulein Rudolphi geworden.

Die Damen waren begreiflicherweise nie gut auf sie zu sprechen gewesen — jetzt hatte jede schon lange stets vorhergesehen, daß es mit der eitlen, leichtfertigen Person nicht gut enden könne. Das stärkere Geschlecht nahm nun vereinzelt und in ziemlich schwächlicher Weise für sie Partei. Nachdem die junge Schöne eine ganz gewöhnliche Mörderin geworden und es sich obenein herausgestellt hatte, daß sie so wenig Geschmack und hochstrebenden Sinn besaß um mit einem simpeln Handwerksgesellen eine Liebschaft zu unterhalten war sie natürlich nicht mehr ein Gegenstand des Interesses, es ergab sich bei vielen eine merkwürdige Gedächtnißschwäche. Man erinnerte sich nicht, oder doch nur schwer daran, sie „allerliebst“ gefunden, an ihrem Lächeln und Plaudern sich ergötzt oder gar nach Beweisen ihrer besondern Gunst gestrebt zu haben und verurtheilte die Verbrecherin mit gebührender Strenge. Nur des einen Umstandes freute man sich, daß die rächende Re-

mesis sie sogleich ereilt hatte bei dem ruchlosen Morde einer alten Frauensperson, während sie sonst höchst wahrscheinlich Anlage gehabt hätte, eine zweite — Fischer zu werden.

Die unteren Volksklassen verdammten sie nicht in gleichem Maße wie die höheren. Die Dienstmädchen, Lehrlinge, Hausknechte u. s. w. vergaßen es nicht so schnell, wie die Stutzer und Roués, daß die Ladenmamsell auch ihnen, wie jedem Käufer überhaupt, mit liebenswürdiger Freundlichkeit begegnet war, für den Allergeringsten ein Lächeln, ein scherzhaftes Wort gehabt. Sie erzählten sich, daß die Erschlagene eine so giftige und unausstehliche alte Jungfer gewesen, wie es nur je eine gegeben habe; daß sie dem armen Geschöpf das Leben gewiß sauer genug gemacht, bis es zu dem schrecklichen Entschluß getrieben worden. Dieser Theil des Publikums hätte es der Schuldigen gegönnt, wäre die mit dem Geliebten vorbereitete Flucht gelungen. Daß sie um der alten, allgemein mißachteten Person willen ihr junges Leben unter Henkershand lassen sollte, dauerte diese Leute wahrhaft. Das Mitleid erhöhte aber gerade den Wunsch, zu sehen, wie sie sich vor den Schranken geberden, wie sie das Todesurtheil aufnehmen werde. Und darin, in der Begier, die Verbrecherin zu sehen, der Gerichtsverhandlung beizuwohnen, stimmten Gebildete und Ungebildete überein. Jener Hang der Menschennatur für Aufregung und Spannung, der sich je nach der Zeitströmung und Volkssitte verschieden äußert — entweder in der Neigung für Gladiatorenkämpfe oder Thiergefechte, für Hexenprozesse oder Criminal- und Sensationsgeschichten, für Parforcejagden oder Scharfrichterexecutionen — offenbart sich in dem Eifer, womit man sich zu den Schwurgerichtssitzungen drängt, sobald es einen interessanten Fall, d. h. Todesstrafe oder mindestens zwanzig Jahr Zuchthaus, betrifft.

Diejenigen, welche nicht in den Saal hineinkamen, strebten nach einem Plätzchen, von dem aus sie obschon nicht die Angeklagte selbst, doch andere bei dem Prozeß betheiligte Personen erblicken konnten. Die Anwesenheit einer beträchtlichen Anzahl Gensd'armen that dar, daß selbst ungestümes Drängen nichts nützen würde und man sich dagegen vorgesehen habe. Da war es also am besten, vor der Thür, auf der Straße, zu bleiben. Hier hatte sich denn auch eine solche Menschenmenge versammelt, daß Diejenigen, welche hinein mußten in das Inquisitoriat, wie man das Gefängniß nannte, schwer durchkommen konnten. Der Gerichtsarzt, der Staatsanwalt, der Advokat, welcher die Vertheidigung zu führen hatte, die Zeugen und selbst die zu diesen Assisen als Geschworene in Aussicht Genommenen — sie waren so merkwürdige Leute, daß man sie nicht nahe genug betrachten konnte. Vornehmlich aber die Mutter des jungen Menschen, der mit der Mörderin in einem Liebesverhältniß gestanden. Die ganze Stadt wußte, daß die wohlhabende Handwerkerfrau, die eben dahe kam, ehrbar und unbescholten war. Als könne sie damit ihrem Sohn nützen, den Verdacht von ihm abwälzen, wiederholte die Aermste beständig: „Er ist gewiß und wahrhaftig unschuldig. Sie hat es allein gethan! Das Gericht wird ihn freisprechen — es kann doch keinen Unschuldigen verurtheilen, nicht wahr?" Jede Person, mit der sie seit Wochen zusammentraf, ward so gefragt; jetzt galt die Ansprache den vielen Bekannten, die sie unter den Zuschauern erblickte.

Natürlich beeilten sich Alle, zu versichern: wenn er unschuldig sei, werde man ihn gewiß freisprechen — die Geschworenen würden das schon herausfinden. Im schlimmsten Falle sei er verführt, gäbe es für ihn mildernde Umstände käme er mit einer leichten Strafe fort. Dabei wich die Menge zurück, um einer Equipage Raum zu geben. „Der ist diesmal auch wieder Geschworener?" hieß es. „Nun, wenn das Loos ihn trifft, ist's gut; er wird seine Schuldigkeit thun nach der einen, wie nach der andern Seite, ist ein rechtschaffener Mann, trotz ihres schweren Geldes."

Aus der Kutsche war ein großer, breitschulteriger Mann mittlern Alters gestiegen. Die allgemein auf ihn gerichtete Aufmerksamkeit schien ihm äußerst lästig — er blickte nicht auf, um die ehrerbietigen Grüße in Empfang zu nehmen, die seiner von allen Seiten harrten. Sein blasses, noch immer schönes Gesicht war gleichgiltig, während doch jede Bewegung verhaltene Ungeduld verrieth. Er beeilte sich, zwei Damen aus dem Wagen zu helfen, sie hinein zu geleiten.

Die Umstehenden wunderten sich darüber. War er etwa auch stolz und hochfahrend geworden, wie seine Frau, der ihres Mannes Würde und hohe Stellung „bei der Stadt" den Kopf ein wenig verrückt haben sollte? Oder erfüllten ihn so sehr die Angelegenheiten des Gemeindewesens, deren er sich in der That mit bewunderungswerther Uneigennützigkeit annahm, daß er darüber nicht Zeit fand, auf seine vielen Verehrer zu achten. Uebrigens sah er sehr angegriffen aus.

Seine Absicht, möglichst bald schnell zu verschwinden hinter der schweren Thür des Gefangenhauses, in dem zugleich die Criminalfälle verhandelt wurden, gelang nicht. Während er zurückblieb, um die Damen eintreten zu lassen, drängte sich die alte Tischlerfrau herbei.

„Herr Stadtrath, Sie kennen meinen Jungen, Sie wissen, daß er unschuldig ist!" rief sie

laut und streckte ihm die gefalteten Hände entgegen. »Sie werden, Sie können ihn nicht ungerechter Weise verurtheilen.«

Er war, trotz seines kühlen, zurückhaltenden Wesens, ein wahrhaft menschenfreundlicher Mann. Das Leid auch geringer Personen ging im tief zu Herzen, man sah das an seinem jähen Zusammenzucken und raschen Farbenwechsel bei der Anrede der unglücklichen Mutter. Er fand nicht einmal eine Antwort, obschon er sichtlich den Wunsch hatte, sie zu beruhigen, war so erschüttert, daß er nur einige unverständliche Laute hervorbrachte.

Seine Gattin kam ihm zur Hilfe, indem sie seinen Arm nahm, ihn fortführte und zugleich unwillig einem Gensd'armen winkte, die Zudringliche zurückhalten.

Es thut doch nun und nimmer gut, eine ältere Frau zu heirathen, sagte eine in der Nähe stehende junge Frau in anzüglichem Ton zu einem jungen Mann.

»Nicht Reichthum macht glücklich!" nickte eine dicke Höckerin. „Wo blos um seinetwillen geheirathet wird . . ."

„Nun, zum Plaisir heirathet man sich keine Alte," unterbrach sie der Mann lachend. »Glück hin, Glück her — wenn einer's Geld dazu hat, kann er immer und überall glücklich sein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Gespräch in der französischen Bank.) Der vor einigen Wochen verstorbene Hauptkassier der Bank von Frankreich, Soleil, erfreute sich durch seine Gefälligkeit und Rechtlichkeit einer großen Beliebtheit. Mit Recht konnte er von sich behaupten, daß seine Autographen am höchsten bezahlt würden, denn sie galten, je nach der Banknote 1000 Francs 2c. Soleil war außerdem ein sehr unerschrockener Mann und es wird eine Anekdote von ihm erzählt, die amüsant genug ist, um mitgetheilt zu werden. Eines Morgens, im Jahre 1857, um 8 Uhr, eben als Soleil sein Privatzimmer verlassen hatte und in sein Bureau eingetreten war, öffnete sich schnell die Thüre des letzteren und ein Mann von kräftigem Aussehen, broncefarbenem Teint, mit energischen Zügen und gewaltigem Schnurrbart trat ein und setzte sich sans façon dicht neben den ersten Cassier. — „Verzeihung," sagte er. „Ich habe im Vorzimmer Niemanden getroffen. Ihre Bureaudiener scheinen spät aufzustehen. Ich habe Niemanden gefunden, der mich anmelden konnte. Welche Formalität habe ich zu erfüllen, um eine Kiste mit Silbergeräth bei der Bank zu deponiren? Ich will nämlich verreisen." Herr Soleil begann dem Fremden die gewünschte Auskunft zu geben, und bemerkte dabei, wie die Blicke desselben ziemlich zerstreut durch das Zimmer schweiften und endlich mit einem, wie es ihm schien, eigenthümlichen Ausdruck auf dem großen eisernen Schrank hafteten der in die Wand eingefügt war. — „Aha," rief der Fremde, „das ist gewiß der Geldschrank, in welchem die 60 Millionen enthalten sind, die Sie, wie man sagt jeden Morgen an Ihre sechs Ober-Cassiere vertheilen! Hören Sie mal, ich finde, daß Sie die Sache ziemlich leicht nehmen. Sie sind allein — kein Diener in der Nähe. Wenn nun Jemand kommt, wie ich, der angibt, er wolle Werthsachen deponiren, und der einen Dolch bei sich führt — Sie verstehen mich! Er gibt Ihnen einen Stoß, nimmt den Schlüssel zum Schrank, den Sie gewiß da in der rechten Tasche Ihrer Weste haben, und nimmt Ihnen zwei, drei Millionen — wie dann?" Herr Soleil lächelte. „Es ist keine so große Gefahr dabei," sagte er. „Wer das thun wollte, müßte doch hoffen, seinen Vorsatz auszuführen und auch ungestraft bleiben zu können. Nun sehen Sie hier den Knopf in der Mauer. Sobald ich darauf drücke — und das thue ich, wenn ich auch zu Tode getroffen wäre — sind alle Diener durch das Alarmsignal benachrichtigt und der Mörder und Räuber wird gefaßt." — „Hm, das hängt doch von der Geschicklichkeit des Verbrechers ab," sagte der Fremde. »Ich habe in Kabylien und anderswo Leute gesehen, die einen Menschen mit einem einzigen Dolchstoße so trafen, daß er bewegungs- und lautlos niedersank." Dabei funkelte sein Auge in eigenthümlichen Glanze. Herr Soleil verließ ihn mit keinem Blick. — »Nun," erwiderte er, „in den meisten Fällen verliert der Räuber seine Ruhe, wenn er Blut fließen sieht." — „Das wüßte ich nicht," entgegnete der Fremde. „Ich kenne Leute genug, die an den Anblick von Blut gewöhnt sind und vor einem röchelnden Opfer ganz kalt bleiben. Ich kann davon mitreden." — „Sie mein Herr?" rief Soleil ein wenig lebhafter. „Ja wohl, ich," sagte der Fremde. — „Nun," versetzte Herr Soleil gleichmüthig, „was liegt am Ende daran, wenn der Cassier stirbt, vorausgesetzt, daß die Casse nicht beraubt wird. Der Schrank ist nicht so einfach zu öffnen, man muß den Kunstgriff kennen. Nur ich allein," er zog den Schlüssel aus der rechten Westentasche, „bin im Stande, das Schloß zu öffnen." — „Und wenn man einen Moment wählt, in dem der Schrank offen steht?« fragte der Fremde. „Doch — kehren wir zu meiner Angelegenheit zurück!" Er ließ sich nochmals genau angeben, welche Förmlichkeiten er bei der Deponirung seiner Silbersa-

chen zu erfüllen habe, und gab beim Abschied Herrn Soleil seine Karte. Mit einigem Erstaunen, aber auch mit einer gewissen Befriedigung las dieser die Worte: „Marschall Bosquet." Es war der Sieger von Inkerman, der ihm eine leichte Blutwallung verursacht hatte.

(Entführungsgeschichten) werden aus England berichtet. Numero eins spielt in einer kleinen Provinzstadt, woselbst eine von ihrem wahnsinnigen Manne getrennt lebende Frau sich mit einem Auktionator in Verbindung setzte, um mehrere Hauseffekten zu verkaufen. Der sechszehnjährige Sohn des Auktionators hatte die neunzehnjährige Strohwittwe in dieser Angelegenheit öfters zu besuchen. Eines schönen Morgens aber erhielt der Auktionator die Mittheilung, sein hoffnungsvoller Sohn habe sich von der interessanten Kundschaft ansteigern lassen und mit dieser den Weg über das große Wasser angetreten. Die Glücklichen waren indeß erst in Liverpool angelangt, und es gelang, den 16jährigen Entführer unter die väterliche Obhut zurückzubringen. — In dem zweiten Falle war der Bund der Herzen bereits geschlossen, als die Verwandten der jungen Dame, der einzigen Tochter reicher Eltern in Blackpool, auf die Spur kamen, und sie sahen sich genöthigt, den ehemaligen Stallknecht — denn mit diesem war das Dämchen vor den Altar getreten — in ihre schwiegerelterlichen Arme aufzunehmen. — Das dritte Histörchen spielt in Glasgow. Mr. B., ein Kaufmann, wurde Wittwer. Sowohl seinetwegen als auch um seines minderjährigen Töchterchens willen führte er nach Jahresfrist eine neue Herrin in seinen Haushalt ein. Die Jahre schwanden; die Tochter Annie wuchs zur blühenden Jungfrau heran und tauschte mit einem Kaufmannsreisenden den Ring. Als der glückliche Gatte noch vor Ablauf der Flitterwochen von einer Geschäftsreise heimkam, fand er, daß sein Weibchen mit einem früher abgewiesenen Anbeter eine Spazierfahrt nach Amerika angetreten habe. Die Schwiegereltern aber nahmen ihn unter das eigene Dach und machten ihn zum Theilhaber des nicht unbedeutenden Geschäftes, welchem er mit solchem Eifer vorstand, daß der Schwiegervater sich berechtigt fühlte, eine Reise nach dem Kontinente anzutreten. Einige Tage darauf machte der Kompagnon die sämmtlichen Gelder flüssig und reiste in Gesellschaft seiner Schwiegermama, die nebenbei bemerkt, einige zwanzig Jahre älter war als er, gleichfalls nach Amerika ab, durch welche Nachricht die Vergnügungsreise des Gatten und Schwiegervaters freilich eine höchst baldige und unangenehme Unterbrechung erlitten hat.

(Ein verlassenes Kind.) Es sind nun einige dreißig Jahre her, da wurde in Coblenz von einer durchreisenden Schauspielerin ein Mädchen geboren. Die Mutter, da sie ohne alle Mittel war, es zu erhalten und vom Vater dasselbe im Stiche gelassen worden war, vertraute es einem armen Ehepaare an, das, kinderlos, sich aus Erbarmen des armen Säuglings vorläufig anzunehmen versprach. Die Mutter dankte unter Thränen und reiste mit ihrer Gesellschaft weiter, wohin sie Amt und Pflicht rief. Sie hatte versprochen, sich öfter nach dem Kinde zu erkundigen und, wenn es zu ermöglichen wäre, es ab und zu einmal zu besuchen. Allein keine Nachfrage geschah nach dem zurückgelassenen Sprößling und auch über die Mutter konnte man nirgends etwas erfahren. Die Armendeputation der Stadt sah sich schließlich gezwungen, des Kindes sich anzunehmen; es wurde im Waisenhause erzogen, gedieh und wuchs heran, trat dann in Gesindedienst, hielt sich brav und heirathete schließlich einen Unterofficier, der in Folge der Liebschaft seinen Abschied nahm und sich und seine Familie im bürgerlichen Leben redlich, wenn auch kümmerlich ernährte. Dies ging so fort. Da geschah von amtlicher Seite aus Berlin nach jenem in den mittleren dreißiger Jahren geborenen Kinde in Coblenz Nachfrage. Man fand das betreffende sehr bald heraus und die Frau des ehemaligen Unterofficiers ward aufs Kreisgericht beschieden. Hier überraschte sie die Eröffnung, daß ihre in sehr günstigen Verhältnissen in Berlin lebende Großmutter sich nach ihr erkundige, sie liege im Sterben und wünsche die Enkelin zu sehen. Die Frau macht sich sofort auf die Reise, kommt nach der Residenz, findet auch das Haus der Großmutter; allein die Letztere ist nicht mehr unter den Lebenden, vor einigen Stunden ist sie gestorben, nachdem sie zuvor ihre Enkelin zur alleinigen Erbin ihres ganzen Vermögens von beiläufig 200,000 Thalern eingesetzt hat.

(Nur immer kaltblütig.) In Indianapolis wurde einem Manne, während er nicht zu Hause war, ein Kind geboren. Nachbarinnen machten sich, mit Beistimmung der Wöchnerin natürlich, den Spaß, zwei Säuglinge aus andern Familien herbeizuholen und neben den zuletzt angelangten zu legen. Als der Papa nach Hause kam und die Drillinge sah, beherrschte er seine Ueberraschung und fragte seine Frau ganz ruhig: „Sind das die Babies alle?"

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 26. Mittwoch den 30. März. 1870.

Des Jägers Klage.

Das Mühlrad brauset das Wasser zerstiebt
Zu eitel Blasen und Schaum;
Dich, schöne Müllerin hab ich geliebt,
Das war ein seliger Traum.

Nun kehr ich zurück in den wilden Hag
Zu meinen Hirschen und Rehn;
Nun will ich wieder den ganzen Tag
Den Wald mit der Büchse durchspähn.

Doch sieht durch der Wipfel webende Nacht
Der Mond mit silbernem Schein,
Da blas ich auf meinem Waldhorn sacht,
Und denke im Herzen Dein.

Bald kommt auch die stille, die stille Zeit,
Da schlaf ich im grünen Revier;
Der Wald nur rauschet noch weit und breit,
Und Niemand fraget nach mir.

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

„Der Stadtrath ist davon eben kein Exempel,“ erwiderte die erste Sprecherin. „Ich bleibe dabei; eine ältere Frau thut nicht gut, macht den Mann vorzeitig alt. Biebig ergraut ja schon.“

„Ja, warum hält er sich nicht an was Jüngeres, Hübscheres. So ein Mann . . .“

„Da käm er bei seiner Alten schön an!“ mischte sich ein Handwerker in's Gespräch, „Sie ist so wie so fürchterlich eifersüchtig, wo sie keine Ursachen hat, und hübsche Frauenzimmer brauchten um seinetwillen gar nicht auf der Welt zu sein, weil er sich nicht um sie kümmert.“

„Je nun — stille Wasser haben die tiefsten Gründe,“ warf ein Anderer offenbar aus bloßer Widerspruchslust hin.

Er erregte damit lauten Unwillen.

Nur eine Waschfrau, die mit ihrem Korbe stehen geblieben war, räusperte sich bedeutungsvoll: „Hm ich sage nichts — Gott behüte, lieber wollte ich mir die Zunge abbeißen, als gegen den guten Herrn Stadtrath etwas aufbringen. Aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sonst kommt er wirklich. Und die Frau Stadträthin war immer ohne allen Grund so närrisch eifersüchtig, daß es kein Wunder wäre, gäbe er ihr einmal wirklich Ursache dazu. Ich weiß das, wasche ja im Hause. Sogar mit dem armen Dinge da drinnen, die nun vor's Gericht und dann unter's Beil kommt, soll er's gehalten haben.“

Die verschiedensten Ausrufe der Verwunderung, der Entrüstung oder Schadenfreude wurden laut.

„Natürlich ist kein Wörtchen Wahres daran,“ fuhr Jene fort. „So kurz ihn die Stadträthin auch mit dem Gelde hält, so viel hätte er ihr schon ausführen können, daß der arme Wurm, die Hulda Ginter, mit ihrem Liebsten nach Amerika gehen konnte. Sie hätte dann wahrhaftig nicht den schrecklichen Einfall gehabt — es ja nicht gebraucht.“

Das leuchtete Allen ein. Die Eifersucht ist indeß eine so blinde Leidenschaft, daß ihr eben nichts einleuchtet, wenigstens nicht etwas Selbstverständliches.

„Na, wenn der Stadtrath nun selbst das Schuldig über die Hulda Ginter spricht, muß seine Frau wohl beruhigt sein,“ meinte der Handwerker. „'s ist doch ein kurioses Ding, ich möchte nicht so ein Geschworener sein. Könnte es mein Lebtag nicht verwinden, daß ich mitgethan, einen armen Sünder oder gar eine arme und so hübsche Sünderin auf den Block zu bringen.“

„So — Ihretwegen blieben also hübsche Mörderinnen ungestraft!“ rief die junge Frau entrüstet.

„Der Stadtrath hatte auch wenig Lust zu dem Amte,“ warf der junge Mann dazwischen. „Ein Kind konnte ihm das ansehen.“

So wenig auch sonst an dem Gerede der Leute zu sein pflegt — was den letzten Punkt betraf, war es nicht müßig. Die Begleiterin der Stadträthin hatte seine Abneigung gegen diesen Gang auch wahrgenommen. Oder verstimmte es ihn, daß seine Frau der düsteren Verhand-

lung, so angeregt, wie einem interessanten Schauspiel, entgegenging? Für einen humanen Mann, der sich nur mit schwerem Herzen der Pflicht unterzieht, einem solchen Prozeß beizuwohnen, gar eine Rolle darin zu spielen, mag es geradezu widerwärtig sein, daß eine Frau — seine Frau — den Gerichtssaal wie ihre Theaterloge betritt. Oder war er ein Gegner der Todesstrafe überhaupt und empfand daher doppelt drückend die staatsbürgerliche Pflicht, bei einem solchen Urtheil mitzuwirken? Schweigend geleitete er die Damen bis zu dem Eingang in den Zuschauerraum, wollte sie wohl nicht früher verlassen, bis er sie gut placirt sah. Plötzlich fuhr er jedoch zusammen, und zwar bei einer Aeußerung des thürhütenden Beamten.

„Jetzt ist drinnen ja doch noch nichts Besonderes," suchte dieser Diejenigen, welche keinen Einlaß fanden, zu trösten. „Die Hauptsache kommt erst in der zwölften Stunde."

„In der zwölften Stunde!" entfuhr es dem Stadtrath unwillkürlich in nicht zu bewältigender Erregung.

Die großen hellen Augen seiner Frau richteten sich starr und durchbohrend auf ihn. „Was ist's mit der zwölften Stunde?" fragte sie argwöhnisch und zögerte, die Schwelle zu überschreiten.

Der Gerichtsdiener hielt ehrfurchtsvoll die Thür offen. Da Jener schwieg, versetzte er zuvorkommend: „Der Herr Stadtrath denken wohl daran, wie sonderbar die Vergeltung eintritt — der Mord geschah ja gerade in der zwölften Stunde."

„Am hellen Mittag?" rief die Freundin der Stadträthin. Erst gestern vom Lande angelangt, kannte sie die Einzelheiten des Verbrechens nicht.

„Bewahre — Nachts, vor Mitternacht," war die Antwort.

Der Stadtrath empfahl sich unter dem Vorwande, es sei schon spät, sehr schnell, fast unartig kurz. Die Fremde blickte überrascht auf seine Frau — diese zuckte seufzend die Achseln und ihre Lippen bebten fieberisch. Sie folgten einem Gensd'arm, der ihnen durch den gedrängt vollen Raum Bahn brach bis zur ersten Stuhlreihe, wo man Plätze für sie reservirt hatte. Die Anwesenden grüßten zuvorkommend. Viebigs gehörten zu den geachtetsten, mithin achtbarsten Familien der Provinzialstadt.

Es war in der That spät, fast zehn Uhr, und die Ungeduld des schon lange harrenden Publikums ward laut. Die Damen hatten kaum noch Zeit, sich ein wenig zu orientiren. Die Anwälte saßen schon auf ihren Plätzen und blätterten in Papieren, während der Protokollführer so eifrig harte Stahlfedern probirte, daß ein feines Gehör in der plötzlich entstehenden Stille das Gekritzel vernahm.

Es war ein langes, nicht allzu hohes Gemach, durch fünf Fenster erhellt, die eine kleinere Seite durch eine Barrière für die Zuschauer abgegrenzt und mit Rohrsitzen versehen. Ziemlich nahe an der Wand, gegenüber einer Thür, stand ein langer, mit grünem Tuch überzogener Tisch. Der Protokollführer saß am unteren Ende desselben, ihm gegenüber der öffentliche Ankläger. In der Nähe des Letzteren befand sich der Vertheidiger. Die beiden Längenseiten des Saales nahmen hölzerne, nach Art der Kirchenstühle, abgeschlossene Doppelbänke ein, die unter den Fenstern für die Geschworenen, die anderen für die Angeklagten bestimmt. Mehrere Dutzend Stühle, an der Schranke sowohl, wie vor den Bänken aufgestellt, und einige kleine Tische vervollständigten das Ameublement. Auf der Gerichtstafel befand sich, nebst der Glocke für den Präsidenten, Schreibgeräth und Papier, ein Crucifix, und ein Gerichtsbote, mit dem blinkenden Schilde auf der Brust, brachte eben die Urne, aus welcher die Namen der Geschworenen gezogen werden. Nichts unterbrach die Eintönigkeit der gelblich tapezirten Wände, als eine Uhr über der Anklagebank, und ein Bildniß des Königs über dem Stuhl des präsidirenden Richters.

Die augenblickliche Stille ward durch viele Fußtritte und Stimmgewirr unterbrochen. Mehr als dreißig Männer erschienen, Beamte, Kaufleute, Gutsbesitzer und Handwerker, eben so verschiedenen Alters und Aussehens, wie Standes. Sie plauderten unter einander und ihre Augen schweiften musternd in dem Kreise umher oder auch nach dem Publikum hinüber. Fanden sich hier Bekannte, so wurden sie durch Kopf- und Handbewegungen gegrüßt.

Die Gefährtin der Stadträthin fühlte, daß die Gestalt der Letzteren ein Zittern durchlief. „Wir hätten lieber nicht hierher gehen sollen," sagte sie, in der Meinung, die nervöse Frau werde überwältigt von dem Ort und dem Gedanken an die Folgenschwere der nächsten Stunden. Handelte es sich doch für zwei junge Menschen um Leben und Tod. Die Vorstellung, daß die Entscheidung darüber von diesen so gemüthlich oder gleichgiltig, oder gar — wegen der Zeitversäumniß — verdrießlich dreinschauenden Männern abhängen solle, berührte sie peinlich. Hätte ihr Gatte sich unter denselben, befunden so würde sie auch gezittert haben.

Aber die Stadträthin erbebte nicht darum. „Wie eilig er es hatte und doch — nicht da!" murmelte sie. Ihr Auge, blitzartig die Eintretenden überfliegend, hatte sogleich gewahrt, was der Anderen entgangen. Ihr Gatte war nicht mit den Uebrigen gekommen. „Ich glaube, er

ist fähig, nach Hause zu fahren, sich noch jetzt, in der letzten Minute, krank zu stellen," sprach die Dame erregt weiter. „Aber das sollte er wagen —" Das Rücken der Stühle verschlang den offenbar drohenden Nachsatz.

„Mein Gott, ich begreife nicht —"

„Haha, das glaube ich!" lachte Jene leise, doch krampfhaft. Auf ihren eingefallenen, schon faltig werdenden Wangen brannten rothe Flecke, die Stirn furchte sich noch tiefer, als sonst und die hellen Augen funkelten raubthierartig. „Wer begreift denn auch, was ich leide! — Ah, sein Glück!" Der letzte Ausruf galt ihrem Gatten, der mit einigen anderen Nachzüglern erschien. Ein tiefer Athemzug deutete an, daß eine ungeheure Last von ihrer Brust falle — ihr Gesicht klärte sich sonnig auf. Doch nur, um sich sogleich wieder zu verdüstern.

Der Stadtrath schaute nicht zu ihr herüber, legte vielmehr mechanisch seine Rechte in die Hände, die sich ihm zur Bewillkommnung entgegenstreckten. Bereitwillig wollte man hier und da zurücken, um ihm Platz zu machen, er lehnte es jedoch durch ein Kopfschütteln ab und setzte sich an die Barriere, zwischen einen Bauerngutsbesitzer und einen Fleischermeister; beide fühlten sich durch diese Ehre sehr geschmeichelt und beeiferten sich, sie möglichst anzuerkennen durch Anknüpfung eines Gespräches über den vorliegenden Fall, wie durch vertrauliche Eröffnungen darüber, daß es recht ärgerlich sei, wegen eines nichtsnutzigen Frauenzimmers die jetzt so dringenden Feldarbeiten auf ein oder gar zwei Tage versäumen zu müssen.

„Zwei Tage? Nicht doch," beruhigte der Fleischer den Bauern. „Das Blut der armen Alten rauchte ja noch, als ihr Bruder dazu kam und die Mörderin festhielt. Sie soll leugnen, aber das hilft ihr Alles nichts — wir thun's heute mit Bequemlichkeit ab."

Der Landmann fand das sehr tröstlich, während sein Nachbar an der anderen Seite, ein dicker Rentier, den Wunsch aussprach sein Name möge in der Urne bleiben. Er habe zwar schon einige Mal als Geschworener fungirt, aber über ein so junges Frauenzimmer das Schuldig sprechen, damit den Stab über sie brechen helfen, das sei ein ander Ding, als handle es sich um einen verstockten abgefeimten Verbrecher. Und doch sei hier das Nichtschuldig, nach jedes redlichen Mannes Gewissen, unmöglich. „Natürlich wird sie weinen, und das kann ich nicht aushalten," schloß er laut. „Ich kann einmal Weiberthränen nicht sehen, ohne daß ich nachgebe."

„Hier werden es Krokodilthränen sein," flüsterte die Stadträthin wahrhaft giftig.

Das Publikum in den vorderen Reihen lauschte mit Antheil auf die Unterhaltung derer, die ausersehen waren, das Verdict zu fällen. Ein Spaßvogel warf die Bemerkung hin, bei weiblichen Angeklagten sollten Frauen das Urtheil sprechen, da würde gewiß Keine nichtschuldig erfunden, zumal wenn sie hübsch sei. Es rief theils schadenfrohes Gelächter, theils ein Gemurmel der Entrüstung hervor. Das Publikum war doch, trotz der Strenge gegen die nicht mit Eintrittskarten Versehenen, sehr gemischt. Selbst in den vorderen Zuschauerreihen befanden sich sehr verdächtig aussehende Individuen, Leute jener Art, die bei keiner öffentlichen Gerichtsverhandlung fehlen und eine auffallende Aehnlichkeit mit den Strolchen zu haben pflegen, die meist die Anklagebank einnehmen.

Die Stadträthin Viebig, so wählerisch sonst in ihrer Gesellschaft, so sehr jede nicht unumgängliche Berührung mit dem „Plebs" scheuend, hatte heute keinen Sinn für die Umgebung. Ihr Blick hing unverwandt an ihrem Mann, der gleichfalls nicht auf das zu achten schien, was neben, unter, hinter ihm gesprochen wurde. Er hatte sich halb abgewendet, so daß sein Antlitz den schräg hinter ihm Sitzenden völlig unsichtbar blieb. Aus der von raschem, ungleichem Athmen zeugenden Bewegung seiner Schultern ließ sich jedoch auf heftige innere Erregung schließen.

„Ich," hatte ein junger Geschäftsmann jenseits der Schranken inzwischen in gedämpftem Tone erklärt, „ich sage auf alle Fälle: Nichtschuldig!"

„Auch hier?" — staunte der Bauerngutsbesitzer.

„Immer — aus Prinzip! Ein armer Sünder, dem ich zum Schaffot verholfen, würde mir allnächtlich, in Schlaf und Wachen, vorstehen. Weiß man denn auch, was in der Seele des Unglücklichen im Moment der That vorging? Es gibt im Menschenleben Augenblicke, in denen man sich selber nicht begreift, wie man unter dem Einfluß eines bösen Dämons stand." Der Referendar, der beim Assessorexamen durchgefallen war und sich jetzt literarisch beschäftigte, zog seinen vor der Geschworenenbank befindlichen Stuhl näher heran. „Sind übrigens wir, allzumal schwach, vielleicht nur durch ein günstiges Geschick vor der Gelegenheit zu einem Verbrechen, d. h. vor dem Verbrechen, selbst bewahrt, sind wir, frage ich, berechtigt, über Schuldig oder Nichtschuldig zu urtheilen? Gebt jedem Einzelnen eine vernünftige Erziehung, bannt die Noth aus dem Makrokosmos, und aus dem Mikrokosmos die Leidenschaft, und dann, Ihr weisen Richter, Ihr Daniel und Salomon's —" In seiner Herzensergießung unterbrach ihn lei-

ses Murren mehrerer Umsitzender, diesseits und jenseits der Barrière. „Der Herr Stadtrath ist, das lese ich in seinen edlen Zügen, ganz meiner Meinung," fügte er hinzu, das Achselzucken, welches die geistige Stumpfheit und moralische Dumpfheit der „Masse" ihm abnöthigte, nur innerlich executirend.

Der Stadtrath ward der ihm keinesfall angenehmen Beantwortung des an ihn gerichteten Appells enthoben. Es schlug zehn Uhr, und mit dem ersten Glockenschlage öffnete sich die gegenüber befindliche Thür, nur die fünf Richter einzulassen.

„Wie man sich in den Menschen täuschen kann!" zischelte die Stadträthin. „Der alberne Philantrop hat vorige Woche die letzte Tasse Thee bei uns getrunken."

„Jedenfalls wäre Dein Mann froh, zöge man seinen Namen nicht," bemerkte die Gutsbesitzerin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Namensvettern.) Der Vater des großen Componisten und späteren preußischen General-Musikdirektors G. Meyerbeer führte bekanntlich den Namen Beer und war Bankier in Berlin, dabei ein sehr reicher Mann, der aber zugleich den Werth und die Nothwendigkeit der Bildung sehr wohl zu schätzen wußte und deßhalb seinen Kindern eine ausgezeichnete Erziehung geben ließ. So wurden dieselben u. A. auch privatim im Hause des Vaters von dem berühmten Astronomen M. unterrichtet. Als derselbe ihnen einmal auf der Sternkarte die bedeutendsten Sternbilder erklärte, ging der alte Beer gerade durch das Zimmer und hörte, wie der Proffessor M. zu den Kindern sagte: „Das ist der große Bär," indem er dabei auf das Siebengestirn der Karte wies. Der alte Banquier aber bezog diese Aeußerung auf sich, blieb stehen und sagte zu dem Lehrer: „Herr Professor, machen Sie die Kinder nicht stolz."

(Für Briefsteller.) Neulich suchte ein Geschäftsmann durch eine Annonce in der Zeitung einen Schraubenstock zu kaufen. Es liefen darauf massenhafte Offerten ein und unter diesen befand sich auch folgendes monströse Schriftstück, welches vielleicht für die deutsche Sprachforschung ein interessantes Problem abgeben könnte; „Herrn N. N. hier. Da Sie ein schon jebraugt schraubeschbock kaufe wolle, ich Ihne swarkein nachweise kann, aber trauf reflickbüre, wennse mal ein kaufen ich Ihn vieleich zehause fahren due, weil ich nur rasch kuntschafft sugen du, oder wennse sonsten waß zefahren hädde, wo ich mir empfehle mit möbbel Wagn oder Arbets-Wachen aug hab ine schene schä ße zum spatzirfahrn oder zekintaufen wie zor Leichenbeehrdigungkßgans gehorsamst. Carl Gottlob Robert Maier.

(Sonst und Jetzt. Die Fälschung unserer nothwendigsten Nahrungsmittel wird heut zu Tage mit einer Offenheit betrieben, die einer besseren Sache würdig wäre. In Frankreich, England und Amerika giebt es sogar Fabriken, die Hunderte von Arbeitern damit beschäftigen, unechten Thee und Pfeffer zu fabriciren u. s. w. Liest man von diesen Auswüchsen moderner Industrie, dann möchte man allerdings die sogenannte „gute alte Zeit" wieder zurückwünschen. Damals stand es in diesem Punkte doch anders mit der Handelswelt. Man höre z. B. folgende Thatsache, welche der Chronik Dresdens angehört. Daselbst wurde im Jahre 1543 „am Montage nach Nikolai," eine Tonne voll Heringe, die eine Dresdener Handelsfrau aus Berlin verschrieben hatte, von der Krämerinnung aber nicht als richtiges Kaufmannsgut befunden worden war, dem Verkäufer zu Schimpf und Schande an den Pranger gestellt, alsdann dem Scharfrichter öffentlich übergeben und durch dessen Knecht von der Brücke herab in die Elbe geworfen. —

(Epheu als gutes Mittel gegen feuchte Wände.) Gegen feuchte Wände giebt es ein eben so einfaches als sicheres Mittel, nämlich dieselben von außen möglichst dicht mit Epheu zu bepflanzen. Das senkrecht gestellte Laub des Epheu hält den Schlagregen von den Wänden ab und alle Feuchtigkeit, welche die Wand vom Fundament oder von der Luft bekommt, wird von den Epheupflanzen absorbirt und hierdurch schnell verdunstet.

(Ein Autograph) Abraham Lincolns ward auf einer neulichen Auction in Newyork mit 3 Dollar, eines von General Grant mit 50 Cents bezahlt.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 27. Samstag den 2. April. 1870.

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ob er froh wäre!" Sie zerknitterte ihr Taschentuch. „Hat er nicht erst verreisen, dann sich mit Geschäften überhäuft, zuletzt gar krank melden wollen? Aber ich bestand darauf — es wäre sonst zu einem Eclat gekommen. Er kennt mich in der Hinsicht."

„Nun, ich finde, daß er wirklich angegriffen aussieht. Und dabei ist sein Wesen, so viel ich beobachten konnte, so seltsam und reizbar, wie bei einer hysterischen Frau, nicht wie bei einem gesunden, vernünftigen Mann. Du solltest, dünkt mich, mehr Rücksicht auf ihn —"

„Ich mehr Rücksicht auf ihn nehmen?" wiederholte sie lauter, als es bei den vielen aufmerksamen Ohren ringsum rathsam schien. „Nimmt er etwa Rücksicht auf mich? Nur die allergeringste? Da setzt er sich nun sogar so, daß ich ihm nicht in's Gesicht sehen kann. Warum? Weil er vor mir nicht die Augen aufzuschlagen wagt — der Verräther!"

„Aber liebe Auguste," wollte die Andere, sehr betreten, die leidenschaftlich Erregte beschwichtigen.

Diese kam indeß dem, was sie sagen wollte, zuvor. „Konnte er sich nicht wenigstens umsehen? Ja, er muß sogar unsere Stimmen erkennen, aber kehrt er sich nur einen Augenblick um? O, es hat auch wohl noch einen andern Grund, daß er gerade hier, nicht etwa unter der Anklagebank Platz nahm, wie andere ehrbare Männer! Nun, ich werde ihm dies Wiedersehen —"

Ein Geräusch übertönte wieder ihre Worte, es rührte von dem Aufstehen der hinten Sitzenden her, wie von den Lauten der Ueberraschung, die Viele nicht zurückzuhalten vermochten. Die Thür neben der Anklagebank war aufgegangen, die Mörderin trat ein.

Aller Augen wendeten sich ihr zu, nur zwei Paar ausgenommen.

Die Stadträthin beugte sich vor und stieß durch die Zwischenräume der Barrière ihren Gatten mit der Spitze des Sonneschirms so energisch in die Seite, daß er sich umdrehen mußte.

Er war so bleich, daß der bläuliche Schatten am Kinn fast unheimlich scharf hervortrat.

Ihre Augen bohrten sich gleichsam in die seinigen.

Finster runzelte er die Stirn, die seit kurzer Zeit viele Furchen bekommen hatte, und wandte sich ab.

II.

Nie war das Sprichwort, das Aeußere sei der Spiegel des Innern, eine größere Lüge als bei dem jungen Mädchen, das in den Gerichtssaal trat. Die Züge waren nicht regelmäßig, allein sehr hübsch; das zierliche Näschen sah aus, als habe es von vielem neckischen Rümpfen seine etwas zurückweichende, unklassische, doch allerliebste Richtung erhalten. Die dunkelbraunen Augen schienen eher dazu bestimmt, Männerherzen in Brand zu setzen, als blutdürstig eine zum Schlachtopfer auserseheue alte Jungfer zu fixiren; Mordgedanken schienen das allerletzte zu sein, was diese klare Stirne bergen konnte. Die Haft hatte die blühende Gesichtsfarbe anscheinend nicht im Mindesten gebleicht, die Wangen zeigten noch ihre sonstige jugendliche Rundung. Das dunkelbraune Haar, das die auf sie Eifersüchtigen stets für falsch erklärt hatten, war durch die moderne Haartracht zu seiner üppigen Fülle entfaltet worden. Leider! Die Frisur war so tadellos, als sei sie zu einem Ball, nicht zur Verurtheilung gemacht. Die kaum mittelgroße Gestalt zeigte das reizendste Ebenmaß und die Kleidung schien eigens dazu vorhanden, dasselbe hervorzuheben. Stoff, Schnitt und Garnirung war eben so elegant, wie geschmackvoll und unpassend für die Verhältnisse des ehemaligen Ladenmädchens in einer Provinzialstadt im Allgemeinen, wie heute im Besondern. Selbst der Jetschmuck war nicht vergessen worden, und es ließ sich nicht leugnen, daß die Kette den runden weißen Hals, das Ohrgehänge, das zierliche Ohrläppchen sehr vortheilhaft hervorhoben. Ein Blick genügte, um zu begreifen, daß die Männer sie allgemein „reizend" gefunden hatten. Aber ihr ganzes

Auftreten jetzt mußte selbst die wenigen Bewunderer, die ihr etwa treu geblieben waren, gegen sie einnehmen.

Sie war vollkommen unbefangen, oder vielmehr so unbefangen, wie die Schauspielerin auf der Bühne. Es lag überhaupt in ihrem Wesen jene Mischung von Naivetät und Absicht, von Natürlichkeit und Ziererei, kurz jene Koketterie, die fast unwiderstehlich ist, und für ältere Männer noch unwiderstehlicher, als für junge, unerfahrene. Nur ist eben, wie gesagt, die Anklagebank kein passender Ort, liebenswürdig zu erscheinen, eine kokette Toilette zu machen. Und wäre es noch eine Tödtung aus Eifersucht oder Rache gewesen, — aber ein gewöhnlicher Raubmord! Die Empfindung, womit die meisten Anwesenden sie betrachteten, glich dem Gefühle beim Anblick eines giftigen Reptils, dessen Schönheit den Abscheu nicht mindert, das nur darum mit einer Art Wohlgefallen in Augenschein genommen wird, weil das Bewußtsein, vor demselben sicher zu sein, so wohlthut.

Anmuthig und doch mit einer Beimischung theatralischen Anstandes verneigte sie sich beim Eintritte. Es fehlte nicht viel, so hätte ein Theil des Publikums, wie bei der Erscheinung einer mißliebigen Schauspielerin auf der Bühne, gezischt. Die Ueberraschung ließ es nicht dazu kommen, die Ueberraschung über eine so grenzenlose Frechheit und Verstocktheit der noch so jugendlichen Verbrecherin. Verrieth wohl ein Zug, eine Miene nur die geringste Reue über ihre That? Die Augen blickten so klar, als seien ihnen schlaflose Nächte etwas ganz Unbekanntes. Gewiß war nie das blutige Bild ihres armen Schlachtopfers vor ihnen aufgetaucht, — etwas, wovon doch selbst die hartgesottenen Sünder in der Einsamkeit der Gefangenzelle heimgesucht werden. Freundlich, wie einst den Kunden der von ihr Getödteten, nickte sie dem Beamten zu, der sie auf die Anklagebank hinwies. Diese war nicht auf Damen mit Crinolinen eingerichtet, — sie balancirte sich jedoch geschickt hinein, und mit mehr Grazie, als die meisten Andächtigen in die Kirchenstühle. Entweder war dieses junge Mädchen ein moralisches Ungeheuer oder ein psychologisches Problem.

Den erwartungsvollen, gespannt suchenden Blick der glänzenden Augen gewahrten die Zuschauer nicht — sie war ihnen ja abgewandt. Als sie dann Platz genommen und ihre Kleidfalten sorgsam geordnet hatte, öffnete sie den Mund zu einer Frage an den Gerichtsdiener. Aber sie besann sich wieder, schaute mit gleichgiltiger Unbefangenheit im Saal umher, und dann nach der Thür zurück, durch welche sie hereingeführt worden. Das Rosenroth ihrer Wangen erhöhte sich nun plötzlich. Kam es ihr zum Bewußtsein, daß und warum sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit sei, und vermochte sie darüber wirklich mit mädchenhafter Verschämtheit zu erröthen? Oder hatte sie irgend Jemand wahrgenommen, dessen Anblick ihr Blut in Wallung brachte? Die Stadträthin Biebig wollte es dies letztere bedünken.

Ueber dem Anstarren der Angeklagten hatten Alle die abermalige Oeffnung der Thür, die Ankunft ihres Mitschuldigen, übersehen. Er war noch sehr jung, von zugleich unreifem und verfallenem Aussehen. Sonst mochte er allerdings etwas hübscher gewesen sein, als heute, konnte sich aber durch Schönheit nie ausgezeichnet haben.

Der ästhetisch gebildete Theil des Publikums begriff nicht, was dem trotz alledem hübschen Mädchen an ihm gefallen habe und war sofort überzeugt, von ihrer Seite sei bei dem Verhältniß keine Liebe im Spiel. Es schien die Reue, Angst und Scham, deren seine Angebetete unfähig, sie von ihm für dieselbe gleich mitempfunden worden; sein bartloses, blasses, entstelltes Gesicht verrieth nur allzu deutlich, daß er während der Haft die Beute der furchtbarsten Seelenpein gewesen. Auch zu seinem öffentlichen Auftreten, zu dem sie ihrem Aeußern so viel Sorgfalt gewidmet, hatte er sichtlich wenig Sinn für Aeußerlichkeiten gehabt. Der Anzug war vernachlässigt, das dunkle, etwas struppige Haar verwildert. Die heftige Aufregung beherrschte in offenbar. Er stürzte fast in die Bank hinein, auf Hulda Ginter zu und streckte ihr beide Hände hin.

Sie hatte sich unwillkürlich erhoben und machte eine Bewegung ihm entgegen. Dann aber warf sie einen raschen, scheuen Blick umher und legte die weißen Finger auf den Mund.

Der Gerichtsdiener hatte nicht erst nöthig, ihm zu bedeuten, daß die Angeklagten nicht mit einander sprechen dürften. Ihre Selbstbeherrschung dämpfte augenblicklich seine Leidenschaftlichkeit — mit einem tiefen Athemzuge sank er neben ihr auf die Bank. Die ganze Umgebung schien für ihn nicht vorhanden zu sei, unverwandt hingen seine dunkeln, tief eingesunkenen Augen an ihrem Gesicht.

Auf diesem machte sich eine Regung des Schreckens, der Bestürzung bemerkbar. Sie ging indeß sehr schnell vorüber, durch ein leichtes Kopfschütteln gleichsam verscheucht. Ein Lächeln umspielte die frischen Lippen. Ermuthigend sah sie ihn an, hob dann, halb drohend und halb scherzend, den Finger, zuckte kaum merklich die Achseln und schüttelte abermals den Kopf. Darauf lächelte sie wieder — nicht allein sorglos, sondern siegesgewiß triumphirend. Wie besorgt, die Fortsetzung dieser stummen Unterhaltung werde nicht geduldet werden, kehrte sie

nun die leuchtenden Augen von ihm ab und besah ihre Nägel mit so großer Aufmerksamkeit, als entdeckte sie an ihnen etwas sehr Merkwürdiges.

Die Anwesenden hatten so aufmerksam ihr nur Sekunden währendes Geberdenspiel verfolgt, als handle es sich um eine Pantomime im Ballet.

Auch ohne Textbuch war es klar genug. Sie verwies ihm seine, das böse Gewissen verrathende Erregtheit, gebot ihm zu schweigen und, gleich ihr, unbekümmert drein zu schauen. Dann würde sich schon für sie ein Ausweg finden, wenigstens das Aergste abgewendet werden. Die vorzugsweise Gerechtigkeitliebenden waren unwillig. Frau Viebig gab dieser sittlichen Entrüstung Ausdruck, indem sie halb laut sagte:

„Wie kann man es dulden, daß die Verbrecher sich ungescheut öffentlich verständigen? Es ist das eine strafbare Langmuth gegen so unerhörte Frechheit."

Der Rentier wandte sich um. „Ach Frau Stadträthin, das Pärchen hat einander ja so lange nicht gesehen. Da kann man's ihm wahrhaftig gönnen, sich durch die Augensprache mitzutheilen, was es denkt. Lange wird die Freude ja ohnedies nicht währen."

Viele wunderten sich, daß die Neigung des jungen Menschen für die Mörderin nicht erloschen sei, gleichviel, ob er bei dem Morde betheiligt war oder nicht. Im letztern Falle mußte er sich mit Abscheu von ihr wenden, im erstern sie hassen als die Anstifterin der Unthat, als die Zerstörerin seines Glückes, seines Lebens. Freilich, Blut ist auch ein fester Kitt — kann es wenigstens sein. So wenig Mitleid das schamlose, verstockte Frauenzimmer einflößte — für ihn regte sich Bedauern in den meisten Herzen. Er war bethört, verführt von der Kokette — gar nicht zurechnungsfähig in seiner blinden Leidenschaft. Saß er jetzt nicht wie verzückt da? Den Kopf vorgebeugt, damit er ihr in's Gesicht sehen könne, existirte in diesem Augenblick offenbar für ihn weiter nichts auf der Welt, als eben dieses rosige Gesichtchen mit dem halb schalkhaften, halb schamhaften Lächeln. Es war, als wollte er den so schmerzlich entbehrten Anblick nachholen. Und je länger er ihn genoß, um so mehr glätteten sich seine Züge. Angst, Schmerz, Unruhe — Alles wich daraus. Die sorglose Zuversicht, welche sie nur affectiren konnte, spiegelte sich allmälich auf seinem Antlitz wieder. Da sie die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, begann auch er wieder zu hoffen.

Die Verhandlung hatte mittlerweil mit dem Aufruf der künftigen Geschworenen begonnen.

Als Viebig's Name verlesen wurde, erhob derselbe sich, zum Schrecken seiner Frau, trat vor in dem freien Raum, fast hinaus bis zum grünen Tisch.

„Ich weiß nicht, ob ich die erforderliche Unbefangenheit und Unparteilichkeit besitze!" sagte er hastig und kaum verständlich. „Die Eltern des Angeklagten wohnten einst in meinem väterlichen Hause. Seine Mutter sprach mich außerdem, beim Eintritt in diese Mauern, in so herzzerreißender Weise um Mitleid an, daß — daß —" Er mußte innehalten.

Hulda Ginter hatte rasch aufgeblickt. Etwas unsicher, als wisse sie nicht, ob es wünschenswerth sei, daß der Stadtrath sich unter den über ihr Geschick entscheidenden Gerichtsbeisitzern befinde. Oder hatte sie einen andern Grund zu diesem Aufschauen? Das rasche Senken der Augenwimpern deutete wenigstens darauf hin. Im nächsten Moment sah sie vorwurfsvoll und doch mit einem muthwilligen Lächeln ihren Mitschuldigen an. Dieser hatte nämlich finster die Braunen gerunzelt und einen zornigen Laut ausgestoßen. Doch beruhigte er sich sogleich. Sie hatte ihm, was freilich nur Wenige wahrnehmen konnten, die Hand gereicht.

Der Präsident des Gerichtshofes, Kreisgerichtsdirektor Kinast, sagte inzwischen:

„Es gibt wohl Wenige unter den zur Ehrenpflicht des unbescholtenen Staatsbürgers hierher Berufenen, die nicht, gleich Ihnen, von dem schweren Jammer der alten Frau Brügemann tief erschüttert sind, obgleich sie nicht durch dieselbe angeredet wurden. Ich vermag nicht zu glauben und anzuerkennen, Sie seien durch diesen Appell an Ihr Herz oder die aus einem Miethsverhältniß Ihrer verstorbenen Eltern erwachsene Bekanntschaft so beeinflußt, um die Ihnen innewohnende, schon oft rühmlich bewiesene Rechtscontinuität irritiren zu lassen. Haben Sie also keinen anderen und erheblicheren Grund oder Einwand der Parteilichkeit, so muß ich Sie bitten, sich keine Skrupel zu machen, eventualiter an dem Verfahren Theil zu nehmen, falls die Parteien damit einverstanden sind." —

Viebig biß sich auf die Lippe, daß sie blutete. Ein jähes, so schnell verschwindendes, wie gekommenes Roth ließ seine Blässe noch merkbarer hervortreten. Aber er fühlte, daß er sich, um nicht noch mehr Aufsehen zu erregen, beherrschen müsse. Den Kopf hoch aufrichtend, kehrte er auf seinen Platz zurück. Mit finsterer Herausforderung streifte sein Auge über die Leute hin. Diese Herausforderung war durchaus nicht gerechtfertigt — das Publikum empfand nichts als Bewunderung für ein so edles Zartgefühl. Vielleicht galt sie auch nur seiner Frau, die sein unerwartetes Vorgehen mit Zorn und Bestürzung erfüllt hatte und die ihm jetzt triumphirend zunickte.

Doch als er diesen Triumph gewahrte, begegnete er ihm nicht mit Spott oder Unmuth, vielmehr ward um seinen festgeschlossenen Mund ein unnennbar trauriger Zug sichtbar. Ein so trauriger Zug, daß sie ihre Schadenfreude gereut hätte ohne den Grund, den sie diesem Schmerz unterlegte. In gespannter Erwartung verfolgte sie dann die Auslosung der Geschworenen und fühlte lebhafte Genugthuung, als ein Name einer der zuerst gezogenen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der diesjährige Winter, der nach kurzer Pause vom 1.—5. März abermals mit Schnee und Frost uns heimgesucht, giebt Veranlassung zur Vergleichung mit andern harten Wintern. So berichten die sächsischen und thüringischen Chronisten und Specialgeschichtsschreiber Zopf, Felbrig, Limmer, Gschwend, Back, Löber u. a. m. aus den ältesten Quellen im Jahre 824, n. Chr. Geb. großen Schnee, welcher 29 Wochen liegen blieb; viele Menschen und Thiere erfroren; 832 war die Kälte so groß, daß den Pferden die Hufe abfroren. 881 sehr harter Winter, viele Menschen starben am Keuchhusten. 985 Winter vom 3. Nov. bis 5. Mai. 994 sehr strenger Winter, desto heißerer Sommer. 1010 sehr harter Winter und die Pest in ganz Deutschland. 1020 sehr strenger Winter und die Pest, viele Menschen erfroren. 1074 und 75 sehr harte Winter. Ebenso auch 1098, 1100, 1121, 1124 Ende Mai großer Schnee mit hartem Frost. 1126 Reif zu Pfingsten. 1127, 1144 (mit Pest), 1148, 1150 (mit Pest). 1157 (mit sehr heißem Sommer). Dagegen 1172 so gelinder Winter, daß die Vögel schon im Februar Junge ausbrüteten. 1205 aber war die Kälte so groß, daß das gefrorne Bier pfundweis verkauft wurde. 1233 und 34 sehr strenge Winter, ebenso 1252. Als Kennzeichen der härtesten Winter gibt der Chronist Zopf von Gera: Viele Menschen verdarben im Felde, vieler armen Leute Kinder erfroren; es erfroren die Vögel in der Luft, die Weinstöcke in des Erdbodens Grund, das Korn im Acker, die Fische erstickten, alle Wasser trugen über, die wärmsten Quellen starben aus.

(Ein bescheidener Wunsch.) Nach Aufführung der „natürlichen Tochter" von Göthe beklagte sich Wieland, dessen Gehör schon etwas abgenommen hatte, daß sein Sitz im Theater so entfernt sei. Er genieße zwar die Vergünstigung der herrschaftlichen Loge im Mittelpunkt, aber es entgingen ihm doch gar manche Worte und Ausdrücke. „Säße ich freilich auf der andern Seite des Balkons," meinte er, „am äußersten Ende, dem Herzog gegenüber: so wäre Alles besser. Aber so darf ich nicht hingehen, weil dieser Platz, einem alten Herkommen gemäß, bloß für Adelige bestimmt ist. Wollte doch Gott, fuhr Wieland mit jenem, ihm ganz eigenen humoristischen, schalkhaften Lächeln fort, irgend ein großer Herr, in Deutschland käme auf den Einfall und adelte mich. Ich wollte ja bescheiden sein und den mäßigsten Gebrauch von meinem Privilegium machen. Mein Adel sollte durchaus nur vor den Thüren des Comödienhauses seinen Anfang nehmen, und präcis, so bald das Stück zu Ende wär', sollte auch mein Adel jedesmal ein Ende nehmen. Ja, ich wollt mich an Kaiser und Reich verpflichten, jedesmal um 100 Silbergulden Werth den hohen, künftigen Reichsgerichten zu Frankfurt und Regensburg sachfällig zu sein, wofern ich in meinem Leben je die heillose Verwegenheit beginge, außer dem Theater von meinem Adelsdiplom irgend nur einigen Gebrauch zu machen."

(Eine unliebe Verwechslung) ist dieser Tage in der Küche eines renommirten Arztes in Regensburg vorgefallen. Es sollten da nämlich Leberknödel gekocht werden, und war hiezu eine Rindsleber beim Metzger bestellt, welche von der Köchin jeden Augenblick erwartet wurden. Mit den kurzen Worten: „Da ist die Leber für den Herrn Doctor!" brachte denn auch ein Mann eine sehr schöne Leber und — doch erlassen Sie mir die Details! Der betreffende Arzt war nicht zu Hause und, wie üblich, versuchten die Köchin und einige andere Personen die Knödel, welche für besonders delikat erklärt wurden. Als Mittags der Herr nach Hause kam, war die erste Frage desselben nach der von ihm zur Untersuchung heimgeschickten Leber eines im Krankenhause verlebten Schneidergesellen — da stieg eine fürchterliche Ahnung in der Köchin auf: In fliegender Eile wurde zum Metzger geschickt, der die Rindsleber hätte liefern sollen, und der ließ sich tausendfach entschuldigen, daß er eine solche nicht schicken konnte, weil keine mehr vorhanden gewesen.

(Die Apachen) sollen letztes Jahr ein Neuntel der weißen Bevölkerung von Arizona scalpirt haben. — Da werden die Weißen wohl bald an diese Operation gewöhnt werden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 28. Mittwoch den 6. April. 1870.

Triff deine Wahl!

Zwei Riesenmächte rüsten sich zum Streite,
Zum Kampf, wie ihn die Welt noch nie geschaut:
Zurück! ruft donnernd es von einer Seite
Und: Vorwärts! Vorwärts! von der andern laut;
Hier Geistesnacht und Knechtung der Gewissen,
Dort Freiheit in der Wahrheit lichtem Strahl, —
Du aber stehst gespalten und zerrissen
In diesem Kampf, mein Volk — triff deine Wahl!

Willst du, daß stets die Macht der Jesuiten
Beherrschen soll dein höchstes Heiligthum?
Die Geistesfreiheit, die du dir erstritten
Soll sie vergeh'n mit deiner Bildung Ruhm?
Willst du die Stimme einer Kirche hören,
Die streitet mit dem Fluch und Bannesstrahl,
Und auf den Ausspruch eines Menschen schwören,
Der sich unfehlbar dünkt? — triff deine Wahl!

Die Rotte, die des Heilands Namen schändet
Und die zu herrschen sucht durch Trug und List,
Sie ist es, die den Fehdehandschuh sendet,
Da ihrer Ruthe du entwachsen bist!
Sie baut im Geiste wieder Scheiterhaufen,
Und hält bereit Tortur und Folterqual, —
An Huß gedenke, an den Hohenstaufen,
Die Hugenottenschlacht — triff deine Wahl!

Was nützt verbiss'ner Groll in diesen Tagen,
Fehlt zu der That des Mannes kühner Muth?
In großen Zeiten gilt nicht kleinlich Zagen
Will retten sich ein Volk sein höchstes Gut!
O höre deiner Denker Mahnungsstimme,
Sieh' deiner treuen Priester große Zahl,
Um diese schaare dich in heil'gem Grimme —
Die Ehre ruft, mein Volk — triff deine Wahl!

Triff deine Wahl! Streif' endlich ab die Bande
In welche dich der Geist Loyolas schlug,
Gründ' deine Kirche dir im eig'nen Lande,
Die deutsche Kirche, frei von Lug und Trug!
Laß länger nicht bethören dein Gewissen
Von Menschen-Macht, die frevelnd Gott will sein,
Erst wenn von ihr du dich hast losgerissen
Kehrt Glück und Frieden wieder bei dir ein.

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Und so fest begründet war das Vertrauen zu seiner Unparteilichkeit, daß der Staatsanwalt von dem ihm zustehenden Rechte der Verwerfung keinen Gebrauch machte, sein: „Angenommen“ ebenso rasch sprach, wie der die Angeklagten vertretende Vertheidiger.

Mechanisch stand der Stadtrath auf und begab sich auf den ihm nun zustehenden Platz. Dabei fiel sein Blick auch auf die Verbrecherin. Doch statt nun die Gelegenheit zu benutzen, sein Gegenüber zu betrachten, wie Andere es schon behufs psychologischer Studien thaten, glitt sein Auge fast scheu von ihr ab. Nachdenklich senkte er den Kopf und kümmerte sich nicht um das, was vorging — wie erfüllt von einem einzigen Gedanken.

Der Wunsch des dicken Rentiers ging nicht in Erfüllung. Auch der philantropische Referendar war „herausgekommen,“ doch vom Staatsanwalt abgelehnt worden. Er bedauerte das, entfernte sich aber nicht mit den „Befreiten,“ sondern blieb, um die Anklage zu vernehmen. Jedenfalls hatte er, als Literat, das meiste „psychologische Interesse“ an den Inculpaten, um nicht zu sagen: Delinquenten. „Welch' große Schauspielerin ist an dem Mädchen verloren,“ sagte er vor sich hin.

Der Advokat hatte sich zu seinen Clienten hinüber geneigt. Er fragte offenbar etwas — ernst und eindringlich. Der junge Mensch achtete kaum auf ihn und bestätigte nur durch ein Kopfnicken, was sie sagte. Ihre Miene und Geberde war dagegen so beredt, daß jeder Physiognom wissen konnte, um was es sich handle. Betheuernd legte sie die Hand auf's Herz, während die schönen Augen, nachdem sie vorwurfsvoll auf dem Advokaten geruht, sich zur Decke emporhoben, als rufe sie den Himmel zum Zeugen an. Dann wandten sich diese blauen Sterne der Geschworenenbank zu; ein reizendes Lächeln, kindlich unschuldig, vertrauensvoll und siegesgewiß zugleich, ließ die weißen Zähne hervorschimmern. „Sie werden, sie müssen mich

freisprechen," sagte dieses zuversichtliche Lächeln. Ein energisches Kopfschütteln wies schließlich jeden fernern Einwurf, jedes Andringen des Rechtsgelehrten zurück.

„Ja, Komödianten durch und durch," bestätigte die Stadträthin des vor ihr Sitzenden Ausspruch. Ihre Freundin meinte bei sich, sie werde ihn nun wohl wieder zum Thee einladen, erschrack jedoch über die fieberhafte Heftigkeit mit welcher sie fortfuhr:

„Wie die Herzen nun schmelzen an den blauen Augen, dem bezaubernden Lächeln des Ungeheuers! Wer die Männer nicht kennt! Welche Idee auch, eine junge, kokette Verbrecherin ihren Richtern gegenüber zu placiren! Wußte denn der Urheber dieses Arrangements nicht, welche Wirkung ein einziger schwärmerischer Augenaufschlag zu üben vermag? Oder war er auch Philantrop, wie der belletristische Referendar? Sie werden sie am Ende doch noch freisprechen! Ich möchte darauf wetten. Ein bischen Jugendfrische, eine genügende Dosis Koketterie und Schamlosigkeit, und ein Mann ist dahin zu bringen, daß er einen vor seinen Augen vollführten Mord für eine unschuldige, ja liebenswürdige Caprice der reizenden Schönen ansieht! Du schüttelst den Kopf? Was wettest Du gegen ihre Freisprechung?"

„Ich wette nicht und am wenigsten hier."

„Und daran thust Du Recht, denn Du würdest verlieren. „Niemand zu Liebe und zu Leide!" Ja, ja, eine hübsche Formel, d. h. Phrase! Meinst Du wirklich, daß ein Mann jemals einem reizenden jungen Frauenzimmer gegenüber unparteiisch ist? Da sieh — wie sauer ihm der Schwur wird! Und wie seine Hand zittert!"

Der Präsident nahm den Beisitzern den Eid ab. In der That gingen die Worte: „Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe!" schwer und tonlos über die Lippen ihres Mannes und seine emporgehobene Rechte bebte. Er mußte sich mit der Linken auf der Rücklehne der vordern Bank stützen, um sich aufrecht zu erhalten. Bei dem schnellen Vorübergehen dieses Actes fiel das Niemand auf, als der eifersüchtigen Frau.

„Daß er nicht erstickte an dem Meineide!" zischte sie fast.

„Auguste, Du weißt gar nicht, was Du sprichst!" Die verständige Frau war außerordentlich bestürzt.

Die Erstere kam dadurch zu Bewußtsein, daß sie sich, im Ueberwallen ihrer Empfindung und Empfindlichkeit, zu sehr habe gehen lassen, selbst einer so aufrichtigen Freundin gegenüber. „Du unschuldige Seele weißt also nicht, daß jeder Schwur, der über eines Mannes Lippen geht, ein Meineid ist, so bald es sich um eine Frau handelt? O wie seid Ihr auf dem Lande doch noch zurück in der Cultur! Natürlich sprach ich nur in diesem Sinne, nicht im criminellen, von Meineid —"

Die Umsitzenden waren längst unwillig über das „Gezischel" der Dame. Ein leises: „Pst, pst!" erinnerte sie daran, wo sie sich befinde. Der Aufruf der Zeugen interessirte sie nicht — sie beachtete kaum, daß der Gerichtssekretär die Vorlesung der Anklageschrift begann, der Alle aufmerksam zuhörten. So viel man auch gesprochen hatte über den Fall — manche in den Akten befindliche Einzelnheiten waren doch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Der Sachverhalt war in Kurzem folgender.

In der zwölften Stunde des 20. Oktobers vorigen Jahres langte der Kaufmann Rudolphi mit der Post im Orte an. Er hatte seine Schwester, Mariane Rudolphi, nicht von dem ihr zugedachten Besuch benachrichtigt, weil er sich plötzlich dazu entschlossen. Ehe noch die Droschke, in welcher er den Weg von der Post zurücklegte, vor dem betreffenden Hause hielt und als er eben mit sich zu Rathe ging, ob er die Hausglocke ziehen oder den Wächter herbeirufen solle, öffnete sich die Hausthür, ein junger, ihm unbekannter Mensch, in dem er aber später den Uhrmachergesellen Brügemann mit Bestimmtheit zu recognosciren glaubte, kam heraus und eilte die Straße hinab, ohne die Thür hinter sich zu verschließen. Er beugte sich aus dem Schlage und meinte Licht durch eine Spalte in den Läden des Geschäftslocales seiner Schwester zu sehen. Nachdem er ausgestiegen war, überzeugte er sich indeß, daß es drinnen dunkel sei. Er trat in's Haus und tappte durch den finstern Flur, die Treppe hinauf. Dabei vernahm er Geräusch, wie von hastigen Tritten und als wenn Etwas aus der Höhe herabgeworfen werde. Ob das Geräusch vom Hofe, dessen Thür offen stand, oder aus der Wohnung seiner Schwester, oder aus dem Laden herrührte, oder etwa von der Straße, das konnte er nicht unterscheiden. Der Kutscher, der eben seine Sachen aus dem Wagen nahm, mochte den Koffer etwas hart niedergesetzt haben. Auf das Pochen an der Stubenthür seiner Schwester blieb es drinnen still, was ihn befremdete und dann zu stärkerm Klopfen veranlaßte. Er rief dabei ihren Namen. Erst nach einiger Zeit, wie lange, das wußte er nicht, vernahm er drinnen leichte Tritte und eine zitternde, weibliche Stimme fragte leise: „Wer ist da?" Auf die Antwort des Ankömmlings, ward der Riegel zurückgeschoben, während dieselbe Stimme lauter, doch noch immer unsicher, sagte: „Fräulein Marianne, schlafen Sie noch? Ihr Herr Bruder ist da!" und zu dem Eintretenden: „Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich werde gleich Licht machen. Fräulein

Rudolphi hat doch sonst keinen festen Schlaf, löschte auch, sonderbarer Weise, die Nachtlampe aus." Während die Sprecherin Licht anzündete, was übrigens nicht schnell geschah, warf der Kutscher, über die Dunkelheit fluchend, mit dem Koffer heraufgekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Kraft und Anmuth in der Mädchenschule.

Unter den Völkern christlicher Cultur sind es vor allen andern die Völker germanischen Ursprungs, welche dem Weibe in Haus und Familie eine freie und würdige Stellung eingeräumt haben. Diese Würdigung und Hochachtung der Familienmutter hat in der deutschen Erziehung die edelsten Früchte gereift, und in der That hat noch heute in aller Welt das Prädikat einer „echten deutschen Frau" hohen und geweihten Klang. Dieselben Völker sind es auch, welche fort und fort mit großer Opferwilligkeit für eine allgemeine Volksbildung in die Schranken getreten sind.

Volksbildung ist Volksbefreiung und Volksbeglückung, so heißt die Parole unserer Tage, und ein intelligentes Volk ist auch ein starkes Volk. Regierungen und Gemeinden haben die tiefe Wahrheit dieser Aussprüche erkannt und deshalb für eine tüchtige Bildung der Jugend beiderlei Geschlechtes durch obligatorischen Unterricht gesorgt. Die Schule soll aber nicht mehr nur in einseitiger Weise den Geist herausreißen und darüber den Körper vernachlässigen, sondern Geistes- und Körperbildung sollen Hand in Hand gehen. Beiderlei Kräfte, geistige und körperliche, sind in harmonischem Einklange zu entwickeln und zu fördern. Der Geist des heranwachsenden Jünglings, bereichert mit nützlichen und schönen Kenntnissen, soll auch über einen frischen und gewandten Körper nach Willkür verfügen können. Dadurch werden dem Staate Bürger erzogen, die in den Zeiten des Friedens als ganze Männer ihre Stellung im beruflichen Leben ausfüllen und die in den Zeiten der Noth mit Freuden herbeieilen, um dem Vaterlande ein unverzagtes Herz und einen rüstigen Arm zur Verfügung zu stellen.

Die Wohlthat harmonischer Erziehung nach Leib und Geist ist aber nicht nur ein Privilegium des männlichen Geschlechtes, im Gegentheil, sie muß auch der weiblichen Jugend und zwar in noch höherem Maße zu Theil werden. Oder sollten unsere Mädchen, besonders die Bewohnerinnen von Städten, nicht auch unter dem Einflusse einseitiger Geistesbildung zu leiden haben? Gewiß! Wer kennt nicht die gesteigerten Anforderungen, welche, hervorgerufen durch den höheren Culturzustand der gesammten Nation, heutzutage an die Ausbildung der Mädchen gemacht werden?! Bald sind es Sprachen, bald schöne Künste, welche neben den gesetzlichen Schulfächern die geistigen Kräfte der Mädchen in nicht geringer Weise in Anspruch nehmen. Zu all' dem kommt noch die irrige Ansicht, als ob ein frisches, frohes Herumtummeln und Spielen der weiblichen Jugend den Begriffen von Sittsamkeit und Anstand diametral entgegengesetzt wäre. — —

Was muß also für die physische Ausbildung unserer Mädchen geschehen? Sollen sie denn auch turnen? Freilich! Turnen thut ihnen wahrlich noch mehr noth, als dem männlichen Geschlechte. Manche unserer verehrten Leserinnen werden zwar bedenklich den Kopf schütteln, weil sie beim Anhören des Wortes „Turnen" in ihrer Vorstellung keine anderen Bilder finden, als Purzelbäume, Sprünge an Bock und Pferd, Schwünge an Reck und Barren u. dgl. mehr. Ihnen zur Beruhigung theilen wir gleich von vornherein mit, daß das Turnen, wie es jetzt an vielen Orten von kleinen und großen Mädchen getrieben wird, von solchen Dingen himmelweit verschieden ist.

Adolf Spieß (geboren 1810, gest. 1858), der geistreiche Schöpfer des neuen Schulturnens, war es, der zuerst mit allem Nachdruck darauf hinwies, daß das Turnen an Knaben- und Mädchenschulen obligatorisch und gleichgestellt den übrigen Unterrichtsfächern einzuführen sei. In einer Turnlehre, welche vier Bände umfaßt, bearbeitete er den Turnstoff systematisch; in seinen beiden Turnbüchern behandelte er das Schulturnen für beide Geschlechter methodisch und didaktisch. Mit seinem pädagogischem Takte bezeichnete er in denselben die für die weibliche Jugend nicht tauglichen Uebungen. Dagegen schuf er in seinen Ordnungsübungen, Gang- und Hüpfarten und den aus denselben zusammengestellten Reigen eine reiche Fülle wohldurchdachter Uebungen, wie sie sich in vorzüglicher Weise für das weibliche Geschlecht eignen. In Burgdorf, Basel und Darmstadt wirkte er an Knaben- und Mädchenschulen mit ausgezeichnetem Erfolge. Im Großherzogthum Hessen übernahm er als Oberstudienassessor die Leitung des Schulturnens und gründete in dessen Hauptstadt eine Musteranstalt für dasselbe. Aus verschiedenen Ländern wurden Lehrer und Schulvorstände abgeordnet, in Darmstadt seinem Unterrichte beizuwohnen, und alle stimmten in ihrem Urtheile überein und hoben mit großem Lobe hervor, daß Spießens Art und Weise des Schulturnbetriebes eine den Ansprüchen ernster Pädagogik vollständig entsprechende sei.

Mit besonderer Aufmerksamkeit wurde auch

seine Behandlungsweise des Mädchenturnunterrichts verfolgt; denn sein schöpferischer Geist zeigte sich gerade auf diesem Gebiete außerordentlich fruchtbar. Musik und Gesang wurden mit den reigenartigen Uebungen auf sinnige Weise verbunden, so daß Uebende und Zuschauer einen wahren Hochgenuß dabei hatten. Leider wurde A. Spieß zu frühe aus seinem so segensreichen Wirkungskreise abgerufen. Aber dem Mädchenturnen war nun die Bahn geöffnet; der entsprechende Stoff und die richtige Art und Weise des Betriebs waren gegeben. Aerzte und Pädagogen von Bedeutung sprachen es mit Freuden aus, daß dem weiblichen Geschlechte der Segen der Leibesübung nicht länger mehr dürfe vorenthalten werden. Vom sanitarischen Standpunkte aus wurde die körperliche Ausbildung der Mädchen geradezu als unumgängliche Nothwendigkeit gefordert. Denn nachdem es sich erwiesen hatte, daß eine dem Wesen der Weiblichkeit entsprechende Turnweise existire, die auf gute Haltung, körperliche Entwicklung und Förderung des ästhetischen Gefühles von segensreichem Einflusse sei, durfte mit Einführung derselben nicht mehr gezaudert werden. In der That wurden auch in vielen Städten Turnsäle für Mädchen eröffnet und in denselben nach Spieß'schen Grundsätzen unterrichtet. Die Erkenntniß, daß der Leibesunterricht für die weibliche Jugend wenigstens ebenso nothwendig, wenn nicht nothwendiger sei, als für die männliche, nahm, besonders auch in den maßgebenden Kreisen, fort und fort zu. Natürlicherweise, man konnte sich ja nicht verhehlen, daß eigentlich der physische Stand der zukünftigen Generation noch viel mehr von dem weiblichen Geschlecht abhänge, als vom männlichen. Ein Gefühl der Schuld beschlich die Brust; man erkannte, daß man lange, lange Zeit eine Unterlassungssünde begangen hatte. Mit Beschämung mußte man sich eingestehen, daß ja gerade die Mädchen für ihre zukünftige Bestimmung als Gattin und Mutter einer Fülle von Kraft und Gesundheit bedürfen. Denn wer hätte nicht schon die aufopfernde Hingabe einer deutschen Familienmutter bewundert!? Eine Aufopferung, die am Krankenbette von Gatte und Kind keine Grenzen kennt. Wer will die Summe von Kraft bemessen, welche eine treue Mutter in unzähligen Nachtwachen und in unausgesetzter Krankenpflege für die Ihrigen in stiller Duldung dahingiebt? —

Und solcher Aufopferung und Treue gegenüber hätte das deutsche Volk vergessen sollen, was es seiner weiblichen Jugend schuldet? Nie und nimmermehr! Wir dürfen es auch mit Freuden bekenen: Wackere Männer haben das verdienstliche Werk Spießens weiter geführt und für die leibliche Erziehung der Mädchen mit Wort und That in guten Treuen gearbeitet. In Darmstadt, Leipzig, Basel Frankfurt, Berlin, Dresden, Düsseldorf und noch an vielen anderen Orten turnen Hunderte und aber Hunderte von Mädchen. Lehrer der verschiedensten Länder besuchen diese Musterturnstätten öfter, um sich für den Turnlehrerberuf durch eigene Anschauung des Betriebes recht tüchtig zu machen. Alljährlich finden an den genannten Orten auch Turnprüfungen statt, bei welchen den Eltern die Gelegenheit geboten ist, die Resultate der turnerischen Uebungen in kurzen Umrissen zu überschauen. In einer solchen Prüfung sehen wir die Mädchen in wohlgeordneten Reihen die Grenzen des Saales entlang ziehen, bald zu Paaren oder zu größeren Reihen sich ordnen, bald in kunstvoll verschlungenen Linien mit anmuthiger Gang- und Hüpfart und mit zugeordneten Armthätigkeiten sich bewegen, Alles leicht und graciös, als ob sich das so ganz von selbst verstünde, wir ahnen kaum, welch' systematischer Unterricht, welche Geduld und Mühe des Lehrers erforderlich war, um wie auf ein Zauberwort alle diese Bewegungsformen hervorzurufen. Liebliche Musik oder ein frischer Gesang der Jugend begleitet den fröhlichen Reigen. Stellungen, Märsche in wechselvollen Tempos, Reihenbildungen, Hang- und Schwebeübungen lösen einander ab und jede neue läßt nicht nur die Sicherheit, sondern was mehr gilt, den errungenen Vortheil erkennen, der deutlich in Kraft und mädchenhafter Anmuth hervortritt.

„Wahrhaftig,“ rief uns bei Anschauung einer solchen Prüfung ein Schulmann zu, „das ist die Poesie des Schullebens.“

Wie lieblich gestalten sich da ferner die Hüpfübungen im großen und kleinen Schwungseile. Kaum sehen wir die Fußspitzen in künstlicher Hüpfweise den Boden berühren, so schwingt das Seil schon wieder ein-, zweimal durch und wir merken der jugendlichen Tänzerin kaum eine Anstrengung an. Eine andere Abtheilung der Mädchen übt eine Gruppe von Stabübungen durch, welche bald durch schmucke Verbindungen, bald durch gewandte Führung des Stabes unser Entzücken erweckt. Doch wir wollen nicht weiter beschreiben; wir wünschen schließlich nur, es möchte recht vielen unserer verehrten Leser und Leserinnen vergönnt sein, solche mustergültige Turnprüfungen mit anzuschauen. Denn das sind Stunden, in welchen man sich so gerne zurückträumt in die selige, goldene Zeit der Jugend.

(Aus der „Gartenlaube.“)

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 29. Samstag den 9. April. 1870.

Ich hab's gewollt!

Zerbrachst Du hinter Dir den Steg,
Du hast's gewollt, — nun zage nicht,
Nun schreite kühn den eignen Weg,
Empor das Haupt und klage nicht!

„Ich hab's gewollt!“ — ein stolzes Wort!
Bei Gott, so spricht der ganze Mann,
Und braust entgegen ihm der Nord —
Was kümmert's ihn? — er geht voran!

Ob er sich Fluch, ob Segen schuf —
Ei nun, die freie Wahl war sein!
„Ich hab's gewollt!“ so schallt sein Ruf,
„Und was auch kommt, ich trag's allein!“

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Bruder hatte sich, um die so Festschlafende zu wecken, nach der Stelle hingetastet, an welcher, wie er wußte, deren Bett stand. Er stieß dabei mit dem Fuß an einen auf dem Boden liegenden Gegenstand, der einen hellen, klingenden Laut von sich gab. Gleichzeitig flammte das Licht auf und er erblickte seine Schwester mit blutbedecktem Antlitz auf ihrem Bett. Die beiden Anderen mußten diese Wahrnehmung auch machen. Der Kutscher stieß einen Ruf der Ueberraschung aus und das Mädchen, die Angeklagte Hulda Ginter, einen leisen, halberstickten Schrei. „Mord!“ rief der Bruder entsetzt. — Das junge Frauenzimmer klammerte sich, an allen Gliedern zitternd, an seinen Arm und bat kaum verständlich: „Um Gottes willen, machen Sie keinen Lärm — es ist gewiß nur ein unglücklicher Zufall — ein Blutsturz!“ Die beiden Männer sahen indeß sogleich, daß es ein sonderbarer „Zufall“ sein mußte, der diesen „Blutsturz“ hervorgebracht. An der linken Schläfe befand sich eine zwar nur kleine, doch tödtliche Wunde. Die alte Dame gab kein Lebenszeichen von sich, obgleich sie noch nicht erkaltet, ihr Blut noch nicht geronnen war.

„Der Mörder kann nicht weit sein!“ sagte der Kutscher. Es überwältigte die Ladenmamsell gleichsam; wie gelähmt sank sie auf das Sopha. Ein Blick auf die Zitternde, ihre Todtenblässe, führte beide Männer auf die Spur der Unthat. Sie war vollständig angekleidet, das Haar nicht zur Nacht geordnet. „Sie die Mörderin — ist das möglich?“ sagte entsetzt der Fuhrmann. „Ich!“ flüsterte sie, wie geistesabwesend. „O nein, nein, gewiß nicht! Ich weiß davon nichts — bei Gott nicht! — Ha, das offene Fenster!“ rief sie dann laut, sprang auf und wollte nach dem anstoßenden Zimmer. Der Kutscher hielt sie zurück und bedeutete sie, daß sie nicht von der Stelle dürfe, bevor sich ergeben habe, daß sie nicht bei dem Morde betheiligt sei. Es schien sie außerordentlich zu erschrecken, dann legte sie sich auf's Bitten und betheuerte in steigender Herzensangst und unter heiß hervorbrechenden Thränen, daß sie fort müsse, wozu schon Alles vorbereitet sei. Wie sehr sie dadurch den Verdacht erhöhte, erwog sie nicht in der Ueberraschung des Augenblicks. Natürlich ließ sich der Mann nicht erweichen, gestattete auch nicht, daß sie sich von der Stelle bewegte, oder irgend etwas berührte. Rudolphi, der zuerst wie betäubt war, öffnete ein Fenster und rief dem Wächter zu, Polizei herbeizuholen. Dabei verlöschte das Licht fast im Luftzuge; die Thür zum anstoßenden Zimmer war nicht in's Schloß gelegt, eins der nach dem Hofe gehenden Fenster stand offen.

Die Leute aus dem Hause kamen herbei, verwundert über den Lärm in der Wohnung der alten Dame, aus der sonst nur, obgleich nicht so spät, deren scheltende Stimme drang, wenn sie mit dem Ladenmädchen oder der Aufwärterin zankte. Ein Polizeidiener und ein Gensd'arm waren schnell zur Stelle, ebenso erschien der Commissarius sehr bald. Der Letztere entfernte die müßigen Zuschauer, die über den Mord keine Auskunft geben konnten und doch, trotz der Nachtstunde, immer zahlreicher herbeikamen, sandte nach dem Arzt, vernahm diejenigen, welche

bei der Entdeckung des Mordes anwesend waren und untersuchte genau den Schauplatz des Verbrechens.

Auf dem Teppich vor dem Bett der Ermordeten lag das Glas, worin sie Nachts einen Docht zu brennen pflegte; offenbar herabgeworfen von dem danebenstehenden kleinen Tisch. Neben dem Glase ein eiserner Haken, wie man sich dessen zum Schüren des Feuers bedient. Das Glas hatte beim Vorschreiten des Ankömmlings den Schürhaken berührt und hell geklirrt. Das eiserne Geräth war ohne Zweifel das Mordinstrument und der Mörderhand nach dem tödtlichen Streiche entsunken. An der Spitze des Hakens klebte Blut. Das Motiv der That fand sich vielleicht in dem Sekretär, dessen Thür breit offen stand, oder vielmehr, es fand sich nicht darin. Das kleine Kästchen, eine alte Mahagonietoilette, worin die Todte, wie ihr Bruder wußte, wie auch Hulda Ginter bezeugte, Geld und Werthpapiere aufbewahrte, stand nicht an dem Platz, welchen es seit vielen Jahren eingenommen. — Wer hatte die That verübt? Das junge Mädchen oder der Mann, der sich so eilig aus dem Hause entfernte? Dann wußte sie darum. Die einzige Zimmerthür nach dem Flur war innen verriegelt gewesen. Eine zweite Thür führte nach dem Gemach, das die Ginter bewohnte. Dieses hatte der Thäter, vor wie nach dem Verbrechen passiren müssen. Von ihr unbemerkt, konnte das nicht geschehen. Sie hatte nicht geschlafen, sich noch nicht einmal niedergelegt; nicht nur ihr vollständiger Anzug, auch das noch unberührte Bett bewies das. Wenn sie nicht selbst den tödtlichen Streich geführt, hatte sie den Mörder eingelassen. Und das Verbrechen war vorher überlegt worden — ihre Sachen standen gepackt da. Nur die unerwartete Ankunft des Bruders ihres Opfers hatte sie an der Flucht verhindert. Uebrigens konnte der Umstand einigermaßen auffallen, daß sie kein Licht in ihrem Zimmer gebrannt. Die Thür nach dem Flur hatte große Spalten und die zu ihrer Stube mußte offen gewesen sein, denn sie knarrte in den Angeln und der Draußenstehende hatte weder ein Knarren gehört, noch einen Lichtschimmer gewahrt. Sie mochte ihre Lampe bei dem in der nächtlichen Stille auch in ihrem Hinterzimmer sehr wohl vernehmbaren Vorfahren der Droschke verlöscht haben, um nicht, falls Jemand auf den Hof käme, Verdacht zu erregen. Die Lampe fand sich indeß nicht vor. Ihr Zimmer hatte weiter keine Thür, als die zum Gemach der Ermordeten; Jemand einzulassen, war ihr aber sehr leicht. Eine Galerie lief unter den Fenstern hin, deren eins offen gefunden wurde. Von der Galerie führte eine Treppe nach dem Hofe hinab.

Als der Polizeikommissär die Ginter zu einem offnen Geständniß aufforderte, da Leugnen ja doch nichts nütze, fuhr sie aus dem unruhigen Brüten auf, in dem sie bisher verharret. Sie stellte ganz entschieden in Abrede, den Mord begangen oder davon gewußt zu haben; erst mit dem Bruder der Getödteten und dem Kutscher zugleich hätte sie das Unglück gewahrt. Der Mörder müsse in ihrer Abwesenheit durch ihr Fenster gestiegen sein. Sie sei länger als anderthalb Stunden im Laden gewesen und habe dort auch ihre Lampe gelassen. Diese hätte sie bei dem Stillhalten des Wagens ausgelöscht und sei dann, als sie Jemand die Treppe hinaufgehen und an der Thür ihrer Prinzipalin klopfen gehört, leise hinausgeschlüpft, die Hoftreppe hinauf, über die Galerie, durch ihr Fenster. Ohne Ahnung, was inzwischen vorgegangen, habe sie dem Einlaßbegehrenden die Thür geöffnet und nun verdächtige man sie so! Thränen erstickten dabei ihre Stimme. Auf den Einwand, warum denn ihre Sachen gepackt seien, weinte sie noch heftiger und sagte: sie sehe ein, daß sie Alles gestehen müsse — das Unglück verfolge sie einmal und mit der Wahrheit käme man zuletzt doch am besten fort. Die Mutter und der Vormund ihres Geliebten wollten nicht die Einwilligung zu ihrer Verheirathung geben. Da ihre Prinzipalin auch gegen das Verhältniß gewesen sei und sie sich nur heimlich sehen konnten, hätten sie nach Amerika zu fliehen beschlossen. In dieser Nacht wollten sie abreisen, er nur noch seine Sachen aus seiner Wohnung holen und dann einen Wagen zu der Fahrt nach dem ziemlich entlegenen Bahnhofe gleich mitbringen. Die Frage, was sie auf dem Boden gemacht, beantwortete sie lange nicht, endlich schluchzte sie: man werde das sehen — in der Ladenkasse. Das Geld sei übrigens in ihrem Ledertäschchen auf ihrer Kommode. „Der arme Brügemann! Er wird einen schönen Schrecken haben!“ fügte sie händeringend hinzu. „Und nun erfahren es alle Leute, und aus unserer Flucht wird nichts!“

Die Ladenthür war nicht verschlossen, nicht einmal geschlossen, nur angelehnt. Die Lampe, welche, nach der späteren Aussage der Aufwärterin, ausschließlich von Hulda gebraucht wurde, stand auf dem Ladentisch. So weit bestätigte sich ihre Aussage also. An der Kasse steckte der Schlüssel, sie war fast leer, nur Kupfergeld war darin und außerdem ein zierliches Briefchen, an ihre Prinzipalin gerichtet. Die erwähnte kleine Ledertasche enthielt 25 Thaler in verschiedenen Münzsorten, wie sie in einem Klein-Geschäft einzugehen pflegen. Das Toilettenkästchen mit dem geraubten Vermögen der Todten fand sich in ihrem Koffer und ihrer Reisetasche nicht vor; sie behauptete auch, es nicht genommen, nicht einmal gesehen zu haben seit vorigem Sonnabend, als sie der Prinzipalin die Ein-

nahme der Woche übergab. Die 25 Thaler seien ihr rechtmäßiges Eigenthum — ihr Lohn; sei es strafbar, daß sie ihn sich selbst genommen, so hätte sie das nicht gewußt, sich dabei nichts Böses gedacht. Ihre Unschuld an dem Morde, wie an dem Raube, werde schon an's Licht kommen — darum sei ihr auch nicht bange. Nur Brügemann thue ihr leid und dann kränke sie die Schande und daß man etwas so Schreckliches von ihr nur denken könne. Ueberhaupt faßte sie sich bald, die Thränen versiegten und sie antwortete kurz, in gekränktem Tone, selbst hochfahrend den obwaltenden Umständen nach.

Vor der Leiche zeigte sie zuerst Scheu, auch Furcht, mit derselben im Zimmer allein gelassen zu werden. Später betrachtete sie dieselbe jedoch ohne besondere Bewegung, hob sogar, auf Geheiß des Beamten, nach einem kleinen Zögern, einem kurzen innern Kampfe, den Kopf der Todten empor, als der Arzt die Verletzung sendirte. Sie äußerte dabei: „Sie sieht im Tode noch eben so bitterböse aus, wie so oft im Leben.“ In der That waren die erstarrten Züge weniger in Schmerz, als in Zorn verzogen. Auf den halb geöffneten Lippen schienen zuletzt eher Scheltworte, als Seufzer geschwebt zu haben. So viel stand fest, daß ihr der fast augenblicklich tödtende Schlag nicht während des Schlafes beigebracht worden. Sie war wach, hatte sich aufgerichtet gehabt und war dann, getroffen, etwas hintenüber auf das Kissen zurückgesunken. Das ergab sich aus ihrer Lage. — Als dem Ladenmädchen erklärt wurde, sie müsse in's Gefängniß, schmolz wieder der Gleichmuth, ja Trotz, in Thränen. Sie ergab sich jedoch ohne Widerrede darein, äußerte aber den Wunsch, von der Todten — Abschied zu nehmen. Das befremdete die Anwesenden ebenso, wie die Scene, die nun neben der Leiche aufführte, sie peinlich berührte, weil sie ihnen eine, allerdings sehr gut gespielte, Komödie dünkte. Ohne Zweifel war sie die Mörderin, jedenfalls hatte auch vorher kein besonders herzliches Verhältniß zwischen Prinzipalin und der Mamsell stattgefunden und zwar, wie die Hausbewohner bekundeten, durch die Schuld der Todten, bei der nie Jemand aushalten konnte, nicht einmal ihre Verwandten. Dennoch weinte die Ginter so bitterlich, küßte schließlich so pietätvoll die knöcherne, krampfhaft geballte Hand, als sei es die ihrer todten Mutter, nicht die einer von ihr oder durch ihr Mitthun Gemordeten.

Der Gensd'arm war, nachdem sich der Verdacht auf den Uhrmachergesellen Brügemann gelenkt, nach diesem ausgeschickt worden. Er traf ihn nach kaum zweihundert Schritten neben einem Fuhrwerk, auf dem seine zur Reise ausersehenen Habseligkeiten lagen. Fast hätte er sich widersetzt und an dem Beamten thätlich vergriffen, als dieser ihm sagte, Alles sei entdeckt. Der Fuhrmann beschwichtigte ihn durch Zureden. Zu einem Fluchtversuch machte er keine Miene, und fragte nur hastig, wo seine Braut sei. Auf die Antwort: gut bewahrt und bald auf dem Wege nach dem Inquisitoriat, loderte er wieder auf, schalt und tobte gegen seine Mutter, seinen Vormund und ihre Prinzipalin und schließlich gegen die Polizei, die sich lieber um andere Dinge kümmern sollte, als um ein unglückliches Liebespaar. Der letztern Meinung war auch der Fuhrmann — wollte sogar den Gensd'armen überreden, daß er den jungen Menschen laufen lasse und das Mädchen dazu. Bei Licht betrachtet, hätte doch eigentlich kein Mensch das Recht, beide am Durchgehen zu hindern, als etwa die Militärbehörde wegen seiner noch nicht geleisteten Dienstpflicht. Lebhaft erschrack er dann, als er bedeutet ward, er werde selbst zur Untersuchung gezogen werden, ob er nicht Kenntniß gehabt von dem eben durch die Ginter, wahrscheinlich mit Hilfe ihres Geliebten, verübten Morde, und wagte kein Wort mehr zu sagen, bis er später dem Commissarius auf seine Fragen antworten mußte.

Der Uhrmacher aber lachte laut auf; die Beschuldigung schien ihm unendlich komisch, bis er, wieder aufbrausend erklärte: das sei ein von den Feinden Hulda's und ihrer gegenseitigen Liebe ersonnenes Märchen, für das er für sich und den Engel, seine Geliebte, Genugthuung suchen und finden werde, wenn es noch irgend Gerechtigkeit auf Erden gäbe. Dazwischen überhäufte er seinen Schulkameraden, den Fuhrmann, der dazu geduldig schwieg, mit Vorwürfen, daß er ihn verrathen habe, während er ihm doch Verschwiegenheit gelobt. Dieser hatte übrigens Ursache, die Vorwürfe still hinzunehmen. Er hatte, wie sich später ergab, seiner Braut mitgetheilt, daß er versprochen, jenen und Hulda Ginter um Ein Uhr Nachts, zu dem durchpassirenden Schnellzuge, mit ihren Sachen nach dem Bahnhof zu fahren. Natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, worauf sie, gleichfalls natürlich, nichts Eiligeres zu thun gehabt, als das Geheimniß ihrer Schwester und zwei Freundinnen anzuvertrauen, was sie ihm vor wenigen Stunden reuig gestanden. Er meinte, dadurch sei der Plan in die Oeffentlichkeit gelangt und vereitelt worden. An einen Mord konnte er, bei einiger Ueberlegung, nicht glauben, erst mußte er sehen, um davon überzeugt zu sein. Ebenso, wie Brügemann. Dieser bezeichnete die „verbissene alte Jungfer“ so lange als die Erfinderin der Mordgeschichte, bis er, zu ihrer Leiche geführt, nicht in Abrede stellen konnte, es sei ein Mord verübt und zwar an ihr selber.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Rechtfertigung.) Bei dem Gerichts-Amt in L. wurde kürzlich eine Klage eingereicht, deren Gegenstand eine sogenannte Verbalinjurie bildete. Ein Schneider war nämlich mit einem Vertreter der Fußbekleidungskunst in Streit gerathen und hatte ihn schließlich einen „schlechten Kerl“ geschimpft. Darob entrüstet, lief der Schuster zum Advokaten und ließ gegen den Meister der Nadel und Scheere eine Klage aufsetzen wegen gröblicher Beleidigung. Der Schneider wurde darauf vor Gericht citirt und befragt, ob die Beschwerde des Schusters auf Wahrheit beruhe. „Allerdings“ räumte der Gefragte sonder Zagen ein, „allerdings habe ich mich der Bezeichnung „schlechter Kerl“ bedient; aber meines Wissens ist dies durchaus keine Beleidigung!“ Gefragt, wie er dies verstanden wissen wolle, erwiderte er: schlecht ist ganz das altdeutsche Wort schlicht, d. h. einfach, anspruchlos, wie man z. B. sagt: „schlecht und recht“ u. s. w. Kerl aber heißt weiter gar nichts, als Mensch, Mann, wie denn auch in jedem lateinischen Lexicon zu finden sei, wo für Kerl homo stehe, was eben Mensch bedeute und wie man im gewöhnlichen Leben täglich sage: ein Pracht-Kerl, ein guter Kerl u. s. w. Der Richter mußte ob dieser wissenschaftlichen Erklärung lachen; allein nach den Gesetzen, wonach die Worte im landläufigen, gemeingebräuchlichen Sinne aufzufassen sind, mußte der geistreiche Kleidermacher dennoch verurtheilt werden.

Durch vieles Fragen hin und her ziehen sich die Gerichtspräsidenten zuweilen sonderbare Antworten zu. So kam dieß unlängst bei einem französischen Gerichtshofe vor. Der Präsident fragte den Zeugen: Sie bestätigen, daß das Taschentuch, das Sie hier sehen, und das beim Angeklagten gefunden worden ist, Ihnen gehört? — Zeuge: Ja, Herr Präsident. — Präsident: Woran erkennen Sie es? — Zeuge: An seiner Gleichheit mit meinen übrigen Taschentüchern. — Präsident: Was beweist das? (Sein Taschentuch hervorziehend,) Das meine ist ebenfalls dem beim Angeklagten gefundenen gleich. — Zeuge: Dieß nimmt mich nicht Wunder, Herr Präsident, denn man hat mich mehrmals bestohlen.

(Beachtenswerth.) In einem jüngst in Philadelphia erschienenen Buche über weibliche Schönheit finden wir folgende Notiz über das Tragen der Strumpfbänder: Ein schöner Fuß oder vielmehr Bein ist, nach der Ansicht des Verfassers, eine Seltenheit unter Amerikanerinnen, und zwar nur deßhalb, weil sie die Strumpfbänder unter statt über dem Knie tragen. Französinnen und Engländerinnen binden die Strümpfe stets oberhalb des Kniees, und man findet deßhalb bei ihnen fast durchgängig wohlproportionirte Beine. Durch das Tragen des Strumpfbandes unterhalb des Kniees soll die Hauptader des Beines zusammengepreßt, dadurch der Blutumlauf gehemmt und Deformation des Beines herbeigeführt werden. Es wird empfohlen, die Strumpfbänder ganz abzuschaffen und die Strümpfe durch Bänder, die an einem Gürtel um den Leib befestigt sind, festzuhalten. Dürfte allerdings ein wenig unbequem sein.

(Trauungsspruch.) Nach der Einführung der Civilehe in Baden kam mancher Dorfschultheiß in Verlegenheit, mit was für Worten er nach Vorlesung des Gesetzes das Brautpaar zusammengeben sollte. Da entwarf einer im Schwarzwald folgende, seitdem landesübliche Formel:

„Wenn Ihr einander wend,
So gebet Euch die Händ
Im Namen des Gesetzes,
So — jetz' het's es!“

(Glycerin als Heilmittel aufgefrorner Hände und Lippen.) Das Glycerin besitzt die Eigenschaft, die aufgesprungene Haut äußerst rasch zu heilen, überhaupt auch die durch vieles Arbeiten rauh gewordene Haut der Hände weich und glatt zu machen. Man verreibt einige Tropfen Glycerin über die Haut (am besten Abends vor Schlafengehen), nach zwei Tagen ist die Heilung in der Regel vollendet. Das beim Einreiben wunder Stellen mit Glycerin entstehende beißende Gefühl geht rasch vorüber.

(Auch eine Mohrenwäsche.) Vergangene Woche wurde der 15jährige Sohn einer in Würzburg zur Messe befindlichen „Indianer-Familie“ plötzlich krank und kam in das Juliushospital. Da sich bei ihm zunächst eine gründliche Reinigung nöthig machte, so bekam er ein Bad und da stellte es sich denn heraus, daß der Indianerjüngling ein gefärbter Bayer und in der nächsten Umgebung zu Hause ist. Der angebliche Vater des entfärbten jungen Indianers ist seit dieser Wäsche spurlos verschwunden, wahrscheinlich weil er das hiesige Klima nicht länger vertragen konnte.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 30. Mittwoch den 13. April. 1870.

Das Glöcklein.

Lied im Volkston

Da droben vom Berge
Hallt's Glöcklein zu Thal;
Das Herz thut mir hüpfe
Wenn ich's hör' allemal.

Nicht weit ab vom Thurme
Die Liebste wohnt mir;
Tönt's Glöckle, so ist mir's
Ein Gruß käm' von ihr.

Wär ihr Herz und's meine
Ein Glöckle, ein Klang —
Das gäb' ein Gebimmel
Wie der Englein Gesang.

O, Glöcklein zu Abend,
Wie hallst du so schön,
Mir ist's, ich müßt' betend
Jetzt stille hier stehn.

Mir ist's, ich müßt' rufe:
Grüß Gott! allemal!
So schön hallst du Glöckle
Vom Berge zu Thal.

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Aber daß es durch Hulda geschehen, leugnete er hartnäckig; er sei ja mit ihr seit ein Viertel auf Elf unten im Laden gewesen, bis die Droschke vorfuhr. Viel eher hätte die böswillige alte Person der Hulda das Leben so sauer gemacht und nie gestattet, daß sie beide mit einander verkehrten, sich selbst getödtet, um das arme Mädchen auch noch im Tode und nach demselben zu peinigen. Er war nahe daran, den Respekt zu vergessen, der dem Beamten gebührt, entschuldigte sich dann damit: gegen ihn könne man aufbringen, was man wolle, ihm sei es egal; aber auf Hulda Ginter lasse er nichts kommen und koste es sein Leben; habe er sich doch mit seiner Mutter ernstlich erzürnt. Daß er selbst den Streich geführt, lehnte er in einer Weise ab, die etwas sehr überzeugendes hatte, wie denn auch sein ganzes Wesen geeignet erschien, den Verdacht gegen ihn zu entkräften. Gleichwohl wurde er verhaftet. Wenn nicht Mitschuldiger des Mordes, war er doch wahrscheinlich bei dem Raube betheiligt. Das Mahagonikästchen fand sich freilich nicht in seinem Gepäck, wohl aber entdeckte man es bei Tagesanbruch auf dem Nachbarhofe, der von dem diesseitigen durch eine hohe Mauer getrennt war. Unzweifelhaft hatte die Ginter es von der Galerie dahin geworfen, als der Bruder des Opfers so unvermuthet erschien.

Die Vernehmung der Rudolphischen Aufwärterin, der Leute im Hause u. s. w. ergab nichts, was irgend einen neuen Gesichtspunkt eröffnete.

In mehreren Verhören beharrten die Angeklagten fast wörtlich bei ihren ersten Aussagen. Obgleich beide natürlich, trotz der flehentlichen Bitten des jungen Menschen, nicht Erlaubniß erhalten hatten, einander zu sehen, stimmten doch ihre Angaben vollständig überein. Entweder hatten sie also vorher Alles ganz genau verabredet, oder er wußte wirklich nicht mehr, als er sagte — sie hätte die blutige That allein verübt. Ihr Benehmen während der Untersuchung war musterhaft und bewunderungswerth, nur leugnete sie fortwährend. Also sprach ihre Heiterkeit, Zuvorkommenheit und Sorglosigkeit durchaus nicht für sie, nur gegen sie. Der junge Mann dagegen hatte durch seine Heftigkeit die Geduld und Nachsicht des Untersuchungsrichters sowohl, wie des Gefangenwärters oft auf harte Proben gestellt.

III.

Die Vorlesung des umfangreichen Aktenstückes brachte einen sehr verschiedenen Eindruck hervor.

Eine der dabei am meisten betheiligten Personen hatte sicher wenig davon vernommen. Der Angeklagte saß noch immer vorgebeugt und

sah seine Genossin auf der verhängnißvollen Bank an.

Wohl wenige hatten sich je auf diesem harten Platz so behaglich gefühlt, er schien weiter nichts zu wünschen und zu begehren, als ihn noch recht lange – immer — einnehmen zu dürfen. Nur ein einziges Mal ward sein Blick und seine Aufmerksamkeit von seiner Gefährtin abgezogen. Als die Wanduhr Elf zu schlagen begann, fuhr er empor, kehrte sich nach derselben um und betrachtete sie mit so lebhaftem Antheil, daß seine Augen feucht wurden. Als er sich wieder gesetzt, war es ihm anzusehen, daß er noch eine Weile auf den Gang der Uhr horchte. Wie mochte er, bei der Arbeit beim Meister stets von dem Ticktack so vieler großer und kleiner Pendel umschwirrt, das liebe gewohnte Geräusch in der Lautlosigkeit seiner Zelle vermißt haben! — Doch die Macht, welche Hulda Ginter über ihn übte, war so groß, daß ihr Anblick bald wieder ausschließlich sein Denken und Empfinden beanspruchte.

Die Angeklagte hörte achtsam zu. Manchmal nickte sie zustimmend, zuweilen drückte sich in ihrer Miene Widerspruch aus. Bei jeder ihr ungünstigen Stelle machte sich eine Veränderung in dem hübschen, lebendigen Gesicht merkbar; doch nur dem aufmerksamen Beobachter. Ihre ganze Haltung war so anständig und maßvoll, daß man ihr, wäre sie eine vornehme Dame gewesen, den feinsten Tact zugesprochen hätte — so galt ihr Benehmen allgemein für berechnet. Es übte, das ließ sich schon jetzt wahrnehmen, eine günstige Wirkung auf die Geschworenen, die sie, den starr vor sich niederblickenden Stadtrath Viebig ausgenommen, scharf beobachteten. Die Voreingenommenheit, womit die That und das freche Leugnen der Mörderin Alle erfüllt hatte, verschwand allmälig.

Jedenfalls hatte sie das Ende der Verlesung nicht mit so peinlicher Ungeduld erwartet, wie die Stadträthin. Diese meinte zu ersticken und konnte ihrem übervollen Herzen nicht Luft machen. Die Leute ringsum waren ja nicht hierhergekommen und harrten nicht standhaft aus in der schwül und bedrückend werdenden Atmosphäre dieses Raumes, um von der Verhandlung irgend etwas zu verlieren durch das gar nicht hierher gehörige Geflüster der Dame; sie hatten gegen jede Aeußerung ihres Mittheilungsdranges sogleich protestirt. Den durch Geberden gemachten Vorschlag ihrer Freundin: sich zu entfernen, hatte sie durch ein energisches Kopfschütteln abgelehnt. Als diese ihn jetzt wiederholen wollte, sagte sie heftig:

„Welche Idee! Er soll wenigstens nicht das Vergnügen haben, dieses Ungeheuer von Komödiantin anzusehen!“

„Du meinst Deinen Mann!“ Ueber der Darstellung des „Falls,“ der Beobachtung der Angeklagten, die sie, trotz alledem, doch bedauerte, und der Sorge, ihre sichtlich so sehr erregte Freundin werde ernstlich unwohl, war ihr diese krankhafte, ja geradezu närrische Eifersüchtelei ganz aus dem Sinn gekommen. „Er hatte ja nicht einen Blick für sie, schien nur ganz Ohr.“

„Weil ich hier sitze, weil er weiß, wie ich ihn beobachte. Ginge ich nach Hause, er würde sie mit seinen Blicken verzehren, wie einmal — Du mußt wissen, daß sie neben uns in Condition war, oder auch, wie man es nehmen will, schräg über. Denn unser Haus bildet ja die Ecke. Aus den Hoffenstern, und sein Zimmer lag nach hinten hinaus, kann man sich bequem mit einander verständigen. Sie schaute Sonntags sehr oft aus dem ihrigen, und kurz vor dem Morde ertappte ich ihn dabei, daß er — daß er — während sie im Fenster —“ Ihre Bewegung hinderte sie am Weitersprechen.

„Was denn?“ drängte die Andere, nun doch theilnehmend und gespannt.

„Aus dem seinigen sah! — Wie, das sei nichts Böses? Was hat ein Mann, besonders ein gebildeter und beschäftigter Mann, auf Höfe hinauszusehen? Das geschieht nur wegen interessanter Hofnachbarinnen! Und dann, seit der Katastrophe, ich meine, seitdem sie im Gefängniß ist, hat er das Zimmer gewechselt, wozu er vorher, obgleich ich die Sache von den verschiedensten Seiten in Angriff nahm, durchaus nicht zu bringen gewesen. Uebrigens hätte ich nie gedacht, daß Du gegen mich Partei nehmen würdest. Aber die Frauen sind da meist eigenthümlich, esprit de corps kennen sie gar nicht, stellen sich auf die Seite des Mannes, besonders wenn der Treulose ein ruhiges, gesetztes Wesen hat. Und die Ernsthaften und anscheinend Soliden sind schlimmer, als ein offenbarer Don Juan!

Ihre Zuhörerin besaß in der That so wenig Corpsgeist, um den „Treulosen“ mit Bedauern zu betrachten. Wenn irgend wer, so hatte er nicht das Aussehen eines Don Juan, ob nun eines heimlichen oder offenbaren. Eine so schwere Last schien ihn zu drücken, daß er sich nur mit Aufbietung der größten Selbstbeherrschung darunter aufrecht erhielt. Allerdings kann eine eifersüchtige und nervöse Frau unter Umständen zu einer ganz unerträglichen Last werden, zumal wenn zu diesen beiden schrecklichen Eigenschaften noch eine sonst sehr annehmbare, der Reichthum kommt. Wie viele bittere Stunden mochte der allgemein geachtete, vielfach beneidete Mann durchgekämpft haben! Und wie thöricht, Glück und Befriedigung von der äußeren Lage, vor den Augen der Welt, abhängig zu wähnen! Und der junge Mensch auf der Anklagebank,

dessen ganzes künftiges Leben befleckt war, der zum Aufstehen bei Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen gemahnt werden mußte, weil er neben seiner Angebeteten Alles vergessen... Aber wohin verirrten sich die Gedanken der Beobachterin, statt auf den Prozeß zu achten? Und ihre Nachbarin begegnete denselben fast in einer Richtung durch die Aeußerung:

„Ich möchte darauf schwören, daß er gern mit dem Uhrmachergesellen tauschte, der neben ihr sitzen darf, und vorhin gewiß ihre Hand hielt. Er sieht blos darum nicht auf, weil der Anblick des Glücklichen seiner Eifersucht unerträglich ist. Nun mag er die Pein auch einmal kennen lernen!" Ihr Ton verrieth, wie gründlich sie dieselbe kenne, gleichsam studirt und durchgekostet habe in allen Graden.

„Neunzehn Jahre zwei Monate," beantwortete eben Hulda Ginter die Frage nach ihrem Alter.

Ein Murmeln durchlief den Saal. Es verschlang den tiefen Seufzer, welcher der Stadträthin entschlüpfte. Neunzehn Jahre! Obwohl die Verstocktheit und Heuchelei der Mörderin bei ihrer Jugend um so verabscheuungswerther war, verfehlte eben diese große Jugend doch eines mitleiderweckenden Eindrucks nicht. Besonders den gereiften Männern, wie dem dicken Rentier, erschien sie als ein halbes Kind, eigentlich noch nicht zurechnungsfähig. Daß der Angeklagte wenig älter war, nur zwei Jahre, berührte diesen Theil der Anwesenden nicht so. Es ist, wie überall, auch ein Unterschied zwischen Jugend und Jugend, nämlich zwischen der männlichen und der weiblichen Jugend. Die älteren Männer erinnerten sich, daß sie selber, oder ihre Freunde und Verwandten, mit einundzwanzig Jahren schon recht fest auf den eigenen Füßen standen und empört gewesen wären, hätte man sie damals nicht für völlig zurechnungsfähig gehalten. Dagegen ein Mädchen, so ein armes Ding, das sich in der Fremde umherstößt! Dieses müßte schon nicht allein sehr häßlich, sondern sehr abstoßend sein, wenn sich nicht für ein Vergehen, selbst für ein Verbrechen, Milderungsgründe fänden. Uebrigens hat es, und nicht blos im klassischen und unklassischen Alterthum, Philosophen gegeben, welche die Frage, ob Frauenzimmer überhaupt, gleichviel welchen Alters, im höhern Sinne unterscheidungsfähig, also zurechnungsfähig seien, im vollen Ernste verneinten.

Die gegenwärtigen Frauen theilten, wahrscheinlich mit allen nichtgegenwärtigen, diese Ansicht nicht. Sie halten schon eine vierzehnjährige Kindermagd für voll verantwortlich. Wohl aber fanden sie es nun erklärlich, daß der „arme Junge" so wenig Verstand und Erfahrung besaß, um in die Schlingen einer solchen Verführerin zu fallen und noch jetzt darin hängen zu bleiben.

„Welch Unglück, alt zu sein, und gar älter, als der Mann!"

Die Stadträthin öffnete eine zierliche Bonbonière, um ihre tiefe Bewegung zu verbergen.

Mit warm aufwallenden Mitleid wandte die Nachbarin sich ihr zu. Das war nicht ein Ausdruck jener Nörgelei, womit reizbare Frauen sich selbst und Andere oft so sehr peinigen, das war gleichsam ein Angstschrei aus tiefleidender, schwer verwundeter Brust. Sollte sie dennoch Recht haben, ihr Argwohn keine Einbildung sein? Das Wesen des Stadtraths war allerdings seltsam. Und da — jetzt erhob er für einen Moment die Augen zu der Angeklagten, die mit heller, wohllautender Stimme die ihr vorgelegten Fragen beantwortete. Ein so wilder, angsthafter, verzweiflungsvoller Schmerz sprach sich darin aus, daß ihr eigenes Herz unwillkürlich zu klopfen begann und sie eine große Freude darüber empfand, daß die Gattin diesen Blick zufällig nicht aufgefangen hatte. Bewegt sagte sie: „Gewiß müssen ältere Frauen doppelt und dreifach viel Herzensgüte, Seelenadel und Geisteskraft nicht allein besitzen, sondern stets, unter allen Umständen und Versuchungen, üben. Vor Allem aber ist ihnen Liebe nothwendig, jene Liebe, von der Paulus sagt: sie ist langmüthig und geduldig; sie eifert nicht, sie suchet nicht —"

„Das Alles ersetzt nicht die Jugend und vorzüglich nicht den Reiz, der Damen jener Art —" das Auge streifte die Anklagebank — „zuweilen noch in gewissen Jahren —"

„St — st!" erscholl es hinter ihnen.

„Die Richtigkeit der Verhandlungen haben Sie anerkannt," klang die erhobene Stimme des Vorsitzenden. „Bekennen Sie sich der verübten Verbrechen des Mordes und des Raubes, resp. der Mitschuld daran, für schuldig oder nichtschuldig?"

„Nichtschuldig!" sagte sie ohne das mindeste Zögern, in klarem, festem Tone.

„Nichtschuldig!" wiederhallte es wie ein Echo von den Lippen des jungen Mannes.

„Sie beharren also auch jetzt noch beim Leugnen? Es ist doch vergebens. Durch ein offenes, reuiges Geständniß würden Sie Ihr Schicksal eher mildern, als durch diese erheuchelte Unwissenheit, die Niemand täuscht, täuschen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zum Prozeß Timm Thode.) Es wird noch in Erinnerung sein, daß der Mörder Timm Thode vor drei Jahren seine sämmtlichen Angehörigen, Aeltern und fünf Geschwister ermordete und dann durch eine Brandstiftung den Mord zu decken suchte. Thode ist für dies gräßliche Verbrechen hingerichtet worden. Da der Mord hauptsächlich wegen der bedeutenden Erbschaft erfolgt war, so entstand beim Antritt dieser Hinterlassenschaft die Frage, wer von den Gemordeten der zuletzt lebende gewesen sei. Unlängst wurde nun auf dem Kreisgerichte zu Itzehoe das letztinstanzliche Erkenntniß des Oberappellationsgerichtes zu Berlin publicirt. Der von dem Rechtsanwalt Schröder in Altona vertretene Großvater des Timm, mütterlicherseits, Martin Kray in Brokdorf, ist hiernach zum Universalerben der über 100,000 Mark betragenden Erbschaft eingesetzt, da dessen Tochter, Timm Thode's Mutter, nach Aussage des Mörders von ihm zuletzt ermordet, mithin die Zuletztlebende gewesen ist. Ein Müller in Krummendiek, dem der Mörder seine Mühle und sein Gehöft ansteckte, erhält 40,000 Mark aus der Erbschaftsmasse.

(Das Nordlicht.) Ueber diese merkwürdige Lichterscheinung die vor einigen Tagen wieder bebachtet werden konnte, schreibt Alexander v. Humboldt in seinem im Jahre 1845 herausgegebenen „Kosmos:“ Wenn Halley vor 128 Jahren nur als eine gewagte Vermuthung aussprach, daß das Nordlicht eine magnetische Erscheinung sei, so hat Faraday's glänzende Entdeckung (Lichtentwicklung durch magnetische Kräfte) jene Vermuthnng zur Gewißheit erhoben. Es gibt Vorboten des Nordlichts. Bereits am Morgen vor der nächtlichen Lichterscheinung verkündigt gewöhnlich der unregelmäßige ständige Gang der Magnetnadel eine Störung des Gleichgewichts in der Vertheilung des Erdmagnetismus. Wenn diese Störung eine große Stärke erreicht, so wird das Gleichgewicht der Vertheilung durch eine von Lichtentwicklung begleitete Entladung wieder hergestellt .... Die prachtvolle Erscheinung des farbigen Porlarlichtes ist der Akt der Entladung, das Ende eines magnetischen Ungewitters, wie in dem elektrischen Ungewitter ebenfalls eine Lichtentwicklung, der Blitz, die Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts in der Vertheilung der Elektrizität bezeichnet. Das elektrische Ungewitter ist gewöhnlich auf einen kleinen Raum eingeschränkt, und außerhalb desselben bleibt der Zustand der Luftelectricität ungeändert. Das magnetische Ungewitter dagegen offenbart seine Wirkung auf den Gang der Nadel über große Theile der Continente. ... Wenn das leuchtende Phänomen, das wir einem galvanischen Strome, d. h. einer Bewegung der Electricität in einem in sich selbst zurückkehrenden Kreislaufe zuschreiben, durch den unbestimmten Namen des Polarlichtes bezeichnet wird, so ist damit die örtliche Richtung angegeben, in welcher am häufigsten, keineswegs immer, der Anfang der Lichtentwicklung gesehen wird. Was diesem Naturphänomen seine größere Wichtigkeit gibt, ist die Thatsache, daß die Erde leuchtend wird, daß ein Planet, außer dem Lichte, welches er von dem Centralkörper, der Sonne, empfängt, sich eines eigenen Lichtprocesses fähig zeigt. Die Intensität des Erdlichtes, oder vielmehr die Erhellung welche dasselbe verbreiten kann, übertrifft bei dem höchsten Glanze farbiger und nach dem Zenith aufsteigender Strahlung um ein weniger das Licht des ersten Mondviertels. Bisweilen hat man ohne Anstrengung Gedrucktes dabei lesen können.

(Eine Klapperschlange) von ungefähr 5 Fuß Länge wurde vor Kurzem mit einem der Lloyddampfer von Neworleans zu Bremerhaven eingebracht, ging in Privatbesitz über und wurde in einem vergitterten Kasten auf das sorgsamste gepflegt. Man glaubt das Thier füttern zu müssen und setzte deßhalb eine Ratte mit in den Kasten in der Voraussetzung, die Schlange werde sich darüber hermachen und dieselbe verschlingen. Lauernd saß die Ratte in einer Ecke des Kastens die Schlange scharf beobachtend, während sich diese auf die Ratte stürzte und sie mehrere Male so heftig biß, das das Thier laut aufschrie. Am zweiten und dritten Tage versuchte die Ratte oftmals einen Angriff auf die Schlange wurde jedoch von dieser jedes Mal wüthend in ihre Ecke zurückgetrieben. Am vierten Tage fand man Morgens die Schlange todt im Kasten liegen, der Kopf war total zerfleischt und der Körper der Ratte, welche jetzt lustig im Kasten umher sprang, angenagt.

Die Wiener „Glocke“ erzählt: „Neulich wurde ein kranker Soldat in das Spital gebracht. Der Arzt, welcher die Woche hat, kommt bei der Inspection an sein Lager. „Wo fühlen Sie die meisten Schmerzen?“ fragt er. — „Im Regiment, Major“ antwortete der Kranke.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 31. Samstag den 16. April. 1870.

Ostern.

Ostern rufet: Auferstehe
Aus dem Winterschlaf, Natur!
Holder Frühling komm' und gehe,
Geh' an's Werk in Hain und Flur!
Laß die Welt nach finstern Tagen,
Wo die Last des Lebens schwieg,
Laß sie wieder freudig fragen:
Starrer Tod, wo ist dein Sieg?

Auferstehe, auferstehe!
Dich auch weckt der Osterruf;
Aufersteh' von deinem Wehe,
Das den Tag zur Nacht dir schuf;
Aufersteh' zu heitrer Klarheit,
Liebe spricht: Lebendig sei!
Ich bin Leben, ich bin Wahrheit,
Und die Wahrheit macht dich frei!

Lieb' ist nicht im Grab gebunden,
Schlöss' ein Fels auch ihre Gruft;
Frei und heil von Todeswunden,
Athmet sie des Lebens Luft,
Zwingt des Zweiflers Herz zum Glauben,
Und die Blinden sehen sie,
Und es hören froh die Tauben
Ihrer Stimme Harmonie.

Auferstehe, banger Träumer!
Schon erwacht die junge Welt!
Auferstehe, träger Säumer!
Denn bestellt sein will dein Feld!
Die voll Mühsal und beladen
Bang geharret auf das Heil —
Brüder all von Gottes Gnaden
Nehmt am Siegesfeste Theil!

Ach, der Menschheit banges Sehnen
Harrt schon eine lange Nacht,
Lächelnd unter bittern Thränen,
Bis das Heil der Welt erwacht!
Komm, ersehneter Befreier,
Löse, was in Dämm'rung lag,
Tag der Lieb' und Lebensfeier,
Großer Auferstehungstag!

Julius Hammer.

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ich beharre dennoch bei meiner Aussage, und führte man mich von hier zum Schaffot!" rief sie, die Hand auf die Brust legend, das leuchtende Auge voll aufschlagend. Im Augenblick des Todes beharrt ist dabei, denn es ist die Wahrheit. Sie, Herr Direktor, sind nicht unschuldiger an diesem Blute, als ich. Wenn es noch Brauch wäre, Gott selbst zum Zeugen zu nehmen durch ein Wunder, ich wollte mich dem Gottesurtheil unterwerfen und unversehrt hervorgehen aus jeder Probe, gleichviel, ob durch Feuer oder Wasser oder Gift. Nie würde ich durch eine Lüge mein Schicksal zu mildern suchen, und hier, wo ich gestehen soll, was ich nicht beging, wovon meine Seele so fern war, wie die eines neugebornen Kindes, hier nützte mir das falsche Geständniß ja auch nicht einmal. Nur in früheren Zeiten wurden Unschuldige durch Martern zum Bekenntniß Dessen gezwungen, woran sie nie gedacht hatten. Die Folter ist längst abgeschafft; aber daß man mich jetzt hier wie gleich bei Entdeckung des Mordes und dann immer in den Verhören, zu diesem Geständniß zu drängen versucht, das, meine Herren, ist auch eine Art Folter, und ich verbitte sie mir wenigstens von jetzt ab auf das Bestimmteste! Mein Unglück fügte es so, daß ich den Schein gegen mich habe. Aber die Herren dort werden nicht nach diesem urtheilen — sie begingen sonst einen Mord an einem armen Mädchen, das wissentlich nie dem geringsten Geschöpf ein Leid that. Sie denken nicht daran, es wäre ja auch nicht eine kleinere Sünde, weil ihrer so Viele sich in die Schuld theilten, Jeden träfe die volle Verantwortung für die Vernichtung eines jungen Lebens!"

„Welche wunderbare Mimik und Tonmodulation! Und wie plastisch die Stellung!" flüsterte der Literat. „Sie verurtheilen, hieße, auch abgesehen von der Humanität, einen unverantwortlichen Raub an der Kunst begehen."

Andere waren vielleicht minder ästhetisch, doch menschlich um so tiefer angeregt. Die allerdings etwas überschwänglichen Worte, die

so wenig in unserer nüchternen Zeit auf jenen Platz passen, den man die Anklagebank nennt, sie verloren alles Unpassende, selbst alles Ueberschwängliche, durch die Art und Weise, in welcher sie gesprochen wurden. Sogar das roheste Gemüth konnte davon nicht ganz unbewegt bleiben; selbst Diejenigen, welche der Mörderin ohne Gnade, sogar ohne Mitleid, das Schaffot zuerkannten, sie lauschten gespannt dieser zum Herzen dringende Stimme, blickten wie gebannt in das blühende Gesicht, das eine Art Begeisterung verklärte.

Wohl kaum je waren Geschworene sich der Schwere ihrer Verpflichtung so sehr bewußt worden, wie die ihr Gegenübersitzenden in dem Moment, als sie die wunderschönen blauen Augen auf sie richtete, jeden Einzelnen gleichsam zu fragen schien, ob er denn wirklich die Verantwortung auf sich nehmen wolle, ihr frisches, junges Leben zu vernichten? Waren auch nicht Alle so erschüttert, wie sichtlich der Stadtrath Viebig, als Sünde erschien ihr Tod doch Allen.

Wohl sagt das alte Testament, das unseren Strafgesetzen vielfach mehr zu Grunde liegt, als vereinbar scheint mit der Humanität des neunzehnten Jahrhunderts: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn." Doch hier Leben für Leben — das war nicht mehr Gerechtigkeit. Jene mürrische abgelebte Alte und das blühende, lebensvolle Mädchen!?

„Siehst Du? O, ich hätte die Wette gewonnen!" keuchte die Stadträthin.

„Haben Sie etwas zu sagen, Angeklagter?" Der Vorsitzende hatte als Criminalrichter so oft erlebt, daß die schönsten Worte Lüge, das unschuldigste Gebahren bloßer Schein sei, daher hatte auf ihn die schwungvolle Rede des Ladenmädchens wenig Eindruck gemacht.

Der junge Mensch hatte mit gefalteten Händen dagestanden. Seine Lippen bewegten sich, als wolle er reden, doch schüttelte er den Kopf bei der Frage. „Ich — zu sagen? O, nein! Sie wird schon für mich mitreden! Ich höre ihr lieber zu."

Die blauen Augensterne wandten sich strahlend nach ihm. „Mein lieber, lieber Otto!" Sie sprach es so weich und zärtlich, daß es nicht nur ihn elektrisirte, daß es plötzlich alle Anwesenden sich im Stillen eingestanden, sie sei ein wahrhaft bezauberndes Geschöpf; selbst diejenigen, welche ihr Fensterparaden gemacht und ihre Schwärmerei für das reizende Ladenmädchen unwillkürlich abgeleugnet, schämten sich derselben nicht mehr.

„Du erinnerst mich an eine Pflicht gegen Dich. Meine Herren Richter und Geschworenen," wandte sie sich dann bewegt an die Genannten, „was Sie über mich auch entscheiden, ihn treffe es nicht, in keiner Weise. Ich habe gefehlt, das sehe ich nun wohl ein, hätte das Geld nicht selbst nehmen, nicht das Fenster als Aus- und Eingang benutzen und so dem Mörder den Weg zeigen und öffnen sollen. Aber Brügemann trifft nicht die geringste Schuld. Die Untersuchungshaft war eine ganz unverdinte Strafe für ihn. Sie müssen ihn daher jetzt wenigstens gleich freilassen. Das Einzige, was ihm zur Last gelegt werden kann, meine Herren, das ist seine Zuneigung für mich. Wollen Sie ihm die so schwer anrechnen?" Ein muthwilliges Lächeln spielte um den frischen Mund, die schönen Augen schweiften mit dem Ausdruck reizender Schelmerei über alle Anwesenden, während sich Purpurgluth bis über die Schläfe hinauf ergoß. Gerade dieser plötzliche Uebergang vom Hochtragischen wirkte unwiderstehlich. „Er büßte für diese Thorheit wahrlich hart genug, zu hart, der Aermste!" Das Lächeln war verschwunden, der glänzende Blick wie von aufsteigenden Thränen umflort. Aber die Wirkung war noch größer, als vorher.

„O nein, nein!" rief Brügemann halb außer sich. „Thun Sie ihr nicht den Willen, meine Herren! Ich will nicht eher freigelassen werden, als sie. Wenn ich auch oft Lust hatte, mir den Kopf an der Wand einzuschlagen, ich sitze doch lieber in diesen Mauern, in denen sie ist."

„Wie kannst Du nur so reden, Hulda," wandte sich Brügemann zu ihr. „Ich will dieselbe Strafe haben, wie Du, überall, überall hin will ich mit Dir, selbst in's Zuchthaus, selbst auf das Schaffot. Wenn sie Dich verurtheilen, müssen sie auch mich verurtheilen. Da ich Dir nicht helfen kann, will ich wengstens mit Dir leiden, will immer und überall bis in den Tod da sein, wo Du bist!"

Er hatte ihre Hand ergriffen und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Sei doch nicht närrisch — von den schrecklichen Dingen, deren Du erwähnst, ist ja keine Rede. Sie können mich nicht verurtheilen, wenn ich mich nicht schuldig bekenne."

Das also war es, was ihr Muth, Zuversicht, Sorglosigkeit gab und ihr Leugnen veranlaßte: die irrthümliche, bei Frauen noch immer sehr verbreitete Meinung, die Verurtheilung zu einer schweren Strafe könne nur bei dem Bekenntniß der Schuld erfolgen. Es dämpfte die eben erst für sie erwachte Theilnahme außerordentlich.

Der Vorsitzende benahm ihr diesen Irrthum. Seine Erklärung erschreckte sie lebhaft. Bestürzt schaute sie sich nach ihrem Vertheidiger um, als zweifle sie an der Wahrheit des Gesagten. Als er es durch ein Kopfnicken bestätigte, sank sie

erbleichend auf die Bank, unfähig, sich aufrecht zu erhalten.

„Es ist Ihnen ja schon wiederholt gesagt worden, daß Ihr Leugnen nichts nützt, bemerkte der Präsident.

Sie rang angstvoll die Hände. „Aber, mein Gott, das ist ja entsetzlich!" Ihre Stimme war schmerzerstickt. „Das habe ich nicht gewußt!"

Das Aussehen ihres Geliebten bewies, daß er nicht diesen Irrthum gehegt. Als wolle er sie trösten und stützen und ihr damit zugleich andeuten, daß sie vereint bleiben, legte er den Arm um ihre Schulter.

Sie barg ihr erblaßtes, in Schrecken und Angst zuckendes Gesicht an seiner Brust. — Krampfhaftes Schluchzen erschütterte den ganzen Körper.

„Das sollte nicht gestattet sein — sie kann sich mit ihm ja inzwischen über irgend Etwas verständigen!" bemerkte die Stadträthin halblaut, als der Präsident rücksichtsvoll eine Pause machte, um der Unglücklichen Zeit gewähren, sich zu fassen. Das Publikum war nicht ihrer Meinung. Zwar triumphirten Einige darüber, daß nun die Verstocktheit der Mörderin gebrochen sei, doch selbst diese gönnten ihr die kurze Zeit zur Sammlung. Die Meisten aber fühlten erst jetzt wahrhaftest Mitleid. Sei es auch eine Mörderin, die in Todesfurcht zusammenbricht — der Anblick dieser so natürlichen Angst, der Erkenntniß völliger Hoffnungslosigkeit berührt sympathische Saiten in jeder fühlenden Menschenbrust Es war daher natürlich und wurde ihm von Niemand, als seiner Frau, verdacht, daß Stadtrath Biebig mit einem schweren, halb ächzenden Seufzer sein Gesicht in den Händen barg, als wolle er den Jammer nicht sehen.

„Wünschen Sie Wasser?" fragte der Präsident und winkte einem Gerichtsdiener. „Oder möchten Sie sich lieber draußen einen Augenblick erholen?" Der Gedanke an eine Ohnmacht oder gar an einen Krampfanfall lag nahe. Brechen doch zuweilen selbst starke, robuste Männer bei der gewissen Aussicht auf den Tod bewußtlos zusammen, während es bei Frauen oft nicht einmal dieser Aussicht bedarf, um Nervenzufälle herbeizuführen, wirkliche und vergebliche Nervenzufälle. Schon darum pflegen die Amtshandlungen richterlicher Beamten gegen Angehörige des schönen Geschlechts doppelt peinlich zu sein.

Hulda Ginter machte eine rühmliche Ausnahme. Sie besaß eine seltene Selbstbeherrschung, ja, eine bewunderungswürdige Elastizität des Geistes. Rasch richtete sie sich auf und sagte freundlich: „Sie sind sehr gütig, Herr Direktor, aber ich danke, es ist schon vorüber." Ihr zuerst schwankender Ton ward mit jeder Silbe fester, die noch ein wenig zitternde Hand griff nach der zerdrückten Frisur. Selbst in diesem Augenblick, in dem doch ihr tief erbleichtes Gesicht die Stärke ihrer Erschütterung verrieth, dachte sie an ihr Aeußeres.

„Fühlen Sie sich schon stark genug, die Hergänge jenes Abends ausführlich, der Wahrheit gemäß, zu erzählen?" Der Präsident sprach in seinem sanftesten Tone. Er war bekannt als ein humaner Mann, der auch im entartetsten Verbrecher noch den Menschen achtete. Nachdem das junge Mädchen sich eben so vernünftig gezeigt, betrachtete er es fast mit Wohlwollen.

Sie erhob sich, stützte sich aber auf die Brüstung der Bank, als traue sie ihrer Kraft nicht recht. Dem ängstlich auf ihr haftenden Blick Brügemanns begegnete sie mit zärtlicher Ermuthigung wandte dann das noch blasse, doch ruhige Antlitz den Richtern zu.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Fremdwörter.) Zu einem jener vielen Menschenkinder, welche die unglückselige Leidenschaft haben, überall Fremdwörter anzubringen, selbe aber in der Regel am verkehrten Platz gebrauchen, gehört auch ein Bekannter von mir, der Herr Privatier Wurstlheimer. Wenn Sie mir gestatten, will ich Ihnen in seiner Art und und Redeweise jetzt einiges mittheilen; Herr Wurstlheimer ist ein ganz ovaler Mensch ohne besondere üble Pensionen. Nur ein Fehler von ihm ist der, er trinkt im Wirthshaus mit Jedem Smolensk und macht sich gar keine Skrofeln daraus, dieses zu thun. Leider kann er nicht viel vertragen. Sowie er zu viel Bier oder Wein trinkt, bekommt er schreckliche Connexionen gegen den Kopf. In diesem Falle wird er dann unangenehm, benimmt sich sehr konzentrisch und successiv gegen die Gäste und wird dann natürlich hinaus exportirt. Seine Lieblingsspeisen sind: Schweinskolette, manirirter Aal, Frekando, Gardinen à l'Lhuile und die von Frankfurt kommenden kompromittirten Gemüser. Letztere sollen äußerst akrobatisch schmecken. Voriges Jahr hat Herr Wurstlheimer einen bösen Sturz gemacht. Er war nämlich bei einem benachbarten Gutsbesitzer, dem Herrn Dämonenrath Kratzeis eingeladen und bei Besichtigung des Hauses stürzte er unvorsichtiger Weise über die Galerie des Babylon's, 30 Fuß tief in den Garten und zog sich eine nicht unbedeutende Confusion zu. Es wurden allerdings sogleich einige bedeutende medizinische Fatalitäten insultirt, allein er hielt sich

nicht und so wurde er, da er auch viel zu viel gegen die Aesthetik verstieß, recitativ. Neulich fuhr er in ein und demselben Coupon mit meinem Vetter, zu dem sagte er: Um Vergebung, sind Sie auch musikalisch? Als dieser es bejahte, fragte er ihn: haben Sie schon die neue österreichische Volkshyäne gehört? sie hat auffallend viele Aehnlichkeit mit der englischen: „Gott seif das Kind." Als von den Kassaveruntreuungen in Oesterreich die Rede war, sagte er seufzend: Die Kassdbeamten treiben so großen Luxus, haben 6 bis 8 Zimmer à la suite in der Prell-Etage, geben Theetassens, haben guillotinirte Bediente — was kommt schließlich heraus? — Ein Kassa-Confekt. — In staatlichen Angelegenheiten ist er für die Anatomie der Gemeinden, in bayerischen hält er den Baron Hafenbrädl für den gewichtigsten Wahl-Aligator und weiß es den Ultramarinen Dank, daß sie das Militär-Bouquet so erheblich abminderten. Bei seiner jüngsten Anwesenheit in Bayerns Capitole nahm er sich einen eigenen Cicero, der ihm die alte und die neue Hypothek, die Pyrenäen, die medizinisch-Venus, den Basilisk der 300000 Bayern, die neue Ultramontanfabrik, das autonomische Cabinet u. s. f. zeigte. Dabei hat er für sein Alter einen glücklichen Homer und eine eiserne Construktion.

(Eine vielseitige Bildung.) Nichts geht über eine vielseitige Bildung, und was wir Europäer von den Yankees noch lernen können, erhellt so ziemlich aus der folgenden beachtenswerthen Annonce, die wir aus einer Reihe anderer im „Newyork Herald" herausheben: „Ein junger Mann von einiger Geschäftserfahrung und liberaler Erziehung wünscht eine Stellung, in welcher er sich wenigstens der Lebensbedürfnisse sicher fühlen kann, und in der ihm Energie und Thätigkeit ein Fortkommen sichern. Er versteht Nähen, Fegen, Spülen, Stiefelwichsen, Latein, Griechisch und neuere Sprachen gut zu unterrichten, ebenso die englische Literatur, und ist im Stande, über irgend ein Thema, von der häuslichen bis zur Staatsökonomie flüssig zu schreiben. Als maitre d'hôtel, Kellner oder Privatsecretär würde er eine sehr werthvolle Acquisition sein." Glauben's, wenn alle die schönen Eigenschaften keine Aufschneiderei sind.

(Ein Menschenfreund.) Ein englischer Arzt hat ein neues Mordgeschoß proponirt. In einem Vortrage, den er vor einem Auditorium von Offizieren hielt, sprach er den Gedanken aus, man solle alle die Krankheitsstoffe, Eiter-Atome 2c., welche in Spitälern in den mit Typhus- und Cholerakranken belegten Zimmern in Staubform die Luft anfüllen, in Baumwolle auffangen, dieses also vergiftete Material in Granaten füllen und mit diesem Geschosse bei Ausbruch eines Krieges den Feind beschießen. Jedes Platzen einer Granate würde dann weit umher in den Reihen der feindlichen Armee die ärgsten Krankheitsgifte ausstreuen und sie auf diese Weise rasch decimiren.

(Zur Verpreußung Frankfurts.) In einer Frankfurter Schule bildete neulich das Schiff mit seinen einzelnen Bestandtheilen den Gegenstand des Anschauungs-Unterrichts. Der Lehrer setzte den Kindern auseinander, was das Steuer zu bedeuten habe, und erklärte, daß nur durch dieses die Lenkung des Fahrzeuges ermöglicht werde u. s. f. An diesem Steuer sei ein Steuermann. „Nun", wandte er sich an eines der Mädchen, „was hat wohl der Mann am Steuer zu thun?" Sonder Zagen antwortete die Gefragte: „Er erhebt die Steuern!

(Wunderbare Erhaltung.) In dem Walliser Dorf Fülly ist vor Kurzem ein 13jähriger Knabe von der plötzlich in Schwingung gebrachten Glocke vom Kirchthurm mehr als 70 Fuß tief hinuntergeschleudert worden. Derselbe wurde 15 Fuß weit von der Kirche ohnmächtig aufgehoben, hatte auf dem Kirchhof beim Fallen zwei hölzerne Kreuze umgebrochen und war nach einigen Minuten wieder so hergestellt, daß er seine Luftreise selber erzählen konnte.

(Eine Postmeisterin) auf den Ebenen des nordamerikanischen Westens hat unlängst ihren Vierteljahrbericht an das Generalpostamt in Washington eingesandt und zwar mit der Bemerkung: Wochenlang habe ich mit einem Sechsläufer neben meinem Bette und einem Messer unter meinem Kopfkissen geschlafen, aus Furcht, die Indianer möchten bei Tagesanbruch nach meinem Skalp kommen; aber das Alles war mir doch nicht so arg, als die Abfassung meines Vierteljahrberichts.

(Processualischer Einwurf.) Letzthin führte ein Pariser Bürger in gesetztem Alter gegen seine junge hübsche Frau Klage wegen Ehebruchs. Der Präsident fragte den Kläger um sein Alter. „52 Jahre", antwortete der Mann; die Frau aber rief dazwischen: „Er lügt, 58 Jahre zählt er! Herr Gemahl, schwächen Sie nicht meine mildernden Umstände!"

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 32. Mittwoch den 20. April. 1870.

Fremdes Glück hat fremdes Weh.

Abends, wenn ich einsam schreite
Durch der Straßen stille Reih'n,
Grüßt mich oft, wie zum Geleite,
Hell noch manches Fensterlein.

Fühl' es dann, wie Athem fächeln
Leise, wo sie glücklich sind,
Träum' ich selbst mit bitterm Lächeln
Mich hinein zu Weib und Kind.

Fragend such ich in den Sternen —
Wenn ich wieder einsam steh,
Hör' ich: Herz, das mußt Du lernen
Fremdes Glück hat fremdes Weh.

In der zwölften Stunde.
Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ich bitte um Verzeihung — aber ich konnte mir nicht helfen — erschrack so sehr.“ Der sanfte, wehmüthige Ton schmeichelte sich unwiderstehlich in Ohren und Herzen. „So fest hatte ich geglaubt, ohne Geständniß nicht verurtheilt werden zu können, daß mich das Gegentheil wie ein Donnerschlag traf. Thörigter Weise! Was ich vorhin sagte, ist die Wahrheit. Die Herren drüben werden keinen Mord begehen, sie werden mich, trotz Allem, was gegen mich sprechen mag, nicht verurtheilen, denn ich bin unschuldig. Vorhin wollte ich nichts davon sagen, weil ich dachte, daß irgend Jemand Ungelegenheiten davon haben könnte. Aber jetzt muß ich diesen Beweis meiner Unschuld vorlegen.“ Ihre frühere Zuversicht war zurückgekehrt.

Hatte ihr Beharren beim Leugnen Ueberraschung, selbst Mißfallen erregt, so schaute man jetzt begierig diesem Beweise ihrer Unschuld entgegen, auf den sie ihre Freisprechung fest baute. —

Auch Viebig erhob erwartungsvoll den Blick; er schien die Gegenwart seiner argwöhnischen Frau ganz vergessen zu haben und sich überhaupt erleichtert zu fühlen.

Der Angeklagte war gleichfalls froh überrascht und lebhaft gespannt. Die Phantasievollen unter den Anwesenden ersannen schnell eine Menge romantischer Möglichkeiten und auch Unmöglichkeiten.

Erröthend nestelte inzwischen Hulda Ginter den angeblichen Beweis hervor. Und zwar aus ihrem schönen Chignon. Es war ein Blatt Papier, ein Briefblatt.

„Wie es in meinen Kerker kam, weiß ich nicht,“ sagte sie, es darreichend. „Eines Morgens lag es zwischen Thür und Schwelle. Wie gesagt, wollte ich davon zuerst nichts erwähnen, um nicht Jemanden Ungelegenheiten zu machen.“

Der Präsident warf einen Blick auf das Papier und gab es zum Vorlesen dem Gerichtsschreiber. Es enthielt nur zwei Zeilen:

„Lassen Sie den Muth nicht sinken, Ihre Verurtheilung wird und kann nicht stattfinden, da Sie ja unschuldig sind.“

„Weiter nichts? Kein Name, keine Unterschrift?“ fragte man sich unter einander. „Und darauf baute sie ihre Freisprechung? Das war ja gar nichts, als etwa ein kleiner Kunstgriff, ein Kniff, und noch dazu ein ziemlich plumper.

Das Blatt ging durch die Hände der Herren am grünen Tische.

„Die Handschrift ist verstellt, scheint aber eine männliche zu sein,“ sagte der Director. Er nahm dabei einen anderen Briefbogen und legte ihn mit jenem zusammen. „Von wem soll dieses Scriptum herrühren?“ Seine Frage an die Angeklagte klang nicht so sanft wie die vorige.

„Das weiß ich nicht,“ versetzte sie ohne Zögern. „Doch gewiß von Demjenigen, der die That beging. Wenigstens dachte ich mir das gleich.“

„Oder auch von einem Verehrer, der das arme Kind trösten, aufrichten wollte!“ Die heisere Stimme, welche das im Zuschauerraum leise und doch deutlich vernehmbar murmelte, schien einem Bauchredner anzugehören. Man wußte nicht, woher sie kam.

Brügemann fuhr auf, wie von einer Tarantel gestochen. Sein funkelndes Auge blitzte zuerst drohend über das Publikum hin, dann wandte er sich dem Mädchen zu. In seiner Hingebung für diese meinte er offenbar die ganze Welt, d. h. alle Männer, müßten in sie so verliebt sein, wie er selbst. Da lag es nahe, daß sie von allen Seiten Beweise der Theilnahme erhielt, daß man, schlimmsten Falls, sie aus dem Gefängniß befreien würde. In seiner brennenden Eifersucht gönnte er das Keinem, es brachte ihn in Verzweiflung, daß er nichts für sie thun konnte, sondern Anderen überlassen sollte.

Liebevoll gab sie ihm die Hand und schüttelte doch verweisend den Kopf gegen ihn, während der sprechende Blick mit ruhigem Stolz die Menge überlief, aus der jener Ruf erklungen. „Liebes Herz, noch immer so närrisch eifersüchtig? Du weißt doch, daß ich Alle auslachte, die mir von Verehrung schwatzen wollten, daß ich Dich allein lieb habe — lieb hatte!“

Er nahm die weiße Rechte und legte sie auf seine Brust. So stand er wieder neben ihr, in ihren Anblick versinkend, darüber alles Andere vergessend. Auch als sie ihm später sanft die Hand entzog, verharrte er wie in Anbetung.

Die Stadträthin stieß ihre Freundin an. Ein heißes Roth war auf dem vorhin so bleichen Antlitz ihres Gatten aufgeflammt.

Der Andern war es ohnehin nicht entgangen. Sie fand es mindestens auffallend, daß er bei jeder Zärtlichkeitsäußerung des Paares auf der Anklagebank in jähe, nicht zu verbergende Wallung gerieth.

Der Vorsitzende hat indeß etwas Anderes auffallend gefunden. „Mir liegt hier ein Brief vor, den Sie, Angeklagte, an Ihre Principalin richteten, der in der Nacht des 20. Oktober in der Ladenkasse gefunden wurde. Eine Aehnlichkeit zwischen der Handschrift beider Schriftstücke ist allerdings auf den ersten Blick nicht zu entdecken. Wohl aber sind die Briefbogen einander vollständig gleich — sowohl was das Format, als was die Qualität und Farbe betrifft. Ich werde mir erlauben, hernach den Herren Geschworenen die Blätter zu unterbreiten. Auch der Stempel: „Bath“ ist derselbe. Nun will ich aus dieser Uebereinstimmung zwar nicht folgern, daß Sie selbst diese beiden Zeilen geschrieben haben. Allein ich muß Ihnen bemerken, daß das Blatt als Beweis für ihre Unschuld durchaus keinen Werth hat. Bleiben Sie bei der Behauptung: der Thäter sei an jenem Abend in Ihrer Abwesenheit durch Ihr Fenster gestiegen, so kann ich das freilich nicht ändern. Ob es Ihnen Jemand glauben will, das weiß ich nicht. Aber daß dieser unbekannte, völlig spurlos erschienene und verschwundene Mörder, der das Eigenthum der Ermordeten von der Gallerie in den Hof des nächsten verschlossenen Hauses warf — daß er Ihnen einen Trostbrief in's Gefängniß spediren sollte, das, liebes Kind, ist völlig unglaubhaft. Haben Sie etwa gedacht, er würde Sie nicht verurtheilen lassen, sich lieber selber dem Gericht überliefern?“

„Ja — natürlich!“ Es klang so einfach, wie nur die lauterste Wahrheit oder — die vollendetste Lüge.

Ein halbes Lachen wurde hier und da vernehmbar. Diese Naivetät war in der That komisch.

Dem Richter erschien sie zu groß, um nicht Ironi zu sein und zugleich solche herauszufordern.

„Das würde sogar in einem Roman Bedenken erregen — heutzutage kennt und versteht man diese Art einst beliebter edler Raubmörder selbst nicht mehr in der Unterhaltungslectüre. Aber kommen wir nun endlich zur Sache. Erzählen Sie, wie ich Sie schon vorhin aufforderte, die Hergänge jenes Abends ausführlich und so wahrheitsgetreu, wie es Ihnen möglich ist.

Sie beachtete die letzte Andeutung nicht. Die gefalteten Hände emporstreckend, brach sie in einen leidenschaftlichen Herzenserguß aus. „Gott mein Gott, ich habe also keinen anderen Zeugen als Dich! Wenn Du mich nicht rettest, bin ich verloren — verloren trotz meiner Unschuld! Wirst Du Dich auch abwenden von mir, wie die Menschen alle — alle?“

„Hulda!“ rief ihr Nachbar mit schmerzlichem Vorwurf.

„Du nicht. — Ich weiß, daß Du nicht an mir zweifelst. Es erhält mir das den Glauben an Gott, an seine Hilfe! — Du hast Recht, schwach und sündhaft wär's, ihm nicht zu vertrauen, da er mir ja doch Dich gegeben hat. — Ja, mein Gott, Du wirst meine Unschuld offenbar werden lassen, sei es auch erst im letzten Augenblick, in der zwölften Stunde! Und hast Du es anders beschlossen in Deiner unerforschlichen Weisheit, so sende mir den Tod. Laß mich nicht sterben, als verurtheilte Mörderin, lieber gleich, so! — Laß uns beide sterben!“

Sie umschlang ihren Geliebten, der die Umarmung leidenschaftlich erwiderte. Alle Bedenken und Rücksichten waren oder schienen verschwunden. Er küßte sie heiß und sie erwiderte es.

Lauter Lärm erhob sich. Niemand konnte an sich halten, Jeder mußte dem Nachbarn oder der Nachbarin mittheilen, was er denke, welchen Eindruck diese dramatische Scene auf ihn gemacht. „Wie im Theater — ist das eine Schauspielerin — Schauspielerin von immenser Begabung! — Eine wahre Hexe. Es hilft ihr

aber doch nichts, so fein sie spielt — zu fein ist ihr Spiel — die Heuchelei liegt ja unverschleiert da! — So fängt man allenfalls Liebhaber, doch nicht unsere Richter! — Schade, daß die Hinrichtungen nicht mehr öffentlich sind. Wenn Die zum Tode verurtheilt auf's Schaffot ginge — ich gäbe zehn Thaler, um dabei zu sein. — Ja — ich auch — sie müßte sich dabei wundervoll ausnehmen. — O pfui, sich nach solchem Schauspiel zu sehnen; ich habe an diesem genug — glaubte zu vergehen. — Nun, da darfst Du morgen nicht wieder hierher, denn da kommt es wahrscheinlich erst zum Knalleffekt. — O — das fehlte mir — ich werde die Hauptsache doch nicht versäumen? — Aber die Hitze hier! Ja, der Schlag könnte Einen rühren! — Was hat denn der Stadtrath Viebig? Ich kann ihn nicht sehen. Aber das sah ich vorhin, daß er auffuhr, und die Bank verlassen wollte, wie von einem Unwohlsein befallen. — Es wird doch nicht gefährlich sein? — Schwerlich, denn seine Frau sitzt ja ganz ruhig da und verzehrt englische Pfeffermünzkuchen! — Das Frauenzimmer hat den Satan im Leibe! — Ja, es fürchtet sich nicht, den Herrgott selbst zum Zeugen zu citiren! Und noch sogar zum falschen Zeugen! — Das ist eigentlich eine Gotteslästerung und sollte nicht geduldet werden von dem hohen Gerichtshofe. — Nun, Samuel, einem Frauenzimmer kann man eher alles Andere bieten, als seinen Mund zu halten. Der Herrgott wird das auch wohl wissen und nicht so genau nehmen!"

So schwirrte es, vielfach variirt, durch das erstickend heiße Gemach. Mancher Ausdruck minder fein — ja ganz unwiederholbar. Gelächter klang hier, während da Thränen flossen, dort sich ein Streit erhob über die Entstehung der von der Angeklagten beigebrachten Zeilen, oder über die Strafe, die sie voraussichtlich treffen würde, oder über die Leichtgläubigkeit des Uhrmachers.

(Fortsetzung folgt)

Die unglückliche Ehe.

Es ist ein wohlthuendes Gefühl, das sich unserer bemächtigt, wenn wir in eine Familie treten, wo der Geist des Friedens, der Liebe und der Eintracht bleibend zu wohnen scheint. Wie von einem heiligen Zauber umfangen und gefesselt fühlt sich unser Herz, wenn wir eine Ehe gewahren, wo häusliche Glückseligkeit noch mit ihrem milden Geiste waltet. Kaum können wir uns enthalten, denen liebend näher zu treten, die selbst durch Liebe so innig verbunden sind mit einander, und in dieser Liebe so glücklich und zufrieden sind.

Aber mit niederschlagender Befremdung bemerkt der liebende Menschenfreund, daß demungeachtet unendlich viele unglückliche Ehen gefunden werden, wo Menschen, die durch Bande des Blutes, der Natur und Religion so eng und innig mit einander verbunden sind, im steten Hader und Streite — oft geheim, oft sichtlich — einander gegenüber stehen, wechselseitig sich das Leben verbittern und eine Hölle sich schaffen, wo sie hier schon einen milden Vorschmack des Himmels sich bereiten und genießen könnten.

Aber woher so namenlos vieles Unglück in einer Verbindung, die gerade bestimmt ist, Glückseligkeit unter den Menschen zu verbreiten und zu befördern? In einer Verbindung, die geschlossen wurde, um wechselseitig sich glücklich zu machen? Forschen wir aufmerksam nach, so wird es uns leicht werden, die Ursachen zu entdecken, warum wir unter gebildeten Menschen leider weit mehr unglückliche, als glückliche Ehen finden.

Ueberall, wo die Natur und ihre heiligen Gesetze walten, da kann nur Gleiches mit Gleichem sich einen zu friedlichem Bunde. Aber achten die Menschen dieß wohl immer, achten sie es namentlich dann immer sorgfältig, wenn es gilt, die Ehe, einen Bund zu schließen für das ganze Leben? Prüfen und erwägen sie dann immer sorgfältig, ob die Person, mit der sie sich verbinden wollen, mit ihnen auch übereinstimme an edlen Gefühlen, an wahrhaft religiösen Gesinnungen, an Tugend, an Sittlichkeit? Oder sind es nicht vielmehr nur irdische Rücksichten, welche die Kinder der Welt bestimmen, den heiligen Bund zu schließen? Sind es nicht gewöhnlich die Aufwallungen erhitzter Sinnlichkeit, erglühender Leidenschaften, ein wildes Streben nach Befriedigung? Sind es nicht irdische vergängliche Schätze, Reichthum, Ehre und Ansehen? Sind es nicht unbeständige, körperliche Reize, blendende Schönheit und äußere Pracht? Wie kann aber ein Bund bestehen, der auf so unsicherem Grunde gebaut ist? Wird nicht, wenn der Genuß befriedigt, die Sinnlichkeit erkaltet, das lockende Ziel errungen ist, oder wenn Krankheit, wenn Jahre die Rosen der Wangen gebleicht und die Reize verunstaltet haben, — wird dann nicht die Gluth der Liebe sich allmählig umwandeln in frostige Gleichgiltigkeit? Und ach, wie kurz ist der Weg von der Gleichgiltigkeit bis zur Geringschätzung. Wie wenige Schritte hat man nur zu thun von der Gleichgiltigkeit bis zum Hasse, der dann wie verzehrendes Feuer der Hölle an unserm Herzen nagt, jedes zartere Gefühl erstickt, und die heilige Ruhe der Seele unwiederbringlich entführt, die Herzen und Gemüther entfremdet, und der Liebe heilige Macht

und ihren segensreich waltenden Einfluß aus ihnen hinwegbannt!

Doch auch bei gleichgesinnten Seelen finden wir leider nur zu häufig, daß ihre Ehe ihnen höchst unglücklich erscheint, die doch mit wahrer gegenseitiger Zuneigung geschlossen worden war, und eben so glücklich und zufrieden zu werden verheißen hatte, als sie nun unglücklich und für beide Theile gleich drückend und lästig zu sein scheint. Und woher das? Macht etwa die Gewohnheit die Achtung der Liebe erkalten? O, wie kann wahre Liebe so schneller Verwandlung ausgesetzt sein? Liegt nicht die Ursache mehr in den Launen der Menschen, die sie um so weniger beherrschen können und wollen, je unbedeutender sie erscheinen? Und ach, wie weit umfassend ist die Macht der Launen! Es verbietet der Anstand, sie öffentlich hervortreten zu lassen; aber desto gewaltiger treten sie dann hervor in dem Schooße der Häuslichkeit, wo äußere Rücksichten den Menschen nicht mehr binden und dem Ausbruch der Launen keine Fesseln anlegen. Hier bedarf es der geringsten Veranlassung, um den Menschen dahin zu bringen, die üble Laune, die er vielleicht von außen her in den häuslichen Kreis der Seinigen mitbrachte, auf das unschuldige Haupt derer auszuschütten, die mit Liebe und Theilnahme ihm entgegenkommen.

Aber eben diese Launen sollten bei jedem Entschlusse zu einer so wichtigen Verbindung eine ernste Frage veranlassen. Rücksichtslos sollte sich jeder Theil prüfen, ob man sich stark und groß genug fühle, Launen und Eigenheiten zu ertragen. Gewiß, nach solcher Prüfung wird man durch dieselben nicht überrascht. Man findet leichter die Mittel, sie durch Sanftmuth und Geduld zu besiegen und für den heiligen Frieden und das Glück der Ehe unschädlich zu machen. Nur nicht durch Zorn, durch Hartnäckigkeit, durch Grollen, durch Heftigkeit. Nur nicht durch Rache, durch Wiedervergeltung. Diese Mittel der Leidenschaft blasen jeden Funken der Zwietracht zu verheerenden Flammen an.

Und eben daher liegen die Ursachen einer unglücklichen Ehe selten auf einer Seite allein, — fast immer auf beiden. Die Hauptpflicht des Mannes ist Liebe, die des Weibes aber Nachgiebigkeit. Mangel an Liebe und Nachgiebigkeit muß nothwendig jede Ehe allemal unglücklich machen. So lange die Liebe einflußreich einwirkt auf alle Gesinnungen und Handlungen des Mannes, so lange bescheidene Nachgiebigkeit und sanfter Geist der Gattin Willen leitet, — so lange muß Friede und Freude und Glück bei ihnen wohnen. — Tritt aber Härte an die Stelle der Liebe, so raubt sich der Gatte selbst die schönsten Freuden, die süßesten Genüsse des Lebens und wird Mörder der häuslichen Ruhe. Will in Ungerechtigkeiten er seine Ueberlegenheit zeigen, — so hat er sich selbst zuzuschreiben, wenn er vergebens nach den Freuden der Ehe fragt. Und will das Weib das ihr vom Manne zugefügte Unrecht vergelten durch bittere Vorwürfe, durch kränkende Worte, durch trotzigen Widerstand, — o so verkennt sie gar sehr die mächtigen Waffen, die ihr die Stärke des Mannes gegeben hat. Durch Heftigkeit erbittert man nur und beschleunigt man oft, was man verhüten wollte. Sanftmuth allein und Nachgiebigkeit sind die zauberischen Mächte, die des Mannes Stärke fesseln. Ihnen allein nur war es oft möglich, den flammenden Zorn zu entwaffnen, und den Haß zu bannen aus dem Herzen und die Liebe wieder in dasselbe einzuführen. Ja, das Haus solcher Ehegatten, wo Liebe, Sanftmuth und Nachgiebigkeit im schönen Bunde stehen — und wäre es auch die bescheidenste Hütte, — es ist dennoch ein Tempel der Liebe und des Friedens. Der Gott der Liebe und des Friedens wohnt darin, und sein Segen ruht auf ihnen und auf ihren Kindern.

Mannigfaltiges.

(Ein beklagenswerther Mann.) Dem „Anzeiger des Westens“ in St. Louis zufolge kam vor einigen Tagen auf der Reise nach dem Osten durch jene Stadt ein Mormone, der fünf Frauen, fünfzehn Kinder, zwei Großmütter und fünf Schwirgermütter hatte. Der „Anzeiger“ meint, daß man sich alles Andere noch gefallen lassen könne, aber fünf Schwiegermütter — eine sei schon zu viel!

(Wohlthat des starken Schnürens.) Ein Doktor der Philosophie beweist die Wohlthat des starken Schnürens dadurch, daß er sagt: Es nimmt alle albernen Frauenzimmer von der Erde, und läßt nur die vernünftigen darauf zurück, damit diese gute Frauen werden.

Nach 1800jähriger Pause ist zum ersten Male wieder in Pompeji ein Theater eröffnet worden, und zwar mit Donizetti's „Regimentstochter“. Der Direktor Laumi ersuchte das Publikum, ihm ein gleiches Wohlwollen entgegenzutragen, wie es sein Vorgänger Marius Quintus Monitius, der beim Ausbruche des Vesuvs im Jahre 79 nach Christi Geburt umgekommen ist, und dessen Anstrengungen er sich zum Muster nehmen wolle, genossen habe. (In Pompeji sind bis jetzt 3 Theater ausgegraben.)

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francovia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 33. Samstag den 23. April. 1870.

Frühling und Liebe.

Im Rosenbusch die Liebe schlief,
Der Frühling kam, der Frühling rief;
Die Liebe hört's, die Lieb' erwacht,
Schaut aus der Knosp' hervor und lacht,
Und denkt, zu zeitig möcht's halt sein,
Und schläft drum ruhig wieder ein.

Der Frühling aber läßt nicht nach,
Er küßt sie jeden Morgen wach,
Er kos't mit ihr von früh bis spat,
Bis sie ihr Herz geöffnet hat,
Und seine heiße Sehnsucht stillt,
Und jeden Sonnenblick vergilt.

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Die Angeklagten wurden getrennt und hinausgeführt. Alle drängten nach dem Ausgange, um sich zu restauriren durch Speise und Trank und frische Luft.

Der Präsident hatte die Sitzung auf eine halbe Stunde vertagt. Er fragte den Stadtrath, ob Nachmittags einer der Ergänzungsgeschworenen für ihn eintreten solle, da er ernstlich unwohl zu sein scheine.

„Die Schwüle hier — ein Schwindel, der schon vorüber ist. Nein, ich danke. Meine Kraft wird schon ausreichen bis — zum Ende!“ Er sprach so eifrig, als läge ihm viel daran, der Verhandlung als Beisitzer beizuwohnen, während er sich doch vorher dagegen so sehr gesträubt hatte.

Das fiel auch seiner Frau und deren Begleiterin auf, als sie in der Pause einen Augenblick zusammentrafen. Jene hatte ihn am Eingange zur Restauration aufsuchen müssen, er es jedoch nicht für erforderlich gehalten, sie zur nächsten Conditorei und wieder zurück zum Inquisitoriat zu begleiten, welche Unaufmerksamkeit sie sehr übel vermerkte. Zeit und Ort waren indeß einer Aussprache nicht günstig, eben so wenig seine Stimmung, die sich als sehr schlecht erwies. So ungeduldig, ja heftig, hatte er sich gegen sie kaum je gezeigt, was natürlich ihre höchste Entrüstung herausforderte. Einen Auftritt befürchtend, zog ihre Freundin sie mit sich fort zum Sitzungssaal. Er mochte getrunken haben, seine Röthe und Erregung deutete darauf hin.

IV.

„Zum dritten Male schon fordere ich Sie nun auf, Angeklagte, die Vorgänge am Abend des 20. Oktober ausführlich zu erzählen!“ Damit eröffnete der Präsident, in ernstem Ton, die Sitzung wieder.

Dieses Mal ward seinem Verlangen entsprochen. Hulda Ginter war nicht so blühend, als bei ihrem ersten Erscheinen vor den durchbohrenden Blicken der neugierigen und mitleidslosen Menge. Sie mochte dies schonungslose Anstarren nun schon gewöhnt sein — es trieb ihr wenigstens das Blut nicht mehr siedendheiß zu Gesicht. Oder war es ihr, nachdem jener Irrthum ihr benommen, gleichgiltig, was man überhaupt von ihr dachte? Vielleicht auch hatten sie die Gemüthserschütterungen des Vormittags und die künstlerische Bewältigung derselben abgespannt. Ihre Bewegungen hatten nicht mehr diese Frische und Elasticität, kein Hang zum Uebermuth, zur Schelmerei und Koketterie trat hervor. Die Augenlider waren geröthet und das stand ihr nicht gut. Ohne die sorgfältig wiederhergestellte Frisur und den eleganten Anzug überhaupt würde sie Niemand für das nicht allzu gut beleumundete Ladenmädchen gehalten haben. Sie machte durchaus den Eindruck eines anständigen, sittsamen Mädchens.

Ihre Ausdrucksweise war auch ruhig, einfach, fern von aller Ueberschwänglichkeit. Sie erzählte, was die Anklageschrift größtentheils enthielt, ohne daß der geringste Widerspruch in ihren früheren und jetzigen Angaben sich entdecken ließ, ohne daß sich die kleinste Abweichung zwischen ihrer Aussage und der ihres Geliebten ergab.

Eine solche vollständige Uebereinstimmung aber halten erfahrene Richter schon an sich für

verdächtig. Auch die Wahrheit spiegelt sich in verschiedenen Personen verschieden; derselbe Vorgang pflegt nie von zwei Zeugen ganz gleich geschildert zu werden — hier war es der Fall.

Der Präsident konnte sich nicht enthalten, darauf hinzuweisen.

Das junge Mädchen schaute ihn mit einiger Ueberraschung an und schwieg, gleichsam betreten.

Der junge Mensch lächelte — zum ersten Mal in der Verhandlung und wohl seit langer Zeit.

„Können Sie diese merkwürdige Uebereinstimmung erklären, Angeklagter?"

„O ja, Herr Präsident. Sie rührt daher, daß wir uns so gut sind."

„Ja, das wird's sein," stimmte Hulda bei, erröthend, mit einem Anklang ihrer sonstigen, natürlichen Lebhaftigkeit.

Es schien, als führe man ein Liebesdrama auf, statt eine Gerichtsscene. Ein Theil des Publikums wurde ungeduldig. Das war doch gar zu idyllisch. Zu ergründen, in wiefern diese Zärtlichkeit auf beiden Seiten Natur war oder raffinirte Kunst, hatte nur Interesse für Psychologen.

„Ihr Fenster nach der Gallerie wurde von Ihnen öfter als Aus- und Eingang benutzt?"

Sie nickte — langsam, zögernd.

„Ich muß mir Ihre Antworten in Worten, nicht in Zeichen ausbitten. Wann stiegen Sie durch das Fenster? Auch bei Tage?

Ein leichtes Roth färbte wieder ihre Wangen.

„Nein, am Tage nie. Da ging ich stets durch das Zimmer des Fräuleins Rudolphi."

„Zu welchem Zweck stiegen Sie Abends hinaus?"

Sie konnte sich zu einer Antwort nicht entschließen.

Brügemann kam ihr zu Hilfe. „Um mit mir zu sprechen, Herr Präsident. Die Alte — die Verstorbene litt es nicht, daß wir sonst zusammenkamen."

„Wo fanden diese Zusammenkünfte statt?"

„Im Laden, wenn es schlechtes Wetter war. Bei gutem Wetter gingen wir spazieren, oder auch in ein Lokal. Ich habe Hulda sehr bitten müssen, ehe sie zum ersten Male darein willigte."

Der Nachsatz verminderte den grenzenlosen Leichtsinn des Ladenmädchens in den Augen aller tugendhaften Anwesenden nicht. Diese, d. h. die meisten Individuen weiblichen Geschlechts, nickten bedeutungsvoll; so, mit nächtlichen Promenaden, beginnen diese jungen Damen, um dann im tiefsten Elend oder hinter Gefängnißmauern zu enden.

Uebrigens hatte sich die Physiognomie des Zuschauerraums seit dem Vormittag geändert. Mehreren Damen war die Atmosphäre hier doch zu „ordinär" erschienen, sie waren nicht wiedergekommen.

Dieser und Jener hatte sich durch Erfrischungen, deren Qualität noch durch den Duft wahrzunehmen, für das Mittagsessen entschädigt und in eine gehobene Stimmung versetzt. Auch war der Thürhüter eben so wenig frei von menschlichen Bedürfnissen, wie andere seiner Mitgeschöpfe hienieden.

Während er sie befriedigte, schlüpfte Mancher in den Saal, der sonst nicht eingelassen worden wäre.

Viele der nach der Pause Zurückkehrenden fanden ihre Plätze anderweitig besetzt; selbst der Stadträthin und ihrer Gesellschafterin erging es so. Die schwergekränkte, tieferregte Frau ergab sich mit Resignation darein. Jetzt nützte es ja doch nichts mehr, wenn sie dicht an der Barrière, ihrem Gatten möglichst nahe, saß. Er war in einer Verfassung, um selbst ihren durchbohrendsten Blicken keck Stand zu bieten, ja dieselben gar nicht zu beachten. Und sich auffällig machen mochte sie doch nicht, er that das, nach ihrer Meinung, schon selbst genug. Mit dem regsten Antheil folgte er dem Verfahren, ungescheut ließ er seinen Blick auf der Mörderin haften, fast eben so unausgesetzt, wie deren Liebhaber. Nur wenn sich irgend etwas in ihrem Aeußeren herausstellte oder herauszustellen schien, wandte er sich zu seinen Collegen und machte sie durch Geberden aufmerksam. Einige derselben, namentlich der dicke Rentier, waren damit sehr zufrieden; in dem Conflict, worin sie sich noch befanden, gewährte es ihnen Gewissenserleichterung, daß ein so verständiger und geachteter Mann für die mildere Auffassung war.

„Und Sie holten dann die Angeklagte aus ihrer Stube ab?"

Die rasche Frage ließ ihn keinen Augenblick stecken. „Nein, nie, sonst hätte es ja Jemand sehen können. Ich habe auch gleich erklärt, daß ich nie in der Wohnung der Rudolphi war, bis nach ihrem Tode. Schenkt man dieser meiner Betheuerung keinen Glauben, so mag man mir einen Zeugen stellen, der mich je dort oben gesehen hat."

Der junge Mann war doch klüger, besaß mehr Geistesgegenwart, als man ihm auf den ersten Blick zutraute.

„Er konnte auch schon darum nicht zu mir hereinkommen, weil meine Principalin es gemerkt, ihn gehört hätte," bemerkte Hulda.

„Ihre Principalin billigte also diese nächtlichen Ausgänge und Zusammenkünfte nicht?"

„Sonst hätten sie ja nicht heimlich und so spät stattzufinden brauchen. Sie hatte ihm sogar verboten, in den Laden zu kommen, um etwas zu kaufen, wie er Anfangs oft gethan. Um sie nicht zu erzürnen unterließ er das."

„Wie verständigten Sie sich dann über eine neue Zusammenkunft?"

„Wenn keine Käufer da waren und auch das Fräulein zufällig nicht, stand ich immer an der Glasthür. Er ging oft vorüber, so oft, wie er konnte, und ein Kopfnicken oder Kopfschütteln sagte ihm, ob ich den Abend herunterkommen werde oder nicht."

Der Vertheidiger erbat und erhielt das Wort zu einer Frage. „Wußte Jemand sonst, daß Sie öfter herausstiegen? Oder konnte man das Offenstehen des Fensters vom Hofe oder aus einer anderen Wohnung wahrnehmen?"

„Das glaube ich nicht. Es war auf der Gallerie ganz dunkel und ich legte das Fenster stets sorgfältig an."

Sie bedachte nicht, daß sie mit einer entgegengesetzten Behauptung das von ihr vorgebrachte Märchen glaubhafter gemacht hatte.

„Auch wußte wohl kaum Jemand davon, oder vielmehr Niemand, als Brügemann, wenn das Fenster offen bleiben werde, und wie oft es überhaupt offen blieb. Ich sehe ein, daß ich mich eines großen Fehlers, einer groben Fahrlässigkeit schuldig machte, wie meine Principalin das sogleich meinte. Sie sagte sogar, wir könnten bestohlen werden, da ich selber den Dieben den Weg zeige. Daß es noch viel ärger kommen würde, ahnte sie nicht — ich aber auch nicht."

„Ihre Principalin wußte also doch von Ihren Ausgängen? Sie stellten das eben in Abrede."

Es war der erste Widerspruch, der ihr nachgewiesen wurde. Man erwartete, daß sie sich nun in weitere verwickeln und so, gegen ihren Willen, zu einem vollständigen Bekenntniß veranlaßt werde. Allein sie zog sich sehr geschickt aus der Sache.

„Eines Abends, als es sehr windig war, flog das angelehnte Fenster auf und die Principalin erwachte. Da ich auf ihr Rufen nicht antwortete, stand sie auf und entdeckte meine Abwesenheit. Als ich heim kam, war das Fenster geschlossen. Zu klopfen wagte ich nicht, sie hätte mitten in der Nacht den schrecklichsten Skandal gemacht. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, Brügemann war schon fort. Ich setzte mich also auf die Treppe und wartete bis zum Morgen. Ich meinte, das sei die schrecklichste Nacht meines Lebens, bis hernach doch noch eine schrecklichere kam."

Sie sprach mühsam, stockend, mit Thränen kämpfend.

„Eine fatale Lage allerdings. Warum haben Sie noch nichts davon erwähnt?"

„Ich wurde nicht darnach gefragt. Es gehörte ja auch nicht zur Sache, zum — zum Morde."

„Und dann? Was geschah am Morgen?"

Die blauen Augen senkten sich, dunkle Gluth überzog das Gesicht. „Als ich hörte, daß sie wach sei, bat ich sie, aufzumachen. Sie that es, überhäufte mich aber mit den größten Schimpfworten. Die Aufwärterin kam dazu, die Leute im Hause mußten es alle hören. Ich meinte, Zeit meines Lebens blamirt zu sein und gerieth außer mir. Am liebsten wäre ich nicht mehr bei ihr geblieben. Aber wo fand ich gleich eine Stelle, besonders mit dem schlechten Zeugniß, das sie mir nach dem Vorfall gegeben hätte?" Sie verhüllte ihr Gesicht mit dem Tuche.

„Ihr gegenseitiges Verhältniß wurde nun ein sehr gespanntes?"

„Nein, es blieb ziemlich wie früher. Sie machte zwar oft eine beißende Anspielung, warf hier und da ein Wort hin, was mich bitter kränkte; aber dergleichen, Herr Direktor, muß man in der Dienstbarkeit oft hinunterschlucken, manchmal sogar, ohne eine Miene zu verziehen. Es ist das gleichsam die Zukost zu dem harten Brod der Abhängigkeit, man gewöhnt sich also zuletzt daran. Könnte man das nicht, so müßte manchen armen Mädchen das Herz vorzeitig brechen. Ich habe überdies einen leichten Sinn. Wenn ich mich ein wenig ausgeweint hatte, konnte ich mich meines Lebens gleich wieder so herzlich freuen, als tanzte ich auf lauter Rosen, denen alle Dornen abgebrochen waren. Fragen Sie, wen Sie wollen, es gibt Niemanden, der mich je kopfhängerisch gesehen, dem ich ein unfreundliches Worte sagte. Selbst wenn einmal Einer aufdringlich werden wollte, wies ich ihn lieber mit einem Scherz, als mit einer Grobheit ab; es ist auch viel wirksamer, glauben Sie mir!" Mit einem Aufleuchten ihres natürlichen Frohsinnes blitzten die Augen über die Geschworenenbank sowohl, wie über den Zuschauerraum.

(Fortsetzung folgt)

Sonnenmaschinen.

Wie eilig es die Menschheit im Arbeiten und Erwerben hat, das sehen wir am Deutlichsten an der Geschichte der Motoren. Anfangs dienten die Sclaven zum Zermahlen des Kornes, dann mußten Pferde die Mühle treiben; Jahrhunderte hindurch ließ man sich die

einfachsten Elementarkräfte, Wind und Wasser genügen; als diese nicht mehr ausreichten, griffen unsere Vorfahren zu den großen Brennstoffvorräthen der Wälder und Kohlenbecken, um aus denselben Wärme und gespannte Wasserdämpfe und vermittelst der letzteren bewegende Kraft zu erzeugen. Gegenwärtig beginnt ein neuer Akt des kulturhistorischen Schauspieles. Das Holz wird theuer und selten, man höre die Klagen in den Alpenländern, in Schweden rc.; die Kohle wird ebenfalls allmälig erschöpft, wenigstens machen gelehrte Geologen bereits Berechnungen über den Zeitpunkt, in welchem England seine schwarzen Diamanten ganz und gar aufgezehrt haben wird und vom Auslande das Gnadenbrod erbetteln muß. Das sind aber keineswegs so geringfügige Dinge, als Mancher im ersten Augenblicke denken mag; denn zu denjenigen Leistungen, welche jetzt die Dampfmaschinen verrichten, wären in Oesterreich nicht weniger als acht bis zehn Millionen Menschen und in England mehr als neunzig Millionen Menschen erforderlich. Es gewinnt daher hohe Bedeutung, über einen Ersatz der bisherigen Brennmaterialien nachzudenken und neue Mittel zu ersinnen, um die Dampfkessel auch in jener fernen Periode heizen zu können, wo Holz und Kohle fehlen oder zu kostspielig werden. Schon die älteste griechische Mythe hat dem Titanen Prometheus, als Repräsentanten des denkenden Menschengeistes, die Absicht zugeschrieben, daß er den Göttern zum Trotze die Menschen durch die Gabe des himmlischen Feuers aus dem Zustande kindlicher Unschuld zu einem kultivirten Leben führen wollte. Nun, die Nachkommen vor Jahrtausenden sind ernstlich daran, jene kühne Idee vollständig zu verwirklichen! Herr Cazin hielt kürzlich über die „Sonnenmaschinen" einen Vortrag, welchem wir einige interessante Angaben entnehmen wollen. Wie er erzählt, hat der französische Gelehrte Mouchot das alte Problem, mechanische Arbeit mit Hilfe der Sonnenwärme zu erhalten, in der letzten Zeit wieder aufgenommen, und es gelang ihm zum ersten Male, eine kleine Dampfmaschine in der Sonne arbeiten zu sehen, die keinen anderen Herd hatte, als das glänzende Gestirn. Die Mouchot'sche Sonnenmaschine konzentrirt die Sonnenstrahlen mit Hilfe eines zylindrischen Reflektors aus fein polirten Silberblech und lenkt dieselben auf eine Glaswand, welche einen Kessel von mittelst Kienruß geschwärztem Kupfer umgibt. Der Kessel wird erwärmt, da der Kienruß die Strahlen sehr rasch absorbirt; um die Abkühlung zu vermindern, wurde das Glasgefäß angebracht; das Glas nämlich, welches die Strahlen der leuchtenden Wärme durchgehen läßt, ist undurchlässig für dunkle Wärme; die Wärme, welche der Kessel ausstrahlt, ist aber dunkel, wird daher vom Gefäße zurückgehalten, und durch diese sinnreiche Construktion kann die Temperatur des im Kessel enthaltenen Wassers bald bis zum Siedepunkt gesteigert werden. Mouchot ist es auf diese Weise gelungen, Wasserdampf von fünf Atmosphären Druck mit einem Kessel zu erhalten, welcher sechs Litres Wasser faßt. Nach einer ungefähren Berechnung würde in den Aequatorialländern, also gerade in Gegenden, wo der fossile Brennstoff am Geringsten vorkommt, eine Metallplatte von 10 Metres Länge und Breite in einer Minute 1500 Calorien erhalten. Wenn diese ganze Wärme in Arbeit verwandelt werden könnte, so würde sie 142 Pferdekräfte liefern; aber eine gute Dampfmaschine von mittlerem Drucke verwerthet nur 16 Prozent der Wärme, welche dem Feuerherde durch das Wasser des Kessels entnommen wird. Durch die erwähnte Metallfläche vermöchte man also die Arbeit von 22 Pferdekräften zu leisten. Daraus folgt, daß ein zylindrischer Reflektor von 4½ Quadratmetres genügen würde, um Eine Pferdekraft zu erzeugen. Mouchot schätzt jedoch die Wärmeverluste sehr hoch und schlägt für diese Kraftmaschine einen Spiegel von 16 Quadratmetres vor. Der berühmte Amerikaner Ericson hat seither diese Resultate durch Construktion einer ähnlichen Sonnenmaschine bestätigt.

Mannigfaltiges.

(Ein Hungerleider), der etwas aushalten kann, ist unstreitig der Laubfrosch. In einer Familie zu Leipzig wird so ein Wetterprophet gehalten und durch Unvorsichtigkeit entkam derselbe seinem Behälter; er war verschwunden. Nach Verlauf von zwei Monaten und 16 Tagen findet man den Laubfrosch in einer leeren Blumenvase ganz munter, was um so merkwürdiger ist, da er während dieser Zeit nicht nur alle Nahrung, sondern auch das Wasser entbehrt hat.

(Eine neuerfundene Stecknadelmaschine) fertigt in einem Tage (zehn Stunden) 80—90 Millionen Stecknadeln, mithin jede Minute 144,000 und jede Secunde 2400.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 34. Mittwoch den 27. April. 1870.

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Viele von den Zuschauerinnen wurden von dem Argwohn ergriffen, den Eine schon längst hegte: daß sich nämlich dieser und jener der Anwesenden dem reizenden Ladenmädchen genähert habe. Uebrigens trat jetzt ein ganz neues Motiv zu der blutigen That hervor.

„Mit den Zusammenkünften war es nun aus," hatte sie fortgefahren. „Brieflich gab ich Otto davon Nachricht."

„Wo blieb dieser Brief, Angeklagter? Er fand sich nicht unter Ihren Papieren."

Die Frage mußte wiederholt werden.

„Ich habe ihn verbrannt."

„Ah, warum? Es fanden sich überhaupt keine Briefe von Ihrer Braut. Liebende pflegen dieselben sonst aufzubewahren."

„Ich konnte es nicht, aus Furcht vor den Meinigen, die darnach stets in meinen Sachen umherstöberten und sich darüber lustig machten, als sie einmal einen Zettel fanden. Konnte ich ihren Brief auswendig, so verbrannte ich ihn und trank die Asche mit Wasser."

Einigen schien dies recht romantisch. Minder poetische, mehr argwöhnische Naturen fanden das Verfahren des Uhrmachergesellen weniger romantisch, als verdächtig

„Da wir sonst nicht zusammenkommen konnten, wußten wir keinen anderen Rath, als uns zu heirathen," berichtete die Angeklagte mit ihrer reizenden Naivetät. „Aber Brügemann erhielt nicht die Erlaubniß dazu. So blieb uns denn wirklich nichts übrig, als nach Amerika zu fliehen."

„Und warum erhielt er die Erlaubniß nicht?"

„Weil er noch zu jung sei, und weil — weil ich seiner Mutter und seinen Verwandten nicht anstand." Ihr Blick senkte sich beschämt.

„Gott behalte es ihnen immerdar — diesseits und jenseits!" murmelte Brügeman zwischen den Zähnen. „Sie sind Schuld an Allem, es wäre sonst nicht passirt." Verzweiflungsvoll fuhr er mit den Händen durch die Haare.

Sie sah ihn ängstlich bittend an.

„Was wäre sonst nicht passirt — woran sind Jene Schuld?"

„Daß wir unschuldig in dies Unglück geriethen!" antwortete sie rasch für ihn.

„Ja, das meinte ich," bestätigte er finster. „Es ist ja auch wahr."

„Wo und wann faßten und besprachen Sie den Fluchtplan?"

„Eine Zeit lang hütete ich mich, irgend einen Verdacht zu erregen, darum bewachte sie mich endlich nicht mehr so scharf, und ich durfte auf's Neue wagen, fortzugehen. Ich bestellte also Brügemann wieder. Dabei verabredeten wir dann Alles. Da ich nun vorsichtiger war, merkte sie nichts davon; also ist es die Wahrheit, daß sie nichts von diesen Ausgängen wußte. Es wird mir immer klarer und es kann ja auch nicht anders sein, als daß irgend Einer davon erfuhr und die Gelegenheit zum Stehlen benutzen wollte. An Mord dachte er wohl nicht, sonst hätte er ihn doch mit einer mitgebrachten Waffe begangen, nicht mit dem Schüreisen; als Fräulein Rudolphi erwachte, Lärm machen wollte, erschlug er sie. Es wundert mich nur, daß sie nicht einen einzigen Schrei ausstieß, wir hätten ihn denn doch im Laden gehört."

„Sie geben also zu, es sei durchaus unwahrscheinlich, daß die alte Dame, aus dem Schlafe aufgeschreckt, bei dem Anblick eines fremden Menschen im Zimmer nicht sofort Lärm gemacht und um Hilfe gerufen hätte? Zumal sie, nach allen Zeugenaussagen, sich bei irgend einer Aufregung durchaus nicht still zu verhalten, sondern dieselbe sogleich zu verlautbaren pflegte."

„Er muß ihr den Schlag versetzt haben, ehe sie schreien konnte."

„Es gehört nicht viel Zeit dazu, um einen Schrei auszustoßen. Auch würde er in der Eile dann wohl eher zu dem Schüreisen gegriffen haben, das vor dem Ofen in demselben Zimmer lag, statt sich aus Ihrem dunkeln Zimmern dieses zweite Instrument zu holen. Oder wollen Sie leugnen, was sie in der Voruntersuchung sogleich zugestanden, daß das Geräth, welches zum Morde diente, sich sonst immer in Ihrem Zimmer befand?"

Sie hatte, während Thränen in ihre Augen traten, angstvoll die Hände gefaltet. „O Gott, es ist, als wäre Alles gegen mich verschworen! Aber darum die Wahrheit abzuleugnen, fällt mir nicht ein. Gerade dies Schüreisen kam nie von meinem Ofen — meine Prinzipalin war ja so eigen, daß nichts von seinem bestimmten Platze genommen oder nur verrückt werden durfte. Ich erinnere mich sogar, daß ich's, wie übrigens öfter, auch an jenem Abende umwarf, indem ich mit der Crinoline anstreifte. Ich stellte es wieder in die Ecke zwischen Ofen und Thür. Ach, ja, so wird es sein!“ Ihre nachdenkliche Miene erhellte sich. „Gewiß habe ich es, obgleich ich das nicht so genau weiß, um es zu beschwören, recht schräge aufgestellt, damit es nicht so leicht wieder umgeworfen werde. Der Thäter aber, der das nicht wissen konnte, hier fremd war, nur von dem Lichtschimmer durch die angelehnte Thür geleitet wurde, stieß mit dem Fuße daran — der Raum zwischen Ofen und Thür ist sehr klein. Um Geräusch zu verhüten, griff er darnach während es umfiel, behielt es in der Hand — wohl ohne Ahnung, daß es im nächsten Augenblick zu einem Morde dienen werde.“

„Das ist aber doch ein wenig zu frech!“ flüsterte der Rentier seinem Nachbar auf der Geschworenenbank zu.

Dieser trocknete sich tief athmend, die glühende Stirn. „Im Gegentheil, es ist bewunderungswürdig scharfsinnig!“ murmelte er.

„Ja, das meinte ich eben!“ stimmte der Andere bei.

Der Rechtsanwalt erbat sich wieder das Wort. „Durch die Combinationsgabe meiner Clientin und ihre anschauliche Darstellung wird die Behauptung ihrer Unschuld dem hohen Gerichtshofe und den Herren Geschworenen viel weniger unglaubhaft erscheinen, als vorhin. Meine Herren, es sind in der That schon viel seltsamere Dinge passirt, als daß während der Abwesenheit einer Person eine andere, fremde, in das Zimmer jener gelangte und etwas verübte, wofür der ganz unschuldige Bewohner dann verantwortlich gemacht wird. Der Zufall ist oft ein wahrer Märchendichter.“

Der Vorsitzende bemerkte, dergleichen Ausführungen gehörten nicht hierher, sondern in die Vertheidigungsrede.

„Ich machte sie nur als Einleitung zu dem, was ich sonst sagen wollte. Es ist durchaus nichts Seltenes, daß sich Jemand in ein fremdes Haus schleicht. Hier mußte es um so leichter sein, als die Thür nicht verschlossen war.“

„O doch, sie war verschlossen!“ widersprach die Angeklagte lebhaft. „Seitdem Fräulein Rudolphi mich so sehr gescholten, waren wir vorsichtiger und ließen die Thür, aus Furcht vor einem Diebstahl, nie mehr offen.“

Die schlauesten Verbrecher, selbst so schlau, wie dies junge Mädchen, sind nicht immer klug genug und lassen sich oft zu thörichten Aeußerungen hinreißen. Hier geschah es offenbar in dem Bestreben, den Verdacht der Fahrlässigkeit von sich abzuwälzen.

„Auch an jenem Abend,“ fuhr sie fort, „das weiß ich ganz gewiß, verschloß Brügemann bei seinem Eintritt die Thür und öffnete sie erst, als er fortging.“

„Er verschloß sie aber nicht wieder beim Fortgehen,“ sagte der Vorsitzende. „Geschah das sonst auch nicht, Angeklagter? Warum unterblieb es diesmal?“

Die Antwort wollte nicht recht über die Lippen. „Weil ich im ersten Augenblick darüber, daß die Droschke vorfuhr, den Kopf verlor und es vergaß.“

„Er wußte ja auch, daß ich unten blieb und wollte in einer Stunde wieder zurück sein,“ kam sie ihm schnell zu Hilfe.

„Ich frage jetzt nicht Sie, Angeklagte. Wie gelangten sie übrigens in's Haus, wenn dasselbe stets verschlossen war, Angeklagter?“

„Ich hatte ja einen Hausschlüssel und schloß auf, wenn ein Lichtschimmer mir sagte, daß meine Braut im Laden sei.“

„Vermuthlich gab Ihre Braut Ihnen den Schlüssel. Vermißte denn Fräulein Rudolphi denselben nicht, Angeklagte?“

„O die!“ lächelte Hulda. „Seitdem sie entdeckt hatte, daß ich fortgegangen war, hätte sie lieber ihr Leben gelassen, als den Hausschlüssel so aufbewahrt, daß ich dazu gelangen konnte.“

Ein Flüstern lief durch den Saal. Wieder ein neues Motiv zur That.

Doch auch dieses Mal verwischte sie augenblicklich sehr gewandt den übeln Eindruck. „Ich habe mir den Hausschlüssel von der tauben Executorswittwe geliehen, die auf dem Hofe wohnt. Ich gab vor, den unsrigen verlegt zu haben und den Zorn meiner Prinzipalin zu fürchten. Sie glaubte es und gab ihn mir gern, da sie selber ihn nie brauchte.“

Die zu milderer Beurtheilung geneigten Beisitzer schüttelten die Köpfe. Bei so viel Raffinement war Erbarmen — Verschwendung.

„Möglicherweise konnte auch ein Anderer sich einen Schlüssel verschafft haben,“ sagte der Präsident. „Da sie auf Ihrer Hut sein mußten, achteten Sie gewiß auf jedes Geräusch, Angeklagter?“

„Nein. Wenn ich da war, hörte ich überhaupt nicht viel.“ Sein zärtlich auf Hulda ruhender Blick ergänzte, daß er in ihrer Gegenwart wenig auf Außendinge achtete.

„Sie, Angeklagte, hatten, um nicht etwa überrascht zu werden, gewiß ein offenes Ohr für jedes Geräusch. Vernahmen Sie gar nichts?"

Sie schüttelte nachdenkend den Kopf. „Mir war's öfter so, als hörte ich oben etwas — wenn ich dann aufhorchte, blieb es aber immer still. Es war also nur meine Unruhe und Angst. In's Haus aber kam den Abend Niemand — das Schloß der Hausthür ging so schwer, daß ich stets wußte, wenn Jemand von den Hausbewohnern heimkehrte. Damals waren sie alle schon zu Hause, außer dem Baßgeiger, der zu einem Tanzvergnügen aufspielte."

„Der Mord ist verübt worden, das können Sie nicht in Abrede stellen. Daß ein Fremder dazu in das verschlossene Haus gelangen konnte, bestreiten Sie. Daß er aus dem gleichfalls verschlossenen Nachbarhause auf Ihren Hof gelangte ist nicht möglich — die Mauer ist zu hoch, um ohne irgend welche Hilfsmittel hinüber zu gelangen. Und von einem solchen hat die genaueste Nachforschung nicht die mindeste Spur ergeben. Wenn Sie nicht die That begingen, so konnte es nur Jemand aus Ihrem Hause sein. Haben Sie gegen irgend wen Verdacht?"

„Gott behüte mich! Wie sollte mir die Sünde beikommen, irgend wen unschuldig zu verdächtigen?" Die blauen Augen blickten so fromm, so unschuldig, als sei ihre Besitzerin wirklich nicht einer solchen „Sünde" fähig. „Es wohnen lauter anständige Leute im Hause. Wenn er sich nicht schon vor dem Zuschließen einschlich, weiß ich nicht, wie er hineinkam. Auch kann ich mir gar nicht denken, wo er hernach geblieben ist. Ob er sich im Hause versteckt, bis Brügemann fort war und die Thür offen gelassen hatte? Das wäre doch eben so dumm, wie frech. Nach einer solchen That sucht Jeder möglichst rasch das Weite. O mein Gott, mein Gott! Alle müssen glauben, ich war es, und doch, doch bin ich unschuldig."

Die Geschworenen sahen sich den Plan des Hauses und des Nachbarhauses an. „Eine Unmöglichkeit wäre es eben nicht, aus meinem Hause auf jene Gallerie und zurück zu gelangen," warf der Stadtrath, nach einem flüchtigen Blick auf die Zeichnung, hin. „Namentlich konnte der Bewohner dieses Zimmers — aus diesem Fenster da —" Er sprach sehr langsam mit gerunzelten Braunen.

„Wer wohnt in diesem Zimmer?" fragte sein Nachbar lebhaft.

„Ich!"

„Hahaha!" Der Rentier mußte das Taschentuch vorhalten, um nicht unpassend laut zu lachen. „Sie sind doch ein Erzspaßvogel. Wie trocken Sie die eine Sylbe fallen ließen: Ich! Haha, allerliebst! Freilich, wo braucht man mehr Humor, als hier, bei diesem schrecklichen und nachgerade auch ermüdenden Schauspiel! Selbst das Raffinement, womit die kleine Kokette alle ihre Teufeleien in einen Nimbus der Unschuld hüllt, kann Einem doch nicht alle die Stunden rege erhalten."

Der Andere hörte ihn offenbar nicht. Die Briefblätter waren auch an die Geschworenenbank abgegeben worden. Die Hand, in welcher der Stadtrath sie hielt, zitterte so sehr, daß das Papier ordentlich knisterte. Tief beugte er sich nieder auf die feine, zierliche Handschrift des Mädchens, so tief, daß es fast schien, als wolle er sie mit den Lippen berühren. Plötzlich fuhr er empor, reichte die Blätter weiter, als verbrenne er sich die Finger daran.

Sein Nachbar hatte leise gesagt: „Trotz alledem — dieser Uhrmachergesell war eigentlich doch ein glücklicher Bursche. Jetzt freilich möchte Niemand mehr mit ihm tauschen. Jedenfalls hat sie den Mord nicht beabsichtigt, sondern nur vollführt, als die Rudolphi bei dem Oeffnen des Schrankes erwachte, den Diebstahl —"

„Den Diebstahl? Sie glauben also, daß sie den Diebstahl beabsichtigte?" fuhr Viebig so heftig auf, daß sein Nebenmann fortan nichts mehr zu sagen wagte.

Der in der Ladenkasse gefundene Brief, der nun verlesen wurde, enthielt übrigens die Mittheilung, daß die Schreiberin mit ihrem Geliebten fliehen müsse, da man sie hier ja von einander trenne. Sie bat um Verzeihung, daß sie aus der Kasse den für fünf Monate rückständigen Lohn entnommen. Das sei kein Unrecht, weil Fräulein Rudolphi ihr das Geld widerrechtlich vorenthalten habe und sie es nun zur Reise nothwendig brauche. Eine vorherige Kündigung wäre allerdings ihre Pflicht gewesen, sie hätte aber gefürchtet, dabei würde ihr entschlüpfen, was sie vorhätten und dadurch der Plan vereitelt. Sie möchte ihr wegen der Versäumniß nicht böse sein. Auch nicht böse wegen des Aergers, den sie ihr zuweilen, vielleicht leichtsinniger Weise verursachte. Sie haben doch keinen Menschen weiter, der es mit ihr so treu meine, wie Brügemann. Darum konnte und könne sie nicht von ihm lassen, brächte sie sich auch dadurch in böse Nachrede, ja in Schmach. Verdient habe sie dieselbe nicht — sie könne sich darüber also leicht trösten. Auch habe sie ihr nur in diesem einen Punkte den der Dienerin stets geziemenden Gehorsam versagt — hinter ihrem Rücken Heimlichkeiten getrieben. Sonst habe Fräulein Rudolphi ja selbst anerkennen müssen, daß sie treu, zuverlässig, auf den Vortheil der Herrin redlich bedacht gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die chinesischen Aerzte) sind verpflichtet, für jeden in ihrer Behandlung gestorbenen Kranken eine brennende Laterne vor ihre Office zu hangen. Wenn wir nach unsern europäischen Begriffen in später Nacht eine Laterne vor einem Lokale brennen sehen, ist es eine Anregung für uns, hineinzugehen, während man in China von solchen Orten besser weg bleibt. Neulich hatte ein in Peking wohnender Europäer das Unglück, daß ihm sein Bedienter krank wurde; er lief in der Stadt nach einem Arzte umher, indem er natürlicherweise nach der geringsten Anzahl von Laternen suchte. Endlich findet er ein Haus, vor dem nur drei Laternen melancholisch im Winde schaukeln. Er geht hinein und bittet den Arzt, ihn zu begleiten. Nachdem der Arzt den Kranken in chinesischer Kunstmanier maltraitirt hatte, sagte der Europäer zu ihm: „Sie müssen der beste Arzt in dieser großen Stadt sein.“ „Warum?“ „Weil nur drei Laternen vor Ihrer Thüre hängen, während die Häuser anderer Aerzte förmlich illuminirt sind.“ „O, das ist sehr erklärlich“, erwiderte phlegmatisch der biedere Chinese, „ich übe meine Kunst erst seit heute früh.“

(Schreckliche Folgen des Leichtsinns.) In Neapel ereignete sich dieser Tage ein vielleicht noch nie dagewesenes Unglück, welches zugleich ein schlimmes Streiflicht auf die sprüchwörtlich gewordene Unvorsichtigkeit der Familienmütter aus den unteren Volksschichten wirft. Eine gewisse Carmela Gaudioso, ihres Zeichens eine Früchtehändlerin, ließ, ganz von dem Gedanken in Anspruch genommen, in einem Landhause am Abhange ihres Wohnhauses sich zu amusiren, ihr kleinstes erst ein paar Monate altes Kindchen unter der Obhut ihres älteren Kindes, das selber erst zwei Jahre alt ist, in der Wiege zurück. Der kleine Wärter wollte sich seinerseits auch unterhalten, gerieth schließlich über ein eben erst neugeschliffenes Messer und stach mit diesem in aller Gemüthsruhe auf das arme, seiner Obhut anvertraute Kindchen los, bis dasselbe in Folge von Dutzenden von Stichen in Kopf, Hals, Brust, Unterleib und Armen seinen Geist aufgab. Welche Züchtigung verdient solch bodenloser Leichtsinn einer Mutter?

(Ein Hungerleider), der etwas aushalten kann, ist unstreitig der Laubfrosch. In einer Familie zu Leipzig wird so ein Wetterprophet gehalten und durch Unvorsichtigkeit entkam derselbe seinem Behälter; er war verschwunden. Nach Verlauf von 2 Monaten und 16 Tagen findet man den Laubfrosch in einer leeren Blumenvase ganz und munter, was um so merkwürdiger ist, da er während dieser Zeit nicht nur alle Nahrung, sondern auch das Wasser entbehrt hat.

(Von einem Feuerwehrmann.) Ein schmales, sechs Stockwerk hohes Haus in der Vorstadt St. Antoine in Paris steht plötzlich in Flammen, das Feuer brennt von unten nach oben und schon brennt der Dachstuhl. Die Bewohner scheinen geflüchtet zu sein, plötzlich rufts: da oben in der Dachstube zeigt sich eine alte Frau! — Alles stutzt, nur der Pompier-Corporal Thibault stürzt sich in's Haus und eilt über die Treppen. Er ist oben und trägt die arme Alte eine Treppe hinunter, da ist er von Flammen umringt, die Treppe brennt. Schnell bindet er sich die Frau auf den Rücken und läßt sich auf einer kurzen Leiter zum Fenster hinaus; die Leiter kracht und biegt sich unter der doppelten Last, unten steht alles athemlos, er ist verloren! murmelt die Menge. Endlich hat der Brave das nächste Stockwerk erreicht, er hat kaum noch so viel Kraft und Athem, um auf dem Gesims einen Augenblick zu ruhen und die Leiter zu erfassen, die bis zum 4. Stockwerk reicht. Jetzt langt er unten mit der Geretteten an und bricht zusammen. Ein Jubelruf der Tausenden durchzittert die Luft. Als der Lärm sich etwas gelegt, ruft ein Offizier: Dies ist das zehnte Mal, daß Thibault einen Menschen dem sichern Feuertode entrissen hat! — Neuer Jubelruf. Tags darauf trug der Wackere das Kreuz der Ehrenlegion.

(Noch einmal Ratte und Klapperschlange.) Wegen der in einem Bremerhavener Geschäfte angeblich von einer Ratte todtgebissenen Klapperschlange ist ein Prozeß im Anzuge. Der Eigenthümer der Schlange will die Inhaber des Ladens für den Preis des Thieres verantwortlich machen, weil dieselben aus Unkenntniß die Ratte in den Käfig gesetzt und so den Tod der Schlange herbeigeführt haben. Von anderer Seite wird behauptet, die Schlange wäre aus unbekannten Ursachen eines natürlichen Todes gestorben und alsdann von der Ratte angenagt, nicht aber von dieser getödtet worden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 35. Samstag den 30. April. 1870.

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Bei dem gegen die Angeklagte herrschenden Mißtrauen machte dieses Schreiben den Eindruck eines geschickten Theatercoups. Zwar hatte die Schreiberin nicht geahnt, bei welcher für sie so fürchterlich ernsten Veranlassung seine öffentliche Vorlesung stattfinden sollte. Allein, daß nach Entdeckung der Flucht, die erzürnte beraubte Principalin den Brief in's Publikum bringen werde, wußte sie sicherlich. Ihre Behauptung erwies sich übrigens als begründet. In dem Buch, worin die Verstorbene ihre Ausgaben verzeichnete, stand, zwei Monate vor ihrem Tode, statt des Postens: für drei Monate Lohn an das Ladenmädchen, die Notiz: „Die Hulda Ginter bekommt kein Geld — vielleicht gewöhnt sie sich so ihre Putzsucht ab.“ Später fand sich keine Eintragung einer Zahlung, sei es auch nur einer abschläglichen. Nichts in dem ganzen Heft verrieth die Spur einer Fälschung. In dieser Hinsicht traf die Angeklagte nur der Vorwurf, daß sie nicht berechtigt war, das Geld aus der Ladenkasse zu nehmen.

Um aber auch gegen eine des Mordes so schwer Verdächtige gerecht zu sein, mußte man erwägen, daß Frauen im Allgemeinen es nicht so streng mit derartigen formellen widerrechtlichen Handlungen nehmen. Es ist, als fehle ihnen da wirklich das Unterscheidungsvermögen im höheren Sinne. Der Präsident hielt sich für verpflichtet, das zu Gunsten der noch so jungen Person hervorzuheben.

Die Putzsucht war ihr damit allerdings nicht abgewöhnt. Zu Kleinigkeiten sollte die erste, von Fräulein Rudolphi empfangene Vierteljahrsrate ausgereicht, größere Stücke aber Brügemann ihr geschenkt haben, was von diesem bestätigt wurde.

„Oder auch — ein Andrer!“ flüsterte die Schdrähbin und machte die Freundin auf ihren Mann aufmerksam, der sich wieder mit allen Zeichen der heftigsten Unruhe die hellen Schweißtropfen von der Stirn trocknete. „Er leidet Todesqual — ich sehe es ihm an; aber er hat sie zehnfach verdient.“

Die Zeugenvernehmungen begannen mit dem Aufruf einiger alten Damen, Freundinnen der Ermordeten. Sie waren nicht erbaut davon, daß sie eine Rolle in diesem Prozeß zu spielen hatten. Auch hegten sie sichtlich keine Vorliebe für das junge hübsche Mädchen. Doch lauteten ihre Aussagen nur zu Gunsten desselben und gaben ein überraschend günstiges Leumundszeugniß. Seien auch üble Gerüchte im Umlauf, so hefteten dieselben sich ja vorzugsweise gern an schutzlos dastehende junge Mädchen, die in ihrer fröhlichen Gedankenlosigkeit, wie in der noch kindischen Vorliebe für Flitterstaat, nicht wüßten, oder nicht beachteten, daß ein munteres, anscheinend entgegenkommendes Wesen, überhaupt in Verbindung mit zierlicher, für ihren Stand unpassender Kleidung, sie um ihren guten Ruf bringe. Wäre die Ginter die leichtfertige Person gewesen, für die Viele sie hielten, die sittlich strenge Marianne Rudolphi hätte ihr sogleich gekündigt. Daß diese, wegen ihrer üblen Laune, keine Ladenjungfer mehr bekommen konnte — sei auch eine Lüge. Es gäbe stets mehr arme Mädchen, die auf Stellen warteten, als Stellen. — Eine bekundete die wiederholte Aeußerung der Ermordeten: wäre die Hulda nicht so goldtreu in pecuniärer Hinsicht, so grundehrlich, daß sie ihr unbedenklich ihr ganzes Vermögen anvertrauen wolle, so würde sie das eitle, putzsüchtige und kokette Ding, dem etwas Komödiantenhaftes anklebe, das stets Lachen und Narrenspossen treiben möchte, nicht eine Stunde länger im Hause behalten. Vornehmlich habe es sie geärgert, daß die Ginter sich mit dem jungen Gesellen, dem sie allerlei Ehrentitel anzuhängen pflegte, eingelassen, ohne dies hätte sie dieselbe, weil sie so viel Talent zur Verkäuferin habe, ihr lebelang behalten und ihr schließlich, schon um ihre Verwandten zu kränken, das Geschäft vermacht.

Wie die Todte zu der Ueberzeugung von der Zuverlässigkeit des Ladenmädchens gelangt sei, darüber konnten die Zeugen nicht Auskunft geben, die Angeklagte auch nicht. Jedenfalls aber hatte das sehr argwöhnische, alte Fräulein sich durch Prüfungen davon überzeugt. Ihren Aufwärterinnen, wie überhaupt allen Unbemittelten, hatte sie stets Ehrlichkeit abgesprochen

und ihnen nicht das Geringste anvertraut. Die früheren Ladenjungfern mußten ihr jeden Abend die Kassa abliefern, die Ginter nur jeden Sonnabend.

Dies so zu Gunsten der Letztern sprechende Vertrauen war leider wohl durch Heuchelei, durch Komödie erschlichen, hätte sonst doch nicht so verrathen werden können.

Die Ginter schaute, statt zu triumphiren, zuerst ernst vor sich nieder, dann lächelte sie ihren Geliebten an, um ihm zu zeigen, daß sie sich aus der um seinetwillen verlornen Erbschaft nichts mache.

Er war übrigens eben so gerührt, wie entzückt und hatte diese Aussagen nicht überhört, wie manches Andere sonst. Er bat um's Wort.

„Ich wollte den Damen nur dafür danken, daß sie meiner Hulda, diesem so vielfach geschmähten Engel, in ihrer Weise Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich bin auch der Verstorbenen für die gute Meinung von meiner Braut dankbar und bereue die unhöflichen Worte, die mir jemals gegen sie entschlüpften. Da sie mich in der Hinsicht auch nicht sehr schonend behandelte, sind wir nun übrigens quitt."

Er konnte ordentlich humoristisch werden und sah, nun seine Stimmung sich ein wenig gehoben, gleich viel hübscher und minder unbedeutend aus.

„Was den so oft erwähnten Aufwand betrifft," fuhr er geläufig fort, „so gibt es wenig junge Mädchen, die sich nicht gerne putzen. Verdacht aber wird es nur solchen, denen nicht Vater und Mutter den Staat anschaffen, die ihn sich selbst erwerben müssen. Als könnte man den Armen nicht wenigstens das Vergnügen gönnen — sie müssen ja so viele andere Freuden entbehren. Auch schmückte meine Braut sich nicht blos für sich, sondern für mich. Ich möchte einmal den jungen Menschen sehen, der irgend Etwas, sobald es sich nur erschwingen läßt, für seine Geliebte zu gut, zu kostbar hielte. Vielleicht ging ich zu weit, aber wenn irgend Eine, so verdient sie wie eine Heilige angebetet zu werden. Nun, seine Heiligenbilder behängt Jeder nach Vermögen mit Kostbarkeiten. Daß sie mir den Gefallen that? Lieber Gott, wenn sich nur keine Andere „unpassender" kleidete. Freilich, wenn sich eine häßliche Alte Chignons oder Locken kauft, wenn sie sich jugendlich und neumodisch herausstaffirt, so „paßt" das vortrefflich, wenn sie reich ist. Können die Reichen sich doch nicht blos Haare und Zähne, sondern auch Männer und Titel und Gott weiß was sonst noch kaufen. Ein armes Mädchen dagegen —"

Der Präsident unterbrach ihn. Im Publikum wurde es laut. Während mehr als eine Dame sich empört fühlte, hatte ein Theil der Männer applaudiren wollen. Eine Dame wurde unwohl und mußte hinausgebracht werden; natürlich verursachte das Störung, erregte auch Aufsehen auf der Geschwornenbank. Nur der Stadtrath Biebig, unbekümmert um das, was jenseits der Schranke vorging, bemerkte es nicht und seine Nachbarn verhehlten es ihm aus Schonung, daß es seine Frau gewesen. Trotz der Lüftung in der Pause war die Luft mephitisch im Saal. Wer nicht ausharren mußte, that wohl daran, sich zu entfernen, zumal die Verhandlung jetzt, wie meist bei Zeugenverhören, durch die immer wiederkehrenden, eintönigen Formalitäten sehr langweilig wurde.

Der junge Fuhrwerksbesitzer, der das Paar nach dem Bahnhof bringen sollte; der Droschkenkutscher, der den Bruder der Ermordeten gefahren; die Leute im Hause, welche letzteren die unverwüstliche Freundlichkeit und Geduld der Ginter bei den bösen Launen der Verstorbenen nicht genug rühmen konnten, sagten nur, was man schon wußte. Daher begrüßte man, ermüdet und abgespannt, den Schluß der Sitzung mit Freuden.

Der Fleischer hatte also nicht Recht behalten, es war nicht in einem Tage „abgethan."

V.

Die Stadträthin hatte es ihrem Gatten sehr übel genommen, daß er nach der Sitzung einen Spaziergang gemacht, dann den Abend mit seinen Freunden, wie öfter, in einem Kaffeehause zugebracht und gar nicht nach ihr gefragt hatte. Er wußte allerdings von ihrem schnell vorübergegangenen Unwohlsein nichts, aber das war es ja gerade, was sie kränkte: dieser Mangel an Aufmerksamkeit und — Zuneigung. Nach seiner Heimkunft schrieb er noch lange auf seinem Zimmer — so lange, daß sie darüber, lange nach Mitternacht, endlich doch einschlief.

Am andern Morgen war jede Spur der Unruhe und Reizbarkeit verschwunden, die ihn in den letzten Monaten umhergetrieben. Er war sehr blaß, doch ruhig; auch freundlicher, zuvorkommender gegen sie, als jemals, gleichsam versöhnlich — abbittend — zwar nicht in Worten, doch durch sein ganzes Wesen. Bei ihr fand er indeß keine entgegenkommende Stimmung — im Gegentheil, sie sah in seinem Wesen nur Schuldbewußtsein, etwa gemischt mit Furcht vor ihrem Zorn, ihrer Unversöhnlichkeit, hatte mithin einen Antrieb, jede Annäherung seinerseits kühl, mit beißenden Spottreden, abzulehnen. Zu ihrem Bedauern konnte sie das nicht so gründlich thun, wie sie gewünscht hätte. Er war heute noch mehr beschäftigt, als sonst, mit

Arbeiten wahrhaft überhäuft und ging vor der Gerichtssitzung noch auf das Rathhaus. Seit langer Zeit schon war es Brauch, daß, wenn er ausging, er seine Frau durch die Dienstleute davon benachrichtigte. Heute kam er, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, selbst, um ihr Adieu zu sagen, und schaute sie theilnehmend an.

„Du siehst angegriffen aus — es wäre besser, Du gingst nicht zur Gerichtsverhandlung", sagte er mit Betonung. „Die Luft dort kann Dir nicht zusagen."

Sie antwortete nur durch einen zornigen Blick. Darum also diese Zärtlichkeit, der Wunsch, Abschied zu nehmen!

„Ich bitte Dich, gehe lieber nicht!" fuhr er dringend fort.

Ihre Miene drückte es aus, daß, wenn sie vorher noch zweifelhaft war, sie jetzt entschlossen sei, hinzugehen.

Ein schmerzliches Zucken flog über sein Gesicht. „Ich kann es Dir nicht verbieten. Adieu denn. — Und, Auguste —" schon auf der Schwelle, kehrte er zurück, „wenn ich Dir irgendwie zu nahe trat, vergib es mir."

Sie nahm seine dargebotene Hand nicht, sondern wandte sich ab. Als er aber gegangen war, warf sie sich händeringend auf das Sopha. „Daß diese Creatur nur einen Tod sterben kann! O, um eine Mörderin, eine Diebin! Mein einziger Trost ist, daß die Schmach und Pein, die sie leidet, und bis zu ihrem Ende leiden wird, mich ein wenig rächt. Nicht hinreichend, doch ein wenig — tausendfache Todesqual hat sie um mich verdient. Gerechter Gott, laß sie nicht bei ihrer Verstocktheit beharren, nimm ihr diesen empörenden Leichtsinn, laß sie hoffnungslos zusammenbrechen in ihrem Elende!"

„Auguste, Du versündigst Dich!" Ihr Gast hatte im ersten Schrecken kein Wort gefunden. „Solche Worte fallen nie auf das Haupt dessen, dem sie gelten sollen — sie fallen zurück auf das grausame Herz desjenigen, der sie aussprach."

Sie hörte nicht darauf, lachte vielmehr bitter auf. „O der zarten Schonung für meine Gesundheit — hahaha! Um meinetwillen keine Sorge, zärtlicher Gemahl! Ich will wenigstens dabei sein, wenn ihr Urtheil gesprochen wird, mich weiden an ihrer Angst und Noth. Selbst wenn ihr nicht der Tod zuerkannt wird, das Zuchthaus ist für die Art Leute, obgleich sie kein Ehrgefühl haben, auch etwas Schreckliches."

Und sie beeilte sich mit ihrer Toilette, die viel Zeit kostete, wie bei allen alternden Frauen, die Andere, und womöglich sich selbst gern glauben machen, sie seien noch nicht alt.

Der Stoßseufzer der Dame war scheinbar schon theilweise in Erfüllung gegangen, denn der leichte Sinn der Angeklagten schien, wenn nicht vernichtet, so doch gebrochen zu sein. Sogar die Frisur war nicht tadellos, die Hände mochten dabei gezittert haben. Eine schlaflose, qualvoll durchwachte Nacht stand leserlich auf den erblaßten, unruhig bewegten Zügen. Die sorglose, etwas theatralisch zur Schau gestellte Unbefangenheit hatte sich in ängstliche Spannung verwandelt, die verweinten Augen schweiften umher, als suchten sie irgendwo einen Ausweg — Rettung. Wenn sie sich nach dem blauen Himmel richteten, der für sie durch die obersten Fensterscheiben sichtbar war, verdunkelten sie sich durch Thränen. Offenbar nahm sie Abschied von der schönen Welt jenseits dieser Mauern, von der Freiheit und Freude, vom Leben selbst. Bei ihrem Temperament mußte ihr das einen unsäglich schweren Kampf kosten. Und sie hatte ihn doppelt durchzukämpfen — in der Seele des jungen Mannes an ihrer Seite gleich mit. Begegnete ihr Blick dem seinen, der wieder unausgesetzt, doch noch inniger, gleichsam verzehrender auf ihr haftete, als gestern, dann vermochte sie kaum ein lautes, krampfhaftes Schluchzen zu unterdrücken.

Hatte man sie Tags zuvor wegen ihrer Frechheit und Verstocktheit verurtheilt, so verdammte man sie heute wegen ihrer Schwäche, und schalt dieselbe Feigheit. Mehr als halblaut wurde darüber gesprochen, daß es viel leichter sei, ein Verbrechen zu begehen, als seine Folgen standhaft zu ertragen. Für den Moment der Urtheilsverkündigung erwartete man jämmerliches Geschrei und Weinen — einen jener Auftritte, die mehr widerwärtig als rührend sind. Wenn sittlich verwahrloste Personen zuweilen eine anständige Maske anzunehmen und selbst bis zum letzten entscheidenden Augenblick festzuhalten vermögen, in diesem selbst, in der zwölften Stunde, hört doch alle Heuchelei und Schauspielkunst auf und es offenbart sich der wahre Charakter, die eigenste Natur.

„Schon wieder! Sie hat die Unverschämtheit, ihn anzublicken, als solle er ihr zu Hilfe kommen!" vertraute die Stadträthin ihrem Gaste an, der nur ungern wieder hierher gekommen war, doch als solcher nicht umhin gekonnt hatte, die Freundin zu begleiten. „Und wie er sie anschaut! Ermuthigend, gleichsam Hilfe gelobend. Ja, dazu wollte er mich lieber nicht hier wissen. Ich bin in der That begierig, wie er seinen Eid, als rechtschaffener Mann zu richten, Niemandem zu Liebe und zu Leide, erfüllen wird? Glückt es nicht, ihre Freisprechung zu bewirken, dann nimm mein Wort darauf, Liebe, er besticht den Wärter, durchfeilt ihre Eisenstäbe und flieht mit ihr, statt des Uhrmachergesellen, nach Amerika. Ist das nicht ein allerliebster Roman in unserer nüchternen Zeit,

besonders mit einem ehrwürdigen „Vater der Stadt" als Helden?"

Es war nicht die Brille der Eifersucht, die ihre Wahrnehmungen färbte. Auch ihre vorurtheilslose Nachbarin mußte den Ausdruck, mit welchen seine Augen denen der Angeklagten begegneten, ermuthigend nennen. Daß das junge Mädchen oft und immer öfterer zu ihm herübersah, war nur natürlich; nirgends sonst traf sie auf einen so theilnehmenden, trostspendenden Blick. Der liebevollere, zärtlichere ihres Geliebten konnte sie nicht trösten, sondern sie nur an ihr Unglück mahnen. Uebrigens war die Haltung des Stadtraths von der gestrigen sehr verschieden. Keine Spur mehr der unruhigen Aufregung, die einen Strom heißen Blutes nach dem andern in seinen Kopf trieb. Er war noch blässer, als gestern früh, verfolgte mit Spannung den Verlauf des Prozesses, aber er war so ruhig, wie ein Mann, der seinen Entschluß auf alle Fälle gefaßt hat. Während er gestern den Blick der Ginter meist scheu vermieden hatte, suchte er ihn heute mit einer Art Vorliebe.

Verschiedene Zeugen kamen und gingen wieder. Der Kaufmann Rudolphi wiederholte das, was die Anklageschrift von seiner Aussage enthielt.

Nach seiner festen Aussage war das Ladenmädchen die Mörderin.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

In einem französischen Lesebuche, das für die Kinder bestimmt und von vielen geistlichen Würdenträgern als für die Schule geeignet erkannt wurde, steht folgende Definition des Wortes »Soldat«: »Der Soldat ist kein Mensch mehr, aber er war es. Er leistet der Menschheit alle möglichen Dienste. Er bezieht die Wache, um zu verhindern, daß gestohlen und gemordet wird. Allerdings mordet er selber in den Kriegszeiten, aber die Menschen, die er mordet, sind nur Feinde. In Friedenszeiten hilft er den Bonnen bei der Kinderhuth, er ist der Wächter der Kindsmädchen-Unschuld und die letzte Hoffnung der überreifen Köchinnen. Man findet ihn nicht allein in den Casernen, sondern auch in den Küchenschränken und in der Nähe von Speisekammern. Der Soldat lebt gesellig und kommt in Truppen vor; er kostet sehr viel Geld; man läßt sich aber gerne die Auslagen für ihn gefallen, weil er eben so außerordentliche Dienste leistet.«

Dreierlei Kronen.

(Orientalische Legende.)

Drei Fürsten, irdisch todt zur gleichen Stunde,
Erschienen auch vor'm Himmelsraum im Bunde,
Und wegen leichtern Eingangs durch das Thor
Zeigt' Jeder hastig eine Krone vor.

„Von Wem bekamst du deine blut'ge Krone?"
Sprach Petrus zu dem ersten Erdensohne.
„Mein Volk, ein Millionen-Plebiscit,
„Theilt' mir das lang ersehnte Kleinod mit!"

„Das war – brummt' Peter – auch ein saub'res Kürren
„Mit Bajonetten zur Wahlurne führen!
„Indessen, wenn ein Volk noch dumm genug,
„Zu dulden solchen höllischen Betrug:

„So ist ihm weiter nichts als recht geschehen!
„Du magst einstweilen auf die Seite gehen,
„Bis daß der hohe Himmelsrath beschließt,
„Was mit dir Schlingel anzufangen ist!"

„Und du — sprach der Apostel zu dem Zweiten —
„Woher willst du denn deine Krone leiten?
„Die ist ja schon durchlöchert und zerstückt,
„Mit allerlei Metallen angeflickt?"

„Ich habe sie ererbt von meinen Ahnen,
„Die sie erkämpft auf langen Siegesbahnen . . ."
„Oho!" — fiel Petrus unterbrechend ein –
„Die mögen auch die Allerbravsten sein!

„Zum Glück hat euer Reich nur kurze Dauer!
„Jetzt kehr' dich rechts um jene finst're Mauer,
„Und schlaf' in Bethlehems Dreikönigsstall,
„Bist du geweckt wirst durch Posaunenschall!"

Nun wandte sich der Pförtner zu dem Dritten:
„Wo haben Sie ihr Schädel-Blech erstritten?"
„Ich folgte fromm des Ostens heil'gem Stern,
„Und nahm die Krone von dem Tisch des Herrn."

Da wurde zornesroth der alte Peter,
Und schrie aus vollem Hals: „Kreuzdonnerwetter!
„Ja, ja, die ist's, die man vom Tisch uns nahm!
„Nun weiß man endlich doch, wo sie hinkam.

„Das ist die Art von diesen Mucker-Frommen,
„Die haben nicht gestohlen, nur genommen;
„Und solche heuchlerische Creatur
„Nimmt nicht einmal, sie sieht's und findet nur.

„Und morden diese hartgesott'nen Sünder
„Die eig'nen Brüder, ihres Vaters Kinder:
„So hat das nur der liebe Gott gethan,
„Gleichsam geheiligt ihren Satanswahn!"

Und ruft herbei die himmlischen Gendarmen
Sankt Michel und Sankt Jürgen: „Ohn' Erbarmen
„Werft Den hinunter in den tiefsten Schlund,
„Und daß ihn wohl bewach' der Höllenhund!"

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 36. Mittwoch den 4. Mai. 1870.

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Arzt erklärte, der Tod sei durch Blutergießung in's Gehirn augenblicklich erfolgt. Die Stärke, mit welcher der Streich versetzt worden, sei im Allgemeinen Frauenhänden nicht zuzumuthen. Damit wolle er indeß nicht behaupten, es müsse ihn ein Mann geführt haben. Im Affekt, in heftigem Zorn oder in verzweiflungsvoller Angst wären selbst anscheinend schwächliche Frauenzimmer momentan eines außerordentlichen Kraftaufwandes fähig.

Die Aufwärterin war, wie alle Personen niedern Standes, von der Ginter sehr eingenommen und zeugte sichtlich widerstrebend gegen sie. Da fiel eine ihrer Aeußerung um so schwerer in's Gewicht. Nach jenem Auftritt am Morgen nach der Aussperrung des Ladenmädchens befragt, erzählte sie, Fräulein Rudolphi sei noch zehnmal böser gewesen, als sie dieselbe sonst gesehen, und das wolle etwas sagen. Sie habe die Ginter mit den gemeinsten Schimpfworten überhäuft. Diese schwieg zuerst still, bat dann weinend um Verzeihung — es sei zum ersten Mal geschehen und solle nicht wieder passiren. Zuletzt flehte sie, wenigstens nicht so laut zu reden. Die erzürnte Principalin kehrte sich daran jedoch nicht, sondern verstummte erst grollend, als das Ladenmädchen nun seinerseits heftig wurde, das einzige Mal übrigens, daß sie, die Aufwärterin, von ihr, der Ginter, einen Widerspruch gegen ihre so grämliche, am liebsten unausgesetzt keifende Herrin gehört. Als die Ginter dann in den Laden hinabging, in das Taschentuch hauchend, um die Thränenspuren zu verwischen, wollte die Aufwärterin ihr beschwichtigend zusprechen. Sie sagte indeß mit funkelnden Augen und zitternder Stimme: „Sie hat mich zum ersten und letzten Mal geschimpft — weiter sage ich nichts. Still, still, es passirt nicht wieder, das steht fest!" Als sie von dem Morde hörte, da seien ihr auch diese Worte und ihr Ton schwer auf's Herz gefallen und sie habe gedacht, es sei wieder zu einem Streit zwischen Beiden gekommen.

Die Angeklagte schüttelte matt den Kopf.

„Frau Kurz, Sie glauben also auch, daß ich es that? Sie müßten mich doch besser kennen."

Ihr vorwurfsvoller Ton und Blick brachte die schlichte, schon bejahrte Frau zu Weinen. „Ach, Fräulein Huldchen, ich wünsche ja zu Gott, daß Sie es nicht thaten," schluchzte sie. „Es schneidet mir in's Herz, daß ich etwas gegen Sie sagen muß, aber ich habe es beschworen, die Wahrheit zu reden. Daß Sie das Unglück wollten, glaube ich nie und nimmermehr, aber die Selige, Gott verzeih mir, daß ich das auf ihren todten Mund nachsage, konnte ein Lamm in Harnisch bringen. Alle Leute im Hause bewunderten die Sanftmuth und Heiterkeit, die Sie immer zeigten. Aber gerade, wenn dem Geduldigen die Geduld einmal ausgeht, thut er am allerersten, was er vor Gott und der Welt nicht verantworten kann."

Brügemann wollte auffahren und sich seiner Geliebten annehmen. Er wurde zur Ruhe gewiesen und sie gefragt, was sie bei jenen Drohworten gedacht habe.

„Aeußerungen im Zorn stößt man heraus, ohne es zu wissen. Wenn ich damals überhaupt etwas dachte, war es wohl, daß ich nicht länger bei der Rudolphi bleiben wolle." Sie sprach eintönig, ohne das sonstige lebendige, hinreißende Geberdenspiel.

„Die Lust zur Entfaltung ihres dramatischen Talentes ist ihr schon vergangen!" triumphirte die Stadträthin. „Das scheint ihn außerordentlich zu bekümmern. Sieh, eben seufzt er — als Echo. Sie seufzt auch."

„Nach der Aussage der Frau Kurz versicherten Sie Fräulein Rudolphi, Sie seien zum ersten Mal durch das Fenster gestiegen. Wie stimmt das mit der Wahrheitsliebe überein, deren Sie sich gern rühmen?" Der Vorsitzende war, wie Richter und Publikum überhaupt, durch ihr Leugnen jetzt auch ungeduldig geworden.

Sie antwortete nicht, sondern bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche. Den Bewegungen ihrer Schultern nach, weinte sie.

„Das war eine Nothlüge, Herr Präsident, die ihr kein Mensch verdenken kann. Nothlügen sind erlaubt. Kein junges Mädchen wird sich ein Gewissen daraus machen, zu lügen, wenn

es sich um ihren Geliebten handelt. Und noch dazu gegen eine zankende Prinzipalin, nach der Ertappung bei einem heimlichen Ausgang."

Brügemann sprach mit so überzeugtem und überzeugendem Eifer, daß selbst die ernsten Richtermienen sich zu einem Lächeln verzogen. Nur der Stadtrath blieb so ernst wie zuvor.

Nachdem noch einige Nebenpersonen vernommen worden, bezeugte der Meister des jungen Mannes, daß er mit diesem stets zufrieden, er auch ein tüchtiger Arbeiter gewesen sei, nur zuweilen etwas zerstreut, was er seiner Liebschaft zugeschrieben. Der Vormund konnte gleichfalls nichts weiter gegen ihn vorbringen, als daß er die närrische Idee gehabt, schon heirathen zu wollen und bei seiner Verweigerung der Erlaubniß sehr heftig geworden sei. Die Ginter war ganz verwaist, ihr Vormund ein alter Mann, der gegenwärtig auf den Tod krank lag; er hatte sich nie um sie gekümmert, da sie sich seit fünf Jahren ihr Brod selbst erwarb und seine Hilfe und seinen Rath nie beanspruchte. Das Gericht hatte keine Veranlassung gefunden, sich in dies harmlose Verhältniß einzumischen, da weder ein Erbe zu verwalten, noch irgend welche Beschwerde von dem unbevormundeten Mündel, noch über dasselbe eingelaufen war.

Endlich erschien die Zeugin, auf deren Confrontation mit den Angeklagten man am gespanntesten gewesen, die Mutter Brügemanns. Zur Sache selbst war von ihr zwar keine nähere Aufklärung zu erwarten, wohl aber für das skandalsüchtige Publikum ein pikanter Auftritt, für das empfindsame ein rührender.

Anfangs schienen diese Erwartungen völlig getäuscht zu werden. Die alte Frau hatte sich seit gestern früh so müde gejammert, daß sie, obenein überwältigt von dem Erscheinen vor Gericht, sich still verhielt, und nur auf die ihr vorgelegten Fragen antwortete. Erst als sie bejahen mußte, daß ihr Sohn an jenem Abend nach Mitternacht heimgekommen und dann gleich wieder fortgegangen sei, faßte sie den Muth, den Kopf nach ihm umzuwenden. Bei dem Anblick seiner Nachbarin kehrte ihr die Sprache wieder.

„Da ist sie ja, die Schlange, die Verführerin, und im Staat, wie immer! Habe ich das nicht gleich gesagt, daß ihn die Person in's Unglück bringen würde? Eine Komödiantin und ein ehrlicher Handwerksmann!"

Der junge Mann fuhr unehrerbietig auf: „Mutter, wie oft schon habe ich es mir verbeten —"

Hulda Ginter ergriff seinen Arm und sah ihn bittend an. Er verstummte sogleich.

„Ja, sie kann ihn um den Finger wickeln durch einen einzigen Blick."

Die alte Frau schlug verzweiflungsvoll die Hände zusammen.

„Ich dachte, davon wenigstens werde ihn das Gefängniß kuriren, also doch zu etwas gut sein! Aber er fürchtet sich nicht einmal der Sünde und Schande, zu einer Mörderin zu halten."

Hulda barg das Gesicht im Tuch, hielt aber mit der Rechten den Arm des jungen Mannes fest.

Der Präsident erinnerte die Frau daran, daß sie hier nur auszusagen habe, was sie wisse, nicht irgend Jemand schmähen dürfe.

„Ich schmähe ja nicht, sondern sage nur, was ich weiß," vertheidigte sie sich. „Er war ein so gutes Kind, ehe er die Person kennen lernte, er hätte sein Leben für mich und seine Geschwister gelassen. Aber, wie er nur ihre Bekanntschaft in L. gemacht hatte, war er wie umgewandelt; ich wollte es eigentlich auch gar nicht zulassen, daß er in die Fremde ging, denn mir ahnte es immer, daß er nicht so gut zurückkäme, obgleich ich ihm die besten Lehren mitgab. Und wie wir ihm abredeten, als er zuerst von ihr schrieb, antwortete er hernach gar nicht mehr oder nur kurz. Ich setzte es durch, daß der Vormund ihn zurückrief, und er kam auch; ich dachte, er hätte die Dummheit vergessen, aber im Gegentheil, es wurde nun erst schlimm, denn sie kam auch her, zur Rudolphi in Condition. Mein Trost war es, daß sie bei dieser nicht lange aushalten, keine andere Stelle bekommen und fortgehen werde. Aber nein, sie hielt aus, ganze acht Monate lang — muß sich bei der Aermsten eingeschmeichelt haben. Auch bei mir versuchte sie das, aber da kam sie schön an. Unsereins ist nicht zu berücken durch Süßigkeiten in den Augen und im Munde, man will etwas Reelleres haben, als Schönthun. Daß sie es dem Jungen damit anthat, müssen Sie ihm verzeihen, hohe Herren. Sie kann sich so niedlich machen und dann wieder so lieblich, daß ich ihr sogar nicht widerstanden und meine Einwilligung gegeben hätte, wäre sie, wenn auch arm wie eine Kirchenmaus, doch nicht ein solcher Zieraffe, eine solche Putzdecke gewesen. All' seinen Arbeitslohn — und er verdiente hübsches Geld — verthat er an ihr und mit ihr. Manche Nacht kam er erst um ein oder zwei Uhr nach Hause, und wenn ich ihn dann, natürlich derb, ausschalt, wurde er noch obenein naseweis und grob und wollte nicht bei mir in Kost und Schlafstelle bleiben. Sie war ihm wie eine Prinzessin, die Komödiantin, die! Einen so braven Menschen in's Unglück zu bringen!" Schluchzend rang sie die Hände. „Was wirklich an ihr ist, das beweist der Todschlag an ihrer guten, alten Herrin — ich habe es immer gewußt, daß sie nichts taugt."

Ein zorniges Gemurmel des Sohnes verrieth, daß seine Geduld erschöpft sei.

Der Vorsitzende verwies wieder die unziemlichen Ausdrücke.

Die Angeklagte hatte, still in ihr Taschentuch weinend, dagesessen, wie gebeugt unter dem Unwillen der Matrone. Jetzt erhob sie sich und sagte schüchtern:

„Lassen Sie sie nur, Herr Präsident. Und du, Otto, sei nicht böse, sie hat so schweren Kummer um Dich, durch mich, daß man sie wohl reden lassen muß. Ich wünschte zwar von ganzem Herzen, daß sie mir wenigstens jetzt vergäbe; nun ich so unglücklich bin, sollte sie mir nicht mehr grollen und dem armen Otto das Herz nicht auch — noch — schwerer machen." Ihre Stimme brach.

„Ja, jetzt kann man fein demüthig sein!" rief die Alte unerbittlich. „Wie gingen sonst die Augen nach allen Seiten und blitzten Alle an, die ihr schön thaten! Und wie lustige Scherze, wie helles Gelächter hatten die Lippen, die jetzt so zittern! Was war das für ein Scharmuziren mit aller Welt! Wenn ich manchmal am Laden vorbeiging, dachte ich, mich rühre der Schlag vor Aerger über den dummen Jungen, der es sich gefallen läßt, daß seine Braut all' die feinen Herren zu Liebhabern hat."

Der junge Mensch nagte an seiner Oberlippe, sonst saß er regungslos. Hulda aber warf den Kopf zurück, die dramatische Lebendigkeit, die sie so vortrefflich kleidete, kam wieder zum Durchbruch.

„Das darf ich mir nicht in's Gesicht schleudern lassen, wie den andern fürchterlichen Vorwurf, von dem ich mich, trotz meiner Unschuld, nicht zu reinigen vermag. Als Verkäuferin habe ich mit Allen freundlich gesprochen und mußte es. Wenn sich aber Jemand rühmt, ich hätte ihm nur die kleinste Vertraulichkeit gestattet, so lügt er schändlich. Hierbei habe ich Zeugen für mich, die mir bei der anderen Beschuldigung fehlen, die glaubhaftesten, vollgiltigsten Zeugen — hier im Saale — sogar dort drüben!"

Ihre leuchtenden Augen hafteten auf der Geschworenenbank, während lichtes Roth ihre Wangen überzog.

Es fand gleichsam einen Widerschein auf den Gesichtern sämmtlicher Beisitzer, selbst das bleiche Antlitz des Stadtraths röthete sich und er erhob sich unwillkürlich halb von seinem Platze. Verlegen, unsicher und ärgerlich blickten die Herren einander an, wie um den Attentäter zu erforschen, und wurden noch röther. Es war aber auch gar zu stark von der Person, sie hier zu Bürgen ihrer Tugend aufzurufen, somit eines Angriffs auf dieselbe zu beschuldigen. Doch gerade das Ungeheuerliche dieser Unterstellung machte sie komisch, rief Gelächter hervor. Selbst der Präsident vermochte ihr die verdiente, ernste Rüge nicht zu ertheilen, die Ueberraschung der meist sehr ehrwürdigen Herren auf der Geschworenenbank war zu drollig gewesen, die Bestürzung der Jüngeren unter ihnen noch drolliger. Das Publikum amüsirte sich daran zwar auch in bedenklicher Weise, aber ein hübsches junges Mädchen, selbst als Angeklagte, es wird ihr Manches nachgesehen, was sonst nicht durchgehen dürfte. Der Präsident sagte nur:

„Schließlich werden Sie am Ende noch mich und meine Collegen zu Rittern engagiren wollen," und rief damit kaum zu unterdrückenden Jubel im Zuschauerraum hervor.

Die Stadträthin bediente sich mit Eifer des Flacons, wurde aber nicht ohnmächtig, wie ihre Gefährtin fürchtete.

Hulda Ginter glühte wie eine Pfingstrose und stotterte in reizender Verlegenheit:

„Ich wollte natürlich keinen namhaft machen — meinte nur so — bitte die Herren um Verzeihung. Gerade so achtbare Herren —"

„Lassen Sie es nur gut sein, wir sind nicht böse," beschwichtigte der Rentier geschmeichelt. „Keiner von uns zweifelt an Ihnen, an Ihrer Treue und Ehrbarkeit."

Die alte Frau blickte von der Angeklagten auf die Richter und schüttelte den Kopf. „Sie wickelt sie Alle um den Finger, wie den Otto," sprach sie vor sich hin, und brach dann laut heraus:

„Das ist auch blos eine ihrer Komödien, daß sie Otto so sehr liebt. Ich konnte es nie recht glauben. Wie sie nun einmal war, brauchte sie blos die Hand auszustrecken, um an jedem Finger den feinsten Herrn zu haben. Wer so behofirt wird und so klug ist, so die Dame zu spielen versteht, hängt sich nicht im Ernst an einen armen Handwerker, der dazu noch so wenig fein und geschniegelt ist und aus sich so wenig machen kann, wie mein Junge."

„Gerade recht, Mutter!" Die blauen Augen strahlten wieder wie je, und das frohe, unwiderstehliche Lächeln blitzte über ihr rosiges Gesicht. „Ich war nicht dumm genug, den feinen Herrchen zu glauben, sondern so klug, einzusehen, um wie viel besser und treuer es Otto mit mir meint. Ich hatte ja Niemand, der sich endlich um mich kümmerte, mich rechtschaffen lieb hatte, da lernt man ein Herz schätzen, das Einem ganz gehört. O, hätten Sie es mir gegönnt! Wie würde ich Sie gesegnet haben, wie hätten wir Beide Sie auf den Händen getragen! So —"

Der grelle Gegensatz der Wirklichkeit zu diesen Liebesträumen und Glückshoffnungen kam bei ihr überwältigend zum Bewußtsein. Das reizende Lächeln verschwand, der erlöschende

Blick irrte wieder hilfesuchend, rettungflehend umher. Es war trotz Allem unmöglich, ihr Theilnahme zu versagen; jede Fiber eines fühlenden Herzens mußte in Mitleid erzittern.

„Wäre es nur nicht ein gewöhnlicher Raubmord!" Selbst der Bauerngutsbesitzer, den die Versäumniß ärgerte, war nicht unbewegt.

„Gestände sie wenigstens und machte es uns glaubhaft, daß es im Zorn, in der Unzurechnungsfähigkeit der Leidenschaft geschah, wie die Aufwärterin meinte," flüsterte sein Nebenmann.

So haben Sie mit Ihrem blinden Vorurtheil zwei Menschenleben in's Elend gebracht: ein armes unschuldiges Mädchen und — den eigenen Sohn!" hatte Brügemann die Rede seiner Geliebten fortgesetzt. „Sagen Sie nichts dagegen, Mutter, es wird damit nicht geändert. Ohne Ihre Beschränktheit, Ihr kleinliches, gehässiges Vorurtheil gegen ein Wesen, das Sie nicht zu würdigen wußten, hätten wir ja nicht an diese unglückselige Flucht nach Amerika gedacht. Auf Sie — auf Sie allein fällt die Verantwortlichkeit für unser Unglück. Denn wie man über mich auch beschließen möge, ich habe erklärt und wiederhole es: ich will nichts, als das Schicksal meiner Braut theilen." Und als kümmere ihn fortan die ganze Welt nicht mehr, als habe er sich schon zu lange mit Kleinigkeiten aufgehalten, wandte er sich von ihr, um die Geliebte anzusehen.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

(Tischchen deck dich.) Ein amerikanischer Musterspeisesaal wurde kürzlich in Boston von einem Ingenieur, Mstr. Riddle, hergestellt. Derselbe enthält einen großen Speisesaal, in dem sich viele Tische befinden, aber keine Aufwärter. Eintretende Gäste erhalten an der Casse blos eine Anweisung, worauf die Nummer des Tisches verzeichnet ist, den sie einnehmen müssen. Inmitten jeden Tisches befindet sich eine runde Scheibe von vergoldeter Bronce und diese umgiebt ein Kranz von Ebenholz; an dem sich ungefähr einen halben Zoll von einander kleine Knöpfe von Elfenbein befinden, auf dem der Name der Speise oder des Getränkes steht, welches er wünscht, die Bronceschelbe sinkt vom Tische durch ein Rohr in ein Souterrain und steigt im nächsten Moment geräuschlos mit dem Verlangten wieder auf das Niveau des Tisches empor. Ein Telegraph markirt gleichzeitig an der Cassa, was auf der betr. Nummer servirt wurde und hiernach wird dem Gaste gegen Rückgabe der Tischnummer die schriftlich ausgefertigte Rechnung präsentirt. Obwohl nun im Souterrain Dienerschaft nöthig ist, wird die Zahl derselben durch diese Einrichtung doch wesentlich verringert und die dort dienenden bedürfen keiner theueren Salonkleidung. Die Gäste sind auch ungenirt, da sie nicht immer der Ueberwachung durch zudringliche Aufwärter ausgesetzt sind. Mr. Riddle hat bereits aus Paris und London Anträge erhalten, seine Apparate dort in den Speisesälen einzuführen.

(Selbstolz.) Der rühmlichst bekannte Zoologe Agassiz, welcher schon seit 25 Jahren in Nordamerika lebt, war einst bei einem sehr gespreizten Major oder Bürgermeister einer größeren Stadt zu Gaste. Derselbe vertraute ihm an, daß er sich früher sehr für Naturwissenschaften interessirt, aber im Drange der Geschäfte deren Studium vernachlässigt habe. „Ich bin Banquier geworden und bin nun, was ich bin," schloß der Major in einer großartig selbstzufriedenen Weise. — Agassiz erzählte ihm nun sogleich seine eigene Jugendgeschichte; wie sein Vater ihm nach dem Austritt aus der höheren Schule eine Lehrstelle in einem Bankhause verschafft, wie er aber den Vater inständig gebeten ihn noch ein einziges Jahr, dann noch eins und endlich ein drittes studiren zu lassen, und wie nach Ausnutzung dieses dritten Jahres sein Schicksal entschieden gewesen sei. „Und so sehen Sie nun, mein lieber Herr W.," schloß Agassiz „daß ich ohne jene kleine Beharrlichkeit von damals nichts anderes sein würde, als ein Banquier. — Welch' ein langes Gesicht der eingebildete Geldmann bei diesem Schlußpassus schnitt, läßt sich denken.

(Baum-Schmarotzer.) Nach dem „Seeblatt" befindet sich auf einem Baumgut zu Unterbaumgarten (Württemberg) ein Birnbaum, aus dessen Stamm nicht nur ein Kirschbaum von 36 Fuß Höhe und einem Umfange von 1 Fuß an seinem untersten Theil, sondern auch ein Tännchen von 3 Fuß Höhe herausgewachsen ist. Birn- und Kirschbaum tragen Früchte und hat letzterer auch heuer wieder einen starken Blüthenansatz; es kann somit der Eigenthümer auf einen Ertrag von Birnen und Kirschen, sowie später von Tannenzapfen hoffen.

(Eine neue Methode) haben Taschendiebe erfunden, um die Aufmerksamkeit der erwählten Opfer von ihren Taschen abzulenken. Die Gauner lassen mitunter auf der Straße kleine Gummiballons steigen und während die Menge neugierig in die Höhe blickt, untersuchen sie die Taschen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 37. Samstag den 7. Mai. 1870.

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Die Mutter war wie betäubt von dieser Beschuldigung, die ihr der eigne Sohn, das Lieblings- und jetzt Schmerzenskind, zugeschleudert. Es war ja unmöglich, sie wollte und konnte es nicht zugeben, daß sie selbst ihn in's Unglück gebracht, nicht diese Verführerin. Auf den Gesichtern ringsum las sie allerdings, daß man ihm recht gab und ihre Hartnäckigkeit mißbilligte. Sie wurde irre an sich und der Berechtigung ihres Widerstandes; ohne denselben wäre freilich Alles anders gekommen. Und er, ihr eigner Sohn, that, als sei ihre Anwesenheit ihm gleichgiltig, als kenne er sie nicht, während Hulda doch ein gutes Herz hatte. Statt sich zu brüsten mit ihrer Macht über den jungen Menschen, neigte sie sich freundlich zu seiner niedergeschlagenen Mutter, streckte ihr die Hand hin mit beschwichtigenden Worten.

Schon wollte sie diese Hand ergreifen — das Bindemittel zwischen ihr und dem sonst für sie verlorenen Sohne — doch plötzlich trat ein Ausdruck unbeschreiblichen Entsetzens, ja Grauens, in ihr Gesicht. Sie wich zurück und schrie auf:

„Fort damit, es klebt ja Blut daran!"

Wie vernichtet sank das Mädchen auf die Bank und starrte unwillkürlich, unbewußt auf die Rechte nieder, als sei dieselbe wirklich mit Blut befleckt. Es erhob erst den Kopf und lächelte matt, als Brüggemann sich rasch auf die Hand niederbeugte und sie küßte.

„Sie ist rein," flüsterte sie, leicht den Kopf schüttelnd, wie über sich selbst und die eigne Thorheit.

Nachdem Frau Brüggemann auf Befragen erklärte, daß ihr Sohn allerdings vor dem Unglücksabend und an diesem selbst eine große Unruhe und Aufgeregtheit verrathen habe, ward sie entlassen. Ihr Auge suchte das ihres Sohnes; als er nicht aufsah und sie fortgehen ließ, ohne einen Gruß, ohne einen Blick, verhüllte sie das Gesicht und schwankte hinaus.

Der Fleischermeister, der sich auch unter den Beisitzern befand, wollte wissen, warum die Angeklagte von der Ermordeten Abschied zu nehmen verlangt und dabei so sehr geweint habe.

„Sie haben die Frage gehört, Angeklagte, antworten Sie," sagte der Präsident.

Mit großem verwunderten Blick sah sie von dem Fragesteller auf den Vorsitzenden. „Das ist ja, als wollte mich Jemand fragen, warum ich erschrocken war, als wir die Todte fanden."

„Nun, sie hatte Ihnen doch keine Ursache gegeben, sie zu beweinen."

„Aber ich bitte Sie — ein solches Ende! Auch wußte ich ja, daß ich sie nicht wiedersehen, nicht bei ihrem Begräbniß sein würde. Und ich hatte acht Monate unter ihrem Dache gelebt, ihr Brod gegessen! Hätte sie auch oft weniger unfreundlich, weniger hart gegen mich sein können — damals war das Alles ausgelöscht aus meiner Erinnerung, ich fühlte nur, daß sie es, in ihrer Weise, doch gut mit mir gemeint und daß ich sie hintergangen hatte! Dazu die Sorge, die Angst um Otto und mich selber! Halten Sie es für eine Kleinigkeit, wenn man, statt mit dem Geliebten davon zu reisen, in's Gefängniß geführt, einer Mordthat beschuldigt wird? Ich möchte den sehen, der dabei ruhig bliebe! — Es war die fürchterlichste Nacht meines Lebens, selbst die letzte, die heurige in der ich kein Auge zuthun konnte, war doch nicht so schrecklich. Nie denkt man so lebhaft an den Eintritt in ein Haus, als wenn man dasselbe verläßt, gar gezwungen verläßt. Mein Einzug war so anders, so froh, so hoffnungsvoll!" Mit jener plastischen Anmuth, die jedes künstlerisch gebildete Auge entzücken mußte, erhob sie beide Hände und bedeckte damit das thränenüberströmte Gesicht.

„Warum konnten Sie diese Nacht kein Auge zuthun?" forschte der Präsident, jetzt die Geneigtheit zum Geständniß voraussetzend und derselben entgegenkommend.

Rasch ließ sie die Hände sinken, erhob den schmerzlich geneigten Kopf. Mit einem Stolz, wie er bisher nur einmal hervorgetreten in ihrem so vielfach beweglichen, so vielseitigen Wesen, heftete sie die großen Augen auf ihn und blickte dann die Richter an. „Wäre ich

eine vornehme Dame, dann würden Sie mich so nicht fragen, mein Herr Präsident. Dann hätte man auch in meinem Schrecken, in meiner Verwirrung bei der Entdeckung der Frevelthat nicht Schuldbewußtsein gefunden, man hätte meinen Abschied von der Todten nicht eine Komödie gescholten. Das unglückselige Zusammentreffen dessen, was mich hierher gebracht hat, würde als ein bloßer Zufall betrachtet worden sein und man hätte den Mörder überall sonst, aber nicht in mir gesucht. So bin ich ein armes, schutzloses Mädchen, da muß ich denn, weil ich in jener Nacht heimlich das Haus verlassen wollte, auch nothwendig eine Mörderin und Diebin sein. Weil man den wahren Verbrecher nicht ergriffen hat, nicht kennt, keine Spur von ihm findet, bin ich's gewesen, natürlich! Meine Angaben sind Märchen, müssen es ja sein, denn wie könnte man einem Ladenmädchen, einer Dienerin, auf die bloße Betheuerung ihrer Unschuld hin glauben, daß sie wirklich unschuldig sei? Nur Rang und Reichthum machen solche Betheuerungen vollwichtig! Nur auf diesem Fußgestell ist Unschuld überhaupt möglich oder doch sichtbar, d. h. glaubhaft! Daß man mir keinen Widerspruch nachweisen kann, daß Leute, die mir nicht wohlwollten, mir ein gutes Leumundszeugniß geben mußten, daß die Erschlagene selbst unbedingt meiner Ehrlichkeit traute, das Alles ist gar nichts, natürlich! Was quälen Sie mich denn also noch? Ich soll und muß und werde verurtheilt werden! Wohlan, so verurtheilen Sie mich denn, verurtheilen Sie eine Schuldlose, doch martern Sie die ohnehin genug, übergenug Unglückliche nicht mit Fragen, die eine Art Folter sind. Auch ein verlassenes Mädchen, ein armes Kind des Volkes, das nicht von Vater und Mutter liebevoll behütet ward, welches das harte Brod der Arbeit aß, hat Scham und Ehrgefühl und wird es müde, hier so, am Pranger zu stehen! Machen Sie ein Ende, ich bitte Sie!

Die schmerzlich bittern, wehmüthig grollenden Worte waren unaufhaltsam über ihre Lippen geströmt in den ergreifendsten Tönen, begleitet von einem Mienen- und Geberdenspiel, das allein schon Wunder wirken mußte.

Am meisten rührte und erregte die Menge natürlich die Behauptung, daß die Armuth unter ungünstigen Umständen rechtlos sei, eine Behauptung die viele andere Anwesende selbstverständlich nicht gelten ließen, die sie also auch nicht rührte, aber doch erregte! Daß das ganze Wesen der Sprecherin den unwiderstehlichen Eindruck der Wahrheit trug, daß es von einem edeln Stolz, von dem Adel sittlicher Würde durchgeistigt und erhoben schien, machte doch Viele irre an ihrer Schuld. Wie hätte sie sonst so sprechen und namentlich, wie hätte sie sich sonst so, wie sie es that, niedersetzen können, ohne die Erlaubniß dazu abzuwarten? Manches, was sie sagte, ließ sich gar nicht widerlegen, das Andere ward durch die Art, in der sie sprach, unwiderlegbar. Wäre nur die geringste Spur entdeckt von der Anwesenheit irgend einer andern Person in der Wohnung der Ermordeten; hätte sich nur irgend eine, wenn nicht Möglichkeit, so doch Wahrscheinlichkeit gezeigt, daß die That von einem Andern verübt sei!

Das Durcheinandergeschwirr der Stimmen legte sich augenblicklich, als der Staatsanwalt höflich sagte:

„Nur noch einige Fragen gestatten Sie mir, Fräulein, Sie wollten Schauspielerin werden?"

„Ja, warum?" Sie öffnete groß die schönen Augen, indem sie sich nach ihm hinwandte.

„Und Sie hatten keinen Erfolg? Wie war das möglich?"

Sie gewahrte anscheinend die Ironie nicht und versetzte einfach:

„Ganz natürlich; ich war in L. Ladenmädchen in einem Hause, worin Alt und Jung für das Liebhabertheater in der Bürgerressource schwärmte. Ich wurde auch davon angesteckt. Man behandelte mich wie eine Verwandte, mein Zeugniß, daß ich dort nie getadelt und ungern entlassen ward. Man wollte in mir Talent entdecken und redete mir zu, mitzuspielen und ich that es. Es ging ganz gut und ich hatte nun keinen anderen Gedanken, als die Bühne. Es gelang mir, in meiner Vaterstadt zum Debüt zugelassen zu werden. Selbstverständlich wollte ich gleich mit der höchsten Aufgabe beginnen, wählte Louise Müller und fiel damit durch. Ich hatte meine Neigung zum Tragischen für Begabung dazu gehalten."

„Sie entwickeln gerade viel Talent für das Tragische, Fräulein, wie Ihnen alle Anwesenden bezeugen werden."

„Aber ich hatte es damals nicht. Mein Fach war ursprünglich ganz und gar das naive. Entwickele ich jetzt wirklich, wie Sie sagen, Talent für das Tragische, so ist das auch natürlich. Dieses bedarf stets der Schule, entweder durch die Kunst oder das Leben. Jene hat mir völlig gefehlt, diese, und zwar eine schwere Schule, hat man mich jetzt durchmachen lassen."

Sie verneigte sich graziös mit einem Aufblitzen ihres früheren Lächelns, doch mit traurigem Blick.

Beifälliges Lachen und Murmeln wollte laut werden. Sie beachtete es nicht und beantwortete einfach die wieder an sie gestellte Frage.

„Als Soubrette hätte ich vielleicht Beifall gefunden, aber ich hatte inzwischen Otto Brügemann kennen gelernt. Er war sehr eifersüchtig und wollte nichts davon wissen, daß ich Schauspielerin werde. Einmal auftreten mußte ich aber doch, denn es war bestimmt. Er saß ganz vorn im Parquet und sah mich an, wie — wie jetzt!" Wieder funkelte der angeborene, darum darum fast unverwüstliche Frohsinn momentan auf. „Damals war ich noch nicht so daran gewöhnt, auch hatte ich Angst, daß er irgend einen dummen Streich begehen würde. Darüber vergaß ich meine Rolle ganz und gar. Man hatte Mitleid mit meiner grenzenlosen Verlegenheit, sonst wäre ich ausgepfiffen worden. So endete meine Laufbahn als Künstlerin, noch ehe sie begonnen hatte! Ich härmte mich darum aber nicht, denn ich verabredete mit Otto, der nach Hause kommen sollte, daß ich mir hier eine Stelle suchen wollte. Wie oft haben wir später über mein Steckenbleiben gelacht!" Die Erinnerung an dies Lachen glänzte auf ihrem Gesicht und fand einen hellen Wiederschein auf dem seinigen. Dieses, wie jenes, verdüsterte sich sogleich wieder. „Das und Alles vorbei!" sagte sie leise, gänzlich verändert. Die Augen suchten den Streifen blauen Himmels durch die obersten Fensterscheiben. Er war verschwunden, mit dunkelm Gewölk bedeckt.

Der Seufzer fand vielfachen Wiederhall. Die Theilnahme für sie war im Wachsen. Selbst wenn sie die Unschuld nur spielte; schon dies vortreffliche Spiel war des Lohnes werth.

Da ihr Blick vergebens nach dem Stückchen blauen Himmel gesucht hatte, tauchte sie ihn tief in den ihres Nachbars, der seinen Himmel noch ungetrübt oder nur wenig umwölkt in ihren Augen fand. Es galt wieder ein Scheiden; zur allgemeinen nothwendigen Erholung war eine kurze Pause anberaumt. Nach derselben —

„Wer wird daran schon denken?" sagte der Angeklagte. „Nach einer halben Stunde sehe ich Dich ja wieder."

VI.

„Ich bitte Dich noch einmal, geh nach Hause!" sagte der Stadtrath zu seiner Frau, die er heute sogleich aufgesucht hatte.

Ein trotziges Schweigen war ihre Antwort.

„Sie greift die Verhandlung auch zu sehr an; wüßten Sie, wie Sie aussehen!" bemerkte ihre Freundin rasch. „Auguste, Du solltest darauf bringen, daß Dein Mann mit uns heim kommt."

Sie drang nicht darauf, denn Sie hatte sich vorgenommen, ihm nie mehr ein Wort zu gönnen, bis sie klar sehe in dieser sie so furchbar kränkenden Geschichte.

„Du findest auf meinem Tische einen Brief; ich wünsche aber, daß Du ihn erst erbrichst, wenn ich nach dem Schluß der Sitzung nicht heimkomme."

Ein zugleich bitteres und schmerzliches Lächeln zuckte um ihren Mund. Wollte er sie damit fortlocken aus dem Saal? Da kannte er sie doch schlecht.

„Sie sind krank," wollte die Andere besorgt fortfahren, er unterbrach sie jedoch:

„Ich muß hier ausharren bis zum Schluß. Ein Stellvertreter kann mich nicht ersetzen." Ein seltsames Lächeln dämmerte um seine Lippen. Wie viel ihm die äußere Ruhe gekostet, die er den ganzen Vormittag bewahrt hatte und noch bewahrte, verrieth sein äußerst verfallenes Aussehen.

Es krampfte seiner Frau gleichsam das Herz zusammen, öffnete es aber nicht in Theilnahme, Verzeihung und Liebe.

Andere waren hinzugetreten. Als er dann Gelegenheit dazu fand, neigte er sich zu ihrem Ohr, „Laß uns nicht so auseinandergehen, Auguste, es würde Dich später selbst gereuen. Sei gut — ich habe so schwer gebüßt und werde noch schwerer büßen. Es drückt mich unsäglich, daß Du mitleiden mußt. Sei nicht unerbittlich, verzeihe mir Alles. Absichtlich bin ich Dir ja nie zu nahe getreten. Gib mir die Hand, sieh mich wenigstens an. Nicht? Nun, ich habe kein Recht, Dir darum zu zürnen. Hoffentlich ist die Person, an der ich noch schwerer frevelte, nicht so hartherzig. Adieu!"

Sie ließ ihn gehen ohne ein Wort, einen Blick der Verzeihung. Warum hatte er denn auch einer anderen Person erwähnt, an der er noch schwer gefrevelt! Was sollte das heißen? War es denn überhaupt möglich, noch schwerer zu freveln, als an ihr geschehen? — Heute Abend, wenn das Urtheil über diese Schlange gesprochen war, die das Paradies ihrer Ehe zerstört — denn in ihrer Idee war ihre Ehe bis zur Dazwischenkunft der Verführerin eine vollkommen glückliche gewesen — heute Abend wollte sie sich doch ein wenig zugänglicher zeigen und nicht so ganz unbarmherzig sein. Es war freilich noch manche Stunde bis zum Abend, eine Art Ewigkeit, wie sie meinte. Dieselbe mußte aber doch endlich vergehen. Daß sich inzwischen so Vieles, Alles ändern werde, wußte sie nicht. Wer weiß denn jemals, was die nächste Minute bringen kann? Wie thörigt also, nur einen Augenblick hinauszuschieben, was als gut und recht erkannt worden!

Der Staatsanwalt begründete die Anklage in einem klaren, glänzenden Vortrage. Er ließ der Angeklagten so volle Gerechtigkeit wider-

fahren, wie die guten Zeugnisse über sie und der so überaus günstige Eindruck ihrer Person erheischten.

Von der Ueberlegung sah er bei der That völlig ab. Die Ginter hatte, vielleicht im letzten Augenblick, den unglückseligen Einfall gehabt, daß sie zu der Fahrt nach Amerika doch mit allzu wenig Mitteln versehen sei und sie sich etwas von dem Gelde aneignen könne, das ihre Prinzipalin, wie sie wußte, in dem Mahagonikästchen aufbewahrte. Sie hoffte dabei, es werde nicht sobald entdeckt werden; sie beabsichtigte vielleicht sogar, es nur als ein Darlehen zu betrachten und dies der Rudolphi bei nächster Gelegenheit zu schreiben, wie sie die Entnahme der 25 Thaler aus der Ladenkasse ja auch schriftlich dargelegt und motivirt hatte. Als sie den Schrank öffnete, erwachte jedoch die Rudolphi und wollte Lärm machen, sie als Diebin denunciren. In der Angst und Verzweiflung ergriff das junge Mädchen das Schüreisen und führte den tödtlichen Schlag. Dadurch war der zornige Ausdruck im Antlitz der Leiche erklärt, und eben so der Umstand, daß die aus dem Schlaf Erwachende nicht geschrieen hatte, was beim Anblick eines fremden Menschen sicherlich geschehen wäre. Wie entsetzt die Angeklagte über die That gewesen sei, beweise nicht nur ihr Benehmen bei und nach der Entdeckung, sondern auch der Umstand, daß sie nicht einmal das Mordinstrument entfernt habe, sondern es da liegen lassen, wo es aus ihrer vor Schrecken erlahmenden Hand gefallen.

Das Geräusch des vorfahrenden Wagens mahnte sie an ihrer Sicherheit. Sie warf die Lampe um und dann das Mahagonikästchen von der Gallerie hinab auf den Nachbarhof. Hätte sie mehr Zeit gehabt, so würde sie sich gewiß entkleidet und zu Bett gelegt haben. Daß Otto Brügemann sich erst wenige Augenblicke, bevor die Droschke vorfuhr, von der Angeklagten getrennt habe und daß sie im Laden zurückgeblieben sei, also zur Vollführung der That keine Zeit gehabt, stellte er durchaus in Abrede. Eine wissentlich falsche Angabe des jungen Mannes wolle er nicht annehmen, weil er ihm zu ehrlich und aufrichtig scheine. Allerdings würde er hier vielleicht auf die Berechtigung der Nothlüge deduciren. Doch Beide hatten, wie erwiesen worden, nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, sich über diese Aussage zu verständigen und daß nicht der kleinste Widerspruch sich ergeben hätte. Er könne also auch an der wahrheitsgetreuen Angabe Brügemanns nicht zweifeln.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

(Schauerromanschreiber) mögen sich folgenden Stoff nicht entgehen lassen, den die „Boston-Post“ als wahr verbürgt. Ein junges Mädchen in Boston, deren Eltern Besitzer eines Kost- und Logirhauses sind, will mit einem Logirgaste einen Ball in der Nachbarschaft besuchen. Da ihr dies von den Eltern verwehrt wird, geräth sie in Leidenschaft und schwört, daß, wenn man ihr die Begleitung des betreffenden jungen Mannes nicht gestatte, sie den Teufel als Begleiter annehmen würde, wenn er sich dazu erbiete. Am Ballabend schlüpft sie allein und unbemerkt aus dem Hause und trifft zu ihrem Erstaunen den Logirer auf der Straße. Er begleitet sie zum Balle, tanzt mit ihr, führt sie während der Pause zum Souper und geleitet sie alsdann heim. Beim Abschiede überreicht er ihr ein schönes Federmesser mit dem Bemerken, wenn sie es gebrauche, an ihn zu denken, und verschwindet plötzlich. In ihrer Wohnung angelangt, erfährt das Mädchen von ihrer Mutter, daß der betreffende junge Mann diese Nacht gar nicht aus dem Hause gewesen, schon zeitig zu Bett gegangen sei und fest schlafe. Das Mädchen will es nicht glauben, überzeugt sich aber persönlich von der Richtigkeit der Angaben ihrer Mutter, und geht ebenfalls zu Bett. In der Nacht aber öffnet es sich mit dem fatalen Messer, das ihm der Fremde gegeben, die Adern. Sterbend erklärt die Unglückliche, der fürchterliche Gedanke, daß ihr geheimnißvoller Begleiter von gestern der Teufel, den sie herbeigewünscht, gewesen sein könne, habe sie zum Selbstmorde getrieben.

Eine ergötzliche Scene ereignete sich dieser Tage in der Citadelle von Dover. Das eben von Indien heimgekehrte 102. Regiment hatte einen schönen Tiger mitgebracht, der, völlig zahm, täglich ausgeführt wird und auch bei der Mittagstafel seine Runde macht und Leckerbissen empfängt. Der Wärter des Tigers hatte sich eines Tages betrunken und begab sich, Entdeckung fürchtend, in den Käfig. Ein Offizier sah später den Mann schlafend und den Tiger bei ihm sitzend; er sandte mehrere Soldaten, die sonst mit dem Thiere nach Belieben umgehen konnten. Als die Leute sich dem Wärter näherten, bewies der treue Wärter durch sein Knurren, daß es gerathen sei, sich fern zu halten, während der Wärter nach zweistündigem Schlaf den Käfig ungehindert verlassen konnte.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 38. Mittwoch den 11. Mai. 1870.

Der Frühling steht vor meiner Thür.

Der Frühling steht vor meiner Thür',
Der lustige Geselle,
Und singt und lockt mich für und für
Und geht nicht von der Stelle!
Sein Lächeln ist der Sonnenschein,
Sein Athem Duft der Rose,
Sein Singen und sein Locken sein
Ist Nachtigallgekose.

Was aber fang ich Armer an?
Ich nage am Realen!
Ein Buch, das vor mir aufgethan,
Soll füllen ich mit Zahlen!
Ich schreib' und rechne für und für,
Das geht nicht leicht, noch schnelle —
Der Frühling steht vor meiner Thür',
Der lustige Geselle!

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Allein man wisse ja, wie unsicher und schwankend die Zeitrechnung Verliebter überhaupt sei, und vollends bei dem Herannahen der zur Flucht mit einander bestimmten Stunde. Minuten würden da oft zu Ewigkeiten und, umgekehrt, Stunden zu Minuten. Daß Brügemann Uhrmacher sei, werde ihn nicht vor diesem Irrthum bewahrt haben. Er wußte nicht, daß eine längere Zeit, wenigstens mehrere Minuten vergangen, bevor er sich durch den dunkeln Flur getappt und das schwer gehende Schloß geöffnet hatte. Eben so wenig aber wußte er, daß seine Braut inzwischen schon hinaufgeschlüpft war.

Die Angabe der Letztern, daß sie erst hinaufschlich, als sie Herrn Rudolphi hinaufgehen gehört, könne er billig mit Schweigen übergehen, als einen Versuch der Angeklagten, das Verbrechen von sich abzuwälzen, dessen Verübung sie ja überhaupt nicht eingestehen wollte. Selbstverständlich habe die That auch nicht viel Zeit in Anspruch genommen, sie sei schneller geschehen, als erzählt.

Bei dem körperlich wie geistig so überaus raschen, lebhaften Wesen der Ginter namentlich könne man sich das wohl denken. Da ein Arzt nicht sofort zur Stelle war, habe es auch nicht festgestellt werden können, ob der Tod unmittelbar vor der Entdeckung, eine Viertelstunde oder noch etwas länger vorher, erfolgt sei. Zwar sei noch eine andere Annahme möglich, daß sie nämlich die That in Gemeinschaft mit ihrem Geliebten begangen und derselbe sich darnach schleunig aus dem Hause entfernt habe; allein er sei nicht dazu da, um Bezüchtigungen aufrecht zu erhalten, die sich nach seiner Ueberzeugung als unhaltbar erwiesen. Darum lasse er die Anklage gegen Brügemann auch gänzlich fallen; auf der gegen Hulda Ginter müsse er leider beharren. Eine bei versuchtem Diebstahl verübte Tödtung sei Mord — Raubmord.

Die Angeklagte hatte, immer tiefer erbleichend, starr vor sich hingeblickt. Als der Staatsanwalt geendet, strich sie über die feuchte Stirn, schaute mit irrem Ausdruck auf ihren Nachbar und sagte leise, in herzzerreißendem Tone:

„Otto, Otto, sage mir, daß es nicht wahr ist. Alles so klar, so klar, daß ich selbst daran glauben möchte!"

Richter und Beisitzer sahen einander bedeutungsvoll an — endlich war sie zum Geständniß bereit.

Otto fand kein Wort, ihre Gebrochenheit schien ihn mit zu vernichten. Schweigend legte er den Arm um sie und zog sie an sich.

Der Vertheidiger neigte sich zu ihnen und flüsterte Beiden etwas in's Ohr.

Tiefe Stille herrschte. In derselben ward ihre fast geflüsterte Frage vernehmbar:

„Soll ich denn nun gestehen?"

„Nein, o nein!" klang es rasch, angstvoll durch den Saal. Woher, wußte man nicht. Es schien eher von der Geschworenen-, als von der Anklagebank zu kommen.

Die Stadträthin stieß ein ersticktes „Ach!" heraus, aber ein allgemein aufwogendes Gemurmel verschlang es.

Hulda Ginter war aufgefahren. Suchend

flog ihr Blick umher, enttäuscht senkte er sich aber wieder.

Ihr Anwalt hatte seine Frage wiederholt. Sie machte fast ungeduldig eine verneinende Bewegung. Er neigte sich, auch enttäuscht, über seine Papiere und blätterte darin, sich zur Vertheidigungsrede vorbereitend.

„Haben Sie noch etwas zu sagen, Angeklagte?"

„Nein, ich habe schon Alles gesagt, Herr Präsident." Sie hatte sich mühsam erhoben und sprach mit Anstrengung.

„Der Herr Staatsanwalt hat das wahrscheinliche Motiv der That so klar dargelegt, daß Niemand daran zweifelt. Durch Ihr offenes Geständniß könnten Sie gewiß noch etwas Milderndes beibringen. Bedenken Sie das. Ihre Jugend ist ein Moment, das die Herren Geschworenen nicht unberücksichtigt lassen werden. Aber Ihr hartnäckiges Leugnen spricht nicht für Sie. Bedenken Sie auch das."

„Ich danke dem Herrn Staatsanwalt, daß er die Anklage gegen Otto Brügemann fallen läßt. Aber er irrt, denn ich dachte nicht daran, etwas zu stehlen." Sie weinte.

„Ich danke nicht dafür, daß man mich freispricht und sie allein für schuldig hält," sagte der junge Mensch heftig. „Ich will meinen Antheil daran haben, oder ich thue etwas, daß man mich auch verurtheilen muß. Es konnte ihr nicht einfallen, daß wir zu wenig Geld hätten, denn wir überschlugen den Abend und schon lange vorher mehr als einmal unsere Kasse. Ich hatte von meinen Sachen verkauft, was ich nicht mitnehmen konnte und etwas werth war. Wir reichten mit dem baaren Gelde bis nach Newyork. Da wollte ich nach und nach meine Uhren verkaufen, eine goldene und zwei silberne, wenn wir nicht gleich Arbeit bekämen. Aber darum sorgten wir uns nicht, denn ich fand gewiß sogleich eine Stelle, und Hulda wollte im Nothfalle waschen und plätten. Aber sie durfte nur in's erste beste Putz- oder Damenkleidergeschäft gehen, um gleich engagirt zu werden. Mit einem solchen Gesicht und einer solchen Figur braucht man nicht zu stehlen. Man kommt auch nicht auf einen solchen Einfall, wenn man ihn sonst nicht hatte, wenn man als halbes Kind schon auf seinen eigenen Füßen stand, stets fremdes Geld in Händen hatte und nie einen Pfennig veruntreute. Auch hatte sie nun ja mich. Sie wußte, daß ich lieber Steine gekarrt und mir die Hände blutig gearbeitet hätte, ehe ich es ihr an Etwas fehlen ließ. Wie sollte sie sich da an fremdem Eigenthum vergreifen wollen?"

„Dann gibt es noch eine Möglichkeit," sagte der Präsident. „Sie beabsichtigten keinen Diebstahl. Ihre Prinzipalin erwachte, als Sie heraufkamen, rief Sie herbei, sagte Ihnen irgend Etwas, was Sie in heftigen Zorn, in blinde Wuth —"

Sie unterbrach ihn fest: „Ich habe kein Wort mit meiner Prinzipalin gewechselt, sie auch nicht gesehen, seitdem ich ihr, dreiviertel auf Zehn, gute Nacht gesagt. Sie konnte bei meinem Heraufkommen nicht aufwachen, denn ich kam erst, als ihr Bruder klopfte, und da war sie todt."

„Und Ihre Frage vorhin, ob Sie gestehen sollten?"

„Geschah halb aus Spott, halb aus Verzweiflung. Wenn das noch einen Tag so fortginge, müßte ich verrückt werden. Unschuldig zu sein und es doch nicht beweisen zu können; anhören, daß man gethan haben soll, woran man doch im Traum nicht dachte; Stunde auf Stunde verrinnen zu sehen, ohne daß selbst in der letzten, entscheidenden, die Rettung erscheint, das — das"

Sie verstummte und rang die gefalteten Hände. Nach einer kurzen Pause setzte sie gefaßter hinzu:

„Selbst jetzt noch kann ich nicht glauben, daß es einen Menschen geben kann, der für das, was er beging, einen Andern verurtheilen läßt. Selbst jetzt wollen wir also die Hoffnung noch nicht aufgeben, Otto. Die Rettung kann ja noch in der zwölften Stunde kommen. O Gott, lenke die Herzen der Richter, daß sie Alle, wie gewiß jetzt schon einige unter ihnen, der Betheuerung meiner Unschuld glauben!" Und die wunderschönen Augen blickten so herzinnig von einem Geschworenen zum andern, daß nicht allein der Stadtrath kaum seine Bewegung verbergen konnte, sondern auch der Rentier sich den Angstschweiß trocknen und der junge Kaufmann sich geräuschvoll schnäuzen mußte.

Der Advokat begann damit, daß seine Clientin ein schweres Vorurtheil gegen sich habe, das Vorurtheil nämlich, hartnäckig die Wahrheit abzuleugnen. Es gehe nun einmal dem gesunden Menschenverstande so sehr schwer ein, an Zufälle zu glauben, die etwas Unwahrscheinliches hätten, so lange dieselben nicht durch äußere Belege konstatirt seien. Leider ließen dieselben sich hier nicht beibringen. Allein das hätten ja gerade die Schwurgerichte vor den Richterkollegien voraus, daß sie weniger nach den äußern Indicien, als nach der Ueberzeugung entscheiden, welche das Wesen der Angeklagten hervorrufe. So sehr die äußere Wahrscheinlichkeit hier auch gegen die Unschuld der Ginter an der ihr zugeschriebenen That spreche, die innere Wahrscheinlichkeit habe sie durchaus für sich.

Lebhaft hob er hervor, daß Alles, was Neid, Bosheit und Klatschsucht sonst gegen das junge Mädchen vorgebracht, als schnöde Lüge erfunden,

daß sie aus den gehässigsten Verleumdungen glänzend gerechtfertigt hervorgegangen sei, und diese nur dazu gedient hätten, ihren liebenswürdigen Charakter, ihren edlen Sinn und klaren Verstand in das hellste Licht zu setzen.

Beredt hob er die innige, unwandelbare Hingebung Brügemanns hervor und behauptete kühn, es gäbe keinen Mann unter den Anwesenden, der nicht einer gleichen Empfindung für sie fähig wäre, und keine Frau, die sich dem Zauber ihrer gewinnenden Persönlichkeit zu entziehen vermöchte. Habe sie doch sogar dem Fräulein Rudolphi unbedingtes Vertrauen und einen Grad von Zuneigung eingeflößt, der bis zu dem Gedanken an eventuelle Testamentsbestimmung hinangereicht habe.

Er hob hervor, daß ein Mord nicht etwas sei, wozu ein unbescholtenes, noch nicht neunzehnjähriges Mädchen plötzlich, gleichsam mir nichts, dir nichts komme. Dazu gehöre denn doch eine Verworfenheit, wie sie mit einem Male, durch einen Sprung, nicht möglich. Erst allmälig, Schritt für Schritt sinke eine Frau dazu herab. Wo sei hier aber diese Leiter in die Tiefe der Sünde, des Verbrechens? Ein so lebhaftes und so reizendes junges Mädchen, wie seine Clientin, habe wahrlich mit anderen Versuchungen zu kämpfen, und die zu Raub und Mord träten sicherlich zu allerletzt an sie heran. Habe sie jene, und das könne Niemand in Abrede stellen, siegreich überwunden durch die eigene seltene Charakterstärke und auch wohl mit Hilfe jener treuen Liebe, die, gleich der schönsten poetischen Schöpfung, jedes fühlende Herz ergreifen müsse, sei es da möglich oder nur denkbar, daß sie, die ihre mißtrauische Prinzipalin „goldtreu" genannt, auf die Idee kommen werde, dieselbe zu berauben? Treffend habe sie selbst gesagt, daß, wäre sie reich, ihr Niemand die That zugetraut hätte. Die Armuth an sich sei also ein todeswürdiges Verbrechen, oder doch der Freibrief auf Zuchthaus und Schaffot. Denn ohne den Raub hätte sie auch den Mord nicht verüben können, weil ja mit jenem das Motiv zu diesem wegfiele. Daß sie im blinden, gewissermaßen unzurechnungsfähig machenden Zorn hingerissen worden, sei unmöglich. Ein leidenschaftlicher Mann könne wohl in erregter Stimmung durch ein einziges Wort in solche jähe Wuth versetzt werden, aber nicht ein fröhliches, leichtlebiges Mädchen von notorisch sanftem, geduldigem Charakter; überdies auch gewöhnt an rauhe Worte, und außerdem gerade von einer Zusammenkunft mit dem Geliebten kommend, der eine romantische Flucht mit ihm folgen sollte. Da sei Jede wohl schwerlich in der Gemüthsverfassung, Jemand todt zu schlagen. In dem heftigen Streit und Zank, der dazu nothwendig vorhergehen mußte, hätte Fräulein Rudolphi gewiß durch ihre erhobene Stimme das ganze Haus herbeigezogen, und wäre auch wohl schwerlich im Bett geblieben. Seiner Clientin konnte selbstverständlich nichts daran liegen, daß in jener Nacht Lärm entstand, sie hätte sich also auf einen Streit gar nicht eingelassen, sondern wäre in ihrem Zimmer geblieben. Die Fluchtabsicht, oder auch nur die Abwesenheit ihres Ladenmädchens konnte die Ermordete nicht entdeckt haben, weil sie sonst jedenfalls das Fenster wieder geschlossen hätte. Zu jeder That gehöre freilich ein Thäter, aber müsse denn seine Clientin, da der Mord geschehen, die Mörderin sein? Mit vielem Scharfsinn führte er aus, daß durch eine Verkettung von Umständen, die man eben nicht kenne, sehr leicht Jemand durch das stundenlang offenstehende Fenster gestiegen sein könne. Trotzdem Hulda Ginter selbst bezweifle, daß Jemand in das verschlossene Haus gelangen konnte, so schließe dies doch die Möglichkeit des Hineinkommens und Herausgelangens durchaus nicht aus. Schon um kleiner Diebstähle willen seien die Leute oft straßenweit über die Dächer geklettert! Daß man das Toilettenkästchen im benachbarten Hofe gefunden, beweise für ihn gerade, daß der Thäter seinen Weg über das Dach genommen; es sei ihm dabei entfallen, oder habe ihn so gehindert, daß er es fortwerfen mußte. Wäre seine Clientin die Thäterin, so würde sie, der Niemand Geistesgegenwart und schnelle Combinationsgabe absprechen könne, doch nicht so einfältig gewesen sein, dem Einlaßbegehrenden zu öffnen. Statt das Kästchen fortzuwerfen und auf den Schauplatz des Mordes zurückzukehren, würde sie doch lieber mit dem Raube die Flucht ergriffen haben, deren Gelingen durchaus nicht so unmöglich war, um nicht wenigstens eines Versuches werth zu scheinen. Schließlich zählte er eine Reihe von Fällen auf, in denen, trotz der anscheinend überzeugendsten Beweise, die Richter sich doch geirrt und Unschuldige verurtheilt hatten, und bat, diese für das menschliche Gefühl so empörenden und für das Bewußtsein des Rechtsgelehrten so niederschlagenden Irrthümer hier nicht zu vermehren.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine erschütternde Scene) spielte sich am 28. April an der Pest Ofener Kettenbrücke in Pest ab. Wer gegen 9 Uhr Abens über die Brücke ging, konnte in der Nähe des Ofener Pfeilers ein Menschengedränge wahrnehmen. Wir nähern uns, und ein durchdringendes

Jammergeschrei schlägt an unser Ohr. Es rührt von einer unglücklichen Frau her, deren Sohn dort mit einigen jungen Leuten ringt, die ihn mit Gewalt dem Leben und seiner Mutter erhalten wollen. Sein Rock und Hut schwimmen schon unten in der Donau und der junge Mensch würde ihnen schon nachgefolgt sein, wären nicht auf den Hülferuf der Mutter einige Passanten hinzugesprungen. Lange mußten sie mit ihm ringen, bis es endlich zwei jungen Honveds gelang, ihn unter die Arme zu fassen und nach Pest hinüberzuführen. Auch die unglückliche Mutter, von Andern unterstützt, folgt ihm wankenden Trittes nach. Sie vermag vor innerer Aufregung kaum zu sprechen. Aus ihren abgebrochenen Redensarten erfährt man, daß ihr Sohn Schriftsetzer und aus Stuhlweißenburg gebürtig. Noch beim Pester Brückenpfeiler machte der höchstens 18—19 Jahre alte Lebensüberdrüssige einen Versuch sich loszureißen und sich hinabzustürzen, und als schon am Pester Brückenkopf zwei Stadtkommissäre ihn übernommen hatten, schrie er noch immer: „Laßt mich sterben, mich liebt ohnehin Niemand!" Was die Scene noch ergreifender machte, war, daß seine Mutter und Schwestern anwesend waren, die ihn umarmten und ihn versicherten, daß er allerdings Jemanden habe, der ihn liebe. Der junge Mann wurde in das Stadthaus führt."

(Als Curiosum) verdient erwähnt zu werden, daß ein Hauswirth zu Girbelsrath im Regierungsbezirk Aachen, dessen Katze vor etwa vierzehn Tagen in der Scheune drei Junge geworfen, neulich diese Familie um einen vierten Sprößling vermehrt fand. Bei näherer Untersuchung entpuppte sich Nummer 4 als ein etwa vierzehn Tage altes Häschen, welchem die Katzenmutter dieselbe Pflege und Liebe zuwendet die sie ihren eigenen Säuglingen angedeihen läßt.

(Zum Schutze der Ameisen.) Das Amtsblatt für die landwirthschaftlichen Vereine des Königreichs Sachsen schreibt: „Auch den kleinen Ameisen erklärt der Mensch den Krieg, da er es nicht unterlassen kann, überall in das Walten der Natur einzugreifen. Man verhandelt darüber wie man sie von den Bäumen abhalten kann, schlägt Petroleum, Düngung mit Guano zu diesem Zwecke vor, fragt aber gleichzeitig, ob sie denn wirklich schaden, und kommt zu der scharfen Distinktion, ob sie wirklich blos die sogenannten Blattläuse vertilgen oder auch von dem Safte des Laubes sich nähren. Wer die Thätigkeit dieser kleinen Thiere beobachten, will, der findet, daß sie nur nach den Blättern wandern, wo die Eier der Insekten, namentlich aber der Schmetterlinge, abgelegt sind, daß sie die gesunden Blätter nicht aufsuchen, den Baum verlassen oder solchen meiden, wo Ungeziefer sich nicht findet. Aber weil möglicher Weise einige Blätter beschädigt werden könnten, will man die Ameisen vertreiben und dem Ungeziefer den ganzen Baum Preis geben. Mit Recht hat man in Preußen das Schonen der Ameisen angeordnet, um die in ihrer Masse gefährlichen Insekten zu vernichten; vielleicht würden die Schäden durch die Raupen vermieden werden, wenn man die Ameisen nicht direkt oder durch Wegnahme ihrer Eier vernichtete. Was sie aber schaden sollen, das weiß man nicht."

(Die Damen von Texas.) Das schönere Geschlecht im Staate Texas hat einem Briefe in dem „Newyorker World" zufolge eine Gewohnheit angenommen, welche gewiß nicht verfehlen wird, die Glut ihrer Anbeter um ein Bedeutendes zu steigern. Ein Stückchen Holz, an einem Ende zerkaut, wird in die geräumige Familienschnupftabakstose gestellt und mit dieser Süßigkeit in einer Ecke des Mundes einquartirt. Schon mit dem zarten Alter von 10 Jahren fängt dieser Schnupftabakskultus an und er hört erst mit dem Leben auf. Wie aus dem erwähnten Briefe hervorgeht, ist diese neue Methode des Primens nicht allein dazu angethan, den Geschmack, sondern auch die ganze Körperconstitution zu veredlen. Der Teint erhält eine interessante Schnupftabaksfarbe, die Rosenlippen werden mit einer lieblichen Kruste überzogen und das Innere des Mundes erhöht durch seinen Wohlgeruch die weibliche Grazie um ein Bedeutendes. Da die Vortheile einleuchten, ist es kein Wunder, daß die Damen von Texas aus diesem nachahmenswerthen Vergnügen kein Hehl machen und regelmäßig nach Tisch diesem veredelnden Cultus obliegen.

(Knaben-Verein für Singvögel-Schutz.) Solche Vereine bestehen in vielen Ortschaften Belgiens und haben guten Boden gefunden, auch ist unlängst in Malmoe in Schweden ein solcher gegründet worde. Die Mitglieder verpflichten sich, die kleinen Vögel wohl zu behandeln, nicht zu schädigen, ihrer Eier oder Jungen oder Nester zu berauben ꝛc., auch alte und junge Bäume zu respektiren. — Was in Belgien und Schweden durchgeführt wurde, sollte es nicht auch in Bayern möglich sein?

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 39. Samstag den 14. Mai. **1870.**

In der zwölften Stunde.

Eine Criminalgeschichte.

(Schluß.)

Der Vorsitzende stellte kurz und klar die Thatsachen, so wie das Ergebniß der Aussagen zusammen. Dann formulirte man die von den Geschworenen zu beantwortenden Fragen und die Geschworenen begaben sich in das Zimmer, welches sie nicht früher verlassen durften, bis sie das Urtheil gefunden.

In der Thür wandte sich Viebig um. Seine Frau meinte, sein Blick werde sie aufsuchen und bitten, sich jetzt zu entfernen. Aber er blieb mit sonderbarem Ausdruck auf der Angeklagten haften. Seine Collegen mußten ihn hinausschieben.

Vor den Augen der Dame flimmerte es in allen Farben des Regenbogens. Wie der Unglücklichen zu Muthe sein mochte, über deren Loos nun die Entscheidung fiel, daran dachte sie nur insofern, als sie ihr die Pein, die sie selbst empfand, tausendfach wünschte.

Die Hitze in dem überfüllten Raum war zum Ersticken, und betäubend der Lärm, der sich erhob, als nach Abführung der Angeklagten sich auch der Gerichtshof zurückgezogen hatte.

Noch konnten die Geschworenen sich unmöglich über ihren Wahrspruch geeinigt haben, als ein Gerichtsdiener eintrat und den Gerichtsschreiber und den Staatsanwalt ersuchte, hinauszukommen. Ein anderer Gerichtsdiener wollte wissen, was geschehen sei, und erfuhr es auch von dem Collegen. Er hatte Mitleid mit der brennenden Neugier des Publikums, oder vielmehr mit der einiger seiner Bekannten unter demselben, und theilte diesen über die Barrière hinüber mit, was er wußte.

Es war nicht viel, eigentlich gar nichts, und sehr sonderbar; es lief von Mund zu Mund. Die im Hintergrunde Befindlichen drängten unaufhaltsam vor oder wurden in heftigster Weise gedrängt, bis Alle es wußten, daß nämlich der Präsident nebst den anderen Gerichtsräthen in das Geschworenenzimmer geholt und nun auch der Staatsanwalt dahin beschieden worden sei.

Umsonst fragte man: „Was bedeutet das?" Um das Urtheil handelt es sich wohl schwerlich, das haben ja die Beisitzer allein abzugeben und durch ihren Sprecher fassen zu lassen. Zu diesem hatten sie, das wußte der Gerichtsdiener, den Stadtrath Viebig gewählt. Man mußte es geduldig abwarten.

Die Stadträthin ließ sich von einem Beamten ein Glas Wasser geben. Da ging die Thür auf und die Herren vom Gericht erschienen, jedoch ohne den Stadtrath; sie waren bewegt, bestürzt. Die Angeklagte wurde wieder vorgeführt, Otto folgte ihr; ohne daß es Jemand hinderte, nahm er Platz neben ihr und erfaßte ihre Hand. Ihr Gesicht war so blaß wie das seinige — todtenblaß.

Lautlose Stille breitete sich über die Versammelten.

Der Präsident erhob sich. Mechanisch that es auch die Angeklagte. Er winkte ihr zu und sagte in eigenthümlich wohlwollendem Tone: „Bleiben Sie sitzen, liebes Kind. Durch die Eröffnung eines der Herren Geschworenen ist das ganze Verfahren nichtig geworden."

Ein Schrei erklang und zugleich ein heller, schrillender Ton. Jedermann ward an das Klirren vor dem Bett der Ermordeten gemahnt und forschte nach der Ursache. Es war wirklich ein Glas, der Hand der Stadträthin entfallen. Die Dame rang mit einer Ohnmacht, doch achtete Niemand auf sie. Handelte es sich nur um einen Formfehler, so war die unverkennbare Erschütterung des Präsidenten, so wie sein Ton gegen die Sünder doch zu sonderbar. Es mußte also etwas Anderes dahinter stecken.

Die Angeklagte hatte überrascht aufgeblickt, aber im ersten Augenblick nicht begriffen. „Ich werde also noch nicht verurtheilt?" fragte sie dann. „O, wenn das ist, ergibt sich inzwischen meine Unschuld!"

„Sie hat sich schon ergeben, der Thäter sich selbst gestellt. Ich bin glücklich, daß wir so, gleichsam in der zwölften Stunde, verhindert wurden —"

Seine ferneren Worte gingen verloren. Mit einem Jubellaut riß Brügemann die Geliebte in seine Arme und küßte sie lachend und weinend zugleich.

Ein allgemeines Jubelgeschrei erhob sich und ließ das leise Aechzen nicht vernehmen, mit dem

die Stadträthin das Bewußtsein völlig verlor. Vergebens bat ihre Freundin die Nächststehenden um Beistand. Niemand hörte, achtete auf sie, Niemand kümmerte sich um ei e Ohnmächtige, sei es selbst die Stadträthin Viebig. Vorläufig war es nicht möglich, sie hinauszubringen. Die Angsterfüllte hatte zu thun, um sie nur auf dem Stuhle zu erhalten und zu verhindern, daß sie nicht zu Boden gedrückt oder gestoßen ward. Glücklicherweise erholte sich die Besinnungslose wieder und schlug die Augen auf.

Alle waren nun plötzlich von Anfang an von der Unschuld des Ladenmädchens überzeugt gewesen oder doch gleich überzeugt worden durch dessen ersten Blick oder ihr erstes Wort, und hätten gern ihre Theilnahme und Freude gegen die Betreffenden selbst ausgesprochen, aber der Präsident sprach wieder und Alles verstummte.

„Nehmen Sie, zugleich im Namen des Gerichts und der Staatsanwaltschaft, mein Bedauern über das schwere Leid, das Sie unschuldig erduldet haben. Nicht unser ist die Schuld —"

„Nicht weiter, Herr Präsident, nicht weiter!" unterbrach sie ihn mit überströmenden Augen. „Ich danke Ihnen und Allen für die Freundlichkeit, trotz des schweren Verdachtes gegen mich. Vornehmlich aber danke ich Gott und dem — dem —" sie suchte nach einem schonenden Wort, „dem Unglücklichen, der mich nicht verurtheilen ließ. Also kam der Zettel doch von ihm."

„Es war aber schändlich, daß er uns, namentlich Dich, so lange im Gefängniß schmachten und unter der Schande seufzen ließ," grollte der junge Mann.

Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Er wird unterdeß wohl schlechter geschlafen haben, als wir, wenigstens wie ich."

„Es freut mich, für Sie, und noch mehr für ihn, den Sie mit Recht einen Unglücklichen nennen, daß Sie ihm verzeihen." Der Vorsitzende sprach tief bewegt. „Er ersuchte mich ganz besonders, Ihre Vergebung zu erbitten."

„Gott vergebe ihm so, wie ich es thue, ihm ist dann seine Schuld ganz vergeben," sagte sie feierlich. „Otto, vergib ihm auch."

Diese Worte drangen nicht blos zum Ohr, sondern auch zum Herzen der Stadträthin. Sie sprang händeringend auf aber der Ausweg war ihr versperrt.

Bestürzt und verlegen gewahrten und erkannten die Richter die Dame.

„Wer ist es denn aber? Kennen wir ihn?" Hulda Ginter hatte es gefragt, während ihr Geliebter sie, wie im Triumph, aus der Anklagebank herausführte. Es fand ein allgemeines Echo.

Aber keine Antwort. Der Präsident erklärte feierlich diese Sitzung für nicht zu Recht bestehend und das darin Verhandelte für nichtig, weil einer der Beisitzer sich zu seinem Amte nicht qualificirte. Die Aufregung und Bestürzung, die sich unter den Herren bemerkbar machte, spannte die Neugierde des Publikums auf das Höchste.

Gleichzeitig wurde die Thür aufgerissen, Frau Brügemann drängte sich, von den Zeugen gefolgt, herein. Sie wollten sich durch den Augenschein von der Wahrheit dessen überzeugen, was sie draußen gehört hatten und nicht glauben konnten, namentlich die Mutter.

Der Sohn wies stolz auf seine Braut. „Habe ich es nicht immer gesagt, daß sie ein wahrer Engel ist?"

Nachdem die Unschuld der angeblichen Mörderin erwiesen war, wagte die alte Frau, schon vorhin irre geworden an der Berechtigung ihrer Gesinnungs- und Handlungsweise gegen das Mädchen, keinen Widerspruch. Die Freundlichkeit, mit der Hulda Ginter ihr entgegenkam und sie um Verzeihung und Liebe bat, brach vollends ihr Vorurtheil.

Nachdem man den befriedigenden Schluß des Drama's gesehen, das eine Tragödie hätte werden können, verließ das Publikum den Saal, um draußen vielleicht etwas Näheres über diese merkwürdige Episode zu erfahren, die dem Stück eine so überraschende und rührende Wendung gegeben. Sie war leider selbst eine Tragödie.

Als die Stadträthin endlich hinauskonnte, beeilte sie sich, ihre Wohnung zu erreichen. Die sonderbaren Aeußerungen, die bei ihrem Anblick in der vor dem Inquisitoriat versammelten Menge fielen, verklangen für sie bedeutungslos, denn sie hatte nur einen Gedanken, eine Furcht. „Nicht qualificirt! Also doch ein Meineid! Sagte ich es nicht?" wiederholte sie beständig. „Dieses Unglück, diese Schande!"

Beides war noch viel größer, als sie meinte. Da ihr Gatte nicht heimkam, erbrach sie seinen Brief; der Inhalt desselben traf sie gleichsam zermalmend.

Als Sprecher hatte Viebig die Antwort der Geschworenen auf die vom Gerichtshofe gestellten Fragen niederzuschreiben. Die Hauptfrage „Ist die Angeklagte des Mordes schuldig?" wurde theils verneint, theils bejaht. Aber bejaht mit sieben Stimmen, verneint mit nur vier. Die jetzt abzugebende Stimme des Sprechers konnte also keine Entscheidung zu Gunsten der Angeklagten herbeiführen. Er schrieb sein „Nein" nicht erst nieder, sondern erhob sich zum Staunen seiner Collegen, schüttete angeblich ein niederschlagendes Pulver in ein Glas Wasser und trank es aus, dann ließ er den Gerichtshof her-

beirufen. Diesem erklärte er, die Angeklagte sei schuldlos — er selbst sei der Mörder.

Zuerst meinten seine entsetzten Zuhörer, er phantasire im Fieber, wenn er nicht gar wahnsinnig geworden. Aber seine Haltung war bei aller inneren Ergriffenheit doch äußerlich so bestimmt, seine Ausdrucksweise so klar und zusammenhängend, daß man nicht lange an seiner Zurechnungsfähigkeit und an der Wahrheit seiner Angaben zweifeln konnte.

Seine Frau hatte Recht gehabt, daß er von seinem Arbeitszimmer aus das Lachen und Plaudern des reizenden Ladenmädchens oft gehört, dieses zu oft beobachtet hatte. Eine heftige Neigung ergriff ihn, um so heftiger, weil es das letzte Aufflammen einer ursprünglich leidenschaftlichen Natur war, die durch eigenen Willen und äußere Umstände stets in den engsten Schranken gehalten worden. Er ließ sich darüber nicht aus, aber man dachte es, daß seine Frau sehr dazu beigetragen hatte, das erste harmlose, fast unbewußte Wohlgefallen an dem jungen Mädchen zur Thorheit zu steigern. Er suchte immer Gelegenheit, sich Hulda zu nähern, fand sie aber selten. Von Fenster zu Fenster ging es nicht gut an, denn auf den Höfen befanden sich immer Leute, ebenso traf er sie nicht allein im Laden und durfte diesen auch nicht so oft betreten. Einmal aber fand er sie doch allein, und sie begegnete ihm in ihrer unbefangenen, muthwilligen Art, die allerdings geeignet war, junge Herrchen an die gebührende Grenze zu mahnen und über dieselbe zurückzuweisen. Aber auf ihn machte sie den entgegengesetzten Eindruck, riß ihn vollends hin zur Narrheit, zum Wahnsinn. Um sich selber zu entfliehen, war er jetzt Abends öfter in heiterer Gesellschaft und trank auch mehr, als sonst. Als er eines Abends erregt heimkehrte und seine Frau in festem Schlafe fand, schwang er sich aus dem der Hofmauer zunächst gelegenen Fenster seines Arbeitszimmers auf die Mauer, und von ihr auf die Gallerie vor Hulda's Stube. Es war nicht ungefährlich, gelang aber ohne Geräusch. Ihr Fenster war zu seiner Ueberraschung nur angelehnt, das dunkle Zimmer aber leer. Das aus dem anstoßenden Gemach schimmernde Licht ließ ihn vermuthen, daß sie sich dort befinde; leise trat er zur Thür. Da berührte er mit dem Fuß das Schüreisen, ergriff es im Fallen, um Geräusch zu verhüten und behielt es gedankenlos in der Hand, gerade wie Hulda Ginter es vorausgesetzt. Drinnen regte sich nichts und der trübe Schein der Nachtlampe ließ wenig unterscheiden. Erst als er dicht vor dem Bette stand, erwachte die Rudolphi und richtete sich verwundert auf. Sie erkannte ihn, darum schrie sie nicht auf, aber sie sprudelte eine Fluth zorniger Worte hervor, die ihn, so verdient sie waren, doch empörten, und ihn noch mehr außer sich brachten, als er diesen Abend ohnehin schon war, namentlich durch die Drohung, daß die ganze Welt es erfahren solle, welch sauberer Patron, welch nichtswürdiger Heuchler der Hochgeehrte Herr Stadtrath sei. Wie es geschah, geschehen konnte — er vermochte sich später keine Rechenschaft zu geben — das Eisen in seiner Hand traf ihr Haupt. Als sie lautlos zurücksank, von Blut überströmt, starrte er sie zuerst regungslos an, dann entfiel ihm das Mordgeräth. Der Gedanke an die Folgen der That dämmerte in ihm auf, fast noch früher, als die Reue darüber sich regte. Instinktmäßig, dem natürlichen Selbsterhaltungstriebe folgend, riß er die Schrankthür auf, nahm, was ihm zuerst in die Hand fiel, das Kästchen, um der That den Anschein eines Raubmordes zu geben, und warf die Lampe herunter. Dann tastete er sich zurück und schleuderte das Kästchen von sich. Das Wagestück, die Mauer und dann sein Fenster zu erreichen, gelang. Eilig begab er sich in das Schlafzimmer und legte sich nieder, ohne daß seine Frau erwachte. Wie furchtbar aus tollem Liebesrausch ernüchtert er auch die Nacht zubrachte, erst am Morgen, als er vernahm, daß Hulda Ginter des Mordes bezüchtigt und verhaftet sei, erst da erfuhr er, welches Maß von Qual das Menschenherz zu empfinden und — zu verbergen vermöge. Er hatte gemeint, das junge Mädchen sei irgendwo gewesen, könne daher ein Alibi leicht nachweisen. Sie von dem Verdacht zu reinigen, sich anzugeben, vermochte er, trotz aller Reue und Seelenmarter, nicht über sich zu gewinnen. Man mußte sie ja freisprechen und nach seiner Meinung, schließlich Jeder so von ihrer Unschuld überzeugt werden, wie er selbst. Um sie zu trösten und aufrecht zu erhalten, wußte er ihr jene Zeilen zukommen zu lassen und für die um seinetwillen erduldete Angst und Noth wollte er sie später nach Kräften entschädigen. Durch Geld — einen ehrgeizigen Mann, der, um Reichthum und Stellung zu erlangen, seine Hand einer älteren, nicht besonders liebenswürdigen Frau gereicht hatte, dünkte Geld etwas sehr Wesentliches, für Alles oder doch fast Alles entschädigend. Daß er selbst das Urtheil über sie sprechen sollte, war ihm etwas Entsetzliches, ließ sich indeß nicht ändern. Nun faßte er aber seinen Entschluß. Die Unschuldige verurtheilen lassen, das konnte und wollte er nicht, sondern nur mit der Wahrheit zurückhalten bis zum letzten entscheidenden Augenblick — bis zur zwölften Stunde.

Sich selbst verurtheilen zu lassen um solcher Verbrechen willen, aus seiner geachteten Stellung herabzusinken zur tiefsten Stufe der menschlichen Gesellschaft, das vermochte er nicht.

Als seine Frau zu sich gekommen war und

ihn zu sehen wünschte, wurde ihr mitgetheilt, daß er an den Folgen des vor seinem Geständniß genossenen Giftes verschieden sei. Es traf sie mit niederschmetternder Gewalt, nicht dieses sein Ende — es schien ihr besser als das, was seiner sonst geharrt hätte — sondern, daß er sie vergebens um ein Wort, einen Blick der Verzeihung angefleht hatte. Nur Eins gewährte ihr eine kleine Beruhigung. Er hatte sie in seinem Briefe gebeten, der schuldlosen Ursache seines Verbrechens nicht zu grollen. Sie gewann nicht allein das über ihren stolzen Sinn, sie erfüllte als sein Vermächtniß die Pflicht, Hulda Ginter und ihrem Geliebten das erduldete Leid und Gefängniß zu vergüten

Der junge Mensch sträubte sich zwar gegen ein Blutgeld, wie er es nannte, konnte indeß die Vergütung in der Form, die sie dafür fand, nicht zurückweisen. Als unverzinsliches Darlehen erhielt Hulda eine bedeutende Summe, die zu ihrer Ausstattung und zur Gründung eines Geschäfts ausreichte, die ihr dann die Geberin testamentarisch vermachte. Obwohl ihrem Otto nicht werther, ward das neue Glied seiner übrigen Familie dadurch doch bedeutend willkommener.

Die Stadträthin verließ den Ort und verlebte den Rest ihres verdüsterten Daseins bei ihrer Freundin auf dem Lande.

Mannigfaltiges.

(Dienstmädchen-Romantik.) Das Dienstmädchen einer Mainzer Herrschaft, ein sonst ganz „strammes“ Frauenzimmer, verschwand Ende voriger Woche auf eine Art, die man „salonfähig“ nennen könnte, wenn die Umstände nicht gar zu prosaischer Natur gewesen wären. Als die Herrschaft eines Tages am frühen Morgen das Mädchen erwartete, war dasselbe spurlos verschwunden und nur ein zurückgelassenes Briefchen sollte das Ende der Tragödie anzeigen. In begeisterten Worten, die einem Fabrikanten von Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten alle Ehre gemacht hätte, erklärte die Verschwundene, daß sie auf dieser schnöden Welt nicht länger ihr Dasein fristen könne, und lieber eines „bleichen Todes erblassen“ wolle, als hier noch fürder zu weilen und daher ein freiwilliges Ende suchen und finden werde. Zum Schluß verfluchte sie noch die Stunde, in welcher sie ihren Geliebten, einen „Gemeinen“ vom herrlichen Kriegsheer, kennen gelernt habe u. s. w. Als Notabene war dem Schreiben beigefügt, daß in einigen Tagen ein Mädchen kommen würde, welches die zurückgelassenen Kleider und Effecten abzuholen beauftragt sei. Zwei Tage waren bereits verflossen und von dem Mädchen keine Spur mehr zu entdecken. Endlich am zweiten Tag Abends sah ein anderes Mädchen die Verschwundene Arm in Arm mit ihrem heißgeliebten „Fritze“ durch die wenig belebten Straßen dahinwandeln. Es war nun nicht unschwer, herausfinden zu können, daß das Mädchen nichts weniger als an Selbstmord gedacht hatte, denn nur die Liebe zu dem „bewaffneten Wesen“ war es, welche ihr den Ausweg in die Feder dictirte, als dem allein möglichen, mit dem vereint zu sein, der ihr Alles auf der Welt außer baarem Gelde zu bieten im Stande war.

(Heiße Liebe in kalter Küche.) In einem größeren Fabrikgeschäft Berlins besteht die Sitte, daß den Comptoiristen das zweite Frühstück aus der Küche des Prinzipals verabreicht wird. Dieser löbliche patriarchische Brauch ist seit einigen Tagen plötzlich abgestellt worden und zwar aus einer eigenthümlichen Ursache. Der Prinzipal, der das Glück hat, außer seinem blühenden Geschäft auch eine liebenswürdige Frau zu besitzen, die bedeutend jünger als er selbst, stand an dem Pulte eines Volontärs, um diesem Instruktionen zu ertheilen. Auf dem Pulte befand sich der Frühstücksteller. Der Prinzipal forderte, nachdem die Unterredung bereits einige Zeit lang gewährt hatte, den jungen Mann auf, sein Frühstück zu sich zu nehmen und äußerte, als dieser zögerte, „Unsere Küche ist Ihnen wohl zu frugal; wo haben sie Ihnen denn die Semmel belegt?“ Bevor der Volontär das noch hindern konnte, hatte der Prinzipal die Semmel auseinander genommen und einen mit Bleistift geschriebenen Zettel auf der Schlackwurst entdeckt, der Zeit und Ort eines Stelldichein bestimmte. Ueber die Verfasserin dieses kalten Aufschnitts konnte kein Zweifel sein. Noch am selbigen Tage bemühte sich der Volontär um eine andere Stelle und das ganze Comptoir ist seitdem darauf angewiesen, für sein zweites Frühstück selbst Sorge zu tragen.

(Ein theueres Andenken.) Emil: „Meine heißgeliebte Amande, willst Du mir nicht eine Locke Deines herrlichen Haares verehren, ich werde sie als kostbares Andenken ewig auf meinem Herzen tragen.“ — Amande: „Du kannst doch nicht verlangen, daß ich Deinetwegen mein Haar verkürze, ich will Dir aber meinen Chignon vom vergangenen Winter schenken.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 40. Mittwoch den 18. Mai. 1870.

Ein Vaterunser.

Aus der Kirchenfackel.

Unendliches Wesen, Du heiliger Geist,
Verkörpert im ewigen Raume;
Du denkst, und es keimt und erblühet die Welt;
Du Vater der Liebe, der Alles erhält,
Geheiligt werde Dein Name!

Es komme zu uns Dein Gesetz und Dein Reich
Der Freiheit, Gerechtigkeit, Liebe,
Daß endlich der Friede, die Eintracht, das Recht,
Versöhne, beglücke das Menschengeschlecht!
Dein himmlischer Wille geschehe!

Das tägliche Brod gib uns heute, o Herr!
Laß nimmer den Fleißigen darben;
Hilf, daß wir gemeinsam von Pole zu Pol
Erschaffen das geist'ge, das leibliche Wohl!
Die göttliche Kraft gib uns allen!

Vergib uns, o Vater! die eigene Schuld,
Wenn Selbstsucht uns bisher noch trennte;
Doch wollen wir heute, entschlossen zur That,
Uns alle vereinen zum mächtigen Staat
Und unseren Schuldnern vergeben!

O führe uns nicht in Versuchung, o Herr!
Und schirm unsere heiligsten Rechte,
Denn sind in Gefahr sie, von Feinden umdroht,
Verzweifelnd wir kämpfen für sie bis zum Tod;
O führe uns nicht in Versuchung!

Erlöse uns Herr! von despotischem Zwang,
Von der Willkür harten Gesetzen,
Von Zwietracht und Selbstsucht, von Trugheit und Lug,
Von geistigem Dünkel und pfäffischem Trug.
Erlöse uns Herr von dem Uebel!

Denn Dein ist die schaffende, göttliche Kraft,
Die väterlich sorgende Liebe;
Vor Dir sind wir Alle, o Ewiger! gleich,
Denn Dein ist das Weltall, das himmlische Reich,
Wie bisher, so ewiglich! Amen.

G. A. Roller.

Eine Nacht in Todesnoth.

Von Theodor Mügge.

Vor einigen Jahren, kurz vorher ehe der Krieg in den Herzogthümern Schleswig-Holstein zum Ausbruch kam, wanderte ein junger Deutscher die Westküste Schleswigs entlang durch die Marschen, welche von der Stadt Husum ab nordwärts nach Tondern laufen.

Marschen nennt man die fetten, fruchtbaren Tiefländer, welche von allen Seiten gegen die Meereswogen durch hohe Deiche (Dämme) geschützt werden, zwischen denen sie mit ihren reichen Getreidefeldern voll Waizen, Raps und Bohnen und ihren leuchtenden Grasflächen wie zwischen ungeheuren Festungswällen ruhen. Es war ein schöner und sonnenheller Tag, ein Sonntag obenein, und froh wanderte Theobald auf den hohen Deichkronen fort. Zur Linken sah er auf das schäumende Meer, das seine brandenden Wellen zu ihm herauf spritzte, zur Rechten lag die grüne gesegnete Ebene, wo große Schaaren Rinder und Kühe um die Hügel weideten, auf denen die Menschen in Glück und Wohlstand, zwischen Blumen und Gebüschen, ihre friedlichen Häuser gebaut haben.

Es war ein gar seltsamer Anblick. Auf der einen Seite segelnde Schiffe; in der salzigen Tiefe Fische, Seehunde, häßliche Rochen und Krabben, darüber schreiende Mövenschwärme, Seeschwalben und Seeraben; auf der anderen Seite das sonnige Land mit seinem Menschenleben, und zwischen beiden nur ein Erdwall, zwanzig bis dreißig Fuß hoch und sechzig bis achtzig Fuß dick.

Wenn einer dieser Deiche durchbräche, wenn es einer Sturmfluth gelänge, ihn zu durchwühlen oder mit ungeheuren Wogen über seine Kronen fortzustürzen, würde in wenig Minuten die Marsch ein wüstes Meer sein, auf welchem der Bewohner und die zerstörten Trümmer ihres Glückes wild durch einander trieben.

Indem er noch darüber nachdachte und mit Schrecken auf die unermeßliche See hinausblickte, die, von Fluth und Wind getrieben, immer mehr aufschwoll, so daß das Wasser wohl an zwanzig Fuß höher war, als das blühende reiche Land an der anderen Seite, sah er einen alten

Mann näher kommen, der ihn freundlich grüßte, als er bei ihm war.

Es war eine wunderliche, verwetterte Gestalt. Spärliches weißes Haar bedeckte seinen Kopf. Sein gutmüthiges Gesicht war halb von einem Tuche umhüllt, das er des Windes wegen um Hals und Kinn geschlungen hatte, aber seine hellen Augen sahen lustig den Fremdling an, als wollten sie sagen: „Was thust du denn hier, und wie kommst du hierher? ich habe dich noch niemals gesehen." Der alte Mann war klein und mager. Er trug hohe Stiefel an seinen kurzen Beinen, enge, gestreifte Beinkleider von Sommermanchester, einen schäbigen Hut mit spitzem Kopf und einen blauen Frackrock mit langen, ganz schmalen Schößen. Als er drei Schritte vorüber war, wandte er sich nochmals um und blieb dann stehen. Er war zu neugierig geworden. —

„Ja, sagte er, es ist ein schöner Tag, wenn man hier im Lande reisen will."

„Ein gar schöner Tag," antwortete Theobald.

„Sie sind wohl ein Fremder, der von Husum kommt?" fragte der alte Mann.

„Ich bin ein Deutscher, der die Marschen sehen will," erwiderte der Reisende.

„Ja, die Deutschen! rief der Greis, indem er seine blauen Augen weit aufmachte; das ist ein großes schönes Land, Deutschland; unser Vaterland ist es auch, wir sind alle Deutsche, wollen keine Dänen sein." — Er streckte seine magere Hand aus und schüttelte die seines neuen Bekannten.

„Wohnen Sie hier in der Marsch?" fragte Theobald.

„Ich wohne nirgend," erwiderte der alte Mann lächelnd.

„Nirgend?" sagte Theobald ungläubig.

„Ich bin ein Schulmeister, fuhr jener freundlich nickend fort, so werden Sie begreifen, was ich sage; doch nein — setzte er hinzu — Sie werden es doch nicht begreifen, denn Sie kennen das Land nicht. Sehen Sie über diese Marschen fort, nirgend finden Sie ein Dorf darin. Ueberall wohnen die Menschen auf einsamen Höfen oder Warften, und rund umher liegen ihre Felder und Wiesen. In Schleswig sowohl wie in Holstein ist das so, an der ganzen Westküste auf viele Meilen weit. Wenn Sie nun die Marsch betrachten mit ihren tausend und tausen kleinen Kanälen, in denen sich die Wasser sammeln, jede Warft von tiefen Gräben umringt, und den Boden, der überall fetter, schwarzer Schlamm ist, so können Sie wohl denken, wie schwer es sein muß, bei Regen und schlechtem Wetter oder in Winterszeit darin fortzukommen. Nur bei anhaltender Wärme im Hochsommer sind die Marschwege zu passiren; kein Marschbewohner wird aber dennoch ohne seinen Springstock gehen, wie sollte er über die vielen Gräben kommen, sobald er einen Richtsteig durch die Felder einschlagen will? Wenn es aber Herbst wird und Winter, so löst die ganze Marsch sich in Schlamm auf. Da ist kein anderes Fortkommen, als auf den Kronen der Deiche, und die Menschen sitzen dann still in ihren Häusern, zehren von ihren Vorräthen und warten, bis Gottes Güte ihnen bessere Tage schickt."

„Das ist ein seltsames Leben!" rief Theobald.

„Ein gutes Leben ist es, fiel der alte Mann ein. Keiner, der hier geboren ist, möchte es vertauschen. Sie sehen aber wohl, mein junger Herr, daß in diesem Lande, wo es keine Dörfer gibt, es auch keine Schulen geben kann. Die Kinder können nicht hinaus, selbst wenn man Schulhäuser errichten wollte; so wandern denn die Schullehrer von Warft zu Warft. Es kommen auch wohl die Kinder von den nächsten Warften in einer zusammen und der Lehrer unterrichtet sie gemeinsam vier oder sechs Wochen lang, bis er weiter wandert an einen andern Ort, wo er es eben so macht. Das hält aus für ein ganzes Jahr, oder für ein halbes, und dann kommt er wieder und lehrt weiter. Und so ein alter Schulmeister bin auch ich, fuhr er herzlich lachend fort. Laufe nun schon an die vierzig Jahre auf und ab durch die Hatistedter Marsch, bin hier und bin dort, habe hundert Kinder groß gezogen und gelehrt gemacht, und sie haben mich lieb, rufen den alten Sam Wiebe immer wieder an ihren Herd, zu ihren Kindern und Enkeln, und da sitzt er dann an dem Torffeuer im Winter und unter den Lindenbäumen, in der Bohnenlaube im Sommer, lehrt und spielt mit den Kleinen, und es geht ihm wirklich so, lieber Herr, wie dem Herrn Jesu: des Menschen Sohn hat kein Kämmerchen und kein Kissen, das er sein nennt und worauf er sein Haupt legt."

„So ist es also zu verstehen, sagte Theobald, den ein warmes Gefühl für den alten guten Mann überkam. Wer so viele Häuser hat, aus denen sich die Hände liebevoll nach ihm ausstrecken, der braucht auch nichts Eigenes in der Welt."

„Meinen Sie, lieber Herr?" rief der alte Schulmeister mit einem Lächeln, in welchem eine gewisse Wehmuth lag. „Es ist Wahrheit, was Sie sagen. Ich habe kein Weib und habe kein Kind, wüßte auch nicht, wo ich sie jemals hätte nähren und lassen sollen. — Nun, fuhr er freudiger fort, Gott der Herr weiß am besten, wozu Alles so sein muß; wenn ich aber abgerufen werde, wird's doch nicht an Augen fehlen, die um den alten Sam naß werden."

Er drehte seinen spitzen Hut um den Kopf und nickte freundlich dazu. „Bin noch lange nicht der Allerärmste, sagte er, habe ja viele

liebe Kinder, ist's auch nicht mein eigen Blut, so doch redlich erworben. Aber wo soll's denn hinaus, junger Herr? Der Mittag ist bald da; kommt die zwölfte Stunde, hängt der Magen schief, und Wirthshäuser gibt's hier nicht in der Marsch."

„Ich weiß es, antwortete Theobald, aber ich habe einen Gruß aus Husum an den Landeshauptmann Peter Jansen und denke heut bei ihm zu bleiben, wenn er mich haben will."

„Nun, sagte der Greis, daran wird es nicht fehlen. Es wäre ein Schimpf für jeden friesischen Mann, wollte er einen müden Fremden von seiner Thür weisen. Wenn Sie auch keinen Gruß an Peter Jansen hätten, nähm' ich es auf mich. Ich gehe eben auch zu ihm hinaus, wie ich Sonntags oft thue, und hatte mir schon vorgenommen, Sie mitzunehmen, weiß wohl, daß es dem Peter zu Gefallen geschieht."

Der junge Wanderer sprach seinen Dank aus, und der Schulmeister zeigte mit seinem Stecken vor sich hin in die Marsch und sagte: „Da drüben liegt der Hof des Landeshauptmanns. Es ist ein großer Name, lieber Herr, ist aber nichts dahinter, als ein schlichter Bauer, wie es alle sind, die hier leben; denn in diesem Lande wohnt kein adeliger Herr und kein Vornehmer. Sind von uralter Zeit hier lauter gleiche und freie Leute gewesen; sind alle Friesen, wie wir sagen, fuhr er lachend fort, von gutem Adel, weil's in den alten Briefen steht und da von ihnen heißt: »Die edlen und freien Friesen,« und weil's viele Jahrhunderte lang ihr Wahlspruch war: »Lieber todt, als Knecht,« und weil sie nimmer einen Herrn über sich und einen unfreien Mann unter sich dulden wollten."

Theobald hatte inzwischen die Marsch und den fernen Hof Peter Jansens betrachtet, der auf einem hohen Hügel zwischen Bäumen, Hecken und Gehegen lag. Solcher Hügel gab es viele, die zerstreut, da und dort, aus der grünen Marschebene hervorragten, welche weiter keinen Strauch und keinen Baum trug, sondern nur Fruchtfelder und blumige Wiesenflächen.

„Haha! sagte der alte Sam, Sie sehen sich das Ding an und können nicht recht klug daraus werden. Wissen nicht, wo die Hügel da alle herkommen, und weßhalb Wohnhäuser und Ställe sämmtlich dort oben stehen und nicht unten. Will's Ihnen sagen," junger Herr, und hab's zum Theil schon gesagt. Alle diese Hügel oder Warften sind künstlich aus hartem Lehm und fettem Thon zusammengeschlagen. Die Urgroßväter haben sie schon vor vielen Jahrhunderten aufgebaut, jedes Geschlecht hat etwas gebessert und vergrößert, und jetzt sind viele so geräumig, daß stattliche Wohnsitze darauf Platz haben. Das werden Sie Alles so finden, wenn wir zu Peter Jansens Warft kommen; denn Jansen hat einen der größten Höfe in dieser Marsch, und weil er auch verständig ist, hat er die Landeshauptmannschaft bekommen, das heißt, er ist Vorsteher der Kirchspielgemeinde geworden."

„Und wo steht die Kirche?" fragte Theobald, indem er suchend umhersah.

„Dort steht sie ja vor uns auf dem Deichwinkel", sagte der alte Sam. „Wären wir eine Stunde früher hier gewesen, so hätten wir viele Kaleschwagen mit den Familien der Bauern und viele Männer mit Gesangbüchern und Springstöcken hier beisammen gefunden, die nun alle wieder über die tiefen Wassergräben und durch die Marschpfade nach Haus gegangen sind. — Ja, mein lieber, junger Herr, rief er lachend, Sie wundern sich darüber, daß das kleine Gotteshaus hier oben auf dem Deiche liegt, abgeschieden von allen Häusern und mitten im Sturm und Wellenbraus; aber in der Marsch könnte Niemand zur Winterzeit hingelangen, hier oben auf den Deichkronen geht es noch am Besten, obwohl es auch da oft schwer genug ist. —

Sie hatten Beide die kleine Kirche erreicht, welche aus Backsteinen und mit starken, engen Fenstern und Thüren versehen, fest aufgebaut war. Dicht bei ihr brauste und rollte das Meer an dem Deich auf, der mit einem Strohgeflecht belegt war, ähnlich den Fußdecken von Strohseilen, die man in Deutschland vor die Thüren legt. Das geschieht an den Deichen überall, wo die gefährlichsten Stellen sind, damit die Wuth der Wellen nicht die Deichböschungen abreißen und durchbrechen soll.

„Da liegt das Gotteshaus so recht vor der wildesten Brandung, sagte der alte Mann, seine Hände faltend. Der Schaum fliegt oft bis an ihr goldenes Kreuz auf, und mehr als einmal habe ich die Mauern und den Grund vor dem gewaltigen Anprall der Wogen beben sehen, mehr als einmal war das Gebrüll des Meeres und das Heulen des Sturmes so groß, daß die drinnen angstvoll auf ihren Knieen lagen, die Stimme des Priesters nicht verstehen konnten." — Er schüttelte den Kopf und lächelte sonderbar vor sich hin. — „Es ist oft ein Grausen hier, sagte er dann, von denen die Leute, die im sichern Lande wohnen, nichts wissen.«

„Ich kann es wohl denken, antwortete Theobald. Bei wildem Wetter und Sturm muß es schaurig hier oben sein, wenn Himmel und Wasser im Aufruhr sind und Alles umher Nebel und Nacht."

„Es ist am lichten Tage wohl oft so schrecklich, daß Niemand hier gehen und stehen mag, sagte der alte Schulmeister; bei Nacht ist es freilich noch viel schlimmer. Mancher hat am späten Abend hier noch einen Weg gemacht und ist nie wieder heimgekehrt. Vielleicht wehte ihn der Sturm in's Meer, oder der Nebel, der

häufig so dicht ist, daß man die Hand nicht mehr vor den Augen sehen kann, leitete ihn irre, und er stürzte hinunter. Nachts jedoch gehen hier auf den Deichen und draußen auf den Watten zahllose Kobolde und Gespenster umher, die jeden armen Christenmenschen heimtückisch anfassen und in die wilde See stoßen."

„Und daran glaubt man hier?" rief Theobald.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

(Ueber eine Mordthat) berichtet das „Br. Tgbl.": Der ehemalige Kuhhirt, nachherige Schweinemeister Julius Linne, 40 und einige Jahre alt, bewohnte mit seiner Familie eine zum gräflich v. Schwicheld'schen Gute gehörige Miethwohnung und litt nach den angestellten Recherchen seit einiger Zeit an fixen Ideen. Am 4. Mai gegen 8 Uhr Morgens kam der Mörder — mit dem Mordplan muß er sich schon am Tage vorher, als er in Schüppenstedt die gebrauchten Waffen gekauft hat, herumgetragen haben — zur Schule, in welcher das ältere, gerettete Kind sich befand, und bat den Lehrer, dasselbe zu entlassen, weil dessen Schwester unwohl und seine Frau zum Herrendienste sei. Zu Hause wieder angekommen, sagte er zu seinen Kindern: „Nun müßt ihr Alle mit mir sterben! zwingt dieselben auch, trotz ihrer Bitte, daß er sie doch leben lassen möge, Milch zu trinken, welche indeß wegen Bitterkeit verschmäht wird; da zieht der Vater ein Terzerol hervor, das aber versagt. Jetzt reißt das ältere Kind, da die Thür verriegelt war, das Fenster auf und schreit um Hülfe welcher Ruf indeß kein menschliches Ohr erreicht haben muß, da Niemand erschien. Während dieser Zeit ist ihre jüngere Schwester in die neben der Stube befindliche Kammer geflüchtet, jedoch vom Vater verfolgt und trotz ihrer Bitte, sie doch erst der Mutter Adjeu sagen zu lassen, mitelst eines Bindfadens an der Kammerthürkrampe aufgehängt. Unterdessen gelingt es dem ältesten, 13 jährigen Mädchen, die Stubenthür zu öffnen und von der Mordstätte auf Straße zu eilen. Hier erzählt das am ganzen Körper zitternde Kind einer Schulfreundin, daß ihr Vater sie Alle tödten wolle, welche Mittheilung von einer Nachbarin vernommen wird. Diese macht Allarm und hierdurch wurde der Forstaufseher L. veranlaßt nach der Linne'schen Wohnung zu eilen; in dem Augenblicke jedoch, als er in die Stubenthür treten will, wird sie verriegelt. Er sprengt indeß die Thür und sieht noch, wie sich Linne mittelst eines Taschenmessers in den Hals schneidet; er springt hinzu und drückt ihn auf das Sopha, wobei der Mörder den L. zu stechen versucht. Zur Seite sehend, gewahrt Letzterer, daß das jüngste Kind in der Wiege mittelst eines Bindfadens erdrosselt ist. Auf dem Koffer in der Kammer fand man zwei geladene Terzerole. Als Motiv zur That ergiebt ein aufgefundenes Notizbuch daß er „des Sclavenlebens überdrüssig gewesen sei und seine Kinder davor bewahren wolle." Der gleichfalls ausgesprochene Wunsch, einen Leichenstein zu erhalten, wird wohl nicht erfüllt werden.

(Der Ursprung des Hutabnehmens.) In einer Abhandlung über dieses Thema in Dicken's Wochenschrift: „All the Year Round" wird hervorgehoben, daß die alten Britannier und Gallier ihr Haar ungestört wachsen ließen, so daß es öfters die Hüfte erreichte. Den Römern welche später die Länder der beiden Völkerstämme eroberten, war dieser lange Haarwuchs ein Gräuel und sie unterzogen die Gallier und Britten einer schimpflichen Schur. Zum Beginne des fünften Jahrhunderts gründete Pharamond sein Königreich in der Provinz, welches seither den Namen Frankreich trägt. Die Gallier wurden bis zur Knechtschaft herabgewürdigt und die Eroberer legten die Scheere an die Häupter ihrer Opfer. Seitdem wurde es in ganz Europa zur Regel, daß langes Haar die ausschließliche Apanage der Großen und Edlen des Landes sei. Nicht nur Leibeignen und Vasallen, sondern auch freien Bürgern und Bauern wurde nicht gestattet, ihr Haar lang zu tragen. Den Leibeigenen eines adeligen Gutsbesitzers schor man sogar während des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts gänzlich den Kopf kahl und von dieser Zeit datirt sich die Sitte des Hutabnehmens beim Grüßen. Das Entblößen des Hauptes hieß so viel wie: „Sehen Sie, mein Herr, ich bin ihr Diener, ich habe kein Haar".

(Um die Erde.) Mit den gegenwärtig gebräuchlichen Verkehrsmitteln kann eine Reise um die Welt in 80 Tagen zurückgelegt werden. Die Reiseroute ist folgende: Von Paris nach Newyork (Eisenbahn und Dampfboot) — 11 Tage; nach San Francisco (Eisenbahn) — 7; nach Yokohama (bei Kanagawa in der Bai der japanischen Insel Jedo (Dampfboot) — 21; nach Hongkong (Dampfboot) — 6; nach Calcutta (Dampfboot) 12; nach Bombay (Dampfboot) — 3; nach Cairo (Dampfboot und Eisenbahn) — 14; von Cairo nach Paris (Dampfboot und Eisenbahn) — 6; zusammen 80 Tage. Auf diesem ungeheueren Weg ist die einzige Strecke, auf welcher der Dampf nicht in Anwendung kommt, diejenige zwischen Allahabad und Bombay im Belauf von etwa 30 geogr. Meilen und auch diese Unterbrechung wird in Kurzem aufhören, da die Arbeiten zur Vollendung der Eisenbahn auch auf dieser Linie in vollem Gange sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 41. Samstag den 21. Mai. 1870.

Eine Nacht in Todesnoth.

Von Theodor Mügge.

(Fortsetzung.)

„Die aufgeklärten Leute glauben freilich längst nicht mehr daran, erwiderte der Greis lächelnd, und wer wach und gerüstet in Nacht und Nebel hier wandelt, dem werden die bösen Geister so leicht nichts anhaben. Für wüste Männer aber ist es eine Warnung, mäßig und nüchtern zu sein, wenn sie auf den Deichen nach Haus zurückkehren, und wenn ein Verirrter Schutz sucht, so steht hier oben das Gotteshaus zu seiner Hülfe, dessen Thür immer offen ist, und wo schon Mancher Rettung fand, der nicht mehr wußte wo aus, wo ein. Ja, die Kirche hier, lieber Herr, fuhr er fort, die ist für viele Leute in Bangen und Sorgen ein rechter Gottestrost. Wenn sie in der Nacht aufwachen in ihren Betten und hören den Sturm heulen, wenn jede Fuge bebt, und das Dach knarrt über ihren Köpfen, dann horchen sie ängstlich auf den Donner der See, denken an ihre Deiche und falten betend ihre Hände. Wenn dann der Morgen kommt, eilt Jeder hinaus, blickt hier hinauf, wo das Kirchlein steht, und wenn das goldene Kreuz von oben winkt, kommt neue Hoffnung in alle Herzen.“

So sprach der alte Schulmeister und dann führte er seinen Gefährten von der hohen Deichkrone hinunter, denn von hier aus lief ein breiter Weg in die Marsch und bald waren die beiden Wanderer mitten zwischen den Fruchtfeldern und Matten und gingen auf Peter Jansens Warft los. –

Theobald wurde schnell gewahr, daß Sam Wiebe ihm recht berichtet habe. Eine unzählige Menge kleine und große Gräben faßte alle Feldstücke ein und durchschnitt dieselben, wenn sie tief lagen. Gräben voll Wasser und Schilf liefen auch auf je beiden Seiten des Hauptweges, und wo sie diesen durchbrachen, waren Holzbrücken darüber geworfen. Doch in die Felder hinein und auf die Richtstege konnte Niemand ohne Springstock, und nun erst sah der junge Deutsche, daß wirklich Keiner ohne einen solchen außerhalb der Hauptwege fortkommen konnte.

„Das ist die Hauptursache, sagte Sam, daß Jahrhunderte die Friesen in ihren Marschen und auf den Inseln an der Küste ihre Freiheit gegen die bepanzerten Ritter, Grafen und Fürsten behaupten konnten, und noch viel länger haben ihnen die Dithmarscher in den Marschen von Holstein widerstanden. Zwischen den Gräben und in dem Schlamm der Marschen konnten die wilden Kriegsmänner nicht fort, und wenn die Noth am höchsten war, wenn es schien, als müßten die freien Bauern nun alle Knechte werden, dann wurden die Schleusen geöffnet, und das Meer kam mit seinen Wellen und verschlang die grausamen, stolzen Herren, während der Bauer mit Streitaxt, Spieß und Springstock durch das überschwemmte Land lief und ihnen den Rückzug abschnitt.“

„So ist das Meer von jeher der beste Bundesgenosse der Friesen gewesen!“ rief Theobald.

Der alte Schulmeister schüttelte betrübt den Kopf. — „Es hat die edlen Friesen doch nicht retten können von der Dänenherrschaft, sagte er, ja man kann wohl sagen, es hat sich mit unseren Feinden vereinigt, um uns zu verderben. Sehen Sie, lieber Herr, fuhr er fort, die Friesen waren einst ein mächtiges, großes Volk, und keines in der ganzen Welt war freier, froher und arbeitsamer. Damals reichte das friesische Land weit hinaus, wo jetzt nur noch Inseln und einzelne kleine Eilande übrig geblieben sind. Helgoland hing zu jener Zeit noch nicht mit dem Festlande zusammen und über die Elbe hinaus, bis an die Weser hin und jenseits, bis nach Holland, gehörte die ganze Küste den Friesen. Aber dies unglückliche Volk hat wenig mehr von dem Lande seiner Väter behalten. Das Meer hat es ihm genommen in tausend und aber tausend schrecklichen Sturmfluthen; Dänen und Deutsche haben es dann um seine Freiheit gebracht. Von den Millionen Friesen, die ehemals hier frei und glücklich lebten, sind jetzt kaum mehr 40,000 übrig, welche noch die alte Sprache sprechen, und die an alte Sitte halten, fügte er mit einem leisen schwermüthigen Lächeln hinzu, deren sind noch viel weniger.“

„Hat denn das Meer dieß Land so fürchterlich verheert?“ fragte Theobald.

„Was da draußen jenseits der Deiche jetzt liegt, sagte der alte Mann, sind von dem großen tausendjährigen Raube nur noch Brocken, die es sich auch nach und nach noch abholt. Die Sturmfluthen in der Nordsee haben aber schon mehr als hundert Jahre vor Christi Geburt die Cimbern aus diesem Lande vertrieben. Dann hat der Römer Tacitus eine Fluth beschrieben, die England und Frankreich weit auseinanderriß und eine römische Flotte von mehr als 1000 Schiffen vertilgte. Aus allen Jahrhunderten enthalten die Chroniken schreckliche Nachrichten über die Verheerungen des Friesenlandes durch die See. Ganze Strecken festen Bodens wurden fortgerissen, viele tausend Menschen kamen um, und einmal, am Allerheiligentage des Jahres 1570, wo alle Deiche brachen in Holland, im Weser- und Elblande und an der Friesenküste, sind in zwei Tagen allein 100,000 Friesen umgekommen; deßwegen heißt auch diese fürchterliche Fluth in den alten Büchern die große Mannestränke. Dergleichen kann kein Volk aushalten, ohne zu verderben, und so sind die Friesen heruntergekommen, lieber Herr. Schwarzer Tod und allerlei Krankheit ist auch dazu gekommen, doch der kleine Rest, der übrig geblieben, ist doch noch immer, zum guten Theil wie seine Voreltern waren, wacker, fleißig, offenherzig und unermüdlich. Und da sind wir nun an Peter Jansens Haus, rief er, sein spitziges Hütchen um den Kopf drehend, als wollte er hinaufgrüßen, und dort wohnt ein friesischer Mann von der alten Sorte. Sie werden sehen, daß es so ist. Nur immer herein und mir nach, es läßt sich gut an seinem Tische sitzen.“

Theobald folgte ihm. Sie gingen über eine Brücke, denn die Warft war von einem tiefen Wassergraben umgeben und bildete eine Insel. Es war ein Lehmhügel, wohl dreißig Fuß hoch und hundert Schritte breit, auf welchem ein lang gestrecktes, wie ein Halbkreuz gebautes, niederes Haus aus Backsteinen stand, dem sich an der Hinterseite Stall und Wirthschaftsgebäude gleich anschlossen. Das Dach war mit Ziegeln gedeckt, die Fenster hatten hohe helle Scheiben, und an der Vorderseite befand sich ein Gärtchen, in welchem ganze Beete voll der schönen, dunkelrothen Marschnelken, sammt wundervoll großer Levkoyen, Reseda und andern Blumen und Sträuchern blühten. Alles sah höchst freundlich und sauber aus; auf den schmalen Wegen lag kein Blättchen, und um die Eingangsthür des Hauses zog eine breitblättrige Laube von Schminkbohnen ihren duftigen Schatten.

Als die beiden Wanderer durch's Fenster in die große Stube sahen, erblickten sie die Familie des Besitzers eben im Begriff, sich an den gedeckten Tisch zu setzen. Ein starkknochiger Mann mit wetterbraunem Gesicht, der am oberen Ende stand, bemerkte sie zuerst, öffnete die Thür und kam ihnen entgegen.

„Heda Sam! da ist unser Sam!“ rief er, und die vier Kinder sprangen von ihren Sitzen, liefen herbei, faßten den alten Schulmeister an Händen, Armen und Rockschößen und zogen ihn jubelnd zu der Mutter, die mit freundlichem Gesicht zuschaute. Da gab es ein Grüßen und Fragen und allerlei gute Worte, aber vor allen Dingen sprach Sam mit dem Landeshauptmann wegen des Gastes, den er mitgebracht hatte.

„Da ist ein deutscher Mann, den ich auf den Deichen fand, und der das Land kennen lernen will, sagte er. So Einer soll nicht an Peter Jansens Haus vorüber gehen, meint' ich bei mir, obenein wenn es Sonntag ist, und alle Hände ruhen, und Jeder hat Zeit, unter seiner Thür zu sitzen und seinen Faden mit ihm zu spinnen. Hab' ihn darum mitgebracht, Peter, hoffe, ist Dir zur Liebe geschehen.“

„Kennst mich ja, Sam Wiebe, antwortete der Hausherr, und indem er Theobald die Hand schüttelte, fügte er hinzu: Schön willkommen, Herr, auf der Warft; es ist Platz an meinem Tisch. Ruhen Sie aus bei uns und nehmen Sie vorlieb, wie wir's geben können.“

Theobald brachte seine Grüße aus Husum vor, der alte Schulmeister aber sagte stolz und freudig: „Peter Jansen habe ich auch aufgezogen, weiß, was zu ihm ist. Es klopft Keiner an seine Thür, der hungrig und müde wäre und nicht mit Dank weiter ginge.“

Sie setzten sich nun um den großen Nußbaumtisch, und zu essen gab es vollauf. Da war eine Suppe von Fleischwerk und Fisch gekocht, die trefflich schmeckte, und Jansen erklärte seinem Gaste, daß in den Marschgräben eine zahllose Menge Aale leben, die viel gute Gerichte liefern, so auch die Aalsuppe, welche man überall bereite, und die bis nach Hamburg hin beliebt sei. Der Suppe folgte ein mächtig Stück Fleisch und ein Bohnengericht, und Alles war wohl zubereitet; das Brod kräftig und weiß, das Tischgeräth von blauem Steingut, wie es aus England herüber kömmt, das Linnenzeug sauber, und überall dieselbe Ordnungsliebe und Reinlichkeit, die an den Friesen wie an den Holländern, ihren Stammverwandten, gerühmt wird. Endlich setzte der Landeshauptmann, seine Gäste zu ehren, sogar eine Flasche Wein auf den Tisch, denn hohe Zölle gibt es dort nicht, der Wein ist billiger zu haben; dazu ließ er einen großen runden Käse bringen, und nun saßen die Männer noch lange beisammen, und Theobald hörte zu, was sie ihm über Leben, Sitten und Gebräuche mittheilten.

Endlich wurde er auch im Hause umher geführt, um es zu besichtigen. Wie war da jeder Raum sauber und sorgfältig gehalten!

Die Wände waren überall weiß oder hellgelb angestrichen, und das geschieht in jedem Jahr, damit kein Schmutz und kein Ungeziefer sich einniste. Die Decken, welche von Holz sind, waren mit blauer oder rother Oelfarbe überzogen, die Fenster, blank und hoch, ließen überall frische Luft ein. Und wie sauber gescheuert glänzten die Dielen und die Tische. Auf den Stühlen lagen Kissen mit Seegras vollgestopft, ein paar Kupferstiche in schwarzen Rahmen hingen da und dort, eine alte Gehäuseuhr, die wohl vom Großvater oder Urgroßvater schon stammte, hatte ihren Platz dazwischen, im Pesel, d. h. in dem großen Raume, der zur Sommerzeit das Wohnzimmer und zugleich das Putz-, Staats- und Gastzimmer ausmacht. Da standen an den Wänden ein paar alte schöne Schränke aus Nußbaumholz mit kunstvoller Schnitzerei bedeckt, die Zeugniß gaben, daß hier vor mehr als zweihundert Jahren schon die Holzschnitzkunst wohlbekannt und hochgeachtet war, und zwischen diesen Schränken, welche mit Kleidern und Geräthen der Familienmitglieder gefüllt waren, erblickte Theobald mehrere große mit vielen blanken Messinggriffen und Beschlägen versehene Kasten, die den Leinen- und Bettenschatz des Hauses enthielten, über dessen Fülle der junge Reisende erstaunte.

Theobald mußte das Alles beschauen nebst mancherlei Silberwerk und Schmuck, aber er nahm größeren Antheil, als Jansen ihn auch auf sein Hausdach führte. Da sah er, wie aus dem Mauerwerk des Hauses starke Balken hervorragten, auf welchen das Dach ruhte, und der Landeshauptmann erzählte ihm, daß dies seit den ältesten Zeiten so gemacht werde. In die Warft werden zuerst die Balken tief eingesenkt und der ganze Holzbau mit dem Dache aufgerichtet. Dann erst legt man die Backsteinmauern darüber, und Niemand merkt, daß Holzpfähle innen stecken. Wenn aber Sturmfluthen kommen, und, was Gott verhüte! die Deiche brechen, wenn die wilden Wogen des Meeres über die Marsch gehen und das Mauerwerk der Häuser zerschlagen, dann stehen die Balken fest und tragen das Dach, wohin sich die Menschen, als in ihre letzte Zufluchtsstätte, retten, und Mancher ist schon mit dem Leben davongekommen, der seine Pfähle tief und fest gelegt hatte.

Theobald hörte darüber vielerlei erzählen, bis die Stimme der guten Frau Hilde die Männer wieder herunter rief; der Kaffee war fertig und ein weißgedeckter Tisch stand unter den Lindenbäumen im Schatten des Hauses. Weit konnte man von der hohen Warft die ganze reiche Marsch überschauen. Der Seewind rauschte über die Deiche, die dunkelrothen Levkoyen und Nelken dufteten herrlich, und auf dem Tisch brodelte der blanke Theekessel. Die blauen Tassen und Teller sahen einladend aus, frische Butter und Waizenbrod, weiß wie Sonnenlicht, lag daneben, auch Zuckergebäck fehlte nicht, wie es friesische Hausfrauen lecker zu bereiten verstehen.

„In den Marschen, sagte Peter Jansen, müssen wir uns an Kaffee und Thee halten. Wasser können wir nicht trinken, denn unser Wasser ist sumpfig. Brunnen gibt es hier nirgends. Bei jedem Hause ist eine wohlverwahrte Grube, in welche das Regenwasser läuft, das ist das beste, was wir haben; wenn es aber nicht ausreicht, müssen wir uns mit geklärtem Grabenwasser behelfen, das abgekocht auch seine Dienste thut, wenn man vorsichtig damit umgeht. Für gewöhnlich trinken kann es Niemand, der nicht muß, denn es ist immer etwas salzig und faulig und macht leicht Fieber, Kopfschmerzen und Uebelkeit, aber mit Branntwein gemischt und gekocht ist es gut, und zu Kaffee und Thee ist es zum besten."

(Fortsetzung folgt)

Schutz den Vögeln!

Ein Wort zur Beherzigung von Karl Müller.

Es ist hohe Zeit, daß endlich völlige Klarheit in das Chaos der widersprechenden Urtheile über die Ursache der Abnahme unserer Singvögel komme und Maßregeln zum Schutz derselben ergriffen werden, welche den Forderungen der schuldigen humanen Rücksicht sowohl, als auch dem Bedürfniß der Wissenschaften und der Berechtigung einer Liebhaberei entsprechen, welche aus grundfalscher Anschauung, sentimentaler Empfindlichkeit und gänzlicher Verkennung der Vogelnatur bekämpft wird. Die Klage über den einreißenden Mangel an edlen Sängern ist wohl begründet und ich stimme mit großem Bedauern in dieselbe ein. Aber wenn mit der unverständigen Masse auch ein großer Theil Derer, die als Naturkundige andern Leuten die Augen öffnen wollen aus vollem Halse den Schrei der Entrüstung in die Posaune stößt: die Landwirthschaft, die Waldcultur, die Obsternte wird durch die Entvölkerung unserer deutschen Gaue von Singvögeln in hohem Grade beeinträchtigt, so antworte ich: der Nutzen, welchen viele unserer Singvögel durch Vertilgung schädlicher Kerfen stiften, wird vielfach aufgehoben durch den Schaden, den sie und andere anrichten, und das ohnehin zweifelhafte Plus des Nutzens ist denn doch im großen Haushalte der Natur verschwindend. Die wesentlich in die schädliche Insektenwelt eingreifenden Vögel, wie vor allen die Meisen, vermindern sich ja auch nur da, wo die Meisenhütten noch immer zur Schande eines sonst so wackeren Volkes stehen. Aber bei dem materiellen Menschen — und diese

Species ist heut zu Tage vorwiegend gegenüber derjenigen sinniger Gemüther — greift das Wort: „nützlich" ganz anders, als „herzerhebend". Wo man die Nahrung des sinnlichen Menschen beeinträchtigt wähnt, da blickt das Auge scharf um sich und geschäftig regen sich die Hände, um Hindernisse aus dem Wege zu räumen; aber der geistige Mensch darf nur billig ernährt werden, am Wenigsten auf Kosten des Ersteren. Ich sehe auch darum viele meiner Leser ein „langes Gesicht machen" und mit betroffener Miene den Satz aufnehmen: ihres Nutzens wegen verdienen es unsere Singvögel weniger, als ihres herzerfreuenden Gesanges und Wesens halber, geschont und gepflegt zu werden. Die Ursachen der Verminderung der Zahl unserer befiederten Sänger sind theilweise allgemein bekannt, theilweise aber nur Sachverständigen, keineswegs übrigens gebührend gewürdigt, und die gesetzgebende Gewalt hat bis jetzt zur Begegnung der Uebelstände entweder verkehrte oder nicht ausreichende Mittel angewendet.

Verschwindend ist der Nachtheil, welchen die Vogelliebhaber durch den Betrieb des Fangs dem Contingent der Singvögel zufügen. Empfindlich für den Menschen wird der Vogelfang nur da, wo man auf Erwerb ausgeht und also der Vogelfang handwerksmäßig betrieben wird, wo die edlen Thierchen hundertweise zur Vervollständigung der Küche geopfert werden. Darum nieder mit den Meisenhütten! weg mit den Lerchengarnen! Zerstörung den Vogelherden! Verbot der Vogelmärkte! Nicht gering zu achten ist der Unfug, welchen die Jugend an den Nestern der Vögel begeht. Schön ist's und segensreich, wenn der Kinder Sinn frühzeitig auf die Natur in ihrem vielgestalteten Leben hingelenkt wird, und wenn ein vernünftiger Führer ihnen den Weg zeigt, hat das Anlegen von Eier-, Schmetterlings- und Käfersammlungen nicht nur kein Bedenken, sondern auch nicht die Bedeutung einer werthlosen Spielerei. Solche Unternehmungen ohne Leitung und Belehrung führen jedoch zu unberechenbaren Ausschreitungen. Das Anspießen der zählebigen Insecten legt oft den Grund zu späteren Grausamkeiten. Das Zartgefühl stumpft sich zunächst gegen die Leiden der Thiere, in der Folge sicherlich auch gegen diejenigen der Menschen ab. Verwilderte Knaben, die Garten, Feld und Wald nach Vogelnestern durchstreifen, nähren die wuchernde Leidenschaft im Gemüthe, sie zerstören unter der Macht derselben Nester, Eier und die jungen Vögel ohne sich im Gewissen durch das Jammergeschrei der alten Vögel berührt zu fühlen. Diese Zerstörungswuth, welcher nicht der geringste vernunftgemäße Zweck zu Grunde liegt, steckt die übrige Jugend an wie die Seuche, und ich rede aus eigner Anschauung, wenn ich sage, daß die Jugend ganzer Gemeinden Sonntags nichts eifriger zu betreiben wußte, als aller Orten Vogelnester aufzusuchen, von denen die wenigsten zur Pflege mit nach Hause genommen, die meisten dagegen auf muthwillige und grausame Weise zerstört wurden. Hier ist ein Feld, auf welchem die Schulbehörden sammt und sonders zur Unterdrückung oder besser zur Verhütung solchen Unfugs energischer einschreiten sollten, ja wo alle Vernünftigen und menschlich Fühlenden zusammentreten müßten, um den Lehrer und die übrigen Aufsichtsbehörden zu unterstützen. Verkehrt und ohnmächtig ist das Mittel, welches manche Regierungen auf Beschluß der Landesvertretung hin zum Schutz der Nachtigallen ergriffen haben. Anstatt eine höhere Strafe auf den Fang derselben zu setzen und zu verschärfen, haben sie eine Steuer von drei bis vier Thalern für jede in der Gefangenschaft lebende Nachtigall ausgeschrieben und hiermit den Armen im Volk oder dem eigentlichen Volk das Halten dieses Sängers unmöglich gemacht, während die bemittelten Liebhaber von der empfindlichen Wirkung wenig oder nicht berührt werden. Der Zweck dieser Maßregel, welcher keineswegs etwa auf Deckung von Militärbedürfnissen abzielt, erscheint aber noch besonders dadurch verfehlt, daß z. B. in dem Großherzogthum Hessen in Folge der Steuer wahrlich nicht weniger gefangen werden, als früher, weil Händler genug da sind, welche die Gefangenen in den benachbarten größeren Städten, Frankfurt, Homburg, Marburg, Kassel, zum Verkauf anbieten.

Eine andere Ursache der Abnahme unserer Singvögel liegt in dem mannigfachen Wechsel und den Veränderungen, welche die fortschreitende Cultur in Wald und Gärten gebietet. Es gibt eigensinnige, sehr wählerische Sänger, die nicht blos zusagende Nahrung in Menge an ihrem Wohnort verlangen, sondern auch Schutz durch dichten Unterwuchs und das Vorhandensein beliebter Holzarten begehren. Gar oft fragt man: wo bleiben unsere Natigallen? ohne den naheliegenden Grund im Beschneiden unserer Hecken, in Abholzungen, Ausrodungen, überhaupt in Culturveränderungen zu suchen. Die gewinnsüchtige Welt ist blind gegen ihr eignes feindseliges Verhalten zu den Sängern, wenn es gilt, immer genauer die Ausnutzung des Bodens zur Befriedigung leiblicher Bedürfnisse abzuwägen.

Mit dem Mangel an Schutz- und Bergungsmitteln für den Vogel und seine Brut steht in enger Verbindung der beklagenswerthe Raub, der dadurch seinen beflügelten und unbeflügelten Feinden aus der Thierwelt erleichtert wird.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 42. Mittwoch den 25. Mai. 1870.

Eine Nacht in Todesnoth.

Von Theodor Mügge.

(Fortsetzung.)

„Es gibt nichts Schöneres in der Welt, rief der alte Schulmeister, als Thee in Marschwasser gekocht. Selbst in China kann er nicht so gut schmecken, darum trinken auch alle Marschleute, arm oder reich, Morgens und Abends Thee, und bei Tage trinken sie ihn kalt und setzen etwas Rum dazu. In ganz Deutschland wird nicht so viel Thee verbraucht, wie in den Herzogthümern."

Der Landeshauptmann nickte dazu und sagte dann lächelnd: „Es kommt Alles auf Gewohnheit an. Wer frisches Wasser liebt, kommt bei uns schlecht zurecht und muß sich gewöhnen. So lange Sie in den Marschen sind, machen Sie es wie wir, und hüten Sie sich, ungekochtes Wasser zu trinken. Auch in Holland ist das so, und überall, wo tiefes sumpfiges Land ist. Bei alledem ist die Marsch gesund, denn die Seewinde nehmen die bösen Dünste fort, und ein schönes reiches Land ist es; möge es Gott in Gnaden behüten, daß es ein deutsches Land bleibt und den Dänen nicht in die Hände fällt."

Das war der Anfang zu einem Gespräche über die Rechte und die Lage der Herzogthümer Schleswig-Holstein, und mit Erstaunen bemerkte Theobald, wie gut diese schlichten Männer mit der Geschichte und den alten Rechtsbriefen ihres Vaterlandes bekannt waren. Sam Wiebe hatte seinen spitzen Hut aufgesetzt und saß, die Beine übereinandergeschlagen, auf dem Eichenstuhl mit dem Seegraskissen wie ein Gelehrter, den Finger an der Nase. Mit seinem fadenscheinigen Ellenbogen stützte er sich auf den Tisch und hielt eine lange dampfende Thonpfeife vor sich ausgestreckt, aus deren roth und weißer Posenspitze er dann und wann einen Zug that und abwechselnd die blaue Tasse an seine magern Lippen brachte, während er dem deutschen Gaste erzählte, wie es vor alter Zeit auf dieser Halbinsel aussah, und wie es gekommen, daß die Dänen das Land als das ihre betrachteten.

„Aber, fuhr der Alte eifrig fort, kein Holsteiner, kein Schleswiger wird jemals ein Däne werden; bis auf den Norden von Schleswig ist alles Volk deutsch und treuinnig deutsch gesinnt. Deutschland aber kann diese Länder nimmer missen, wenn es ein großes deutsches Vaterland geben soll. Und an ein deutsches Vaterland müssen wir doch Alle glauben und müssen daran festhängen und festhalten in aller Noth und Trübsal, und müssen ausharren und dürfen nicht müde werden und dürfen nicht verzagen, wie es kommen möge; und wie der Sturm tobt, die Sonne scheint doch wieder und der Tag kommt nach der wildesten Nacht."

Alle schwiegen, die hellen Augen des Greises aber waren voll Trost und voll Liebe, damit schaute er in den blauen Himmel hinein und sagte mit milder Stimme: „Du lieber Gott! warum hassen sich denn deine Menschenkinder, hassen und bedrücken sich, fallen sich an und morden sich, statt sich beizustehen in ihren Mühen und Sorgen und sich das Leben leicht zu machen. Gibt es doch so mancherlei Plage in dieser Welt und ist die Zeit der Menschen doch voll Arbeit und voll Unruhe. Man sollte denken, es müßten es Alle einsehen, daß sie die Spanne Leben, die uns hier gegeben ist, sich gegenseitig erleichtern sollen, damit jeder so viel er könnte froh und glücklich sein möchte in seiner Weise. Und wir hier in den Marschen zumal, die wir mit dem wilden Meere immer und ewig zu kämpfen haben, wir sollten fest in Freundschaft zusammenhalten und keinen Hader aufkommen lassen.

„Denke, wir stehen uns auch bei, antwortete der Landeshauptmann, thun was in unsern Kräften ist, für Arme und Hülfsbedürftige, deren es, Gott sei Dank! nicht viele bei uns gibt; wir könnten aber wohl noch mehr thun, wenn die großen Deichkosten nicht wären. — Sie können nicht glauben, Herr, fuhr er fort, indem er sich an Theobald wandte, was die Deiche Jahr aus Jahr ein für Geld erfordern. Da muß immer ausgebessert, immer Hand an's Werk gelegt werden, denn selten kommt eine hohe Fluth, die nicht Schaden machte. Ein guter Theil vom Ertrage unserer Felder und Erndten geht regelmäßig für Deichkosten hin."

Der Schulmeister wandte sein Gesicht dem Landeshauptmann zu und sagte tadelnd: „Laßt

die sündliche Berufung, Peter, macht es nicht schlimmer wie es ist. Dankt unserm Herrgott im Himmel für die festen hohen Deiche! Haben nun mehr als zwanzig Jahre gehalten, ist mancher Sturm und manche Fluth gegen sie angefahren und konnten nichts ausrichten mit ihrem Wüthen. Sind zu gut gebaut und zu hoch, werden sorgsam bewacht und unterhalten, werden auch immer fester gemacht und stärker; muß ein Ereigniß kommen, wie es der allmächtige Gott selten in seinem Zorne über die Menschheit zuläßt, ehe es hier zum Aergsten geht. Aber denkt an die Halligen, Peter Jansen, denkt an die armen Leute da draußen, die mitten in der brüllenden See ohne Schutz und Schirm sitzen."

„Denke wohl manches Mal daran, antwortete der Landeshauptmann. Liege in mancher Nacht, wenn ich draußen das Heulen höre, und sage mir bange: wie wird es mit den Halligen werden? und dann fällt mir die schreckliche Februarnacht ein."

„Was war es den Halligen?" fragte Theobald.

„Fragen Sie Sam, sagte Jansen, der kann es Ihnen erzählen. Die letzte schwere Sturmfluth, die vielen Menschen das Leben kostete, haben wir in der Nacht vom 3. Februar 1825 gehabt. Damals ist Sam mitten darin gewesen und hat das ganze Elend mit erlebt.

„Erzählen Sie uns, wie es herging," bat Theobald den alten Mann.

Sam drückte mit dem Finger den Tabak in seiner Pfeife zusammen, that ein paar kräftige Züge und trank seine Tasse aus, die ihm wieder gefüllt wurde. Dann saß er ein kleines Weilchen nachdenkend, rieb sich die Nase und begann seine Geschichte.

„Sie wissen doch, sagte er, daß wir die kleinen Eilande vor unserer Küste Halligen nennen? Sie sind die Reste größerer Landstücke, welche die See nach und nach weggeschlagen und auf ewig versenkt hat; sie wird auch diese Ueberbleibsel sich abholen und reißt alljährlich Stücke davon los. Jetzt sind noch 16 solcher kleinen Erdflecke übrig, wo Menschen wohnen, meist aber nur eine Familie oder zwei oder drei, die ihre Wohnungen auf Warften gebaut haben und die gewöhnlich wenig mehr besitzen, als eine Anzahl Schafe, die von dem harten, schilfigen Grase leben, das diese Eilande bedeckt. Denn ein Hallig ist nichts, als ein Grasfeld, das ein paar Fuß höher liegt, als der gewöhnliche Meeresstand und keine schützenden Deiche hat, denn wo sollten die Kosten dazu herkommen? Die meisten Halligen sind nur ein paar hundert Schritte lang und breit und viele darunter sind ganz unbewohnt, dienen allein dazu, etwas Heu zu gewinnen, das aber auch oft von der Fluth fortgewaschen wird, ehe die armen Halligsleute es bergen können. Das Haus auf der Warft steht in der Mitte der Hallig, aber auch die Warften sind so klein, daß meist nur ein schmaler Gang rund umher übrig bleibt. Da ist kein Hof mit Stall und Gebäuden, wie hier auf den großen Warften in der Marsch, da ist nirgends ein Stückchen Gartenland, da blüht keine Blume, da ist kein Strauch und kein Baum, der ein schattiges Plätzchen böte. Wäre selbst der Raum da, der scharfe Seewind würde es nimmer dulden und eben so wenig wächst auf der Hallig eine nährende Frucht, die Ueberschwemmungen des Meeres, das bei jeder hohen Fluth, über die Hallig geht, lassen nichts keimen und gedeihen. Das fahle, lange Gras kommt allein dort fort und wird von Schlammstellen und Wasserlöchern unterbrochen. Keine Kuh, kein Pferd und kein anderes Thier kann da aushalten, das genügsame, grobwollige Schaf allein findet seine spärliche Nahrung. Es ist ein elendes, kummervolles Leben auf diesen kleinen Inseln, lieber Herr. Der Tod steht immer an den Thüren, und doch lassen diese einsam lebenden Menschen nicht davon. Es steht auch manch kleines nettes Haus da auf den Warften, so reinlich, blank und sauber, wie es nur bei den Friesen gefunden wird. Da sitzt es sich warm und gut am Herde. Wenn draußen auch der Sturm heult und die Wogen brüllen, Niemand achtet es viel; da werden auch die allerkühnsten Seeleute auf Erden geboren, die besten Schiffskapitäne und Steuerleute kommen von den Inseln und Halligen. Früher nahmen die Holländer keine anderen für ihre großen Indienfahrer und noch jetzt führen Viele die schönsten Schiffe durch das Weltmeer. Manche darunter werden wohlhabend, aber selten ist einer, der, wenn er alt wird, nicht wiederkehrte, um in seiner Heimath zu leben oder wenigstens zu sterben."

„Und dazu kommen die Männer zuweilen, ehe sie es denken, sagte Landeshauptmann, denn oft bedarf es nur eines Fehltritts und Alles ist vorbei. Zuweilen dringt das Meer bis an die Häuser und häufig schon sind Schiffe im Dunkeln über eine Hallig fortgesegelt, und die Mannschaft sah plötzlich in eine hell erleuchtete Stube und glaubte an Zauberei mitten im wilden Wasser."

„Es ist kein großer Schaden, fiel Sam ein, wenn es damit abgeht, aber wenn es kommt, daß die Wellen die Wände brechen, wenn sie bis an's Dach gehen und die Stützen wanken und stürzen und rund umher liegt Nacht und Finsterniß; nichts zu hören, als die brüllende See und Geheul, dann sinkt wohl auch dem Muthigsten der Muth."

„Und das haben Sie erlebt?" fragte Theobald.

Der Alte nickte vor sich hin. „Die Noth solcher Nächte zu beschreiben, murmelte er nachdenklich, vermag keine menschliche Zunge. Fliehen kann keiner, wohin soll er? Rund um ihn schäumt und brandet die See. Drinnen muß der Mensch bleiben, denn draußen wird er fortgeweht. Er kann nichts hören, als das Heulen und Sausen des Windes, das Knarren des Hauses und das Brausen des Meeres, das an seiner Schwelle tobt. Mitten im wilden Aufruhr der Elemente muß er geduldig warten, bis die Mauern brechen, die Pfähle umstürzen, welche sein Dach tragen und sein angstvolles Dasein zu Ende geht. Wenn Nordweststurm die Springfluth in die Buchten der Frieseninseln treibt, dann schwillt die See zuweilen bis auf vierzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand; alle Halligen, alle offenen Ebenen der Friesen sind dann unter Wasser. Die Vögel fliegen weit in's Land, um ihr Leben zu retten; da sieht man die scheuesten Geschöpfe kommen, die Obdach suchen bei den Menschen, und an den Rändern der öden Dünen klammern sich wild klagende Mövenschwärme fest, denen vor ihrer eigenen Heimath bange wird. Dann zittert das Haus auf der Warft, die Betten bewegen sich, der Grund tönt dumpf unter dem Wogenschlag und scheint zu wanken und der arme Halligbewohner blickt bang in das Krachen und Brausen der Nacht hinaus. Betend faltet er mit Weib und Kind die Hände, daß Gott sich erbarme, der einzig ihn retten kann; betend birgt er seine Schafe und seine beste Habe auf den Boden und flieht endlich mit Allen, die mit ihm sind, selbst dort hinauf, wenn das Wasser durch Fugen und Wände quillt. Wer die Demuth vor Gott nie gefühlt hat, muß solche Nächte erleben. Da würde ein König seine Krone verschenken und der Reichste seinen Reichthum und der Stolzeste seine Würden und Ordensbänder, um Erlösung aus solcher Todesnoth."

Niemand erwiderte etwas darauf. Sie saßen alle still, denn des alten Mannes Worte hatten in ihre Herzen gegriffen.

(Fortsetzung folgt)

Schutz den Vögeln!

Ein Wort zur Beherzigung von Karl Müller.

(Schluß.)

Wer beständig forscht und Erfahrungen sammelt, wie ich, darf es dreist aussprechen, daß alljährlich auf dem Zuge und am Wohnort unserer Sänger eine erschreckend große Anzahl derselben der List und Mordsucht der Tag- und Nachträuber zum Opfer fällt. Wahrlich, das Leben einer Singvogelfamilie ist voller Kampf und Sorge um das Dasein. Und doch sind diese sanguinischen Geschöpfe, diese Kinder des Augenblicks, so empfänglich für die lächelnde Gunst des Geschicks, wenn es ihnen auch erst arg mitgespielt hat. Unter mannichfachen Entbehrungen, unter dem Einfluß unwirthlicher, der zarten Sängernatur ganz und gar nicht entsprechenden Witterung und oft so abgemagert, daß das Brustbein wie eine Messerklinge vorsteht, reist oder zieht und kommt der Sänger in der Heimath an, und doch verkündet gewöhnlich Jubel seine Ankunft. Hier drohen ihm Gefahr vorerst die wandernden Räuber der Lüfte, deren Auge ihn leichter erspäht, weil noch Bäume und Büsche meist unbelaubt oder Felder und Wiesen nackt sind. Wie viele Lerchen, Finken, Ammern, Staare — denn ich rede hier nicht von den sehr spät heimkehrenden Vögeln — sterben da unter den Fängen der Raubvögel, ja wie viele an einem Tag oder in einer Nacht! Ein Habicht (Falco palumbarius) stieß innerhalb weniger Morgenstunden aus einem bei Märzschnee um eine Wiesenquelle kreisenden Trupp Haidelerchen nicht weniger als fünf Stück vor meinen Augen, während der Stoß auf eine sechste Lerche fehl ging. Am Brutort eines Steinkauzes (Strix passerina) fand ich drei Feldlerchen (Alauda arvensis), denen sämmtlich die Köpfe scharf abgeschnitten waren. Der frische Rumpf zeugte, daß sie alle drei in der letzten Nacht geraubt worden waren. Elster (Pica caudata), Eichelhehr (Corvus glandarius), die Würger (Lanius), sie sind — letztere hauptsächlich den jungen Vögelchen, erster diesen und den Eiern — an den Brutstätten der Singvögel sehr gefährliche Räuber. Der rothrückige Würger (Lanius collario) läßt sich beim Aufsuchen der Vögelchen nicht blos vom Auge, sondern auch vom Ohre leiten und dringt in die Tiefe des Gebüsches zu den Schlupfwinkeln der mit Geschrei von den Eltern gewarnten Kleinen ein. Die Elster durchstreift in den frühen Morgenstunden das Gebüsch und die Bäume und findet dabei selbst die wohlverborgenen Nester; fast thut es ihr der Eichelhehr hierin noch zuvor. Schläft ein Singvogel auf einem unbelaubten oder auch schon spärlich belaubten Baume, so greift ihn oft die leise durch die Luft schleichende Eule von seinem Sitze weg. Nicht minder erfolgreich gehen Katzen, Marder, Iltisse und Wiesel auf Raub aus. Hier wird eine Höhle untersucht, dort eine Staude erklettert, anderswo ein Sprung aus dem Hinterhalt unternommen. Aber auch die Haselmäuse (Eliomys) zerstören eine große Anzahl von Nestern der Singvögel, namentlich der Singdrossel (Turdus musicus) und der Schwarzamsel (Turdus merula). Die große Haselmaus (Eliomys Nitela) benutzt die Nester der Drosselarten sehr gerne nach vollzogener Plünderung zur eigenen Wohnstätte, welche nur noch zweckentsprechend ausgebaut werden. Es würde zu weit führen, wollte ich mehr der zahlreichen

Notizen über einzelne von mir beobachtete Thaten des Mords und der Zerstörung mittheilen, welche von den erwähnten oder von noch anderen Feinden unserer Singvögel und deren Nestern verübt worden sind. Von Gärten und Parkanlagen müssen diese Räuber ferne gehalten werden, wenn man die Singvögel schützen will.

Wir kommen nun zum Hauptkrebsschaden, der am Bestande unserer Singvögel frißt und ohne Amputation in immer bedenklicherem Grade um sich greift — ich meine den grausamen, eigensüchtigen Menschen zum Dreinschlagen empörenden Unfug, mit dem die Italiener unseren im Herbste mit vielen aus anderen Gegenden Europas auf der schmalen Halbinsel einkehrenden Singvögeln begegnen. Da ist kein Hain, in welchem nicht vom Morgen bis zum Abend den von Beeren und Baumfrüchten gemästeten Sängern unablässig nachgestellt wird, keine größere Stadt, wo nicht die Leichen unserer Sänger massenweise den Markt überschwemmen. Was wollen gegen solche Feinde die einheimischen bedeuten? Bei uns wird der an das Zimmer gebannte Handwerker scheel angesehen, wenn er sich ein Rothkehlchen oder Schwarzplättchen zum vertrauten Stubengenossen, zur Belebung seiner geistig todten Umgebung, zur Anregung freudigeren Schaffens hält; der Canarienvogelzüchter muß hier zu Lande auf die Lehrmeisterin Nachtigall für die jungen Vögelchen verzichten, weil er die hohe Steuer nicht erschwingen kann; der Fänger eines Singvogels wird im Betretungsfalle mit zehn Thalern bestraft. In Italien schützt den Sänger kein verdammendes, einerlei ob begründetes oder unbegründetes Urtheil, kein drohendes Gesetz; des Sängers Adel in Stimme und Wesen findet keine Gnade vor den Augen des Südländers; ohne Unterschied fallen Tausende aller Art zur Rechten und zur Linken — die Regierung sieht ruhig zu.

Was thut da noth? Es liegt auf flacher Hand; ein internationaler Vertrag mit Italien, wobei der Papst nicht ausgenommen werden darf, denn ich glaube, daß wenn die Bischöfe in diesem Herbste noch in Rom versammelt bleiben, mehr denn 500 Nachtigallen über die gewöhnliche Zahl der Opfer den Weg der Unfehlbarkeit in die Alles verdauenden Mägen wandern. Diesen Vertrag müssen alle süddeutschen Regierungen, vor allen der norddeutsche Bund mit Italien abschließen. Kommt die Frage über den Schutz der Singvögel im Reichstag zur Sprache, so mögen die Antragsteller, sofern sie nicht selbst gründliche Kenner der Vögel und der zu ihrer Schonung und Vermehrung erforderlichen Maßregeln sind, mit Männern von Fach, mit wirklichen Forschern und Autoritäten, nicht aber mit solchen Rathgebern in Verbindung treten, welche nur Compilatore, das heißt: unverschämte Abschreiber die in allen möglichen öffentlichen Blättern als Universalgenies sich der Welt vorstellen wollen, denen jedoch das Wort gilt: „in omnibus aliquid, in toto nihil", (in Allem etwas, im Ganzen nichts") aber auch nicht mit trockenen Systematikern, welche in ihrem Gelehrtenschwindel keinen gesunden klaren Blick für die Natur haben. Die Aufgabe, welche in unserer Zeit gelöst werden muß, erfordert den Ernst der Nation, es darf nichts Halbes, es muß ein Ganzes zum Schutz unserer Singvögel geschaffen werden; eine durchgreifende That soll geschehen, welche bewirkt, daß die betreffenden Regierungen und Völker Hand in Hand gehen, geeinigt durch Gesetze, welche unter dem Auge der Wissenschaft, ohne Empfindelei, aber nach dem Herzen des wahren Humanisten gegeben seien und in ihrer Vernunftmäßigkeit Bürgschaft für ihre Dauer und den Beweis in sich tragen, daß die Völker streben, auf der Höhe der Zeit zu stehen.

Mannigfaltiges.

(Bier in Spanien.) In Sevilla ist seit Kurzem, wie der „Times" Correspondent berichtet, das Biertrinken Mode geworden, und zwar hat den lebhaftesten Zuspruch ein deutscher Brauer, der das in Europa wie in Amerika so beliebte „Lagerbier" ausschenkt. Man trinkt jedoch in Spanien das Bier nicht aus Kuffen oder Seideln, sondern gießt es in eine Bowle, mischt es mit Limonade und schöpft es mit einem Löffel in Weingläser, aus denen es wie Punsch oder Bischof geschlürft wird.

(Werthvolle Beinkleider.) In Trenton, New Jersey, starb ein Mann, der während seiner Krankheit seine Beinkleider durchaus nicht ausziehen wollte; nach seinem Tode untersuchte man dieselben und fand über 17000 Dollars zwischen dem Futter eingenäht.

(Plebiscitwitze.) Der „Rappel" scherzt, Emile Ollivier solle wegen des „günstigen" Ausfalls der letzten Volksabstimmung zum „duc de Plébiscite" ernannt werden. Eine bekannte Dame der Pariser Demimonde meinte über das Plebiscit und die anderthalb Millionen „Nein:" „Frankreich ist eine alte Kokette, die es nicht lassen kann, ein wenig Roth aufzulegen, die aber Geschmack genug hat, des Guten nicht zu viel zu thun."

Mehrere Pariser Fabrikanten fertigen gegenwärtig Hemdenknöpfe mit „Nein" an. Andere fabriziren Knöpfe mit „Ja." Die, welche mit „Nein" Knöpfe fabriziren, machen aber keine „Ja", und umgekehrt.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße Nr. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 43. Samstag den 27. Mai. 1870.

Eine Nacht in Todesnoth.

Von Theodor Mügge.

(Fortsetzung.)

Das war auch so eine Nacht die vom 3. auf den 4. Februar im Jahre 1825, begann Sam dann wieder nach einem Weilchen. Ich war damals schon seit einigen Wochen auf der Hallig Südöe im Hause meines Freundes, Jens Dettlew, ein so wackerer Mann, wie es irgend einen draußen gab. Alle Tage wollte ich fort, aber es konnte Niemand an's feste Land; denn der Nordsturm hörte nicht auf, kein Boot mochte See halten. Ebbe und Fluth kamen und gingen außer Ordnung und Regel und jede Fluth lief hoch über die Hallig hin. Doch was den Fremden ängstigt, macht den Halligmännern geringe Sorge. Abends saßen wir guten Muthes um den Tisch am Herde, auf welchem der Theekessel dampfte, und während die Spinnräder schnurrten, erzählten wir Geschichten von schweren Stürmen und großen Gefahren. Jens war weit hinausgewesen, nach Italien und Amerika, und so lachten wir und hatten keine Furcht. Nur dann und wann wurde unser Geplauder unterbrochen, wenn draußen das Brausen und Geheul stärker wurde oder eine mächtige Woge so wild an die Warft schlug, daß der Boden unter uns dumpf dröhnte. Dann sah wohl Einer den Andern an, und der Faden fiel den Weibern aus der Hand; aber im nächsten Augenblick ging der Schreck vorüber. Das Haus war neu und stark, seine Pfosten waren tief gesenkt, die Warft breit und fest."

„So saßen wir denn auch am 3. Februar beisammen, und waren froher gestimmt, wie je. Am nächsten Morgen wollte es Jens auf jeden Fall versuchen, mich an's Land zu schaffen, und wenn Einer es konnte, war er es, denn einen kühneren Mann und einen besseren Schiffer gab es nicht. Zum Abschied hatte er einen Napf voll guten Punsch gebraut; Rum und Zitronen waren von einer englischen Brigg, die er vor einiger Zeit durch die Lystertiefe als Lootse geführt hatte; die Kapitäne machen solche Extrageschenke, wenn Alles glücklich gegangen ist. Vergnügt rückten wir herbei, tranken und stießen auf gutes Wetter an, denn das war zu hoffen. Es wehte wohl noch draußen dann und wann in fürchterlichen Stößen, aber der Himmel war doch hell und klar geworden, die Sterne schienen mit silbernem Gefunkel herunter, und wie ich zuletzt an der Thür trat, goß der Mond sein volles Licht über das unermeßliche Meer aus.

„Jens legte dann den Baum vor den Eingang, schloß alle Läden und sagte: „Morgen wird es besser stehen mit uns, es ist ein Witterungswechsel im Anzuge, der uns aus aller Noth bringt. Trinke dein steifes Glas, alter Sam, und laß uns lustig sein; es kann Niemand sagen, wie lange es noch mit ihm dauert." Das war ein Wort so hin gesprochen, aber Gott weiß es, wer es ihm in den Mund legte. Wir hatten Schaffleisch und gutes Brod, aßen munter, ließen es uns schmecken und mochten wohl an die zwei Stunden gesessen haben, als plötzlich ein Weinen aus der Kammer kam, wo die Kinder schliefen. Ein kleines Mädchen von sieben Jahren lief schreiend zu uns herein im Hemd, wie das arme Ding aus dem Schlaf gefahren war, faßte mit beiden Händen ihre Mutter um die Knie und konnte sich nicht beruhigen. „Ach Mutter, liebste Mutter, schrie es jammernd, wir müssen Alle sterben in dieser Nacht. Es ist vorbei mit uns, ist Alles vorbei!"

„Die Frau sah wohl halb erschrocken aus, halb war sie ärgerlich, gab dem Kinde einen Schlag auf die Finger und sagte dann lachend: „Geh schlafen und träume nicht du schnackische Dirne, es hat keine Noth. Draußen scheint der Mond hell, und morgen springst du mit den Schafen im Sonnenschein." — „Nein, nein! schrie das Kind, sich fester klammernd. Wie weht es draußen so schwer. Es kommt naß in mein Bett."

„Bist ein Narr, sagte der Vater rauh, indem er einen Blick auf die alte Gehäuseuhr warf. Es hat noch nicht zehn geschlagen. Hohe Fluthzeit ist um zwei, also geh." Hier hielt er inne, denn plötzlich war es, als schüttle sich das Haus. Die Tassen und Teller in den bunten Schränken klapperten hin und her, klangen gegen die Gläser, und das Kupfer bewegte sich an der Wand. — „Was ist das?" schrie Jens auf, und wir Alle sprangen von den Stühlen und

eilten ihm nach zur Thür. Er riß sie auf und stand einen Augenblick wie gelähmt. Der Sturm fuhr durch die blitzende Nacht, die vor uns lag in aller Pracht und Herrlichkeit; der Himmel hing mit seiner unendlichen Sterndecke darüber, und vor uns wälzte sich das Meer in dunklen Thälern und leuchtenden Bergen, deren Gipfel der Mond tageshell bestrahlte.

„Gott sei uns gnädig in dieser Nacht!“ murmelte Jens, indem er die Hände zusammenschlug und mit großen, stieren Augen auf die weißen Wellenkämme sah, die hoch an der Warft aufschlugen und uns mit Schaum und Wasserstaub bedeckten. Dann aber hatte er seine Entschlossenheit wieder, faßte Weib und Kind mit seinen starken Armen, drängte sie und uns alle in's Haus zurück, schlug die Eichenthüren zu, legte Querbaum und Riegel vor und schrie mit mächtiger Stimme: „Bringt die Schafe auf den Boden, rettet die Kinder und die Betten, schafft Brod und Trank hinauf. In einer halben Stunde werden wir das Wasser im Hause haben; faßt an, ehe es über uns kommt!“

„Nun gab es ein Laufen und ein Schreien. Es waren drei Männer da, zwei Frauen und drei Kinder; jeder suchte die steile Bodenleiter hinauf zu schleppen, was er fassen konnte. Aber die Fluth war schneller noch, als wir meinten. Keine Viertelstunde dauerte es, so sahen wir das Wasser durch die Fugen und Ritzen der Thür rieseln, gleich darauf quoll es auch unter dem Gestein hervor und unter den Dielen, und dann donnerte eine hohe Welle gegen die Läden, daß die Scheiben drinnen klirrten und sprangen und der ganze Bau zu wanken schien. Die kleinen Gefäße, Kisten und Kasten fingen bald an zu schwimmen. Das Haus zitterte und bebte, Welle auf Welle prallte jetzt gegen die Breitseite, eine wilder und mächtiger als die andere. Weiber und Kinder flohen nun auf den Boden hinauf, wir Männer aber saßen noch auf dem Tisch, sammelten dies und das, und hielten zwischen uns die Lampe, die mit ihrem trüben Flämmchen unsere angstvollen Gesichter und das dunkle, immer höher wachsende Wasser beleuchteten.

„Gesprochen wurde nichts, was sollten wir auch sprechen? Alle unsere Aufmerksamkeit war auf das Brausen der Wellen und ihre furchtbaren Schläge gerichtet, die das Haus erschütterten, und doch hofften wir noch immer, wir würden uns halten können. Zuweilen war das Toben der brausenden Wasser und das Geheul des Sturmes so arg, als würden draußen Kanonen abgeschossen, deren Donner uns umtönte; dabei wuchs die Fluth von Minute zu Minute. Bald war von dem Bett in der Wand und von dem Herdsteine nichts mehr zu sehen. Finster kräuselnd kroch es zu uns auf, als plötzlich ein ungeheurer Schlag an die Mauer geschah und eines der Fenster sammt dem Laden und der Einfassung mit dem Steinwerk aus den Fugen sprang und niederwärts zu uns hereinstürzte. In demselben Augenblick fuhr ein langer Balken, von einer mächtigen Welle getragen, durch die Oeffnung in's Haus, durchbrach die Hinterwand, welche in die Kammer führte, und stürzte dort mit dem Wasserschwall, der ihn hereingebracht, krachend nieder. Die Woge war so mächtig gewesen, daß sie unseren Tisch umwarf und in ihrem Wirbel uns fortspülte. Ich stieß einen Schrei aus, denn ich hatte einen harten Stoß erhalten, aber Jens faßte mich und riß mich auf zur Thür fort, die er mühsam nur noch zu öffnen vermochte.

„Und es war ein Glück für uns, fuhr der alte Mann fort, daß es kam, wie es eben noch Zeit war zu unserer Flucht. Die Leitertreppe zum Boden war umgestürzt und fortgeschwemmt, unsere Lampe erloschen, in dichter Finsterniß standen wir in dem Wasser, und rings umher war der Tod; aber wir fanden doch die Leiter wieder, und mit großer Noth gelang es uns, sie aufzurichten. Jens hielt sie fest und schrie: „Hinauf, so schnell ihr könnt, die Thür hält nicht länger aus!“ Mit Gewalt hob er mich auf die Stufen, dann seinen Dienstmann, einen jungen, raschen Burschen, drauf sprang er selbst hinterher, und kaum war es geschehen, so geschah, was er vorhergesagt hatte. Die Thüre wurde eingedrückt von dem Wasserstoß, die Leiter flog über und verschwand. Wie sie fiel, brach die ganze Vorderwand des Hauses zusammen, nur die Ständer hielten blank und bloß, wie sie waren, und ließen den Wellen nun freies Spiel, die in weniger Zeit, als ich rede, alle innern Wände zerschlagen, daß von Allem was gewesen, nichts mehr blieb, als das Dach, das auf Pfosten lag.

„Ein Schrei der Todesangst begleitete den Fall der Mauern und drang selbst durch das Toben des Wassers und des Sturms. Finsterniß war überall! das Strohdach, dicht und fest verkoppelt, ließ keinen Schimmer durch; naß, erschöpft und verzweifelnd warf ich mich nieder und hörte neben mir das Beten und Schreien der Weiber und Kinder, die den Vater umklammert hielten, der vergebens ihnen Trost zuzusprechen suchte.

„Gott wird es gnädig von uns wenden, Elfe, sagte er. Weint nicht, Weiber. Gottes Hand kann es allein, kein Mensch vermöchte es mit aller List und Stärke. Und sind wir nicht glücklicher noch, als Andere? Sitzen hier auf dem Dache; unsere Warft ist fest, manche muß schon gebrochen sein, denn Balken treiben durch die wüthende See.“

„Und dann trat er zu mir, legte seine Hand

auf meine Schulter und schüttelte mich. „Ist ein Unglückstag, Sam, rief er mir zu, wie er seit einem Jahrhundert nicht über die Frieseninseln kam; hab' es nie erlebt und nie sagen hören von einem Lebendigen. Müssen alle Deiche brechen bis an die Eider und weiter hinauf bis an die Elbe. Wer den Morgen erlebt, wird großen Jammer sehen."

„Werden den Morgen nicht erleben, Jens, sagte ich; Gott hat uns durch den Mund deines Kindes den Tod angekündigt, den wir Alle erleiden sollen." — „Ist nicht wahr, Sam, sprach er dagegen, der allmächtige Gott hat durch den unschuldigen Mund uns gerettet, hat uns gewarnt, ehe es zu spät war." — In diesem Augenblick faßte ein wüthender Stoß des Sturmes das Dach und bog es zusammen, wie eine Weidengerte gebogen wird. Die Sparren brachen über uns, die Ripen des Strohs rissen und trennten sich, Wellenschaum und nasser Staub stürzten durch den Spalt auf uns nieder, und ein Mondblitz irrte mit herein, um meinem Auge zu zeigen, was ich niemals vergessen werde.

„Vor mir am Boden saßen die Weiber mit aufgelösten Haaren, ihre starren wilden Blicke zum Himmel gerichtet. Die Kinder hielten ihre Leiber umschlungen und bargen ihre Köpfe in stummer Angst an dem Busen, der sie genährt. Jens stand daneben, seine Fäuste geballt; sein magerer fester Körper und sein blutloses Gesicht waren wie von Stein. Hinter ihm lag der andere Mann auf den Knieen, die Hände vor seiner Brust gefaltet, schien er den Tod wie ein Opferthier zu erwarten.

„Und während dieser Minute flog das Dach zerrissen in See und Luft und ließ uns alle Schrecken unseres nahen Unterganges erkennen. Der Sturm hatte sich gemildert, wie er fast immer thut, wenn er einen Hauptstoß gemacht hat; er tobte nicht mehr so arg, der Himmel war so glänzend klar und durchsichtig, wie ich ihn kaum je gesehen. Der Mond strahlte dazu in seiner ganzen Pracht auf die unermeßlichen Wasserberge nieder, die brausend sich bäumten und sich verschlangen. Kein Ton des Lebens, kein Hoffnungsschrei, kein Schrei, keine andere Bewegung, als die des empörten Wassers, unterbrach diese wilde eintönige Wüste.

Es war nichts zu entdecken von nahem oder fernem Lande; alle Halligen, alle Küsten der Außeninseln schienen tief unter der Fluth zu liegen. Ein Gefühl war in mir, als seien wir von allen sterblichen Wesen auf Erden allein noch übrig geblieben, um die Angst des Todes langsamer und schmerzhafter zu fühlen. — Denn Hoffnung konnten wir nicht mehr haben, sagte Sam, und dennoch ist es wahr, daß die Hoffnung kein menschliches Herz verläßt, wenn das Grab auch vor seinen Augen gegraben wird, das ihn aufnehmen soll. Noch war mehr als eine Stunde Zeit bis zur höchsten Fluth, und schon erreichte sie die halbe Höhe der Balken und schleuderte die Wellenspitzen bis zu uns empor. Zwischen den Spalten der Bretter, die sich unter unseren Füßen geöffnet hatten, weil das Schwanken des Daches sie aus ihren Fugen drängte, konnten wir die schäumenden Wogen verfolgen, wie sie durch die eingestürzten Wände des Hauses rollten, von den Resten der Mauern abprallten und ein schreckliches Spiel mit Kisten und Kasten, Schränken und Geräthen trieben, die sie aneinander warfen, bis endlich die letzte Schranke zusammen brach und im wilden Wirbel nun Alles auf den weiten Tummelplatz ihrer Wuth gerissen wurde.

Denken Sie sich jetzt, rief der alte Mann, die Pfeifenspitze aufhebend, wenn Sie es vermögen, das Bild dieser Noth. Denken Sie sich die starren thränenlosen Blicke, welche das brüllende Meer durchirrten, denken Sie die krampfhaft gefalteten Hände, die Lippen, auf denen das Gebet stirbt, die angstverzerrten Gesichter, deren Entsetzen kein Wort beschreiben kann. Jede Welle, welche an die Pfeiler prallte, die allein unsere Erhaltung möglich machten, regte die Verzweiflung höher an. Wir fühlten die durchdringende Kälte der Februarnacht nicht, fühlten nicht, daß die nassen Kleider an unserer Haut festklebten, fühlten den Sturm nicht, der unser Haar zerriß — alle Erwartungen und Empfindungen drängten sich auf das Bangen vor der gräßlichen Minute zusammen, die uns aus dem Buche des Lebens streichen sollte.

„Und diese Minute rückte immer näher; wir sahen sie kommen, ohne das geringste thun zu können, um sie aufzuhalten. Die glänzenden Berge von flüssigem Metall, welche uns umwogten, wurden höher und höher; die zitternden, schief geneigten Balken überzeugten uns, daß das Wasser immer tiefer und mächtiger im Grunde nage und bohre. Zuweilen wurde dieß Schwanken so heftig, ihr Krachen so laut, daß wir deutlich merkten, wie mühsam noch sie dem wüthenden Elemente widerstanden. Der harte Lehm der Warft löste sich unter der Arbeit des Wassers auf; er wurde losgerissen und fortgespült, und die hohen Sturzseen, welche mit fürchterlicher Kraft an dem Holzbau rüttelten, zogen diesen hin und her, bis sie ihn heben und umstürzen konnten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein schreckliches Drama) hat sich am 12. Mai in Lissabon ereignet. Viera de Castro, ein ehemaliger Deputirter und bedeutender Redner, hat seine neunzehnjährige schöne Frau erdrosselt. Er überraschte dieselbe an dem genannten Tage, wie sie einen Brief schrieb, den sie vor ihm zu verstecken suchte. Er verlangte die Auslieferung des Briefes und auf ihre Weigerung entriß er ihr denselben gewaltsam: die Adresse trug den Namen seines besten Freundes, Maria de Garret, eines Neffen des berühmten Joao Baptista de Almeida-Garret, des ausgezeichnetsten portugiesischen Dichters der Neuzeit. Madame de Castro bat in dem Briefe Garret, er möchte sie ins Theater begleiten und ihr ein Bouquet mitbringen. Sie betheuerte ihrem Gatten, daß bis jetzt nichts Verbotenes zwischen ihr und Garret vorgefallen sei, und der Gatte versprach Verzeihung. Gerührt durch so viel Güte und gefoltert von Gewissensbissen, gestand sie jetzt ein, daß sie doch schuldig sei; in Thränen aufgelöst schwur sie Besserung. Ihr Gatte entgegnete kein Wort stürzte aus dem Zimmer und aus dem Hause hinaus und kehrte nach einer Weile mit einem Fläschchen Chloroform, das er gekauft, zurück. Mit einem Fußtritt stößt er das jammernde Weib, das seine Kniee umklammern will, von sich. „Du mußt sterben!“ herrscht er ihr zu und will sie zwingen, den Aether einzuathmen. Sie wehrt sich verzweifelt und als sie versucht zu schreien, umspannt er ihren Hals mit beiden Händen und erwürgt sie. Er wacht die Nacht hindurch bei dem Leichnam, bei Tagesanbruch rafft er sich auf, verschließt sorgfältig seine Wohnung und sucht zwei Freunde auf, welchen er den schrecklichen Vorfall erzählt. Er bittet sie, zu Garret zu gehen und diesen auf Tod oder Leben zu fordern, aber der Zweikampf müsse sofort vor sich gehen. Garret schlägt das Duell aus; er sagt, niemals werde er sich mit einem Freunde schlagen, den er so grausam gekränkt habe. Zugleich übergibt er ihnen einen Brief an Castro, in welchem er schreibt, er reise noch denselben Abend nach Madrid ab. Durch die und die Straßen würde er sich nach dem Bahnhofe begeben: dort könne ihn die Rache seines einstigen Freundes treffen; er würde sich derselben nicht entziehen, vielmehr glücklich sein, mit seinem Leben sein Vergehen zu tilgen. Castro verschmähte eine Rache dieser Art und stellte sich direct den Gerichten; er ist erst einige dreißig Jahre alt. Garret soll sich nach Frankreich begeben haben und in ein Trappistenkloster treten wollen.

(Ein Liebestrank.) Der Schauspieler L. in Paris und seine Frau zankten sich täglich. Endlich wurde es so arg, daß der Mann ausrief: Ich halte es nicht länger aus, ich vergifte mich! — Ich halte mit! sagte die Frau. Der Mann läuft nach der Apotheke und läßt sich unter irgend einem Vorwand Arsenik geben, vertheilt das Gift daheim in zwei Gläser Wasser, Mann und Frau nehmen Abschied von einander und trinken. „Nun ist's um uns geschehen!“ Die Frau weint still auf ihrem Bette, der Mann auf seinem. Eine Stunde nachher fragt der Mann mit schwacher Stimme: Frau, bist Du todt? — Nein, noch nicht; und Du? Ich auch noch nicht. — Nach einer Sunde thut die Frau dieselbe Frage und erhält dieselbe Antwort. Sechsmal Nachts wiederholt sich der Auftritt. Morgens fragt die unglückliche Frau zum letztenmal: Adolf, bist Du todt? — Nein, ich habe aber einen erschrecklichen Hunger. — Ich auch, sagt die Frau, steht auf und macht Kaffee, der Mann kommt nach und Beiden schmeckt es trefflich. Der liebe Gott will noch nichts von uns wissen, sagt der Mann. Halten wir Frieden! — sagt die Frau, und sie hielten Frieden. Der kluge Apotheker hatte ihnen das Leben gerettet; denn er hatte dem Manne, seine Aufregung bemerkend, nicht Arsenik, sondern Magnesia gegeben

(Schon vielfaches Unglück) ist dadurch geschehen, daß beim Anzünden von Streichhölzchen der abgesprungene Phosphor in eine Wunde an der Hand gekommen ist und den Verlust eines Gliedes oder wohl gar des Lebens zur Folge hatte. Alle, die solche Unglücke haben, mögen folgenden wohlgemeinten Rath befolgen: Man mache sich sofort starkes Sodawasser und da hinein halte man das Glied. Der Phosphor geht nämlich sehr leicht mit Soda eine chemische Verbindung ein, bildet phosphorsaures Natron, einen ganz unschädlichen Stoff. Alle, die diesem Rath folgen, werden sich überzeugen, daß das Unglück ohne alle üble Folgen vorübergehen wird.

(Schwäbischer Küchenzetel) Der ächte Schwabe ißt Montags Knöpfle, Dienstags Hutzle, Mittwochs Nudle, Donnerstags Spätzle, Freitags gedämpfte Grundbirn, Samstags Pfannkuche und Sonntags Brätle und Salätle.

Ein alter Spaßmacher sagte zu einem bekannten Geizkragen: „Laden Sie mich zu einem guten Frühstück und ich sage Ihnen etwas, was Ihnen lieber sein wird, als hundert Gulden.“ Der Geizhals voller Freude lud ihn zum Frühstück ein. Nachdem der Spaßvogel gegessen, sagte er zu dem fragenden Geizkragen: „Zweihundert Gulden sind Ihnen lieber als Einhundert.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 43. Samstag den 27. Mai. 1870.

Das Vöglein im Regen.

Der Himmel hängte Wolken um,
Der Regen plätschert nieder
Ein Vogel flattert irr herum,
Zu bergen sein Gefieder.

Im Thurmesfenster schaut er nach
Da sitzt ein ganzer Haufe.
Dann fliegt er unter's Hüttendach,
Da trifft er auf die Traufe.

Der alte Baum nur schützt ihn treu
Vor Regennaß und Wetter;
Da läuft der böse Wind herbei
Und schüttelt Zweig und Blätter.

Du regenscheuer Vogel, du!
Du mahnst mich an mein Leiden!
Ich suche vor den Thränen Ruh,
Und kann sie nirgends meiden.

Eine Nacht in Todesnoth.

Von Theodor Mügge.

(Schluß.)

„Unter allen diesen Schrecken hatte Jens allein seinen ungebeugten Muth bewahrt. Er war ein Mann, der unter den wetterharten Halligleuten einen Ruf besaß, wie wenige. Von jung auf war er auf dem Meere zu Haus, hatte, wie die meisten jungen Männer der Halligen und der Außeninseln, in Holland und Hamburg auf großen Schiffen gefahren und war dann mit seinem ersparten in die Heimath zurückgekehrt. Hinaus in die Welt, sagte der Greis leise lächelnd, wollen sie alle und ihr Glück versuchen, wer aber da draußen nicht umkommt, der kehrt wieder heim, wie die Wandervögel wiederkehren. Mögen sie noch so weit ziehen, in warme, schöne Länder, sie suchen das Nest im Norden doch immer wieder auf, mag es auch in Sturm und Nebel an öden Klippen hängen.

„Jens hatte ein wackeres Weib genommen und das alte Haus seines Vaters neu und stark aufgebaut. Mit breitem Steingiebel über der Eichenthür stand es schöner da, wie irgend eines, und Jens wohnte als ein glücklicher Mann darin. Drei kräftige Kinder schrieen dem Vater entgegen, wenn er aus dem Schlick mit seinem Netz voll Rochen und Krabben heimkam, oder wenn sein flinkes Boot aus den Tiefen zurückschwamm, durch die er ein Schiff geführt hatte. In Husum und Tondern war er wohl bekannt, und Jeder handelte gern mit ihm um sein Schaffleisch, seine Felle und seine Möveneier, denn ein redlicherer Mann war nicht zu finden. Er war ein echter Friese, vor keiner Gefahr bebend, dabei voll Selbstvertrauen und doch voll Ueberlegung. Keiner kannte See, Wind und Wetter besser. Als das Dach in Stücke flog, stand er eine Zeit lang erstarrt in seinem Kummer. Was er mühsam erworben und erbaut, war verloren und verschlungen, aber hier auf den nassen Dielen lag doch das Theuerste gerettet, das er besaß: sein Weib und seine Kinder! Der alte Muth kehrte ihm bald zurück. Er trug die Kinder auf die sicherste, trockenste Stelle, schützte sie mit Betten und Geräth, band seine Schafe an die Balken und Sparren fest, daß Wind und Wetter sie nicht beschädigen mochten, sorgte für die Reste seines Eigenthums, so gut er konnte, und sprach denen Trost zu, die auf ihn, als den kühnen Helfer in ihrer Noth, mit dem letzten kranken Rettungsglauben blickten. Seine Ruhe und seine Zuversicht führten immer wieder einen Funken von Hoffnung in die armen Herzen, und wenn man auf ihn blickte, wie er fest in das Wellengebraus sah, mit seinen harten Händen den Wasserschaum von seinem flatternden Haar wischte, den Kopf aufhob, Sterne und Wind beobachtete und dann mit schweren Schritten von Einem zum Andern ging, ihm Muth einzusprechen, hätte man glauben sollen, er wäre von aller Furcht und Sorge frei. Aber es war nicht so. In seinem Innern sah es Anders aus, und als er zu mir redete, merkte ich bald, wie wenig er selbst an Erhaltung unseres Lebens glaubte.

„Hast nie so etwas Fürchterliches geschaut, Sam, rief er mir zu; glaube es gern und geht mir eben so. Bewahre Gott jeder Mutter Kind davor! Wirst davon erzählen können nach langen Jahren."

„Glaubst Du wirklich, Jens, fragte ich, daß wir jemals einem Menschen wieder sagen werden, was wir hier erlebten?«

Er sah mich mit einem stieren Blicke an. »Sind Beide alt genug zum Sterben, Sam," sprach er darauf, „und habe die See wohl schon grimmiger gesehen, wie in dieser Nacht, ohne mich zu fürchten; aber da! da! — er deutete auf die Weiber, seine Mutter und seine Frau, und auf die Kinder — „das macht mir die bitterste Qual und brennt mir im Herzen wie Feuer. Stehe hier und kann mich nicht wehren gegen den Tod, muß ihn kommen sehen mit offenen Augen, ohne eine Hand zu heben. Sie strecken ihre Arme zum Vater aus und fordern Hülfe von ihm, fordern Erbarmen! Das schneidet mit tausend Messern, Sam, ist das Schrecklichste, das ein Mann erleben kann.«

In seinem blassen Gesichte war ein grausamer Schmerz zu lesen, der plötzlich seine undurchdringliche Ruhe überwältigt hatte.

„Sind wir denn wirklich verloren, Jens?" rief ich, und der Muth, der ihn verließ, kam über mich. „Das Haus ist noch fest, in kurzer Zeit muß die Fluth ablaufen, das Aergste ist schon jetzt vorüber!"

„Nein," sagte er, „was weißt Du davon, Sam. Das Aergste kommt noch und wir können ihm nicht widerstehen. Das Haus wankt, die Warft ist zur Hälfte fortgeschlagen, die Stützen liegen bloß, die Wellen heben die Bretter unter unter unsern Füßen, und nun sieh dort hinaus. Siehst Du den schwarzen Berg, der sich über das Meer ausdehnt und in die Wolken auf will? Das ist die hohe Fluth, Sam, die gegen uns anrollt, kein Leben kann ihr entkommen."

„Wie ich der Richtung seiner Hand folgte, stockte mein Blut vor Schrecken. In der Ferne, wo Mondlicht und See zusammenschmolzen, stieg ein dunkles bewegliches Gebirge empor, das mit fürchterlicher Geschwindigkeit näher rückte. Es war die höchste Fluthwelle, die der Sturm vor sich her trieb und zusammengeballt hatte, gleich einem Keil, den er mit unwiderstehlicher Gewalt gegen alle Küsten und Deiche schleuderte. Und ihm voraus höhlte sich die Tiefe vor seiner Macht und bildete ein schwarzes Thal, aus welchem die Wogen sich aufbäumten, kämpfend gegen einander stürzten und zerstäubten, um wieder zusammenzufließen und mit erhöhter Kraft auf uns zu fallen. Schmetternd schlugen sie gegen die Westseite des Hauses, bedeckten uns mit ihrem Gischt, rissen die Bretter des Bodens los und der ganze Bau krachte und wankte, daß ich die Augen schloß und den Balken umklammerte, an dem ich stand."

„Aber es war noch nicht so weit. Noch hielten die Bänder, nur die Seitenpfähle wurden fortgerissen, und westlich hatte sich das Sparrenwerk gesenkt. Aus meiner Betäubung wurde ich durch Jensens Stimme geweckt, die das Geschrei der Weiber und Kinder übertönnte, und wie ich die Augen aufschlug, sah ich den kühnen Mann rasch über das sinkende Dach laufen. Sein Dienstknecht folgte ihm und beide waren beschäftigt, die Schafe von den Sparren zu zu lösen, an welche sie gebunden waren.

In diesem Augenblicke schäumte der ungeheure Fluthberg heran und von Todesangst getrieben, floh ich gegen die feststehende Ostseite. Da lag die Frau auf ihren Knieen, ihre beiden jüngsten Kinder fest in ihren Armen an ihr Herz gedrückt, die Augen voll wildester Verzweiflung auf ihren Mann gerichtet.

„Zurück Jens, zurück," schrie sie und damit sprang sie auf und wollte ihm entgegen. Ich war hinter ihr, streckte meine Hand aus, wollte sie halten, wollte aufschreien, aber die Fluthwelle bäumte sich schwarz über uns auf und stürzte nieder. Ein Schlag riß mich nieder, ich suchte mich zu halten und konnte nichts greifen. Mit dem Krachen und Prasseln mischte sich ein Gekreisch, das ich manchmal noch höre, wenn ich Nachts aus dem Schlaf aufwache, dann verlor ich das Bewußtsein.

Hier schwieg der alte Schulmeister, rückte an seinem spitzen Hut und nahm Stahl und Stein aus der Tasche, um bedächtig Feuer zu schlagen und seine Pfeife wieder in Brand zu setzen. — Es vergingen einige Minuten, ohne daß einer der Zuhörer ein Wort sprach. Endlich sagte Theobald: „Nun, Herr Sam Wiebe, da Sie noch leben und bei uns sind, schwanden Ihnen die Sinne doch nicht für immer."

„Nein, antwortete Sam lächelnd, sonst sollte ich das Rauchen wohl bleiben lassen, und mit dem Thee- und Kaffeetrinken wär's auch vorbei gewesen, wie mit allem Anderen; aber es war ein Aufwachen, wie ich es nicht wieder haben mag. Zehn Schritte vom Hause, am Rande der Warft, stand, wie es Sitte ist auf den Halligen, der Heuvorrath in einem hohen Haufen zusammengepackt, und wenn das Heu lange liegt, wird es so fest, daß es nur mit Mühe und mit Hülfe großer eiserner Gabeln herausgestochen werden kann. Jens hatte im Herbste viel Heu gewonnen, seine Schafe mit dem gefüttert, was er auf seinem Boden hatte, von der Dieme, wie man den Haufen nennt, war bisher wenig gebracht worden. Die Mitte einer solchen Dieme bildete aber ein starker Pfahl, der sie hält, und dahin hatte mich die Fluthwelle geschwemmt. Das Haus war zusammengestürzt, alle Bänder und Stützen gebrochen, aber die Dieme stand, und da lag ich oben in Schlamm und Wasser und umklammerte den Pfahl.

„In solcher Noth scheint der schwache Lebensfunken sich vor seinem Erlöschen noch einmal zu wehren und eine letzte verzweifelnde Anstrengung zu machen, wie eine Lampe, die den letzten Tropfen Oel zusammenrafft, um noch einmal aufzulodern. Ich richtete meinen Kopf auf und sah umher. Der Mond war unter schweren Wolken, von dem Hause sah ich nichts, aber ich wußte, wo ich war; ich wußte, daß Alle, die mit mir gelebt und gelitten, zerschmettert und versunken lagen, daß triumphirende Wogen sich jetzt nur Leichen und Trümmer zuschleuderten, und ich hörte nichts, als das wilde Brausen der Fluthen, die ein paar Fuß unter mir vorüberstürzten, und deren bleiches Leuchten ich erkennen konnte. Ich hing auf dem abschüssigen, schlammigen Heu und hielt den Pfahl krampfhaft fest; eine einzige Bewegung meines Armes hätte hingereicht, daß ich niedergeglitten wäre in die Wellen, die mit ihren weißen Zähnen nach mir schnappten. Die Angst faßte mich, ich könnte mich nicht länger halten, meine erstarrten Finger möchten loslassen, und ich fühlte eine Schwäche und Ohnmacht, als sollte ich hinunter; aber dann kam die Gier nach dem Leben, und mit aller Macht, die ein Mensch in Todesnoth hat, suchte ich mich heraufzuarbeiten, um hinter den Pfahl zu kommen. Dabei war es mir, als hinge eine schwere Last an meinem Leibe und wolle mich niederziehen, und einen Augenblick kam es mir in den Sinn, als könnte es einer der bösen Kobolde und Gespenster sein, die der Volksglauben sich geschaffen hat, und ich rief laut zu Gott um Beistand und Hülfe. Dann faßte ich zu, faßte mit Entsetzen einen Arm und einen Körper und hätte beinahe darüber doch losgelassen, doch mitten in meinem Schrecken kam mir der richtige Gedanke, daß Gottes Gnade noch einem andern seiner Geschöpfe nahe gewesen sei und es errettet habe, wie er mich errettet.

„Und so war es auch, fuhr Sam fort. Als die Fluthwelle über uns brach, hatte Elsbeth, Jensens erstgebornes Töchterchen, das Kind, das uns zuerst gewarnt, mich umklammert, und das Wasser hatte uns beide auf die Dieme getragen. Wie ich mühsam seine Händchen löste, es zu mir herauf zog und gewiß war, daß sein kleines Herz noch schlug, dämmerte der erste Schimmer der Freude wieder in mir. So gut ich konnte, riß ich Schlamm und Heu fort, legte Elsbeth hinein und suchte sie zu erwärmen, denn die Nacht war bitter kalt, um zu erstarren. Sechs Stunden gingen vorüber, ehe es hell wurde, sechs lange, schreckliche Stunden, deren Qualen nicht zu schildern sind. Mit der höchsten Fluth, unter welcher Jansens Haus zusammensank, legte sich auch der Sturm, die Wuth der vereinten Elemente war erschöpft. Wie der Tag kam, war das Wasser in sein Reich zurückgekehrt, die Warft trat daraus hervor, aber wie sah sie aus?; Mit schwarzem Schlamm bedeckt, zerwühlt und zerspült, war es ein kummervoller Anblick; von Buchten und Rinnen zerschnitten konnte sie Niemand wieder erkennen. Von der Warft fehlte mehr als die Hälfte und von dem netten, starken Hause war nichts übrig geblieben, als ein paar schiefhängende Balken. Das Kind lag in seiner Grube unter dem Heu fest eingeschlafen, mich schüttelte das Fieber, doch vergebens schaute ich nach Hülfe umher, kein Boot, kein lebendes Wesen zeigte sich; ich wußte noch immer nicht, ob es noch Menschen gäbe, die diese Nacht überlebt hatten. Endlich konnte ich es nicht länger ertragen, ich glitt an der Dieme nieder und kletterte durch Schlamm und Schutt an der Warft hinauf. In einer Bucht, die das Meer gehöhlt, spielte das Wasser mit den bunten Fetzen eines Kleides und als ich näher trat, da lagen sie wie ich sie zuletzt gesehen: Jens, die Frau, die beiden Kinder fest umschlungen, blaß, kalt und todt, und rund umher die Trümmer ihres Glücks, Gebälk und Steine des Hauses, in dessen Frieden sie gewohnt, sammt den Leibern der kleinen Heerde, die sie ernährt hatte.

„Ja, lieber Herr, rief Sam, seine großen, blauen Augen aufmachend, das war ein banger, trauriger Tag, voller Weh und herzzerreißender Klagen. Hundert Menschen waren auf den Halligen umgekommen, viele auf den Inseln und in Dithmarschen, noch viel mehrere hatten nur das nackte Leben behalten. Die Deiche brachen oder überliefen, die Marschen standen voll Wasser; auch hier, Peter Jansens Haus, war von Wellen umringt, die Warft eine Insel, aber hinauf kam es nicht, und als die Schleussen geöffnet wurden, lief es ab. Gleich war auch alle Mannschaft in Arbeit, um die Brüche zu stopfen und die Schäden auszubessern, und als ich herüber kam mit dem Kinde, ging Peter mir entgegen und führte mich zu der Frau da, die das arme Ding an sich nahm und seine Thränen trocknete. Ich aber lag sechs Wochen auf meinem Krankenlager, so lange hielt das Fieber mich nieder.“

„Und was ist aus dem Kinde geworden?“ fragte Theobald. Sam rückte vergnügt seinen Hut von einem Ohr zum andern und blies eine mächtige Rauchwolke in die Luft. „Ei nun, rief er, das ist mein herzallerliebstes Töchterchen bis auf diese Stunde. Haben sie hier groß gezogen, dann hat sie einen wackeren Mann genommen, mit dem und drei schönen Buben lebt sie in dem neuen Hause auf der Warft. Ich komme jedes Jahr auf die Hallig, bleibe ein paar Wochen und wenn's nach ihr ginge, dürfte ich nicht wieder hinaus, müßte an ihrem Herdstein sitzen, bis der Tod mich da

abholte. Doch das leidet der alte Schulmeister nicht, sprach er lachend weiter, der muß wandern, fort und fort, dahin und dorthin und überall seine Kinder suchen. Wenn ich aber bei ihr bin und wir sitzen beisammen und draußen heulen Wind und See um die Wette, dann sehen wir uns wohl manches Mal an, und ihre Hände fassen meine Hände, und ihr Kopf neigt sich auf meine Brust und ich weiß, was sie denkt und was sie heimlich klagt.

„Und sie fürchtet nicht, daß solche schreckliche Nacht wiederkommen könnte?" — Der alte Mann schüttelte lächelnd den Kopf. „Sie kennen die Leute von den Halligen nicht, sagte er. Da weiß jeder, daß es kommen kann zu allen Stunden, doch alles Leben steht in Gottes Hand und lieber das Leben verlieren, als die Hallig, wo es bei aller Noth und Qual so schön ist."

So endete Sam Wiebe seine Geschichte und während er erzählt hatte, war die Sonne eine große rothe Feuerkugel geworden, die sich westwärts niedersenkte und auf dem Spiegel des unermeßlichen Meeres zu ruhen schien. Von der hohen Warft aus konnte man in die strahlenlose Glut blicken, welche den Himmel bedeckte und in dem ruhenden Wasser sich abdrückte. Es war still geworden, als hätte eine allmächtige Hand die wilden Winde eingefangen. Die Lindenbäume flüsterten nur leise und standen mit ihren lichten Kronen wie goldbedeckte Wächter an dem friedlichen Hause; die feurigen Nelken und Levkoyen hauchten süße Wohlgerüche aus und über die grüne wogende Marsch ging der letzte weiche Athem des Tages und und schmiegte sich sanft an die reichen Felder, an die Büsche und Hügel ferner und naher Warften und um das kleine Gotteshaus auf der Deichspitze, das vom goldigen Duft ganz eingehüllt war.

Der Landeshauptmann hatte seinen Arm auf die Schulter seiner Frau gelegt, ihre blondhaarigen Kinder standen zwischen ihren Knien und Sam Wiebe legte seine Pfeife fort, nahm den kleinen Hut ab, daß die weißen kargen Löckchen an seinem Scheitel beglänzt wurden und richtete seine Augen auf zu dem blauen Himmel. Ein trostvolles Lächeln war in dem Gesichte des alten Mannes, der rothe Schein fiel gerade hinein, Gläubigkeit und Liebe leuchteten daraus, wie große Maler einst die alten Propheten und Heiligen malten, die in aller Noth auf Gottes Willen bauten und sein Gebot verehrten.

Mannigfaltiges.

(Ein Mondregenbogen.) Am 16. d. M. wurde in Zürich am Abend ein Sonnen Regenbogen beobachtet, der die sieben Farben des Spektrums so ausgeprägt zeigte, als ob sie von einem geschickten Maler aufgetragen worden wären. Abends um ca. 10¹/₄ Uhr beobachtete eine kleine Gesellschaft abermals einen Regenbogen, der dem Mond sein Dasein zu verdanken hatte. Es regnete ziemlich stark, der Mond stand klar am Südosthimmel und über den nördlichen Horizont spannte sich ein weißer, sehr ausgeprägter Bogen. Derselbe stand wohl mindestens 10 Minuten am Himmel, von dem ihn eine Zone umspannte, die sehr erleuchtet war; es mag jene Beleuchtung von einem Nordlicht, (wie wir dieß vor circa vier Wochen auch beobachtet haben), oder von anderen electrischen Einflüssen hergekommen sein, da der Tag sehr heiß war.

(Prügeln ein Vergnügen.) Vor dem Polizeicommissär des 11. Pariser Bezirks erscheint ein Arbeiter, um sich darüber zu beschweren, daß einer seiner Freunde schon seit drei Jahren der Liebhaber seiner Frau sei. — „Wie," sagt der Commissär, „das wissen Sie seit drei Jahren und Sie beschweren sich erst jetzt?" — „Ja, sehen Sie" antwortete der gefällige Ehemann, „ich hatte auch bis jetzt keinen Grund zu klagen; aber nun hat er die Rücksichten verletzt, die er mir schuldig ist." „Wie so?" — „Nun, er fängt jetzt an, meine Frau zu prügeln. Das war das einzige Vergnügen, das er mir noch gelassen. Nun nimmt er mir auch das und damit ist meine Geduld zu Ende."

(Hinrichtung durch eine Dampfmaschine.) In Dijon ist gegenwärtig eine Schaubude aufgeschlagen, in welcher die Hinrichtung Traupmann's durch Marionetten dargestellt wird. Die Anschlagzettel lauten: „Kommt und seht! Was gibt's denn? — Traupmann auf dem Schaffot! — Die Hinrichtung findet alle fünf Minuten statt. Kommt und seht!" Das Ganze wird durch eine kleine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, ein Leierkasten spielt dazu einen Trauermarsch.

Ein Balgtreter versah eines Tages sein Amt nicht gehörig, so daß die Orgel mitten im Gesange schwieg. Als derselbe darauf vom Organisten zur Rede gesetzt wurde, antwortete er gelassen: „Ich habe eine falsche Melodie getreten."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 45. Samstag den 4. Juni. 1870.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

Tiefe Sommerabendstille waltete in dem grünen Thal des Connecticut. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne hüllten die Gipfel des dunklen Urwaldes in ein schimmerndes Goldnetz und spiegelten sich in den Fenstern eines stattlichen Landhauses, welches auf dem Abhang eines sanft vom Flußufer emporsteigenden Hügels stand und von einem anmuthigen Blumengarten und reichen Fruchtbaumpflanzungen umschlossen war.

Unter den hohen Kastanienbäumen, welche gleich Riesenwächtern das von Schlingpflanzen überwucherte Portal behüteten und beschirmten, saßen zwei Männer und schauten schweigend nach den sonnengoldbeglänzten Höhen fern im Süden hinüber, an deren Fuß der blaue Strom ruhig dahinrollte. Es waren der Besitzer des Hauses, ein begüterter Pflanzer Namens William Robertson, und sein Sohn Arthur, ein kräftiger junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, auf dessen offenem, schönem Antlitz sich eine stille Freudigkeit malte, während die gebräunten, tiefgefurchten Züge seines Vaters einen eigenthümlich starren und düstern Ausdruck zeigten.

„Wie sind Frühling und Sommer so rasch dahingeschwunden!" sagte Robertson endlich halb wie für sich. „Der Herbst naht schon mit schnellen Schritten — wie lange wird es dauern, so ist es Winter, regungsloser, öder Winter!"

„O, ehe der Winter kommt, denk' ich noch manchen frohen Tag zu verleben!" rief Arthur mit leuchtenden Augen. „Noch in dieser Woche muß Ellen mit ihrem Vater hier eintreffen — sie hat es mir in ihrem letzten Briefe fest versprochen, ihren Vater begleiten zu wollen — und wenn Dein alter Freund unter Deinem Dache ist, da wirst Du auch sicherlich recht aus Herzensgrunde fröhlich sein, lieber Vater!"

Dieser schwieg eine Weile und erwiderte dann mit sanftem Tone:

„Du weißt, Arthur, wie sehr ich mich Eurer Liebe freue; war es doch mein innigster Wunsch, daß Du die einzige Tochter meines alten Freundes Harrington zu Deiner Gattin wählen möchtest — aber da sich unsere Verhältnisse zu England von Tage zu Tage feindseliger gestalten und unser armes Massachusetts in nicht gar ferner Zeit vielleicht der Schauplatz eines blutigen Krieges werden kann, so scheint es mir räthlich, daß Du Deine Verbindung mit Ellen noch einige Jahre aufschiebst."

Arthur machte eine ungeduldige Bewegung, Jener aber fuhr ruhig fort:

„Ihr seid beide noch sehr jung — es würde mich tief betrüben, wenn die rohe Hand der Wirklichkeit Euch die schönsten Träume Eures Lebens so früh vernichtete. Im Falle eines Krieges ist Ellen in ihrer Heimath drüben am Hudson sicherer als hier, zumal wenn wir unsern stillen Wohnsitz verlassen müssen, um für die Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen."

„Du siehst die Dinge von der ungünstigsten Seite an, lieber Vater," entgegnete Arthur. „Von einem Kriege sind wir meines Erachtens noch weit entfernt. Einige Hitzköpfe haben ein paar Kisten Thee in's Meer geworfen, und das englische Parlament hat dies mit einer Strenge geahndet, welche die ganze Provinz als eine schreiende Ungerechtigkeit verdammt. Die harten Maßregeln werden nach einiger Zeit nebst der thörichten Theesteuer zurückgenommen werden, und die empörten Gemüther sind beruhigt. Ging es doch vor zehn Jahren mit der Stempeltaxe eben so!"

„Gebe Gott, daß ich mich täusche," versetzte der Pflanzer mit besorgter Miene. „Die vielen traurigen Erfahrungen, die ich im Leben gemacht habe, lassen mich die Dinge leider nicht in einem rosenfarbenen Lichte sehen!"

Nach diesen Worten kreuzte er die Arme und schaute gedankenvoll in das dämmernde Thal hinab, aus dem das Rauschen des Flusses heraufstöhnte.

Plötzlich sprang Arthur auf, spähte scharf nach den Baumgruppen hinüber, welche den Abhang des Hügels bedeckten, und rief mit leiser Stimme:

„Geht drunten nicht wieder der unheimliche Mensch, der fremde Jäger?"

Robertson blickte nach dem Punkte hin, den Arthur bezeichnete, und erwiderte mit finsterer Miene:

„Ja, wahrlich — er ist es! Weiß Gott,

was der verdächtige Mensch hier in dem einsamen Thal sucht, wo drei Meilen in der Runde nur fünf bis sechs Pflanzer wohnen! Sieh' nur, Arthur, wie er wieder nach unserm Hause herüberschielt, gleich als ob er es mit seinen glühenden Augen in Brand stecken wollte! Wenn unser Nachbar Johnston mir nicht versichert hätte, daß es ein ganz harmloser Mensch sei, ich würde ihn längst einmal gefragt haben, weßhalb er alle Augenblicke um meine Besitzung herumschleiche.«

„Ich wüßte nicht, daß ich mich jemals vor einem menschlichen Wesen gefürchtet hätte," entgegnete Arthur; „als ich dem geheimnißvollen Fremden aber neulich drüben im dichten Walde jenseits des Flusses begegnete und seine bleichen eingefallenen Wangen und seine unheimlich blitzenden Augen in unmittelbarer Nähe erblickte, überlief mich ein leiser Schauer. Er grüßte mich mit einer fast demüthigen Miene und schien mit mir reden zu wollen, ich aber dankte ihm so freundlich, als es mir möglich war, und eilte hastig weiter. Als ich mich nach einiger Zeit umschaute, sah ich ihn regungslos auf derselben Stelle stehen, wo wir zusammengetroffen waren, und starr vor sich hinblicken."

„Ja, das Anstarren unvernünftiger Geschöpfe Bäume, Steine und dergleichen Dinge, scheint seine Hauptbeschäftigung zu sein!" rief der Pflanzer mit verächtlichem Tone. „Während andre Leute sich im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen suchen, läuft er in den Wäldern herum oder liegt daheim auf der Bärenhaut!"

„Wie lange wohnt er denn schon drüben in seinem kleinen Blockhäuschen?" fragte Arthur. „Als ich von Albany zurückkehrte, hörte ich wenigstens bereits von einem alten menschenscheuen Jäger Roland und seinem wunderlichen Treiben reden.«

„Wenn ich mich recht erinnere, kam er etwa vier Monate vor Dir hier an," versetzte Jener. „Er wollte Anfangs ein paar Ackerfelder von mir kaufen und sich dort am Rande des Waldes eine Hütte bauen; da mir aber sein Aussehen verdächtig vorkam, so schlug ich ihm seine Bitte ab, trotzdem daß unser Nachbar Johnston ein gutes Wort für ihn einlegte. Der Letztere überließ ihm dann das Grundstück, auf welchem er jetzt wohnt. Ich bin recht froh, daß ich meine Felder behalten habe; der Mensch kommt mir trotz aller Versicherungen unseres Nachbars äußerst verdächtig vor.«

„Weiß man denn nichts über seine Verhältnisse?" forschte Arthur weiter.

„Wie sollte man? Er spricht ja kaum alle acht Tage mit Demjenigen, der ihn am besten kennt, das heißt mit unserm Nachbar Johnston und wenn er bei diesem einen Besuch macht, so redet er keine zehn Worte. Ein paar Fragen nach dieser oder jener Sache und einige Bemerkungen über Jagd und Ernte sind Alles, was über seine Lippen kommt. Seltsamer Weise aber ist er stets von Allem unterrichtet, was in der ganzen Gegend vorgeht. Will Johnston ihm einmal eine Neuigkeit erzählen, so nickt Jener mit dem Kopfe und berichtet in einigen abgerissenen Sätzen, was geschehen ist oder geschehen wird."

„Ich begreife nur nicht, wovon er lebt," entgegnete Arthur. „Sein kleines Maisfeld liefert ihm ja kaum ein paar Händevoll Körner, und von dem gelegentlichen Jagen im Walde kann er sich unmöglich ernähren."

„Ich begreife es eben so wenig, erwiderte Robertson kopfschüttelnd; „mir ist der ganze Mann ein Räthsel. Es sollte mich freuen, wenn wir nie etwas Schlimmeres von ihm zu sagen wissen," setzte er mit finsterem Blick hinzu; „seitdem die unheimliche Gestalt durch unser schönes Thal schleicht, däucht es mir immer, als müßte sich über kurz oder lang etwas Schreckliches begegnen.

Das Gespräch der Beiden ward hier durch den Pflanzer Johnston unterbrochen, einen wohlgenährten Vierziger mit vollem, freundlichem Gesicht, welcher nächst Robertson für den wohlhabendsten Mann in der ganzen Gegend gehalten wurde. Da seine Besitzung an die des letztern gränzte, so verging selten ein Tag, an welchem sich Beide nicht sahen und sprachen.

Diesmal schien ihn eine ganz besondere Veranlassung herzuführen, denn er kam mit ungewöhnlich hastigen Schritten dahergestolpert und ließ sich kaum Zeit, Vater und Sohn zu begrüßen.

„Wir haben sie! wir haben sie!" rief er Beiden mit triumphirender Miene zu, indem er sich den Schweiß von der Stirne trocknete. „So wahr ich Georg Johnston heiße — sie sollen uns nicht entwischen!"

„Was gibt's denn, alter Freund?" fragte Robertson. „Wen habt Ihr und was wollt Ihr beginnen?"

„Sechs Monate spürten wir den beiden schwarzen Teufeln nach, und nachdem wir sie endlich gefunden haben, fragt der Mensch, wen wir haben und was wir beginnen wollen!" rief Jener mit komischem Zorn.

„Hurrah! Jetzt weiß ich's!" rief Arthur, welcher ein leidenschaftlicher Jäger war, mit freudigem Ton. „Es sind die beiden Bären, deren Fährte wir so lange vergebens verfolgt haben."

„Der Richard Hunter hat wahrhaftig ein eben so scharfes Auge, als eine „Rothhaut," versetzte Johnston, der es für gänzlich überflüssig hielt, Arthurs Worte eigens zu bestätigen. „Als er heute Morgen drüben durch das wild-

verwachsene Thal geht, in welchem die drei riesigen Kastanienbäume stehen, sieht er plötzlich einige Hundert Schritte vor sich am Abhange des Berges in dem dichten Gesträuch einen dunklen Gegenstand, der sich dann und wann leise bewegt. Da er vor dem Laubwerk das Ding nicht recht erkennen kann, so läuft er auf einem großen Umwege auf die Höhe des Berges und späht von dort durch die Baumstämme nach dem Gebüsch hinab. Da sieht er denn ein Stückchen von einem zottigen Kopf aus den Zweigen hervorgucken und nicht weit davon eine Oeffnung im Berge, welche halb von Gestrüpp verdeckt ist. Nach dieser Entdeckung ist er sofort zu allen unsern Nachbarn gelaufen und hat mit ihnen verabredet, morgen eine große Bärenjagd zu unternehmen. Er wollte auch zu Euch kommen und Euch einladen, da er aber herzlich müde war, so versprach ich ihm, hierher zu gehen und nicht eher von Euch zu weichen, als bis Ihr mir zugesagt, den Feldzug gegen die schwarzen Brummer mitzumachen. Nun — Ihr werdet Euch doch auf dem Sammelplatz einfinden?"

„Das versteht sich von selbst!" rief Arthur. „Ich habe mich seit meiner Rückkehr von Albany täglich auf einen solchen Jagdzug gefreut; wenn das Glück mir günstig ist, werde ich verschiedene kühne Heldenthaten vollbringen."

„Und Ihr sitzt da und redet kein Wort, Robertson?" sagte Johnston, zu Arthurs Vater gewendet, welcher gedankenvoll vor sich hinblickte.

„Könnt Ihr denn nicht ohne uns — ohne mich jagen?" fragte der Letztere. „Wenn Arthur das Vergnügen mitmachen will, so kann ich's ihm nicht verwehren; ich selbst aber verspüre wenig Lust dazu. Es ahnt mir, als ob mir irgend etwas Unangenehmes auf der Jagd begegnen werde.

Johnston schlug ein lautes Gelächter auf.

„Das ist wieder einmal eine von Euren alten Grillen," rief er mit gutmüthigem Spott. Wenn Ihr ein junges Bürschchen wäret, würde ich glauben, Ihr fürchtet Euch, mit einem Bären anzubinden, da Ihr aber schon manchem Zottenträger das Lebenslicht ausgeblasen habt, so respektire ich Eure Courage im höchsten Grade und sage Euch weiter nichts, als daß ich Eure Entschuldigung nicht gelten lassen kann. Ich habe es Hunter versprochen, Euch Beide zur Theilnahme an der Jagd zu bewegen, und somit müßt Ihr meiner Einladung Folge leisten."

Da Johnston nicht abließ, zu bitten und zu befehlen und mit seiner ewigen Ungnade zu drohen und Arthur ebenfalls seine ganze Beredsamkeit aufbot, um seinen Vater umzustimmen, so sah sich dieser endlich genöthigt, nachzugeben.

„Nun, so mag's denn sein," sagte er mit einigem Widerstreben. „Sei aber nicht so tollkühn wie auf der letzten Bärenjagd im vorigen Jahre, Arthur. Ich habe dazumal eine große Angst um Dich ausgestanden, und wünschte eine ähnliche Scene nicht wieder zu erleben. Bedenke, daß noch mehr Herzen für Dich schlagen, als das meinige."

Arthur versprach seinem Vater, seinen verwegenen Muth möglichst zügeln zu wollen, und fragte Johnston darauf, wann und wo man sich am folgenden Morgen treffen werde.

„Eine Stunde nach Sonnenaufgang — an der Südgrenze von Hunters Farm," rief der Pflanzer, wünschte Vater und Sohn eine gute Nacht und eilte hastigen Schritts seiner Besitzung zu, welche etwa einen Büchsenschuß weiter unterhalb am Strome lag.

Die beiden Letzteren wandelten noch eine Weile durch den abenddunklen Garten und begaben sich dann in's Haus.

Gegen zehn Uhr verlosch gänzlich das Licht in dem stattlichen Gebäude, und weit und breit herrschte tiefe Sommernachtstille, die nur durch das träumerische Rauschen des finsteren Hochwaldes auf dem Gipfel des Berges und durch das einförmige Plätschern des Stromes unterbrochen wurde, dessen Wellen gegen die steinigen Ufer schlugen. —

(Fortsetzung folgt)

Allgemeiner deutscher Lehrertag in Wien.

In der letzten Sitzung des Festcomites für den XIX. allgemeinen deutschen Lehrertag wurde folgendes definitive Festprogramm für denselben mitgetheilt:

Am 7. Juni, Vormittags, findet die Vorversammlung der Lehrer statt. In derselben werden die Berathungsthemen für die Hauptversammlungen mit absoluter Stimmenmehrheit festgesetzt. Die Hauptversammlungen werden an den Vormittagen des 8., 9. und 10. Juni im großen Saale des neuen Musikvereinsgebäudes abgehalten. Der erste Festabend, am 8. Juni, ist dem officiellen Festbankette in Schwenders „Neuer Welt" in Hietzing gewidmet. An dem Bankette werden der Gemeinderath von Wien, die Spitzen der Schulbehörden &c. theilnehmen. Mit dem Bankette, welches von den Vorträgen der Capelle Strauß begleitet wird, ist eine Liederproduction des „Schubertbund" verbunden. Den zweiten Festabend, den 9. Juni, füllt die vom Oberhofmeister-Amte bereits bewilligte Festvorstellung im neuen Opernhause aus. Sie findet bei festlicher Beleuchtung statt; zur Auf-

führung gelangt die Oper „Freischütz“, und sind sämmtliche Logen, Sitze und Entrées den Lehrern zur Disposition. (Nächster Tage begibt sich eine Deputation zu Sr. Majestät dem Kaiser, um den Dank der Lehrer für diese Begünstigung auszusprechen. An demselben Abende hat auch das Carltheater zu Ehren des Lehrertags eine Festvorstellung, desgleichen das Theater in der Josephstadt und die Theaterakademie. Das Carltheater bringt eine vieractige Novität von Wolfgang v. Königswinter: „Incognito“. Nebstdem gelangt unter Director Aschers Mitwirkung: „Ein Wort an den Minister“ zur Aufführung. Im Josephstädter Theater geht Mirani's: „Ein Lehrer unter Kaiser Joseph“ über die Bretter. In der Kierschnerischen Theater-Akademie dürfte ein classisches Stück gegeben werden. Am dritten Festabend ist Festvorstellung im Wiedener Theater. Es wird Grillparzer's Fragment: „Esther“ gegeben, wozu die Hofschauspielerin Fräulein Bognar und die Hofschauspieler Lewinsky, Sonnenthal und Dr. Förster ihre Mitwirkung zugesagt haben. Frau Wilt und Herr Walter vom Hofoperntheater werden noch nicht bestimmte Opern-Excerpte zum Vortrag bringen. Den Schluß des Abends bildet eine einactige Posse.

Für die Festvorstellungen sind den Lehrern im Carltheater und Theater an der Wien 500 Sitze reservirt; gegen Vorweisung von Theilnehmerkarten zum deutschen Lehrertag ist für die anderen Plätze die Begünstigung eines 50procentigen Preisnachlasses eingeführt. Director Bukovics stellt den Lehrern für jeden Abend in der Pfingstwoche 150 Sitze und Entrees zur Verfügung. Durch die Fürsprache der Hofschauspieler Sonnenthal und Lewinsky, welche Mitglieder des Festcomites für den deutschen Lehrertag sind, dürften auch im Burgtheater den Lehrern 50 Sitze für die vier Festabende zur Verfügung gestellt werden. Gegeben wird an diesen Abenden „Faust“, „Maria Magdalena“, „Wildfeuer“, und „Nathan der Weise“. Freitag den 10. Juni, um 4 Uhr Nachmittags, concertirt der Professor Bruckner in der Josephstädter Piaristenkirche auf der Orgel. Am vierten Festtage, Samstag den 11. Juni, wird mittelst Extrazugs eine Fahrt auf den Sömmering unternommen. Die Lehrmittel-Ausstellung findet in den Blumensälen statt; eröffnet wird sie bereits Samstag, den 4. Juni. Das Entrée für Mittheilnehmer ist mit 30 Kreuzer festgesetzt, für Lehrer ist es frei.

Während des Lehrertages wird auch eine Schulzeitung ausgeben werden. Gemeinsame Dejeuners werden während des Lehrertags im Volksgarten, Cursalon und im dritten Kaffeehause im Prater eingenommen werden. Bisher sind 2563 Anmeldungen für den Lehrertag eingelaufen, meist aus Deutschland, die österreichischen Lehrer lassen wie immer, die Anmeldungen erst in letzter Stunde vom Stapel laufen. Man rechnet auf 5—6000 Theilnehmer an dem Lehrertag; der Ortsausschuß wird deßhalb zu thun haben, damit betreffs der Einquartierung Alles in Ordnung ablaufe.

Mannigfaltiges.

(Ein neues System zur Erlernung der deutschen Aussprache.) Wackernagel sagt in seinem „Unterrichte in der Muttersprache“ an mehreren Stellen, „daß wir zwar eine allgemeine deutsche Schriftsprache besitzen, daß uns aber noch ein allgemein anerkanntes System für richtige Aussprache fehle.“ Diesem Mangel versucht der Münchener Gesanglehrer Friedrich Schmitt durch die vorliegende Schrift: „Neues System zur Erlernung der deutschen Aussprache nebst neuer Eintheilung des ABC“ abzuhelfen. Das System besteht in einer neuen Gliederung der Sprachzeichen, Uebungen zur Sylbenbildung, Zusammenstellung aller in der Sprache vorkommenden verschieden construirten Sylbenpaare ꝛc. Besondere Sorgfalt wird für die richtige Vocalisation und Articulation verwendet, welche die theoretisch dargestellte Methode zur Bildung der Sprechorgane eingehend behandelt. Reine, fließende Aussprache, Verhinderung oder Selbstheilung des Stotterns, des Grimassenschneidens, Erleichterung der Orthographie sind Früchte, die das Studium des vorliegenden Werkes lohnen. Das bayerische Cultusministerium hat übrigens schon das Buch in das Verzeichniß der im Königreich Bayern für Seminarien und Schulbibliotheken empfohlenen Schulbücher aufgenommen.

(So etwas dazwischen.) Ein älterer Mann saß bei Tische zwischen 2 jungen Leuten, die ihn aufzogen. „Ich sehe wohl,“ sagte er, „daß Sie sich über mich lustig machen, und ich halte es daher für nöthig, Ihnen einen richtigen Begriff über meinen Charakter zu geben. Ich bin nicht gerade ein Dummkopf und auch kein Narr, sondern so etwas zwischen beiden.

(Präsident Johnson wieder Schneider.) Südlichen Blättern zufolge beabsichtigt Expräsident Johnson sein Schneidergeschäft wieder aufzunehmen, jedoch in größerem Maßstabe als das früher betriebene. Herr Johnson soll für diesen Zweck ein großes massives Gebäude in Greenville (Tennesse) angekauft haben.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 353.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 46. Mittwoch den 8. Juni. 1870.

Indische Sprüche.

Suchte der Gute den Guten, so mied ihn der Schlechte von jeher:
Fliegt zur Nymphäe die Bien, lobt sich der Frosch nur den Sumpf.
Wo soll den Herd ich erbau'n, wenn Wahl mir gestatten die Götter?
Wo schon ein Höherer weilt, oder ein Arzt ist, ein Fluß!
Was ist ein Tag ohne Wohlthat verbracht? Das nenn' ich kein Leben;
Also der Blasbalg auch haucht, aber kein Lebenshauch weht.
Wenn sich die Guten getrennt, verbindet sie wieder Versöhnung:
Goldgefäß leidet den Kitt, aber ein irdenes nicht.
Mancher gedenkt zu erwerben, nur immer erwerbend, nicht gebend
Nützet nicht Vielen der Teich, aber bewässernd der Bach.
Güter nicht machen das Herz uns glücklich, dies macht das Genüge:
Leder nicht brauchet der Weg, ist uns besohlet der Schuh.
Gut ist Begehren in Ehren, doch besser ist gänzlich Entbehren:
Reinigung bedarf nicht die Hand, welche nichts Schlimmes berühret.
Langsam wächset die Weisheit und Uebung erfordert die Tugend,
Wenn nur der Tropfen nicht säumt, füllet sich lustig das Faß.
Sterben nicht scheuet der Edle, doch mattes und träges Verkümmern;
Loderndes Feuer erlischt, aber es zeigt sich nicht kalt!

J. S.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde später erschien plötzlich ein schwaches bläuliches Flämmchen an einem der Fenster des Erdgeschosses, welches einen seltsamen Schein in die regungslose, finstere Nacht hinauswarf. Als das unheimliche Licht etwa zehn Minuten ruhig dagestanden hatte, trat eine große hagere Mannesgestalt mit Büchse und Jagdtasche aus dem dichten Gebüsch, welches den Garten von dem schweigenden Hochwalde trennte, ging lautlosen Schrittes auf das Haus zu und klopfte leise an das Fenster, vor welchem das bläuliche Flämmchen brannte.

In demselben Augenblick verschwand das Licht, das Fenster ward vorsichtig geöffnet, eine weibliche Gestalt beugte sich vor und fragte mit leiser Stimme:

„Seid Ihr es?"

„Ja, ich bin's," erwiederte der Unbekannte, indem er die Büchse an die Mauer lehnte und dicht an das Fenster hinantrat.

Beide begannen darauf eine Weile leise und angelegentlich miteinander zu sprechen. Während des Gespräches schlugen die im Nebengebäude befindlichen Hunde ein paar Mal an, gaben sich aber nach einigen Augenblicken wieder zufrieden.

Der Unbekannte ergriff endlich seine Büchse, warf sie über die Schulter und eilte lautlosen Schrittes, wie er gekommen, wieder dem Gebüsche zu, in dessen dichten Zweigen er bald verschwunden war.

Das Fenster schloß sich, und weit und breit waltete wieder tiefe Sommernachtsstille.

2.

An demselben Abend, wo sich die oben geschilderten Scenen ereigneten, wurden auf einem freundlichen Landsitz im Thale des Hudson unweit Albany mancherlei Reisevorkehrungen getroffen. Auf dem großen Tisch des geräumigen Wohnzimmers lagen Kleidungsstücke, Wäsche, Hüte, Mäntel, Tücher u. dgl. in buntem Gemisch durcheinander, und eine wohlbeleibte ältliche Dame war eifrig beschäftigt, alle diese Dinge in zwei umfangreiche Mantelsäcke zu packen, während ein schönes etwa achtzehnjähriges Mädchen mit blühenden Wangen und braunen feurigen Augen in fröhlicher Hast hin und her lief, und der würdigen Matrone durch ihre übereilte Dienstfertigkeit mehr hinderlich als förderlich war.

„Ellen, reiche mir einmal rasch die Scheere, welche dort auf dem Nähtischchen liegt," sagte die ältliche Dame endlich mit einiger Ungeduld. „Dies Bändchen ist zu lang — ich muß es um die Hälfte kürzen."

Und das junge Mädchen hüpfte rasch durch

das Zimmer und präsentirte Jener mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt ein riesiges Schlüsselbund.

Das war der emsig packenden Matrone zu viel. Sie schaute in komischer Verzweiflung gen Himmel und sprach kopfschüttelnd mit einem tiefen Seufzer:

„Ja, das alte Sprüchwort hat Recht: „Stroh in Schuhen und Lieb im Herzen gucken überall heraus!" Ich bitte Dich, mir eine Scheere zu holen, und Du bringst mir ein Bund Schlüssel! Wenn Du nicht morgen zu Deinem Verlobten reis'test, so würde ich Dir eine lange Strafpredigt halten."

„Ach, verzeihe mir heute gnädig alle meine großen und kleinen Sünden, herzliebe Mutter," erwiderte Ellen, indem sie der letztern rasch das verlangte Instrument reichte. „Ich weiß vor Freude, daß ich Arthur in wenigen Tagen wiedersehen werde, wirklich nicht recht, was ich thue! Wenn ich zurückkomme, will ich auch die musterhafteste Tochter sein, welche diesseits des Meeres zu finden ist."

Mistreß Harrington verrieth durch ein leises Schütteln des Kopfes, daß sie nicht recht an die Ausführung dieses frommen Vorsatzes glaube und fuhr mit doppeltem Eifer in ihrer Beschäftigung fort.

Als die Reiseutensilien bis auf einige Kleinigkeiten in den Mantelsäcken untergebracht waren, trat Ellens Vater herein, ein schlanker, stattlicher Fünfziger mit wettergebräuntem Antlitz, welches den Ausdruck heiterer Ruhe zeigte. Ellen hüpfte ihm freudig entgegen, und fragte in gespannter Erwartung:

„Hast Du Dein Geschäft mit dem Farmer Cunningham beendet? Können wir morgen die Reise nach dem Connecticut antreten?"

„Ja, wir können reisen, liebe Ellen," erwiederte Jener, die blühende Tochter mit stillem Wohlgefallen anschauend. „Morgen früh um sechs Uhr brechen wir auf. Ich habe Dir das bequemste und sanfteste meiner Pferde ausgesucht; die drei kleinen Tagreisen werden Dich hoffentlich nicht angreifen."

„Und wenn der Weg doppelt und dreifach so lang wäre, ich würde mich einer solchen fröhlichen Reise nur freuen!" rief das junge Mädchen mit strahlenden Augen. „Du sollst keine Klage von mir hören, lieber Vater, und wenn sich auch alle Elemente gegen uns verschworen hätten."

„Bis jetzt hat es den Anschein, als ob der Himmel uns besonders begünstigen — —"

„Ah, dort kommt Bill von Albany zurück" unterbrach hier Mistreß Harrington ihren Gatten, indem sie auf einen Reiter deutete, welcher sehr rasch dahergesprengt kam.

„O, der bringt uns gewiß einen Brief von Henry mit!" rief Ellen.

„Dein Bruder ist nicht so schreibselig wie Du," entgegnete Mistreß Harrington; „er hat ja erst vor sechs Wochen geschrieben — und was kann er uns überhaupt Neues melden?"

In diesem Augenblick trat der Diener ein und überreichte seinem Herrn drei Briefe, unter denen das scharfe Auge Ellens sogleich ein Schreiben Henrys erkannte. Triumphirend bemächtigte sie sich desselben, erbrach es und las es laut vor. Der Inhalt war aber nicht sonderlich erfreulich. Er lautete folgendermaßen:

„Lieber Vater!

Obwohl ich nur wenige Minuten zum Schreiben übrig habe, so darf ich es doch nicht unterlassen, Dir mitzutheilen, was mir vor einiger Zeit mit dem Kapitän Charpentier begegnet ist, damit Du jede Berührung mit diesem heimtückischen Schurken vermeidest. Er ist zehnmal schlechter als ich glaubte; ich kann Euch Alle nicht genug vor ihm warnen. Daß Du ihm auf die höflichste Weise die Thüre gewiesen, als er zu Anfang dieses Jahres um Ellen bei Dir anhielt, hat ihn unbeschreiblich erbittert, obgleich er sich dazumal nichts merken ließ; einige meiner entfernten Bekannten hörten von dieser Sache und riethen mir, dem Kapitän möglichst auszuweichen — er führe etwas gegen mich im Schilde. Da ich nicht Lust hatte, mir eines solchen erbärmlichen Subjektes wegen irgend einen Zwang aufzuerlegen, so konnte es nicht fehlen, daß ich früher oder später mit ihm an irgend einem öffentlichen Orte zusammentreffen mußte. Ich fand ihn denn auch bald an einem der beliebtesten Vergnügungsorte und zwar in der Gesellschaft mehrerer verrufener Gesellen. Meine beiden Begleiter zogen mich nach einem der äußersten Winkel des Gartens, und mit einigem Widerstreben folgte ich ihnen. Unter Scherz und Lachen verstrich uns die Zeit — ich hatte den Kapitän gänzlich vergessen. Ich erzählte meinen Freunden eben einige Anekdoten von dem in Albany überall bekannten Schiffskapitän Thomas Fox, einem drolligen alten Kauz, und Jene lachten aus voller Kehle über die lustigen Einfälle dieses biedern Seemanns — da rief plötzlich eine Stimme hinter mir: „Herr, wie können Sie sich erdreisten, mich zu verhöhnen und zu verlachen!" Ich sprang auf und schaute mich um. Der Kapitän Charpentier stand vor mir und schoß giftige Blicke auf mich und meine Begleiter, welche gleichfalls aufgesprungen waren und die heftigsten Drohungen gegen ihn ausstießen, die er indessen nicht beachtete, da er nur Händel mit mir suchte. Ich erwiderte dem frechen Gesellen darauf mit möglichster Ruhe, aber mit entschiedenem Tone, daß es außer ihm noch mehrere Kapitäne in der Welt gäbe, und

daß es mir nie einfallen werde, mich länger mit ihm zu beschäftigen, als es mir meine Ehre gebiete, welche ich selbst den schlechtesten Subjekten gegenüber zu wahren pflege. Diese letztere Bemerkung bezog er auf sich, ein Wort gab das andere — und eine Stunde später standen wir einander mit der Pistole in der Hand gegenüber.

„Die Augen des heimtückischen Schurken glühten von einer teuflischen Freude: als ein guter Schütze glaubte er, mein Leben in seiner Hand zu haben und sich für die kalte Abweisung rächen zu können, welche ihm von Dir zu Theil geworden. Aber sein gewohntes Glück verließ ihn diesmal. Er schoß und fehlte; meine Kugel aber zerschmetterte ihm den kleinen Finger der rechten Hand. — Ich werde jetzt wohl Ruhe vor dem Nichtswürdigen haben — daß er aber auf Rache sinnt, steht nicht zu bezweifeln. Nehmt Euch daher sorgfältig vor ihm in Acht, selbst wenn er mit der freundlichsten Miene bei Euch erscheint — er ist zu Allem fähig.

„In acht oder zehn Wochen werde ich Ellen von dort abholen; ihre Freundin Fanny Drummond sehnt sich außerordentlich nach ihr, ist aber großmüthig genug, Arthur Robertson den Vorrang zu gönnen. Allen meinen Lieben den herzlichsten Gruß.

Henry."

„Ach! ich hab' es mir damals gleich gedacht, daß der schlechte Mensch sich an uns rächen werde!" rief Mistreß Harrington, als Ellen den Brief gelesen hatte. „Er verabschiedete sich mit einer eisigen Kälte von uns."

„Nun, ich denke, Henry hat ihm einen solchen Denkzettel gegeben, daß er uns wohl für die nächste Zeit in Ruhe lassen wird," sagte Harrington.

„Jedenfalls werde ich nicht nach Albany gehen," versetzte Ellen mit ängstlicher Miene. „So lange der Kapitän sich dort aufhält, darf ich mich daselbst nicht blicken lassen, ohne Gefahr zu laufen, auf das gröblichste von ihm beleidigt zu werden. Ich werde Fanny einladen, mich zu besuchen."

„Wenn er Deine Abwesenheit nur nicht benutzt, um einen verwegenen Streich gegen mich auszuführen!" sagte Mistreß Harrington zu ihrem Gatten. „Da er hier gewiß irgend einen Spion hat, so wird er Deine Reise gewiß erfahren. Und wenn er nichts gegen mich unternimmt, so lauert er Euch vielleicht unterwegs auf," fuhr sie mit steigender Angst fort. „Es würde mich unbeschreiblich glücklich machen, wenn Ihr nicht reisen wolltet, oder wenn Ellen hier bliebe — es bangt mir gar zu sehr vor der Rache des Kapitäns."

„Wie? Eines solchen Nichtswürdigen wegen soll ich der Freude entsagen, Arthur wiederzusehen?" rief Ellen mit edlem Zorn. „An der Seite meines Vaters trotze ich allen Gefahren."

„Ellen hat Recht," sagte Harrington. „So weit darf man der Furcht vor einem Menschen nicht Raum geben. Da würde man am Ende ja genöthigt sein, sich vom Morgen bis zum Abend in sein Zimmer zu verschließen. — Du kannst Dich übrigens vollständig beruhigen," fuhr er, zu seiner Gattin gewendet, fort, „zu Deinem Schutz sollen außer Dich und John auch noch zwei meiner Taglöhner ihre Schlafstelle im Hause aufschlagen, und wir werden an Bill einen handfesten Geleitsmann haben, der sich weder vor Hölle noch vor Teufel fürchtet."

Gegen diese mit entschiedenem Tone gesprochenen Worte wagte die besorgte Matrone nichts einzuwenden; leise seufzend, packte sie die noch übrigen Kleidungsstücke in die Mantelsäcke und flehte Gott im Stillen an, Gatten und Tochter gnädig zu behüten.

Die Morgensonne des folgenden Tages fand Vater und Tochter nebst dem wohlbewaffneten Bill bereits auf dem Wege nach dem Connecticut. Ellens Angesicht strahlte vor Freude und Erwartung und ihr heller Blick schweifte entzückt über die sommerliche Landschaft, welche in jeder Minute neue Schönheiten entfaltete. Der Himmel war so blau, die Sonne schien so golden, die Vöglein zwitscherten so fröhlich, — ihr Herz schlug der unbekannten Ferne hinter den duftumwobenen blauen Bergen, wo der Geliebte wohnte, mit unaussprechlicher Sehnsucht entgegen.

Die ersten fünf Meilen legten die Reisenden zurück, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignete.

Als sie am zweiten Tage durch ein enges Thal ritten, knallten plötzlich zwei Schüsse seitwärts im dichten Gebüsch und eine Kugel pfiff unmittelbar an Harringtons Ohr vorüber, während eine andere Bills Rockkragen durchbohrte. —

Die beiden Männer rissen sogleich ihre Pistole aus dem Halfter und sprengten nach der Gegend hin, wo die Schüsse abgefeuert worden waren. Aber weit und breit war kein menschliches Wesen zu erblicken. Bill sprang vom Pferde und schritt mit gespanntem Hahne vorsichtig in das Dickicht, konnte jedoch nicht die geringste verdächtige Spur entdecken.

Die Schurken kennen die Wege und Schliche hier besser als wir," brummte Bill, indem er sein Pferd wieder bestieg. „Die haben sich längst aus dem Staube gemacht! Wenn es verwegene Kerle wären, so würden sie uns die Zähne gezeigt und es nicht bei 2 Schüssen aus sicherem Hinterhalte haben bewenden lassen."

Harrington nahm eine scheinbar gleichgültige Miene an, als er mit dem Diener bei der

ängstlich harrenden Ellen wieder anlangte und bemühte sich, dieser durch verschiedene Erklärungen des Vorfalls die Furcht, die sich ihrer bemächtigte, möglichst auszureden. Er hatte allerdings den Grafen Charpentier oder einen seiner Spießgesellen im Verdacht, hütete sich aber wohl diesen Argwohn zu äußern.

„Wahrscheinlich hat irgend ein hitziger Jäger ein rares Stück Wildpret verfolgt und ohne uns zu bemerken, seine Doppelbüchse auf das Thier abgeschossen," meinte Harrington. „Die Schüsse fielen ja rasch nach einander, ganz in der Weise, wie man auf der Jagd eine Doppelflinte abfeuert, nicht wahr Bill?

Der Letztere, durch einen heimlichen Wink seines Herrn bestimmt, bestätigte dies pflichtschuldigst und Ellen gewann bald ihre frühere Fröhlichkeit wieder, da ihr Vater sie auf ein Thema brachte, welches sie alles übrige vergessen ließ: die Liebe zu Arthur.

Ohne des Vorfalls weiter zu gedenken, setzte die Caravane ihren Weg fort und erblickte am dritten Tage die grünen Höhen des Connecticut.

Unterdessen hatten sich die von Hunter und Johnston zu der Bärenjagd eingeladenen Schützen zur bestimmten Stunde auf dem Sammelplatz neben der Farm des ersteren eingefunden und waren nach dem wildverwachsenen Thal aufgebrochen, wo die Bären ihre Höhle haben sollten. Die kleine Schaar bestand aus Robertson und dessen Sohn Arthur, aus Hunter, Johnston und drei andern Pflanzern, deren Besitzungen nur eine kurze Strecke von der des Letztern entfernt waren.

Als die Jäger den Eingang zum Thal erreichten, theilten sie sich in drei Glieder, um von drei verschiedenen Seiten gegen die Bärenhöhle vorzurücken; die vierte Seite war einer steilen Bergwand wegen unzugänglich. Robertson und Johnston bildeten das erste, Arthur und Hunter das zweite und die drei andern Pflanzer das dritte Glied. Nachdem man einen Angriffsplan verabredet hatte, schlug jede Partie mit wohlgeladenen Büchsen den ihr vorgezeichneten Weg ein.

Arthurs Vater und sein Nachbar schritten eine Weile schweigend durch den dichten Wald, dann und wann scharf aufhorchend, ob sich nichts Verdächtiges neben ihnen rege, endlich aber hob der erstere mit anscheinend gleichgültigem Ton an:

„Habt Ihr den Jäger Roland kürzlich gesehen, Johnston?"

„Er ist seit acht Tagen nicht bei mir gewesen," versetzte dieser. „Sein kleines Häuschen ist fast immer verschlossen; als ich ihn neulich einmal besuchen wollte, fand ich ihn nicht daheim; es scheint, als ob er den größten Theil des Tages in den Wäldern zubringe."

„Gut wär's, wenn er nur in den Wäldern herumstriche!" warf Robertson mit verächtlichem Tone hin.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

(Spitzbuben-Ehre.) Ein Berliner Criminalbeamter erhielt kürzlich die ihm vielleicht nicht liebsame Belehrung, daß auch ein Spitzbube noch auf Reputation hält. Ein routinirter und mehrfach bestrafter Dieb war nämlich wie die „Trib." erzählt, nach dem Bureau der Criminalpolizei sistirt worden, mußte jedoch alsbald wieder entlassen werden, weil der gegen ihn angeregte Verdacht, bei einem Diebstahl betheiligt gewesen zu sein, sich nicht bestätigte. Vor seiner Entlassung machte einer der Criminalbeamten ihm den Vorschlag, ob er bei seiner großen Kenntniß aller Diebes- und Hehlerspelunken nicht der Behörde durch Vigilantendienste sich nützlich machen wolle. Der Gauner schien sich einen Augenblick zu besinnen. „Na, wie viel würden Sie mir davor monatlich geben?" fragte er endlich. „Das wird auf Ihre Leistungen ankommen", lautete die Antwort; „wenn Sie sich thätig zeigen und viele und gegründete Angaben machen, die zur Entdeckung von Verbrechen führen, können Sie auf einen erklecklichen Verdienst rechnen." „Na, fünfzig Dahler monatlich brauch ick wenigstens. Kann ick darauf alle Monat rechnen?" Der Beamte zuckte die Achseln und äußerte, daß er eine bestimmte Summe von solcher Höhe nicht versprechen könne, dazu seien keine Fonds vorhanden. „Nicht mal fünfzig lumpige Dahler", äußerte jetzt der Gauner, „und da verlangen Sie, ick soll mir so wegschmeißen, nee, denn will ick doch lieber meinen ehrlichen Namen als Spitzbube behalten.

(Das Inseriren.) Ein amerikanischer Journalist definirt in folgender Weise den Eindruck, welchen eine Annonce auf den Zeitungsleser ausübt: Die Annonce wird zum ersten Mal eingerückt; der Leser sieht sie nicht. Zweites Inseriren: Er sieht sie; aber er liest sie nicht. Drittes Inseriren: Er liest sie. Viertes Inseriren: Er sieht nach dem Preis des Artikels. Fünftes Inseriren: Er spricht davon mit seiner Frau. Sechstes Inseriren: Er entscheidet sich zu kaufen. Siebentes Inseriren: Er kauft. Die Definition ist ziemlich originell und nicht ohne Wahrheit.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francônia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 47. Samstag den 11. Juni. 1870.

Kissingen.

Im Kursaal schreit' ich auf und nieder,
Dem hohen, heitern, schönen Raum:
Hier schweben luft'ge Tänzerinnen,
Dort rauscht Gastein mit seinem Schaum:
Wie neidisch blickt die Bodenlaube
Auf diesen lebenskräft'gen Bau:
Die vormals blühende Ritterwohnung
Ist nun so öd und altersgrau.
Was will die Schwalbe an der Decke,
Zieht sie den Glanz der Freiheit vor?
Ach, fühlt' ich leicht wie sie die Glieder:
Ich miede gern das goldne Thor.

J. S.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

„Ihr seid doch sonst kein argwöhnischer Mann, Robertson, erwiderte Jener, indem er stehen blieb und den Kolben seiner Büchse mit einiger Heftigkeit gegen den Boden stieß; „was habt Ihr nur gegen den armen, harmlosen Menschen, der —"

„Kennt Ihr ihn denn so genau, daß Ihr in jeder Hinsicht für seinen Charakter bürgen könnt, Johnston?" fragte Robertson mit forschendem Blick. „Wißt Ihr, woher er gekommen ist, was er in unserm stillen Thale will und wovon er sich ernährt? Wißt Ihr es?"

„Nein, ich weiß es nicht," versetzte der Pflanzer, indem er mit Jenem langsam weiter schritt; „aber ein Mensch mit einem solchen Wesen kann unmöglich schlecht sein — das ist meine innerste Ueberzeugung. Ihn mag vielleicht ein schweres Leiden betroffen haben, so daß er jetzt Vergessenheit in unsern einsamen Wäldern sucht."

„Ach, das sind schöne Redensarten, die Ihr aus irgend einem empfindsamen Buche gelernt habt!" entgegnete Robertson verdrießlich. „Er sieht aus wie das böse Gewissen — dabei bleib' ich, Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Johnston."

Mit diesen Worten beschleunigte er seine Schritte, und der Letztere folgte ihm, indem er halblaut zwischen den Zähnen murmelte:

„'S ist bei Gott! eine Sünde, einen Menschen seines bleichen, verstörten Gesichtes willen einen Bösewicht zu schelten! Ich will von nun an doppelt freundlich und gefällig gegen den armen alten Mann sein."

Während der Zeit waren Arthur und Hunter voll Begierde, die Ersten auf dem verabredeten Platze zu sein, rasch zu dem jenseitigen Eingange des waldigen Thales geeilt und schritten, scharf umherspähend und von ihren jagdlustigen Hunden gefolgt, in geringer Entfernung von einander durch die dichten Gebüsche, welche den Abhang des Berges bedeckten.

„Horch! Rauschte da nicht etwas durch die Zweige?" sagte Hunter leise.

Beide blieben stehen und lauschten mit angestrengter Aufmerksamkeit in den wildverwachsenen Wald hinein.

„Ja wahrlich! Zur Rechten dort neben der Gruppe von alten Bäumen schwanken die Zweige stark hin und her!" rief Arthur, indem er einige Schritte seitwärts eilte, die Hunde loskoppelte und den Hahn seiner Büchse spannte. „Wir können nicht mehr weit von der Bärenhöhle entfernt sein — nur frisch drauf los! Wenn das Glück uns günstig ist, haben wir die halbe Arbeit gethan, ehe die Andern kommen! schlagt Euch links Hunter — wir wollen den Zottenträger von zwei Seiten angreifen."

Hunter leistete dieser Aufforderung Folge, und gleich darauf verloren Beide einander aus dem Gesicht, unterhielten aber durch fortwährendes Zurufen die Verbindung unter einander.

Plötzlich stürzten Arthurs Hunde mit wildem Gebell in das Dickicht; die Zweige rauschten und knackten, und im nächsten Augenblick kam der Kopf eines mächtigen Bären zum Vorschein. Arthur riß die Doppelbüchse empor und feuerte beide Läufe rasch nach einander ab. Das Thier stürzte getroffen zu Boden, raffte sich aber sofort wieder auf, schlug einen der Hunde nieder und rannte mit einem wilden Schmerzensgeheul auf Arthur los. Da dieser keine Zeit hatte, seine Büchse von Neuem zu laden, so riß er seinen Hirschfänger aus der Scheide und erwartete mit kühnen Muth den Angriff des rasenden Thieres.

Aber die Wucht, womit der Bär auf ihn losstürzte, war so groß, daß die Spitze des Hirschfängers wirkungslos abglitt und Arthur zu Boden geschleudert wurde.

In dieser höchsten Noth krachten plötzlich zwei Schüsse durch den Wald, und mit zerschmettertem Kopf taumelte der Bär einige Schritte zurück und sank todt zu Boden.

Arthur raffte sich empor — vor ihm stand der Jäger Roland.

Anfangs war der Erstere so überrascht und verwirrt, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte; dann aber eilte er rasch auf seinen Retter zu, drückte ihm mit stürmischer Freude die Hand und erschöpfte sich in Danksagungen gegen ihn.

Die Züge des alten Jägers überflog ein schmerzliches Lächeln. Er wehrte den ungestümen Jüngling sanft von sich ab und sagte:

„Macht von dem kleinen Dienst, den ich Euch geleistet, doch nicht so viel Aufhebens! Ich stand gerade droben auf der Bergeshöhe — ich sah Euch in Gefahr — — was war natürlicher, als daß ich die Büchse anlegte und die wilde Bestie niederschoß! Gehabt Euch wohl!“

Mit diesen Worten wollte er rasch wieder davoneilen, allein in demselben Augenblick langten die übrigen Jäger, durch die Schüsse herbeigerufen, auf dem Kampfplatz an. Arthur erzählte ihnen, was geschehen war, ergriff den alten Waidmann bei der Hand und stellte ihn seinen Gefährten als den Retter seines Lebens vor.

Ein lauter Beifallsruf folgte Arthurs Worten, und Alle drängten sich um Roland, drückten ihm die Hand und dankten ihm für die Rettung ihres jungen Freundes. Daß Johnston und Robertson nicht die Letzten waren, welche dem alten Jäger ihre Dankbarkeit zu erkennen gaben, ist leicht zu errathen, und Arthurs Vater machte sich im stillen Vorwürfe, daß er Jenen verdächtigt und beargwohnt hatte.

Da die andern Jäger die Bärenhöhle leer gefunden und nur die Fährte des von Roland getödteten Thieres in dem Thal und dessen Umgebungen entdeckt hatten, so beschloß man von weiterem Jagen abzustehen und im Schatten der riesigen Kastanienbäume ein frugales Waidmannsmahl einzunehmen. Roland machte abermals einen Versuch, sich zu entfernen, ward aber von allen Seiten so bestürmt, zu bleiben, daß er sich endlich dem allgemeinen Wunsche fügte.

Die kleine Gesellschaft lagerte sich im Kreise; die mitgebrachten kalten Speisen und Getränke wurden aus den Jagdtaschen hervorgezogen, und Alle schmausten und zechten auf die ausgestandenen Strapazen nach Herzenslust.

Vater und Sohn waren dem alten Jäger von ganzer Seele dankbar — trotzdem aber vermochten sie sich eines unheimlichen Gefühls nicht zu erwehren, so oft sie denselben anschauten. Wie kam er in dieses abgelegene, wildverwachsene Thal, das nur selten von dem Fuß eines Menschen betreten wurde? Warum suchte er sich mit einer ängstlichen Scheu den Danksagungen für seine rettende That zu entziehen? Weßhalb saß er während der fröhlichen Mahlzeit so still und in sich gekehrt da und erwiderte selbst die freundlichsten Fragen nur mit einigen einsylbigen Worten und mit einer sichtlich verlegen Miene?

Als der erste Hunger gestillt war, wurden die Einzelheiten der heutigen Jagd ausführlich besprochen, und jede Abtheilung erzählte, was ihr unterweges begegnet war. Der Bär war in seinem Lauf durch das Dickicht auch an Johnston und Robertson vorübergestrichen, aber Beide hatten des außerordentlich dichten Gebüsches wegen keinen Schuß thuen können.

„Ich sah den Bären zehn Schritte vor mir durch das Gestrüpp brechen,“ sagte Robertson, „und riß die Büchse empor, blieb aber mit dem Riemen derselben an einem Dornstrauch hängen. Erboßt über dieß fatale Hinderniß, griff ich heftig in die Dornen hinein, so daß ich mir die ganze Hand blutig ritzte. Seht nur, wie sie —“

„Aber was ist das — mein Ring ist ja fort!“ unterbrach er sich hier mit einer halb zornigen und halb schmerzlichen Miene.

„Welcher Ring? Wie sah er aus? Wo habt Ihr ihn verloren? fragten die Pflanzer durcheinander.

Robertson schwieg, gleich als ob er es bereue, seinen Verlust verrathen zu haben; als Johnston und die Pflanzer aber wiederholt in ihn drangen, versetzte er widerstrebend mit finsterm Blick:

„Dieser Ring war das letzte Erinnerungszeichen, das mir von einem längst verlorenen geliebten Wesen übrig blieb und das ich stets an meiner Hand trug, um nie zu vergessen, daß ich noch eine blutige Pflicht zu erfüllen habe!“

„Ihr sprecht in Räthseln, Robertson! Welche Bewandtniß hat es mit dem Ringe? Wir verstehen Euch nicht? Erzählt uns, welche Geschichte sich an das Verlorne knüpft!“ erschallte es aus dem Munde der Pflanzer.

Jener schien mit sich zu kämpfen, ob er die Bitte der Letztern erfüllen solle oder nicht; endlich aber erwiderte er:

„Da die Geschichte des verlornen Ringes vielleicht manche mißfällige Seite meines Charakters erklärt und entschuldigt, so will ich sie Euch mittheilen. Es wird mir das Herz er-

leichtern, wenn ich meinem lang verhaltenen Grimm endlich einmal Luft mache."

Robertson blickte eine Weile sinnend vor sich nieder und begann darauf folgendermaßen:

„Als ich vor dreißig Jahren auf dem Landgute meines Vaters bei Boston lebte und diesen in seinen vielen mühseligen Geschäften unterstützte, lernte ich die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns kennen, welcher mit meinem Vater in einer genauen Handelsverbindung stand. Da ich in Folge derselben fast täglich im Hause Bowers — dies war der Name des Kaufmanns — aus- und einging, so fand ich Gelegenheit, seine einzige Tochter Elisabeth häufig zu sehen und zu sprechen. Als der Erbe eines allgemein geachteten Namens und einer ansehnlichen Besitzung glaubte ich mit Sicherheit darauf rechnen zu dürfen, daß der reiche Handelsherr meine Bewerbung um seine Tochter günstig aufnehmen werde, im Fall diese Herz und Hand noch keinem Andern versprochen habe. So war es denn mein einziges Streben, Elisabeths Gesinnungen gegen mich zu erforschen und ihr zu beweisen, wie glücklich mich ihre Liebe machen werde.

„Mein sehnlichster Wunsch ging in Erfüllung. Elisabeth nahm meine Huldigungen mit der größten Holdseligkeit auf, und als wir eines Abends eine kleine Wasserfahrt auf dem Merrimac machten, fragte ich sie, ob sie des Lebens Freuden und Leiden mit mir theilen wolle. Sie gestand mir, daß sie mich von dem ersten Tage an, wo sie mich gesehen, geliebt habe, und gab mir die Versicherung, daß ihre Eltern mit Freuden ihre Zustimmung zu unserer Verbindung ertheilen würden. Dies war auch der Fall. Der reiche Bower veranstaltete ein glänzendes Fest und stellte mich allen seinen Freunden und Bekannten als den Verlobten seiner Tochter vor.

„Elisabeth und ich verlebten eine Reihe seliger Tage mit einander. Es war mir, als könne mich nun kein Erdenleid mehr treffen, als sei ich einer von den wenigen Sterblichen, denen der Himmel nur Glück und Freude verleiht.

„Einige Wochen vor dem zu unserer Vermählung anberaumten Zeitpunkt empfing mein Vater einen Brief von einem seiner Geschäftsfreunde in Philadelphia, welcher ihn auf das dringendste ersuchte, sobald als möglich einen mit unbeschränkter Vollmacht versehenen Agenten zu ihm zu senden, da sich eine unerwartete Gelegenheit dargeboten habe, ein äußerst vortheilhaftes Geschäft abzuschließen, zu welchem es ihm allein an Mitteln fehle. In der Hoffnung, daß diese Sache in zwei bis drei Wochen abgemacht sein werde, reiste ich mit den nöthigen Papieren versehen nach Philadelphia und erkannte sehr bald, daß meinem Vater ein unberechenbarer Gewinn erwachsen müsse, wofern die ganze Angelegenheit mit Umsicht und Klugheit geleitet werde. Ich ging frisch an's Werk, fand aber mehr Schwierigkeiten, als ich geglaubt hatte. Ich sah mich nicht allein genöthigt, mehrere Reisen nach New-York und Baltimore zu unternehmen, sondern mußte auch meinen Plan, noch vor Beginn des Winters nach Boston zurückzukehren, aufgeben, so schwer es mir auch wurde, denn damit war auch meine Verbindung mit Elisabeth um einige Monate aufgeschoben.

„Ein Vierteljahr mochte ich etwa in Philadelphia verweilt haben, als ich einen Brief von einem meiner vertrauten Freunde aus Boston erhielt, worin dieser mir unter andern Dingen auch Folgendes mit scherzhaftem Tone schrieb:

„Absolvire Deine Geschäfte so bald als möglich, sonst wird Dir Deine Braut gekapert. Ein hübscher junger Mann Namens George Gordon, der Sohn eines reichen Pflanzers aus dem fernen Westen, wie man sagt, kommt fast täglich zu Elisabeths Eltern, und ich glaube bemerkt zu haben, daß Deine Braut ihm gefällt, und daß sie nicht unempfindlich gegen seine Schmeicheleien ist."

„Anfangs lachte ich über den scherzhaften Argwohn meines Freundes, späterhin aber wurmte mich die Sache doch und ich ersuchte den Letztern einen aufmerksamen Beobachter abzugeben und mir Das, was er gehört oder gesehen, offenherzig mitzutheilen.

„Mehr als zwei Monate vergingen, ohne daß mein Freund antwortete. Dagegen empfing ich mehrere Briefe von Elisabeth, in denen ich keine Spur von Kälte oder Gleichgültigkeit entdecken konnte. Ich hielt die Aeußerung Jenes für einen bloßen Scherz oder für ein unbegründetes Gerücht und dachte im Strudel der Geschäfte nicht weiter daran.

„Mein Glück ward nur zu schnell getrübt. Ich erhielt kurz hintereinander zwei Schreiben von meinem Vertrauten, worin er mir auf das dringendste anempfahl, so bald als thunlich nach Boston zurückzukehren, wenn mir an Elisabeths Besitz gelegen sei; George Gordon scheine sich täglich mehr in deren Gunst zu befestigen.

„Auf diese Nachricht hin übertrug ich dem Geschäftsfreunde meines Vaters die Leitung der Angelegenheit, welche mich bis dahin in Philadelphia zurückgehalten hatte, und reiste sogleich nach Boston zurück.

„Als ich daselbst anlangte, fand ich Elisabeths Eltern in großem Jammer — meine Braut war mit dem bildschönen George Gordon heimlich entflohen! Ich war vor Schmerz und Wuth kaum meiner Sinne mächtig und gelobte mit einem schrecklichen Schwur, nicht eher zu ruhen, als bis ich den Nichtswürdigen gefunden und blutige Rache an ihm genommen habe.

Mit der Hast der Verzweiflung forschte ich überall nach der Spur der Entflohenen, aber Niemand vermochte mir genügende Auskunft zu geben. Selbst in Betreff Gordons erhielt ich nur einige höchst unbestimmte Nachrichten. Er war kurz nach meiner Abreise in Boston erschienen, hatte auf einem großen Fuße gelebt und sich Zutritt zu den angesehensten Familien der Stadt verschafft. Ein reicher Handelsherr in New-York hatte ihm einen Empfehlungsbrief an Elisabeths Vater gegeben und in Folge dessen war er von dem Letztern mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Ueber seine Verhältnisse, seine Herkunft und seine Heimath wußte keiner von Denen, mit welchen er in Berührung gekommen war, nur irgend etwas Zuverlässiges mitzutheilen; dem wohlgebildeten, reichen und gewandten jungen Manne hatten alle Thüren und Herzen offen gestanden. Elisabeths Eltern klagten sich eines unverzeihlichen Leichtsinns an, daß sie ihre einzige Tochter nicht treuer behütet, und versicherten, mir und meinem Vater mit heißen Thränen, daß sie nicht die entfernteste Ahnung von einem Verhältnisse zwischen Gordon und Elisabeth gehabt, sonst würden sie dem fremden Abenteurer augenblicklich die Thüre gewiesen haben — aber was konnten mir diese Klagen und Versicherungen helfen? Mein Lebensglück war für immer zerstört.

„Nur ein Trost blieb mir in meiner Verzweiflung: Elisabeth konnte nur durch die raffinirtesten Künste und durch die frevelhaftesten Ränke dahin gebracht worden sein, mir die Treue zu brechen und ihren Eltern solch einen namenlosen Jammer zu bereiten. Derselben Ansicht war auch mein Freund, welcher mich frühzeitig vor dem gefährlichen Nebenbuhler gewarnt hatte. So fiel denn mein ganzer Haß auf den Nichtswürdigen, der so viele Herzen mit tiefem Weh erfüllt und mein schönstes Glück mit Füßen getreten hatte.

„Jahrelang forschte ich vergebens nach der Spur meines Todfeindes — ich konnte mir nicht anders denken, als daß er mit Elisabeth über's Meer nach Europa geflohen sei und dort in irgend einer großen Stadt, von Niemanden gekannt und beachtet, lebe.

„Da langte eines Tages ein anonymer Brief ohne Datum und Absendungsort an, in welchem „ein Unbekannter“ dem Vater Elisabeths deren Tod meldete; sie sei ihren Treubruch bitter bereuend, mit einem Segenswunsch für ihre Eltern und mich gestorben.

„Daß dieser „Unbekannte“ kein Anderer als George Gordon sein könne, erschien mir als gewiß und ich beklagte tief, daß mir der Brief auch nicht den geringsten Anhaltspunkt bot, um den Absender aufzufinden.

„So schmerzlich mich die Kunde von Elisabeths Tode auch traf, so empfand ich doch ein gewisses freudiges Gefühl darüber, daß sie meiner in ihren letzten Augenblicken mit Reue und Liebe gedacht, und meine Vermuthung, daß Gordon alle Schuld trage, ward dadurch zur Gewißheit.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Amerikanische Zeitungsente.) Die Newyorker „Sunday-Times“ läßt sich Folgendes von ihrem Londoner Correspondenten berichten: Der König von Preußen besuchte kürzlich eine bedeutende Nähnadelfabrik seines Königreiches. Unter Anderem zeigte man ihm eine Sorte Nähnadeln, wovon Tausend noch nicht ein Loth wogen; er drückte sein Erstaunen über dieses Fabrikat aus und sagte: „Wie ist es möglich, in so feine Nadeln noch Oehren zu bohren!“ Der betreffende Oehr-Arbeiter erbat sich darauf vom Könige ein Kopfhaar, welches derselbe ihm auch gab. Man brachte dasselbe unter die Bohrmaschine, ließ sie arbeiten, und der geschickte Fabrikant übergab darauf dem Könige das Haar mit einem Oehr, durch welches ein Faden gezogen war! Der König war höchlichst erstaunt darüber. Das heißt travailler pour le roi de Prusse!

(Varinas als Friedenstifter.) Aus Görlitz berichtet der „Anzeiger“: Zwischen zwei jungen Kaufleuten, einem Buchhalter und einem Reisenden, entstand in einer Restauration ein Streit, der zu einer Forderung auf Pistolen führte. Das Duell sollte am 25. Mai in den Anlagen stattfinden, und es fanden sich auch zu diesem Zwecke die Schläger und zwei Sekundanten ein, von welchen einer der Letzteren ein Kästchen mitbrachte, in dem sich die Pistolen befinden sollten. Die Distanzen wurden abgemessen und nach Beendigung aller Förmlichkeiten öffnete man das Kästchen, in welchem sich indeß statt der Pistolen zwei Stücke Varinas Rolltabak vorfanden. Ein allgemeines Gelächter war die Folge dieser Täuschung.

(Eine deutsche Frau), welche in der Nähe von Greeland, Tazewell County, Illinois, wohnt, verheirathete sich kürzlich mit ihrem fünften Mann. Ihr erster Mann lief davon, der zweite erhängte sich, der Dritte erschoß sich und der Vierte ertränkte sich. Wie wird sich wohl der fünfte Mann aus dem Leben schaffen?

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francvnia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 48. Mittwoch den 15. Juni. 1870.

Gartenbeleuchtung.

Es sprach die Lampe zu der Blume:
Bewundere meinen bunten Schein,
Denn alle siehst du mich umstehen,
Indeß du blüh'st und bleibst allein.
Die Blume kämpfte nicht mit Worten,
Sie sprach nicht nein, sie sprach nicht ja;
Jedoch der süßeste der Düfte
Entwallte ihrem Kelche da.
Ein Mädchen wandelte vorüber
Des Rangstreits stille Richterin:
Sie zog die Rose an den Busen,
Sah auf die Lampe flüchtig hin.

J. S.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

Welche Qualen mochte sie vielleicht kurz nach ihrem unüberlegten Schritt bei dem Gedanken an ihre Eltern und an mich, der ich sie so innig geliebt, ausgestanden haben! Mit welcher Sehnsucht hatte sie vielleicht von irgend einem fremden Strande über das weite Meer geschaut, hinter dessen Wogen ihre Heimath lag! Es war mir, als riefe mir eine Stimme zu: „Gram und Reue, Deiner in einer unheilvollen Stunde vergessen zu haben, haben ihr das Herz gebrochen!“ Mir fielen all' die freudenreichen, seligen Tage ein, die ich an Elisabeths Seite verlebt, und die längst begrabene Liebe zu ihr erwachte auf's Neue in meiner Brust. In der ersten Erbitterung und Wuth hatte ich den Ring, den Elisabeth mir als ein Unterpfand der Treue gegeben hohnlachend vom Finger gerissen und in einen Winkel meines Schreibpultes geworfen: — jetzt zog ich ihn hervor und steckte ihn wieder an, damit ich täglich und stündlich daran gemahnt werde, den Mörder Elisabeths aufzusuchen und blutige Rache an ihm zu nehmen.

„Den flehentlichen Bitten meiner Eltern nachgebend, verheirathete ich mich einige Jahre später mit Arthurs Mutter, der Tochter eines benachbarten Grundbesitzers, und lebte so glücklich mit ihr, als es nach dem schweren Mißgeschick, das mich betroffen, möglich war — — der Ring Elisabeths aber kam mir nicht vom Finger — es schmerzt mich tief, daß ich dies letzte Erinnerungszeichen an eine geliebte Todte und den Mahner zur Rache heute verloren habe. „Aber er ist auch verloren,“ schloß Robertson seine Erzählung, „der Durst nach Rache wird nimmer aus meiner Brust verschwinden. Wenn ich den schändlichen Gordon heute fände, ich würde ihn mit Wollust morden können!“

Als Robertson schwieg, herrschte eine Weile tiefe Stille in dem kleinen Kreise; Jeder schien über das soeben Gehörte nachzudenken und Jenen wegen seines abstoßenden, finstern Wesens bei sich zu entschuldigen. Der Jäger Roland aber, welcher während der ganzen Erzählung regungslos dagesessen und, das graue Haupt auf die Hand gestützt, starr gen Osten geschaut hatte, stand schweigend auf und schritt langsam in den leise rauschenden Hochwald hinein; er kam erst wieder zum Vorschein, als die Jagdgesellschaft aufbrach und den Höhen des Connecticut zuwanderte.

Die Ankunft Ellens und ihres Vaters erregte einen großen Jubel in dem stillen Pflanzerhause. Agthur war außer sich vor Freude und erschöpfte sich in Danksagungen gegen die Geliebte, daß sie seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt habe und auf den Gefilden seiner Heimath erschienen sei — er hatte trotz ihres Versprechens im Stillen einige Besorgniß gehegt, daß sie vor den Beschwerden der Reise zurückschrecken werde. Robertson und Harrington hatten sich seit zehn Jahren nicht gesehen; man konnte es auf dem Antlitz Beider lesen, daß ihre Freude, wenngleich nicht so stürmisch als die ihrer Kinder, doch eben so herzlich und innig war. Das blühende Paar glich zwei schlanken jungen Palmen, deren stolze, vom goldnen Frühlingsmorgenschein umspielte Häupter von hohem Bergesgipfel in ein weites, wunderbares Blumenland hineinschauen, während die beiden alten Freunde wie zwei ehrwürdige vom herbstlichen Sonnenstrahl beglänzte Eichen dastanden, welche still und einsam von grüner Bergeshalde in ein halbentlaubtes Thal hinabblicken.

Da die Kriegsgerüchte von Tage zu Tage drohender wurden, so hatte Ellens Vater den Entschluß gefaßt, selbst nach Boston zu reisen, um die wahre Lage der Dinge zu erkunden. Die Gewißheit, ob die nächsten Monate Krieg oder Frieden bringen würden, war ihm bei seinen vielen geschäftlichen Verbindungen mit Bostonern Häusern von unendlichem Werth. So vertraute er denn seine Tochter der Obhut seines alten Freundes und dessen älterer Schwester an, welche sich nach dem Tode von Arthurs Mutter des Hauswesens angenommen hatte, und reiste zwei Tage nach seiner Ankunft mit dem Versprechen ab, Ellen in einigen Wochen abholen zu wollen.

Es kam aber Manches anders, als die beiden Freunde und das glückliche Liebespaar dazumal dachten.

Als Arthur und Ellen an einem der nächsten Abende unter den hohen Kastanienbäumen neben dem Portal saßen und sich einander umschlungen haltend in stillem Entzücken in das sonnenbeglänzte grüne Thal hinabschauten, das sich zu ihren Füßen ausbreitete, kam Bill, den Harrington dort zurückgelassen, mit einer ängstlichen Miene hastig dahergegangen und rief Ellen zu:

„Miß Ellen — der fatale Franzose, der Kapitän Charpentier, welcher im vorigen Winter mehrmals in unserm Hause gewesen ist, ist auch hier!"

„Das ist unmöglich, Bill!" rief das Mädchen, erschrocken aufspringend. „Wie sollte er hierher kommen? Du hast Dich gewiß getäuscht!"

„O, das Gesicht des Kapitäns vergißt man nicht wieder, wenn man's einmal gesehen hat!" entgegnete Jener. „Ich habe den Menschen nie leiden können; seitdem Mister Henry aber erzählt hat, was zwischen ihnen vorgefallen ist, haff' ich ihn wie die Pest!"

„Wo hast Du ihn denn gesehen?" forschte Ellen.

„Als ich heute Nachmittag an Mister Johnstons Hause vorüberritt," erwiderte Bill, „sah ich am Ufer des Flusses zwei Männer mit Büchse und Jagdtasche dahinschlendern, von denen der eine mir bekannt vorkam. Ich glaubte schon, ich habe mich geirrt, allein als ich vorhin neben der Gartenpforte stand, hört' ich mich auf einmal bei Namen rufen. Ich wandte mich um und erblickte den Capitän Charpentier vor mir, welcher mich vertraulich begrüßte und mich fragte, ob mein Herr noch lange hier zu bleiben bedenke; Grobheit ist sonst mein Fehler nicht, aber mit einem Menschen, der meinen jungen Herrn so geflissentlich beleidigt hat, glaubte ich nicht viel Umstände machen zu müssen. Ich wünschte ihm kalt einen guten Abend, drehte ihm den Rücken und ging in's Haus. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn er einer von den Schurken wäre, welche unterwegs auf uns geschossen haben!"

„Wie? Ihr seid unterweges angefallen worden?!" rief Arthur erschrocken. „Wer ist der Kapitän Charpentier und in welcher Beziehung hat er zu Deinem Vater gestanden, Ellen?"

Die Letztere war Anfangs unschlüssig, ob sie ihrem Verlobten das Geschehene mittheilen oder verschweigen solle, da sie sein leicht erregbares Gemüth kannte; als Arthur aber wiederholt in sie drang, erzählte sie ihm Alles, was zwischen ihrem Vater und Bruder und dem Kapitän vorgefallen war, und berichtete dann kurz das Abenteuer, welches sie unterwegs erlebt hatten.

Arthur hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und versank dann in Nachdenken. Ihm fiel die Geschichte von George Gordon und seinem Vater ein, und in seiner Seele stieg die Besorgniß auf: „Will der Kapitän Charpentier vielleicht in meinem Leben dieselbe Rolle spielen wie George Gordon in dem meines Vaters?" Wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, wandte er sich dann zu Ellen und fragte:

„Bist Du denn oft mit dem Kapitän zusammengekommen?"

Ellen schaute den Geliebten verwundert an und versetzte:

„Wär' es nach meinem Sinn gegangen, so würde ich niemals ein Wort mit ihm gesprochen haben; da meine Mutter mir aber gebot, den Kapitän eben so freundlich zu behandeln als alle Uebrigen, die unser Haus besuchten, so fügte ich mich der Nothwendigkeit. Ich habe ihm gewiß keine Veranlassung gegeben, sich um meine Hand zu bewerben."

Arthur erwiderte nichts, sondern blickte wieder gedankenvoll vor sich hin.

„Ich sollte mich eigentlich nicht um das kümmern, was hier im Hause vorgeht," hob Bill wieder an, der bis dahin in ehrerbietigem Schweigen dagestanden; „da ich aber einmal Verdacht geschöpft habe, — so."

Hier stockte er und schaute bald seine junge Herrin und bald Arthur halb verlegen und halb ängstlich an.

„Was hast Du, Bill?" fragte Arthur. „Wir sind Dir sehr dankbar dafür, daß Du so für unser Wohl besorgt bist."

„Als ich gestern Abend zwischen elf und zwölf Uhr noch einmal nach den Pferden sah," begann der Diener, „war es mir, als schliche etwas durch das Gebüsch am Ende des Gartens. In der Meinung, das Wild habe sich aus dem Walde hervorgewagt, begab ich mich wieder in mein Kämmerchen. Droben angelangt, hört' ich abermals ein Geräusch und zwar ganz in der Nähe des Hauses. Ich trat rasch an's Fenster und sah beim schwachen Schein der

Sterne, wie eine große Mannesgestalt leise über den Hof schritt und an eines der Fenster des Erdgeschoßes klopfte. Das kam mir verdächtig vor und ich beschloß, den nächtlichen Wanderer scharf zu beobachten. So viel ich beim Dämmerlicht der Sterne sehen konnte, trug er eine Büchse und eine Jagdtasche — seine Kleidung vermochte ich nicht zu erkennen. Auf sein Klopfen ward das Fenster behutsam geöffnet, eine Gestalt schaute heraus und fragte mit leiser Stimme, wer draußen sei. Der Unbekannte hob die Hand empor, trat hart an das Fenster hinan und flüsterte eine Weile mit der andern Person; ich konnte indessen keine Sylbe verstehen. Um besser zu hören, beugte ich mich aus dem Fenster, warf aber dabei eine Wasserflasche um. Bei diesem Geräusch fuhren Jene auseinander, und der Unbekannte eilte rasch über den Hof in den Garten, in dessen Gebüschen er verschwand."

„Ach, wenn das der Kapitän Charpentier nur nicht gewesen ist!" rief Ellen ängstlich. Der lauert gewiß —."

„Nein, Miß Ellen, der Kapitän ist es nicht gewesen, fiel ihr Bill in die Rede; „der ist um einen ganzen Kopf kleiner."

„Es wird unser alter James mit seiner Frau gewesen sein," meinte Arthur.

„James hat das Haus nach zehn Uhr nicht mehr verlassen, wie er sagt," entgegnete Bill; „er meinte aber, es sei ein alter Jäger Namens Roland gewesen —."

„Roland! und immer Roland!" rief Arthur mit Heftigkeit. „Wie ein gespenstischer Schatten schwebt er stets in meiner und meines Vaters Nähe! Er hat mich aus großer Gefahr errettet — ich verdanke ihm vielleicht mein Leben — — aber ein kalter Schauer überläuft mich, wenn ich ihn sehe oder an ihn denke. Was hat er in dunkler Herbstmitternacht neben unserem Hause zu schaffen? Sind seine Absichten gut und edel, warum kommt er nicht am sonnenhellen Mittage hierher? Und wenn er Böses im Schilde führt und uns haßt, weßhalb hat er mir das Leben gerettet?"

Da Ellen schon Manches von dem alten Jäger gehört, ihn aber noch nicht erblickt hatte, so gab sie Arthur den Wunsch zu erkennen, denselben einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

„Du wirst ihn vielleicht eher sehen, als Dir lieb ist!" entgegnete der Letztere mit umwölkter Stirne. „Gebe Gott, daß er nie anders als ein Schutzgeist in Menschengestalt erscheint!" Dann wandte er sich zu Bill und sagte: „Da Du einmal ein so vortrefflicher Hüter mit scharfem Aug' und Ohr bist, so magst Du in den nächsten Nächten mit dem alten James drunten im Hofe Wache halten, Bill — ich werde Dir Deine Hüterdienste reichlich lohnen. So lange der Kapitän Charpentier in unserer Gegend herumschleicht, dürften dergleichen Vorsichtsmaßregeln eben nicht überflüssig sein."

Bill versprach, sich dem Vertrauen Arthurs würdig zu zeigen und ging mit einigen leisen Flüchen gegen den „lauernden Franzosen" von dannen.

Kaum hatte der Diener sich entfernt, als ein schrecklicher Gedanke Arthurs Seele durchblitzte.

„Wie, wenn der Jäger Roland der Helfershelfer des Kapitäns wäre? Wenn die Kugel, welche des Bären Stirn zerschmetterte, für mein Haupt bestimmt gewesen wäre?"

Je mehr er diesen Gedanken nachhing, desto fester ward die Ueberzeugung bei ihm, daß Roland den Kapitän in seinen Racheplänen unterstütze, und daß der Erstere auf der Bärenjagd nur einen Fehlschuß gethan habe. Warum hätte er sich sonst mit einer ängstlichen Scheu allen Danksagungen für seine edle That entzogen? Die Hast, womit er davon zu eilen suchte, das unheimliche Schweigen während der fröhlichen Mahlzeit nach der Jagd, seine verlegene Miene, seine unruhigen Blicke — Alles bestätigte jene Vermuthung.

Um die Geliebte nicht in Angst zu setzen, verschwieg Arthur diesen Argwohn sorgfältig. Unter dem Vorwande, James in Betreff des nächtlichen Wachtdienstes instruiren zu wollen, führte er Ellen in das Haus und suchte seinen Vater auf, um diesem seine Besorgnisse mitzutheilen. —

Bei dem Pflanzer Johnston pflegten sich an einigen Abenden in der Woche die ihm zunächst wohnenden Jäger und Farmer einzufinden, und über Staatsangelegenheiten, Landwirthschaft, Handel und Jagd zu reden. Auch heute saß der gewöhnliche Kreis wieder beisammen und disputirte über die Frage: Krieg oder Friede? mit ziemlicher Lebhaftigkeit.

(Fortsetzung folgt)

Geschichtliches.

Vor einiger Zeit wurde aufmerksam gemacht auf die Inschriften in der Nähe des oberen Thores. In H. Beck's Chronik der St. Sch. II, 84 heißt es: Im J. 1728 wurde die schöne steinerne Brücke vor dem Oberthore gebaut und erhielt die Inschrift: Aurea pax vigeat etc. D I C Fehr Consul et Aedil. Nach L. Enderlein's Werk: Die Reichsstadt Sch. 1, 64 „fungirten ein Bürgermeister und ein Senator als Amtsträger" des reichsstädtischen Bauamtes. Als solcher liebte Fehr die Verewigungen auf Stein. So ließ er 1726 auf einem vor dem Spital-

thore gesetzten Stein den Reim eingraben: „Nach Ostern war viel Schnee gelegen In Wäldern, Feldern allerwegen ꝛc." Beck II, 57. Im Jahre 1727 wurde das äußere Thor am Gerberstieglein von Stein ausgeführt und erhielt die Inschrift: „Wann Du hier ausgehst oder ein, So leit' Dich Gottes Hand. Gott laß die Reis gesegnet seyn Zu Wasser und zu Land." Nach Beck II, 43 wurden durch Bürgerm. D. Fehr 1732 an der über den Marienbach vor dem Gerberstieglein neugebauten Brücke folgende Verse angebracht: „Der Frost verderbt in diesem Jahr Den lieben Weinstock ganz und gar . . . 2000 Menschen sahe man Aus Salzburg bei uns kommen an." Ein Joh. Mich. Fehr war 1652 Mitgründer des Vereins, aus welchem die Leopold. Carol. Akademie der Naturforscher sich bildete. S. Flora von Schweinfurt S. 8, 11. „Im J. 1680 erschien Tempe Grettstadtiense von Fehr als die älteste Schrift, welche sich mit der Flora unserer Gegend beschäftigt."

Mannigfaltiges.

(Getrocknete Erde als Heilmittel.) Schon seit längerer Zeit hat man in Amerika trockene gesiebte Erde als Desinfektionsmittel bei Aborten in Anwendung gebracht; neuerdings hat ein Dr. Hawson diese desinfizirende Eigenschaft der trockenen Erde zur Heilung bösartiger Wunden mit größtem Erfolge benutzt. Bei einem sehr gefährlichen Bruche wurde die Wunde mit trockener Erde bedeckt, wodurch der Geruch sogleich absorbirt wurde und mit dessen Beseitigung eine schnelle Besserung im Charakter der Wunde eintrat. Ermuthigt durch dieses Resultat, wendete Dr. Hawson dasselbe Mittel mit gleichem Erfolge auch bei ansteckenden Krankheiten an, die mit Geschwüren, Eiterung und Blutzersetzung verbunden sind. So erweist sich die trockene, gesiebte Erde nicht nur für Schuß- und Brandwunden, sondern auch für Krebsübel in ausgezeichneter Weise heilsam, und selbst der Pockenkrankheit hofft man mittels derselben wirksam entgegentreten zu können.

(Stolz lieb' ich den — Berliner.) Ein Preuße und noch dazu ein Berliner hat einen Brief, der aus Versehen auf seinem in Mecklenburg gelegenen Gute angenommen und ihm nach Berlin gesandt worden war, mit folgendem Begleitschreiben an den Verfasser zurückgesendet: „Berlin, den 2. Juni. Aus Versehen ist auf meinem Gute Neuhof einliegender Brief angenommen, gezahlt und mir zugesandt worden, dies würde nicht geschehen sein, wenn ich anwesend war. Wir Preußen sind auch viel zu stolz, Briefe unter falscher Adresse anzunehmen, und Mecklenburger bin ich nicht und werde ich schon gar nicht. Meine Adresse ist, weil ich keine Frau bin — Herr Rentier Louis Eltschig in Berlin, Besitzer und zwar schuldenfreier, des Erbpachtgutes Neuhof. Ich besitze dies Gut käuflich, weil ich es bezahlt habe, wenn ich es auch für die lange Weile kaufte, weil ich recht gut weiß, daß in Mecklenburg nichts zu holen ist, aber so miserabel habe ich es mir nicht vorgestellt, wenigstens doch, daß man sein Geld mit Anstand und Verstand los wird."

(Ein weiblicher Konstabler.) Hays City in Kansas kann sich rühmen, den ersten weiblichen Konstabler in seinen Mauern umherpatrouilliren zu sehen. Besagte Konstablerin soll „von angenehmem Aeußern und liebenswürdigem Charakter sein." Ob die Ehefrauen der glücklichen Stadt wohl noch fernerhin Grund haben werden, über spätes Nachhausekommen ihrer besseren Hälften zu klagen?

(Nach dem Tode eines Kriegsministers) fragte ein Soldat seinen Kameraden: „Weißt Du schon, daß wir einen neuen Minister bekommen haben?" — „So?" erwiederte der Gefragte, „ich dachte, die Wittwe würde das Geschäft fortsetzen."

(Perrücke als Andenken.) Ein Ehemann, wie er von den Frauen nicht besser und treuer gewünscht werden kann, ist vor Kurzem im Alter von zweiundachtzig Jahren in den Batignolles gestorben. Dieser Mann, der zweimal verheirathet war, wollte von jeder seiner Frauen, die das Glück seines Daseins ausgemacht hatten, das Kopfhaar als Andenken zurückbehalten, bevor sie in das Grab gelegt wurden. Als er zum zweiten Male Wittwer geworden war, ließ er sich aus diesen Kopfhaaren eine Perrücke machen. Die beiden Reliquien hatten zwar nicht die nämliche Farbe; das kümmerte ihn nicht. Alle Frauen des Viertels folgten der Bahre dieses Musters ehelicher Liebe und vermißten nur das Eine, daß man vergessen hatte, die historisch gewordene zweifarbige Perrücke auf seinen Sarg zu legen.

In Berlin wurde eine Seejungfer gezeigt. Vor der ausgehängten Abbildung sagte ein Eckensteher zum andern: „Des sind also die Seejungfern! Na, da ist mir 'ne Landjungfer doch noch lieber."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francouia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 49. Samstag den 18. Juni. 1870.

Begräbniß im Walde.

Man fand im Walde liegen
Todt einen fremden Mann;
Er war durch's Herz geschossen —
Wer weiß, wer Schuld daran?

Man hat ihn auch verscharret
Den Armen gleich zur Stell;
Ein steinern bemoostes Kreuzlein
Bezeichnet die traurige Stell.

Kein Mütterlein rang die Hände,
Kein Freund begleitet die Bahr,
Keine Schwester vergoß eine Thräne,
Kein Liebchen zerraufte das Haar.

Da hat die Wolke geweinet
Auf das vergessene Grab,
Walgvöglein haben gesungen
Gar schönen Todtenchoral.

Der Frühling hat Blumen gepflanzet
Gar duftig und farbig darauf;
Ein Vogel ließ fallen ein Körnlein
Da wuchs ein Bäumlein daraus.

Damit nicht unbetrauert
Das Grab sei im Waldesgrund
Von dem armen vergessenen Manne
Mit seiner Herzenswund.

Armin Werherr.

•

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

Ihr Gespräch ward endlich durch den Eintritt Richard Hunters unterbrochen, welchem der Kapitän Charpentier und dessen Freund Gautier auf dem Fuße folgten. Hunter stellte die Letztern seinen Nachbarn als zwei leidenschaftliche Jagdliebhaber vor, welche einige Tage das wildreiche Thal des Connecticut durchstreifen wollten, und fragte Johnston, ob es nicht möglich sey, demnächst wieder eine Jagdpartie zu veranstalten.

Dieser unterstützte den Vorschlag mit großem Nachdruck, und bald entspann sich eine laute Discussion darüber, ob man eine Bären- oder eine Fuchsjagd anstellen solle.

Eben hatte man sich dahin vereinigt, daß man erst eine Fuchsjagd und später eine Bärenhetze veranstalten wolle, als sich die Thüre aufthat und der Jäger Roland hereintrat. Er begrüßte die Anwesenden mit einem halblauten: „Guten Abend!" reichte Johnston die Hand und setzte sich dann in einen Winkel des geräumigen, nur von einer kleinen Lampe erhellten Zimmers auf einen niedrigen Sessel, stützte den Kopf in die Hand und schaute gedankenvoll vor sich nieder.

Da Alle sein menschenscheues Wesen kannten, so kümmerten sie sich nicht weiter um ihn und setzten ihre Unterhaltung fort, an welcher der Kapitän, der ziemlich fertig englisch sprach, lebhaften Antheil nahm. Sein Begleiter dagegen konnte sich nur mit Mühe in der fremden Zunge ausdrücken und wandte sich häufig mit leisen Fragen an den Kapitän.

Nachdem dieser sich nach allen umwohnenden Pflanzern, Jägern und Farmern erkundigt hatte, fragte er mit anscheinend gleichgültiger Miene nach Robertsons Verhältnissen, Charakter, Alter u. dgl., worauf Johnston ihm ausführlichen Bescheid gab.

„Versteht denn Niemand von den Anwesenden das Französische?" fragte der Kapitän. „Mein Begleiter möchte gern während unseres Aufenthaltes in dieser Gegend einen Brief an einen seiner englischen Freunde schreiben; er selbst ist der englischen Sprache fast gar nicht kundig, und ich habe dieselbe nur aus dem Umgang mit Amerikanern und Engländern erlernt, so daß mir die Orthographie völlig fremd ist. Es ist meinem Begleiter aber sehr daran gelegen, daß der Brief einigermaßen richtig aus dem Französischen ins Englische übersetzt wird."

Johnston schaute sich rasch in dem kleinen Kreise um und versetzte dann.

„Nein, hier ist Niemand, welcher des Französischen mächtig ist; ich bezweifle auch, daß außer Robertson und seinem Sohne irgend einer meiner Nachbarn diese Sprache versteht. Demnach rathe ich Euch, morgen zum Landsitz des-

selben hinüber zu gehen, und Euer Anliegen vorzubringen. — Ihr werdet gewiß auf das freundlichste aufgenommen werden.

Nach diesen Worten redeten der Kapitän und sein Begleiter eine Weile in ihrer Muttersprache miteinander — es war als ob sie berathschlagten, was sie thun sollten.

Während ihrer Unterhaltung, welche sie mit lauter Stimme führten, erhob der alte Jäger Roland plötzlich sein Haupt empor, schaute die beiden Franzosen regungslos an und hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Dann nahm er seine vorige sinnende Stellung wieder an und schien sich um das Treiben der ganzen Gesellschaft nicht zu kümmern.

Nachdem die Jagdlustigen übereingekommen waren sich an einem der nächsten Abende weiter über die projectirten Partien zu besprechen, brachen sie auf und wanderten ihren einsamen Wohnsitzen zu. Der Kapitän und sein Begleiter gingen mit Hunter in dessen Haus, wo sie gastfreie Aufnahme gefunden hatten.

Der Jäger Roland wechselte noch einige Worte mit Johnston und schritt dann ebenfalls seiner kleinen Hütte am Rande des dunklen Waldes zu. —

Um dieselbe Zeit traten zwei bis an die Zähne bewaffnete Gestalten aus Robertsons Hause und faßten in einem Winkel des Hofes Posto. Es waren Bill und James, der grauköpfige Diener Robertsons, der schon mehr als zwanzig Jahre dessen Brod gegessen hatte und für ihn durch Feuer und Wasser gegangen wäre. Bill hatte seinem Wachtgenossen ein eben nicht schmeichelhaftes Bild von dem Kapitän und dessen Charakter entworfen, und war dabei so in Hitze gerathen, daß er von nichts als Hängen, Köpfen, Spießen und Füsiliren sprach. James, sonst ein friedliebender, drolliger Kauz, war durch die mordgierigen Reden seines Mithuters ebenfalls in eine rauflustige Stimmung versetzt worden und spähte mit seinen kleinen grauen Augen scharf durch das Dunkel, ob sich nicht bald irgend eine verdächtige Gestalt zeige, welche er über den Haufen schießen könne.

Hätte Jemand die beiden eifrigen Wächter mit ihren Büchsen, Pistolen und Hirschfängern und ihren grimmigen Mienen am hellen Tage in dem abgelegenen Winkel des Hauses auf und niederwandern sehen, er würde sich eines lauten Lachens nicht haben entwehren können.

Nachdem sie etwa eine Stunde „in möglichster Stille" ihren Wachtdienst versehen hatten, ohne daß etwas Verdächtiges zum Vorschein gekommen war, meinte James mit einem leisen Gähnen!

„Man sagt, daß der Schlaf vor Mitternacht am meisten stärkt."

„Hm! möglich ist's," entgegnete Bill, „obwohl ich nicht recht einsehe, weßhalb der Mensch nicht eben so gut am Tage —"

„Horch, regt sich da nicht etwas neben dem Hause?" unterbrach ihn James mit gedämpfter Stimme, indem er den Hahn seiner Büchse spannte.

Bill lauschte und spähte eine Weile scharf nach dem von Jenem bezeichneten Punkt hinüber und brüllte dann aus Leibeskräften:

„Werda?! Werda?! Steh', Teufel, oder ich jage Dir zwei blaue Bohnen durch den Schädel!"

Keine Antwort.

Siehst Du denn etwas, Bill?" fragte James.

„Bist Du denn blind?!" gab Bill zurück. „Krabbelt dort nicht etwas Schwarzes unter dem Fenster — eine lange unheimliche Gestalt?

„Ja wahrlich!" rief James. „Noch einmal Werda gerufen, und wenn der Schurke dann nicht antwortet, so bekommt er eine volle Salve."

„Werda?! Werda?! donnerte es abermals durch die Nacht.

Alles blieb still. Der lange schwarze Gegenstand am Fenster aber regte sich nicht von der Stelle.

Da riß den beiden Wächtern die Geduld. Sie legten an und gaben dem „Schwarzen" eine solche Salve, daß die Fenster klirrten. Dann lief Bill rasch in eines der Nebengebäude, schlug Feuer und zündete eine Laterne an, um zu untersuchen, wem sie das Lebenslicht ausgeblasen hatten.

Mit triumphirender Miene eilten sie auf die dunkle Gestalt zu, schauten sich aber mit einem unbeschreiblich verdutzten und ärgerlichen Gesicht an, als sie dieselbe beleuchtet hatten: — ihre Kugeln hatten einen alten Mantel Robertsons durchbohrt, welcher am Nachmittage zum Trocknen dorthin gehängt worden war.

„Da haben wir uns arg blamirt," flüsterte James.

„Vielleicht hat Niemand im Hause die Schüsse gehört," meinte Bill kleinlaut. „Die Schlafzimmer Deiner Herrschaft und Miß Ellens sind ja sämmtlich auf der andern Seite."

„Gott steh' uns bei — da kommt die alte Mary schon mit einem Licht die Treppe herunter!" sagte James. „Laß uns nur tapfer lügen, vielleicht beißen wir uns durch!"

Die alte Mary, eine Art Haushälterin, zitterte an allen Gliedern und fragte mit fast tonloser Stimme, was denn die Schüsse für eine Bedeutung gehabt hätten, und ob Jemand in's Haus habe einbrechen wollen.

„Schläft die Herrschaft?" fragte James mit gespannter Erwartung.

„Außer der Betty und mir hat Niemand etwas gehört," entgegnete Mary, welche sich in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung befand.

„Aber so sprecht doch!“ fuhr sie dann mit steigender Angst fort, „hat sich ein Unglück ereignet? Ihr seht so verlegen und bedrückt aus.“

„Es freut mich, daß die Herrschaft nichts gehört,“ versetzte James. „Geh' nur ruhig wieder in Dein Kämmerlein, Mary — dem Bill ist unversehens das Gewehr losgegangen und die Kugel ist in den alten Mantel meines Herrn gefahren, der dort hängt. Wenn Du reinen Mund hälst, bekommst Du ein feines seidenes Tuch von mir.“

„Und von mir eine funkelneue englische Krone!“ fügte Bill noch hinzu, dem sein Gewissen sagte, daß er eigentlich der Urheber der lächerlichen Attaque gewesen sei.

Mary, welche sich mehr über die Gewißheit, daß kein Unglück geschehen, als über die ihr verheißenen Geschenke zu freuen schien, schlich sich leise wieder ins Haus und auf ihr Kämmerlein, und die beiden Wächter begaben sich ziemlich kleinlaut wieder auf ihren Posten, auf welchem sie bis zum Anbruch des Tages ausharrten, ohne daß etwas wirklich „Verdächtiges“ zum Vorschein kam. Dieser komische Vorfall war das Vorspiel zu einer sehr ernsten Begebenheit.

5.

Als Robertson, Ellen und Arthur am Morgen des folgenden Tages fröhlich plaudernd vor der Thüre in dem duftdurchwebten zierlichen Garten saßen, in welchem eine Fülle prächtiger Herbstblumen blühte, kamen zwei Männer in Jagdkleidung vom Ufer des Flusses daher und schritten auf Robertsons Landsitz zu.

„Gerechter Gott! dort kommt der Kapitän Charpentier!“ rief Ellen, indem sie erbleichend aufsprang, und sich wie eine schutzsuchende Taube an Arthur anschmiegte.

Dieser suchte sie zu beruhigen und bat sie, sich in das Haus zu begeben und sich nicht eher wieder sehen zu lassen, als bis der Kapitän Charpentier gegangen sey.

„Sein Besuch soll nicht allzulange dauern,“ sagte er, sie bis zur Hausthür geleitend; wir werden schon mit ihm fertig werden.“

Ellen flehte Arthur auf das inständigste an, sich nicht von seinem Zorn hinreißen zu lassen, und eilte in eines der auf den Garten gehenden Zimmer, um von hier aus ungesehen den ganzen Verlauf des Gesprächs zu verfolgen.

Sie war kaum verschwunden, als der Kapitän mit seinem Freunde auch schon in den Garten trat. Mit einem geckenhaften Anstande schritt er auf Vater und Sohn zu, stellte denselben sich und seinen Begleiter vor und sagte mit widerlich freundlicher Miene und affektirtem, salbungsreichem Tone:

„Als zwei arme Fremdlinge im Lande Egypten erscheinen wir hier vor Euch und bitten Euch demüthiglich unserm Doppelanliegen ein geneigtes Ohr leihen zu wollen.“

„Macht es kurz, Herr Kapitän,“ erwiderte Robertson kalt, „ich liebe die Umschweife nicht. Können wir Euch einen Dienst leisten, so werden wir es thun, ohne uns lange bitten zu lassen. Was wünscht Ihr?“

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

(Wie ißt man Krebse? Die Monate ohne r sind wieder eingetreten; wir sind in das Zeichen des Krebses eingetreten, das Krebsessen hat bereits angefangen: wem gelüstet es nicht, daran Theil zu nehmen? Und doch verstehen gar viele Menschen das Krebsessen im Grunde gar nicht. Einsender dieses hat oft schon gebildete Frauen und tüchtige Köchinnen gefragt, wo z. B. der Magen des Krebses zu finden sei? Sie konnten darauf keine Antwort geben. Wer aber dies nicht weiß, läuft Gefahr, wenn er Krebse verspeist, die ekelhaftesten Dinge mit zu genießen; denn die Nahrung des Krebses besteht zumeist aus solchen, und auf Aas fällt er mit wahrem Heißhunger. — Erlauben Sie deshalb, wenigstens theilweise, gütige Leserinnen, auf welche das Obige Anwendung findet, daß ich Ihnen hierinnen einige Winke gebe. Also — wo ist der Magen des Krebses zu finden? Antwort: im Kopf des Thieres. Da liegt er als ein Sack, der den ganzen Kopf ausfüllt und von diesem läuft der Darm aus, welcher durch den Mittelkörper und sodann durch den ganzen Schwanz bis zur Mittelflosse des letzteren durchläuft. Es ist nun die Aufgabe, will man Krebse genießen, den Magen mit dem Darm, ohne daß dieser seinen Inhalt ausgießt, zu beseitigen. Das kann nur geschehen, wenn zuvor die Krebse erst gesotten werden. Dann nämlich nimmt man den Kopf des Thieres in die linke und den Schwanz in die rechte Hand und bricht — beide Hände zusammenziehend den Mittelkörper aus seinem Panzer, mit einem Messer aber hebt man vom Schwanz die einzelnen Schienen ab. Bisweilen bleibt der Magen im Kopf zurück, öfters aber zieht er sich mit heraus und bleibt am Vorderkörper hängen. Mit Vorsicht gehe man nun um, ihn nicht zu zerreißen und suche nach dem Darm, welcher, ist der Krebs gesotten, schwarz aussieht und sogleich auf der Rückenfläche liegt. Mit dem Messer hebt man etwas Fleisch

an der obern Seite des Mittelkörpers und des Schwanzes ab, da ist der Darm leicht herauszunehmen. — Jetzt erst nach Beseitigung des Darmes und Magens, bietet sich uns das kräftige, wohlschmeckende Fleisch zum appetitlichen Genusse dar. Wer's so gemacht, wird eine volle Befriedigung finden. — Auch um Krebssuppe zu bereiten, muß also verfahren, d. i. Magen und Darm erst gesondert werden. Außerdem genießt man mit, was das Thier in Magen und Darm gesammelt hat, das ist ekelhafte Brühe! — Daraus läßt sich auch bemessen, was geschieht, wenn lebende Krebse im Mörser gestampft oder in barbarischer Weise lebenden Krebsen die Mittelflossen, woran der Darm hängt, ausgerissen werden, um Krebssuppe zu kochen. Der größten Unreinlichkeit wird Thür und Angel aufgethan! —

(Eine Lumpensammlerin aus Liebhaberei.) Auf dem Universitätsplatze in Pest und überhaupt an solchen Orten, wo mehrere Plakate zu sehen sind, pflegt jeden Nachmittag eine ältliche Frau zu erscheinen. Ihr gebeugter Körper, ihr graues Haar verrathen, daß sie den Mittag ihres Lebens, bereits um ein Bedeutendes überschritten habe; hiefür spricht auch der schwarze abgetragene Anzug, auf welchen sie wenig Sorgfalt verwendet. Die ältliche Frau macht mit langsamen Schritten ihren gewohnten Rundgang, wobei sie vorsichtig und spähend um sich blickt. Der größte Theil der Passanten geht gleichgiltig an ihr vorüber, allein Diejenigen, welche einige Aufmerksamkeit auf sie verwenden, können bemerken, daß die alte Frau sich öfter bückt und sorgfältig die umhergestreuten Papierstückchen zusammenliest. An den Straßenecken pflegt sie am längsten zu verweilen. Sie liest jedes Plakat und läßt diejenigen, welche älteren Datums sind, in ihre Tasche gleiten. Im „Athenäum" kennt man die ältliche Dame bereits sehr gut und sammelt für sie zuvorkommend die unbrauchbaren schlechten Papiere. Regelmäßig um 5 Uhr Nachmittags pflegt sie an der Thüre der Druckerei zu erscheinen, wo man schon ihre Ankunft erwartet. Mit einemmale liegt das Papier in ganzen Mengen vor ihren Füßen und dann hat sie eine herrliche Beute. An ihrem ernsten Gesichte glätten sich die Falten und manchmal lächelt sie auch, nur aber ist dieses Lächeln ein sehr saures. Viele halten die Frau für geistesschwach wegen ihrer absonderlichen Leidenschaft, während sich die Sache gerade entgegengesetzt verhält. Die alte Frau weiß sehr gut, was sie thut, denn diese Leidenschaft bildet ihren Lebenserwerb. Das gesammelte Papier verkauft sie nämlich um 4 fl. per Centner. Und veranlaßt sie vielleicht das Elend zum Betriebe dieses elenden Erwerbes? Keineswegs. Die Frau hat in der Grünbaumgasse ein einstöckiges Wohnhaus im Werthe von etwa 60,000 Gulden, das bei den gegenwärtig hohen Miethpreisen ein reiches Erträgniß abwirft. Allein die Frau, wiewohl sie weder eine Familie noch eine Verwandte hat und auf der Welt ganz allein steht, macht Sommer und Winter täglich ihren gewohnten Gang und sammelt das schlechte, zerlumpte Papier.

(Gute Gehalte.) In der Stadt Newyork gibt es wenigstens zwanzig Aemter, die ein höheres Einkommen als das des Präsidenten der Vereinigten Staaten gewähren. So bezieht der Corporationsanwalt ein jährliches Einkommen von 50—75,000 Doll., das Sheriffsamt bringt 50—100,000 Doll., ein, das eines Straßenkommissärs 50,000 Doll., das des Registrators 50—75,000 Doll. das des Countyclerks 40—50,000 Doll., das des Stadtcontroleurs 50—100,000 Doll., das des Surogate Richters 20—30,000 Dollars u. s. w.

— Saphir, ebenso häßlich als witzig, fuhr auf der Post mit zwei Männern, die Witze über seine Nase ꝛc machten. Saphir machte sein dümmstes Gesicht und schwieg. Wer sind Sie? fragten die Herren. — Ich bin Literat und heiße Saphir; und mit wem habe ich die Ehre zu reisen? — Wir gehören zur Gesellschaft Jesu. Zu welcher? zur ersten oder zur letzten? — Die Jesuiten stutzten und fragten: wie meinen Sie das? — Nun, das ist doch einfach, die erste Gesellschaft Jesu waren Ochsen und Esel, denn er wurde in einem Stalle geboren; die letzte Gesellschaft waren zwei Spitzbuben, die mit ihm gekreuzigt wurden. Nun frage ich nur, zu welcher Gesellschaft gehören Sie?

(Eine arme Wittwe) in Dedham (Amerika) war wegen Verkaufs von spirituosen Getränken angeklagt. Statt sich einen Vertheidiger zu nehmen, brachte sie ihre fünf kleinen Kinder in den Gerichtssaal. Sie wurde ungestraft entlassen.

(Gute Antwort.) „Sie können nicht leugnen," sagte neulich ein Minister zu Gambetta, daß wir im constitutionellen Leben sind." — „Gewiß," antwortete der Deputirte von Marseille, „aber wie der Teufel im Evangelium."

(Bärtige Damen.) Die „Vossische Zeitung" vom 8. Juni enthält folgendes Inserat: Gesucht ein tüchtiger Friseurgehülfe sofort, der Damen frisiren und rasiren kann bei Alexandre, Coiffeur in Hamburg."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 50. Samstag den 22. Juni. 1870.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

„Da Mister Johnston, ein sehr artiger Mann uns gesagt hat, daß unter Eurem Dache die theuern Klänge unserer Muttersprache keine unverständlichen Laute seien," fuhr Charpentier in derselben affektirten Weise fort, „so möchte mein Freund hier, welcher des Englischen noch unkundiger ist, als ich, Euch unterthänigst bitten, ob ihr ihm diese wenigen, in französischer Sprache geschriebenen Zeilen in gutes Englisch übertragen wolltet — Ihr würdet uns dadurch unendlich verbinden."

Während der Kapitän so sprach, schaute sein Begleiter mit spähenden Blicken überall umher und schien ein besonderes Wohlgefallen an der Architektur des Hauses zu finden, dessen Proportionen er scharf in's Auge faßte.

„Das ist eine Gefälligkeit, die nicht der Rede werth ist," versetzte Arthur, indem er das Papier, welches ihm der Kapitän hingereicht, überflog. In fünf Minuten ist die Sache abgemacht.

Damit schritt er in das Haus und ging in sein Zimmer, um das kleine Briefchen in das Englische zu übertragen.

Und Euer zweites Anliegen?" fragte Robertson mit derselben Kälte.

Der Kapitän räusperte sich, nahm noch eine widerlichere Miene an als zuvor und entgegnete:

„Da Mister Johnston, ein außerordentlich lieber Mann" — auf diese Worte legte er einen besonderen Nachdruck — „uns außer manchen andern preiswürdigen Dingen auch gesagt hat, daß Ihr und Euer Sohn zwei gewaltige Jäger vor dem Herrn seid, so wage ich die gehorsamste Bitte an Euch zu richten, ob Ihr uns erlauben wollt, Euch an einem der nächsten Tage auf Euren Jagdwanderungen zu begleiten — wir Beide lieben das edle Waldwerk leidenschaftlich," setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

Während dieser Worte fuhr des Kapitäns Freund fort, die architektonischen Verhältnisse des Hauses zu studiren.

„Wir haben erst vor Kurzem eine große Bärenjagd angestellt," erwiderte Robertson, „und haben jetzt zu viele Geschäfte, als daß wir in den Wäldern umherstreifen können.

„So werdet Ihr auch nicht an der Fuchsjagd Theil nehmen, welche Mister Hunter und Mister Johnston morgen oder übermorgen veranstalten wollen?" fragte der Kapitän.

„Nein," antwortete Robertson trocken.

In diesem Augenblick trat Arthur, welcher die letzte Frage des Kapitäns gehört hatte, wieder aus dem Hause, reichte Charpentiers Begleiter die Uebertragung seines Briefes und wandte sich dann mit forschendem Blick an den Erstern:

„Ist Euch vielleicht ein gewisser Roland, ein alter Jäger, bekannt, welcher sich seit einiger Zeit hier aufhält, Herr Kapitän?"

„Ich habe leider nicht die Ehre, denselben zu kennen," versetzte dieser, ohne die geringste Verlegenheit blicken zu lassen. „Ist aber Mister Roland ein Liebhaber von der Bärenjagd, so würdet Ihr mich sehr verbinden, wenn Ihr mich mit ihm bekannt machen wolltet."

Die völlige Unbefangenheit, womit der Kapitän diese Worte sagte, machte Arthur in seinem Glauben, daß Charpentier und Roland einen gemeinsamen Racheplan gegen ihn und Ellen ausführen wollten, einigermaßen irre und er versetzte kalt:

„Ja, das werd' ich thun. Mit Mister Roland werdet Ihr tagelang im Wald herumziehen können — wir haben jetzt keine Zeit dazu."

Der Kapitän bemühte sich noch einige Male, mit Vater und Sohn ein Gespräch anzuknüpfen, allein Beide waren so einsylbig und kalt, daß er sich genöthigt sah, der peinlichen Unterhaltung ein Ende zu machen, zumal da sein Freund inzwischen auch seine architektonischen Studien beendet zu haben schien.

„Gott sei Dank, daß die widerlichen Subjekte fort sind!" rief Arthur, nachdem die beiden Franzosen sich verabschiedet hatten. „Die Erde brannte mir unter den Füßen, so lange ich das elende Geschwätz anhören mußte!"

Ellen war indessen auch wieder zum Vorschein gekommen, vermochte aber die Freude Arthurs, den Kapitän so leichten Kaufs los geworden zu sein, nicht zu theilen und bat Robert-

son und Arthur inständigst, wohl auf ihrer Hut zu sein — der Heimtückische habe den weiten Weg sicherlich nicht umsonst gemacht.

„Der Kapitän ist ein unausstehlicher Geck, ein Narr, der mit schönen Redensarten um sich wirft — und ein Narr ist nicht besonders gefährlich," meinte Robertson.

„O, Ihr kennt ihn nicht!" versetzte Ellen. „Sein geziertes Wesen ist nur die Maske, welche seine Falschheit, Tücke und Rachgier verdecken soll. Um seinen Zweck zu erreichen, ist ihm jedes Mittel recht."

Arthur schien halb und halb der Meinung seines Vaters zu sein, versprach der Geliebten jedoch, den Kapitän scharf zu beobachten und bei Hunter über sein Treiben nähere Erkundigung einzuziehen.

Um Ellen zu beruhigen, mußten Bill und James beim Einbruch der Nacht wieder auf Wache ziehen. Robertson, welcher die komische Geschichte mit dem Mantel in einem kurzen Verhör durch verschiedene Kreuz- und Querfragen herausgebracht hatte, da die alte Mary trotz der ihr verheißenen Geschenke nicht im Stande gewesen war, reinen Mund zu halten, empfahl den beiden hitzigen Hütern mehr Vorsicht und rieth ihnen, in zweifelhaften Fällen lieber erst eine „Hirschfänger-Attaque" zu machen, als gleich drauf los feuern.

Bill und James hatten sich dießmal der kühlen Nacht wegen durch den Genuß einer ziemlichen Portion gebrannten Wassers mit einem hinreichenden Vorrath von Wärme versehen und waren auch noch so vorsichtig gewesen, eine ansehnliche Flasche mit stärkendem Getränk in den „Wachtwinkel" zu stellen, damit sie den Kampf mit der Kälte siegreich bestehen könnten.

„Ich hätte nicht übel Lust, der alten Plaudertasche Mary eine Elster zum Andenken an ihre Wortbrüchigkeit zu schenken," sagte James, indem er einen grimmigen Blick zur Dachkammer emporsandte, wo Jene sanft schlummerte.

„Wäre sie heute nicht gar so liebenswürdig gegen mich gewesen," versetzte Bill, verstohlen nach der vollen Flasche im Wachtwinkel schauend, „ich würde ihr tüchtig den Text gelesen haben.

„Wir sind eigentlich aber auch gar zu hitzig im Angriff gewesen," meinte James.

„Ich werde mich nicht wieder so blamiren," brummte Bill.

„'S ist heute aber ruchlos kühl!" bemerkte James, indem er um die Flasche herumwandelte, wie ein Habicht eine fette Taube umkreist.

„Das ist ein wahres Wort," erwiderte Bill. „Ich denke, wir heizen ein wenig ein."

Mit diesen Worten packte er die Flasche, that einen tüchtigen Zug und reichte sie dann James, welcher ihr ebenfalls redlich zusprach.

„Horch! raschelt da nicht etwas im Garten?" flüsterte der Letztere, den Wärmeapparat wieder in den Winkel stellend.

„Laß es rascheln," versetzte Bill mit unnachahmlicher Grandezza. „Wir haben uns nur um menschliche Wesen zu kümmern, die hier über den Hof streichen. Wenn wir jeder Eidechse, jedem Marder und jedem Fuchse nachlaufen wollen, da hätten wir viel zu thun!"

„Es kommt mir aber wirklich so vor, als ob ich leise Schritte im Garten hörte!" entgegnete James, in die Nacht hineinhorchend.

„Als ob ein Fuchs nicht auch Beine hätte!" bemerkte Bill, indem er sich auf ein leeres Faß setzte und seinen Kopf an die Mauer des Nebengebäudes lehnte.

„Wollen wir denn nicht einmal eine kleine Recognoscirung anstellen? fragte James.

„Wir können von hier aus ganz vortrefflich sehen — ganz vortrefflich," versetzte Jener, dessen Augenlider anfingen schwer zu werden. „Laß uns noch einmal einen kleinen Zug thun, dann wollen wir tüchtig — tüchtig wachen."

James fand den Vorschlag nicht übel, setzte sich mehrere Sekunden mit der Flasche in Verbindung und reichte dieselbe seinem Gefährten, welcher trotz seiner Müdigkeit eine erstaunliche Quantität des edlen Getränkes in der kürzesten Zeit vertilgte.

„Hörst Du noch etwas, James?" fragte Bill, sein nickendes Haupt wieder gegen die Mauer lehnend.

James horchte eine Weile auf und erwiderte dann:

„Nein, — es ist Alles still; es wird wohl ein Fuchs gewesen sein."

Damit nahm er neben Bill auf einem Holzhaufen Platz, legte seine Büchse vor sich nieder und ermahnte den Ersteren, „tüchtig zu wachen" — er sei ein wenig schläfrig.

Bill murmelte im Traum etwas von Eidechsen, Manteln, vollen Flaschen und Fuchsbeinen — und einige Minuten darauf herrschte tiefe Stille im „Wachtwinkel."

Während dieser Hüter Gespräche hatten sich zwei Männer leise durch den Garten geschlichen, waren rings um das Haus gegangen und hatten hinter einem kleinen Gebüsch auf der Seite des Gebäudes Posto gefaßt, welche von dem „Wachtwinkel" aus nicht zu sehen war.

Nachdem Beide sich vergewissert, daß Alles still im Hause sei und daß die Hunde ihr Vorüberschleichen am Nebengebäude nicht bemerkt haben, begannen sie leise mit einander zu flüstern.

„Welches ist das Fenster von Ellens Zimmer?" fragte der Eine.

„Das dritte, von der Ecke links an gerechnet," erwiderte der Andre.

„Bist Du Deiner Sache auch gewiß?"

„Ganz gewiß — ein Diener Johnstons, welcher die Räumlichkeiten hier genau kennt, hat es mir verrathen."

„Nun dann hole rasch die Leiter herbei, welche Du heute Morgen in einem Winkel des Gartens entdeckt hast," gebot der Erste, indem er ein Brecheisen, eine Feile und mehrere derartige Instrumente aus der Tasche zog.

Der Andre eilte fort und kehrte nach wenigen Minuten mit der Leiter zurück, welche er behutsam an die Mauer des Hauses ansetzte.

„Sind die Hespen der Fenster mit Nägeln oder mit Schrauben befestigt?" forschte der Erste.

„Es schienen mir Nägel zu sein —. Aber horch! glitt da nicht eben ein dunkler Schatten an der Mauer vorüber?"

„Ach, Possen! Der Wind bewegt die Zweige der Bäume! Wer wird denn hier bei Nacht durch den Garten laufen! — Sei nur kein Hase; wenn der Streich gelingt, bekommst Du die Summe, die ich Dir versprochen habe — und gelingen muß er, wofern Du mich gehörig unterstützest."

(Fortsetzung folgt)

Heß, laß dich köpfen.

Prof. Karl Vogt erzählt in der „N. fr. Pr." folgende tragiburleske Erinnerung aus seiner Jugendzeit, die als Beitrag zu den Abschreckungstheorien gelten kann:

Der alte Großherzog von Hessen, Ludwig I., der auf der hohen Säule in Darmstadt steht und gebückten Hauptes auf das Gewimmel der Haupt- und Residenzstadt herabsieht, ließ sehr viel köpfen, und besonders gern in meiner Vaterstadt Gießen, zu deren Gerichtsbezirk das sogenannte Hinterland gehörte, welches jetzt an Preußen abgetreten worden ist, früher aber nebst dem Vogelsberge einen Hauptschlupfwinkel für allerlei in den Zwanziger-Jahren umherstreifendes Gesindel bot, dessen Verwilderungen aus den Kriegszeiten hergeleitet wurde. Noch ganz dunkel erinnere ich mich einer ganzen Familie, eines alten Schäfers mit zwei Söhnen und zwei Neffen, die an einem Tage „abgethan" wurden. Sie hatten in einer wilden Schlucht in der Subach zwischen Gießen und Gladenbach den Postkarren überfallen, der vierteljährlich die Steuererträgnisse aus dem Hinterlande nach Gießen brachte, den Postillon und den Gendarmen, der den Karren begleitete, geknebelt und das Geld größtentheils in der Nähe vergraben, so daß es später wiedergefunden wurde. Blut war bei dem Angriffe nicht geflossen — die Familie aber wurde geköpft, und zwar mit ausnehmender Geschicklichkeit von dem Scharfrichter Hofmann von Frankfurt, der weit und breit in der Gegend berühmt war. Hofmann hatte Medizin studirt, duzte sich mit meinem Vater, den er jedesmal besuchte, wenn er „Geschäfte halber" nach Gießen kam, und war überhaupt ein feiner, wohlwollender und heiterer Mann, der gerne Geschichten von dem alten Chirurgen Langenbeck in Göttingen erzählte. In den Ferien hatte der alte Langenbeck ihm und einigen Collegen Privatstunden gegeben, und Hofmann behauptete, der „Alte" hätte an einer kunstgerecht „abgeputzten" Leiche mehr Freude gehabt, als an der gelungensten Operation.

Die einzige moralische Wirkung, die ich von diesen öfter wiederholten Schauspielen beobachtete, zu denen alle Welt hinauszog auf den „Trieb", war die, daß die Bevölkerung mehrere Tage lang kein Fleisch essen konnte! Deßhalb waren auch die Metzger die eifrigsten Gegner der Hinrichtungen und Hofmann cultivirte die Bekanntschaft mit meinem Vater wohl mit aus dem Grunde, weil dieser bei den Fleischern die ihn sämmtlich „Herr Vetter" nannten, in hohem Ansehen stand. Im Uebrigen discutirte man nach dem Schauspiele nur zwei Dinge: die Haltung des Hingerichteten und die Geschicklichkeit des Scharfrichters. Von weiteren moralischen Wirkungen habe ich niemals eine Spur gesehen. Die Abschreckungstheorie schien mir schon in meinem Knabenalter sehr unbegründet.

Hofmann behauptete immer, es sei möglich, im Augenblicke der Hinrichtung den Verurtheilten zu retten und ihm eine andere Persönlichkeit zu substituiren. „Niemand" sagte er, „von den Tausenden, die um das Schaffot stehen, sieht den Schlag fallen. Im Augenblicke, wie das Schwert in der Luft blitzt, wendet sich Jeder unwillkürlich ab, oder schließt wenigstens die Augen, und wenn man diesen Moment benützte, so könnte man durch eine Versenkung, den Verurtheilten verschwinden lassen, ohne ihm wehe gethan zu haben." Ich fand dies später in auffallender Weise bestätigt. Eine in Bern mit dem Schwerte hingerichtete Weibsperson wurde zu physiologischen Versuchen sogleich auf die Anatomie geliefert. Wir fanden an der Leiche zwei Hiebe — der erste war zu tief gegangen, das Schwert hatte das Brustbein getroffen — der zweite Streich erst hatte den Kopf wirklich vom Halse getrennt. Niemand von den Tausenden von Zuschauern hatte bemerkt, daß der Scharfrichter zweimal geschlagen hatte!

Doch zu meiner Geschichte. Ein Mörder, Namens Heß, sollte „abgethan" werden. Nun lebte damals in Gießen ein beliebter Geistlicher, der Kirchenrath Engel. Klein, dick, rund und gesund, wälzte er seine Existenz durch die Wogen der Popularität, die er durch eine hohe Tenorstimme, kräftige Schläge auf die Kanzel und einen

gewissen pauspäckigen Humor gewonnen hatte. Er sprach den Gießener Dialekt mit seltener Vollkommenheit, hatte für Jeden ein freundliches Wort oder einen Witz, trank bei Hochzeiten und Kindstaufen nur so viel, daß ihn der Küster noch mit Anstand nach Hause bringen konnte, hielt viel auf Lutheri Tischreden, die er bei diesen Gelegenheiten gerne in ihren saftigsten Stellen zu citiren pflegte, und war ein abgesagter Feind von aller Muckerei und Pietisterei. Als ihm einst ein frommer Candidat der Theologie eine Probepredigt gebracht hatte, in welcher unendlich viel vom Teufel die Rede war, der als ein brüllender Löwe umhergehe und suche, wen er verschlinge, gab er ihm das Manuscript mit den Worten zurück: „Sie ist ganz gut, aber (mit dem Finger auf das Wort Teufel deutend) das Kerlchen wollen wir lieber weglassen! Wir können ohne den Racker fertig werden!"

Engel bereitete gewöhnlich die Verurtheilten zum Tode vor. Dießmal aber, bei Heß, hatte er das Geschäft einem Anderen überlassen müssen und konnte nur den Zug zur Richtstätte begleiten. Heß benahm sich sehr ungeberdig. Er rauchte während des ganzen Weges, wollte, oben angelangt, die Pfeife nicht weglegen, sich die Hände nicht binden lassen, kurz, machte wie der Kirchenrath später erzählte, „einen Teufels-Randal," schimpfte den Pfarrer, der ihm zuredete, einen Esel über den anderen, überschrie den Trommelwirbel, ballte die Fäuste gegen den Henkersknecht, stieß den Stuhl mit dem Fuße um, daß er fast von dem Schaffot kollerte, so daß das Volk schon zu murren anfing und gegen das Gericht, die Spitzen der Behörden und den Scharfrichter böse Worte fielen. Da, im Augenblicke der höchsten Gefahr, zog der Kirchenrath mit kräftigem Rucke seinen Collegen am Talar zurück und trat vor den wüthenden Verbrecher. „Heß", sagte er, die Fäuste ballend (dies war seine Lieblingsbewegung besonders wenn er begütigen wollte), „Heß, was machst du für Sachen? Sei vernünftig! Geh', Heß, lass' dich köpfen! Thu mir den Gefallen! Lang dauert es nicht; Du kannst doch nicht verlangen, daß der Hofmann deinetwegen umsonst von Frankfurt hieher gekommen sein soll! Die Sache muß doch ein Ende haben! Thu' mir die Schande nicht an, Heß! Lass' dich köpfen! Komm, Heßchen, komm, lass' dich köpfen!"

Heß wurde sanft wie ein Lamm, ließ sich von Engel, der ihn beständig mit den Worten: „Lass' dich köpfen!" auf die Schulter tätschelte, zum Stuhle führen, leistete keinen Widerstand beim Binden und ließ sich köpfen.

Ich weiß nicht, ob die Kinder noch in Gießen „Köpfchens" spielen, aber damals geschah es — die ganze Geschichte wurde dramatisch aufgeführt, und je mehr Heß wüthete und je eindringlicher Engel sein „Lass' dich köpfen" wiederholte, desto größer war das Vergnügen.

Die Geschichte fiel mir ein, als ich die Verhandlungen des norddeutschen Reichstages las, Heß, Lasker will sich nicht köpfen lassen. Lass' dich köpfen, Laskerchen, ruft der nationalliberale Engel. Sei vernünftig! Soll der Bismarck deinetwegen umsonst von Varzin daher gekommen sein? Die Sache muß doch ein Ende haben! Thu' mir den Gefallen, Laskerchen, lass' dich köpfen.

Genf, Ende Mai 1870.

Mannigfaltiges.

(Ein billiger Wortwitz.) Der Konzertmeister des Hofoperntheaters in Wien, Herr Helmesberger, hat während der für die Lehrerversammlung veranstalteten Festvorstellung des „Freischütz" das folgende Wortspiel losgelassen: Ich habe das Opernhaus schon „voller" gesehen, auch „leerer" habe ich es schon gesehen, aber „voller Lehrer" habe ich das Haus noch nicht gesehen.

(Wo der viele „Dorscht" herkommt), darüber hat sich wohl schon Mancher gewundert. Jetzt wissen wir es. Eine Buffaloer Temperenz-Rednerin hat der Welt diese Erleuchtung verschafft. Bei einer kürzlich in Buffalo gehaltenen Temperenz Versammlung, in welcher die beregte Dame ihr oratorisches Talent leuchten ließ, zog dieselbe ganz gewaltig gegen die Eltern los, die ihren Kindern gewürzte Speisen vorsetzten und ihnen erlaubten, Senf zum Fleisch zu essen. Daraus allein, rief die gescheite Frau aus, entsteht der verwünschte Durst nach starken Getränken! Da habt ihr's!

Untersuchungsrichter: Frau Gräfin, Sie sollen in der Untersuchungssache wider den Taglöhner Dedelhuber als Zeugin vernommen werden. Vorher muß ich jedoch die üblichen Generalfragen an Sie richten: 1) Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt oder verschwägert? 2) Haben Sie von dem Angeklagten Geld oder Geschenke erhalten, um Ihre Aussage einzurichten?

Ein Schulblatt stellte unlängst die Frage auf: Welches ist die größte Grausamkeit? — Die Antwort darauf lautete: „Wenn man einem Lehrer, welcher Frau und Kinder und nur 300 Gulden Gehalt hat, einen guten Appetit wünscht."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 51. Samstag den 25. Juni. 1870.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

„An mir soll es nicht fehlen," erwiderte der Andere.

„Hast Du die Leiter tief in die Erde gedrückt, daß sie nicht gleiten kann?"

„Ja, sie steht wie ein Baum."

„Nun dann frisch hinauf! sagte der Erste. „Sobald ich das Fenster geöffnet habe und in's Zimmer geschlüpft bin, steigst Du mir nach, nimmst das Mädchen in Empfang und trägst es rasch die Leiter hinab. Ich folge Dir auf dem Fuße."

„Wenn die Arme aber schreit?"

„Ich werde ihr schon den Mund zu stopfen wissen," entgnete Jener und stieg behutsam die Leiter hinan.

Einige Minuten arbeitete er vergebens an dem Fenster herum, endlich aber gelang es ihm, die eine Hespe vom Rahmen abzulösen. Das Abreißen der zweiten ging bedeutend rascher, und leise öffnete er das Fenster, um in's Zimmer zu schlüpfen. Eben wollte er den Fuß auf die Fensterbank setzen — da krachte plötzlich ein Schuß hinter ihm, und tödtlich getroffen stürzte er mit einem lauten Schrei von der Leiter herab.

Der Schuß hatte die sanft schlummernden Hüter auf der entgegengesetzten Seite des Hauses aufgeweckt. Sie fuhren empor, rieben sich die Augen und starrten erschrocken einander an, da Jeder wähnte, der Andre habe seine Büchse abgefeuert. Ehe sie aber noch eine Untersuchung anstellen konnten, wo der Schuß gefallen sei, hatte Ellen, von dem Knall unmittelbar unter dem offenen Fenster aus dem Schlaf aufgeschreckt, schon das ganze Haus alarmirt. Arthur und Robertson eilten in Begleitung der übrigen Diener herbei und durchsuchten beim Schein der Laternen den Garten.

„Hier liegt ein Todter!" rief einer der herbeigeeilten Diener mit lauter Stimme, indem er dem von der Leiter Gestürzten in's Antlitz leuchtete.

„Gerechter Gott! es ist der Kapitän Charpentier!" rief Arthur, als er die Züge des regungslos Daliegenden erblickte. „Was hat der Nichtswürdige beabsichtigt, und wer hat ihn getödtet?"

„Er wollte Miß Ellen entführen, und ich habe ihn daran verhindert," schallte es da plötzlich hinter Arthur und seinem Vater, und die Büchse in der Hand trat der Jäger Roland aus dem Gebüsch.

„Ha! Mister Roland!" riefen Vater und Sohn wie aus Einem Munde, indem sie den alten Jäger mit dem Ausdruck starren Staunens anblickten.

Arthurs erster Gedanke war Argwohn gegen den Letztern, als er aber die Leiter, das offene Fenster und das Brecheisen gewahrt, welches die Hand des Todten noch krampfhaft umfaßt hielt, ward er wieder irre.

Der alte Jäger aber fuhr ruhig fort:

„Gestern Abend hört' ich bei Mister Johnston, daß dieser Schurke mit seinem davongelaufenen Spießgesellen in französischer Sprache verabredete, heute Abend kurz nach Mitternacht Miß Ellen zu entführen. Da die beiden Elenden glaubten, Niemand von den Anwesenden verstehe das Französische, so besprachen sie sich ganz laut über ihren verruchten Plan, ahnten aber nicht, daß mir kein Wort entging. Ich war Anfangs unschlüssig, was ich thun sollte, als der Kapitän aber sagte: „Um Ellens Liebe ist es mir nie zu thun gewesen, ich bewarb mich nur ihres Geldes wegen um sie! Da ich abgewiesen worden bin, so soll die ganze Familie in Ellen dafür beschimpft werden. Wenn ich überall erzählen kann, ich habe sie entführt, so ist ihr guter Name für immer dahin, und ihr Vater und Bruder bekommen zugleich die kleine Lehre, einen französischen Kapitän mit mehr Achtung zu behandeln!" — Da glaubte ich dem heimtückischen Bösewicht einen tüchtigen Denkzettel geben zu müssen. Es sollte mir gar nicht leid thun, wenn ich dieser Bestie, welche schlechter ist als die wilden Waldthiere, das Lebenslicht ausgeblasen hätte," fuhr er fort, indem er den Hahn der Büchse aufzog und den Deckel der Zündpfanne mit dem Aermel seines groben Jagdrocks abwischte. „Hat der Schurke doch Miß Ellen und ihrem Vater unterwegs aufgelauert und nach diesem geschossen, um die Erstere

in seine Gewalt zu bekommen! Er rühmte sich noch sogar dieser Heldenthat und schalt seinen Spießgesellen, daß er so schlecht gezielt habe."

Während Roland so sprach, fiel der Blick Arthurs unwillkürlich auf die Büchse des alten Jägers, und beim Schein der Laternen gewahrte er, daß Hahn, Pfanne und Lauf von Pulver geschwärzt waren — der sichere Beweis, daß Roland den Schuß abgefeuert hatte, woran er im ersten Augenblick gezweifelt. Die Erscheinung von James und Bill, welche steif und fest behaupteten, „tüchtig gewacht, aber nichts gesehen und gehört zu haben," verscheuchte den letzten Argwohn aus seiner Seele, und mit einem seltsamen Gefühl von Freude, Staunen und Scheu trat er zu dem alten Jäger, ergriff dessen Hand und dankte ihm aus vollem Herzen, daß er seine Verlobte aus den Händen jenes Nichtswürdigen gerettet habe.

Auch Robertson wollte dem Verdächtigen seinen Dank aussprechen, allein dieser machte sich hastig los und verschwand im Dunkel.

Man untersuchte jetzt den Leichnam des Kapitäns. Die Kugel Rolands hatte ihm nur eine starke Wunde im Schenkel beigebracht, durch den Sturz von der ziemlich hohen Leiter aber hatte er sich das Genick gebrochen.

Robertson ließ die Leiche fortschaffen und befahl einem der Diener, bei Tagesanbruch zum Sheriff der County zu reiten und ihm das Geschehene anzuzeigen, damit dieser sofort eine Untersuchung der ganzen Sache anstelle.

„Welch' ein räthselhaftes Wesen ist doch der alte Jäger Roland!" rief Arthur am folgenden Morgen, als man das schreckliche Ereigniß der verflossenen Nacht besprach. „Wir schauten ihn mit argwöhnischen Blicken an — er rettet mir auf der Jagd das Leben; ich halte ihn für einen Bundesgenossen des schändlichen Kapitäns — und er wacht in dunkler Nacht über die Ehre und das Leben meiner Ellen und verpflichtet mich ihm zu ewiger Dankbarkeit! Und wenn ich ihm meinen Dank aussprechen will, macht er sich mit ängstlicher Miene los und eilt davon! Beim Himmel ich muß wissen, wer er ist und weßhalb er seinen Wohnsitz hier in dem einsamen Thal aufgeschlagen hat — eher find' ich keine Ruhe!"

Um das Unrecht, welches er und sein Vater dem alten Jäger durch ihre Verdächtigungen zugefügt, einigermaßen wieder gut zu machen und ihm einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit zu geben, wanderte Arthur noch an demselben Tage nach der einsamen Hütte Rolands. Er wollte ihm im Auftrage seines Vaters ein ansehnliches Stück Land von der Besitzung des Letztern und eine Wohnung im Hause desselben anbieten — allein er fand ihn nicht daheim. An allen folgenden Tagen ging es ihm eben so — das kleine Häuschen war stets leer, obgleich er dessen räthselhaften Bewohner kurz vorher in dasselbe hatte eintreten sehen. Endlich war er so glücklich, dem Letztern bei einer kleinern Streiferei durch den Wald zu begegnen, so daß Roland ihm nicht ausweichen konnte.

Arthur machte ihn darauf im Namen seines Vaters jene Anerbietungen und ersuchte ihn mit der größten Herzlichkeit, dieselben anzunehmen und seinem Vater die Kälte, mit welcher dieser ihn einst behandelt, zu verzeihen.

Der alte Jäger schwieg einige Augenblicke und schien heftig mit sich zu kämpfen, ob er auf den Vorschlag eingehen solle oder nicht. Plötzlich aber hob er das gesenkte Haupt empor, ergriff Arthurs Hand und versetzte mit schmerzlichem Lächeln:

„Ich danke Euch und Eurem Vater von ganzem Herzen für Das, was Ihr an mir thun wollt — aber triftige Gründe verbieten mir, Eure Güte in Anspruch zu nehmen. Laßt mich in meiner einsamen Hütte und verzeiht mir mein menschenscheues Wesen. Ich kann nur in der regungslosen Stille des Waldes frei athmen.!"

Mit diesen Worten drückte er Arthur noch einmal die Hand und eilte hastig in das Dickicht.

Den beiden Liebenden entschwand ein Tag nach dem andern in ungetrübtem Frieden — im fernen Osten aber zog sich ein unheilschwangeres Wetter zusammen, welches nicht allein das Glück des liebenden Paares, sondern auch das vieler Tausende zu vernichten drohte.

Die außerordentlich strengen Maßregeln der englischen Regierung gegen die Stadt Boston und die ganze Provinz Massachusetts hatten eine heftige und allgemeine Gährung hervorgerufen, welche einen immer drohendern Charakter annahm. In allen Provinzen traten die Bürger und Colonisten zusammen und beschlossen, ihre von der Regierung des Mutterlandes angetasteten Rechte nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Besonders waren es die Bewohner von Massachusetts, welche mit kühnem Muth Pläne zur Rettung der bedrohten Freiheit entwarfen und sich mit Macht zum Kriege rüsteten, in der Hoffnung, daß die am 5. September zu Philadelphia zusammengetretenen Abgeordneten aller Kolonien ihre Beschlüsse und Maßregeln billigen und ihnen im Fall der Noth die Unterstützung und thätige Hülfe der übrigen Provinzen zusichern würden.

Mit ängstlicher Spannung waren Aller Blicke auf diesen Congreß gerichtet — von seiner Entscheidung hing das Wohl oder Wehe von vielen Tausenden ab.

Robertson, welcher mit ganzer Seele seinem Vaterlande zugethan war, hatte sich heimlich von allen wichtigen Ereignissen Kunde verschafft,

die täglich drohendere Gestaltung der Dinge aber den beiden Liebenden sorgfältig verschwiegen um deren stilles, reines Glück nicht zu trüben.

„Sollte es wirklich zum Aeußersten kommen,“ dachte er, „so wird Arthur deßhalb nicht minder bereit sein, dem bedrängten Vaterlande freudigen Muthes seinen Arm zu leihen.

Als aber Ellens Vater zu Anfang des Monates November von Boston zurückkehrte und die Ueberzeugung aussprach, daß ein blutiger Krieg fast unvermeidlich sei, da sah sich Robertson genöthigt, seinem Sohne die wahre Lage der Dinge zu entdecken und ihm die kurz vor Ellens Ankunft ausgesprochene Bitte, seine Verbindung mit der Letztern so lange anfzuschieben, bis der Friede vollkommen wieder hergestellt sei, dringender als zuvor zu wiederholen.

Arthur vermochte Anfangs den Gedanken nicht zu fassen, daß er auf ein Glück, welches ihm so hold gelächelt, für Jahre, vielleicht für immer verzichten sollte; als Ellens Vater aber erzählte, mit welcher Ruhe und Würde der Congreß die Rechte und Freiheiten der Colonieen der Regierung des Mutterlandes dargelegt, mit welcher Energie er um Aufhebung der harten Maßregeln und um Abstellung der drückenden Beschwerden gebeten, mit welcher Freudigkeit sich alle Provinzen den Beschlüssen und Anordnungen des Congresses unterworfen und bereit erklärt haben, mit Gut und Blut ihre alten Gerechtsame und Freiheiten zu vertheidigen, und mit welchem Eifer sich Jung und Alt in den Waffen übe und unerschrocken dem drohenden Kampf entgegensehe — da erwachte in Arthurs Seele eine heilige Begeisterung. Er fühlte, daß die Stimme der Liebe verstummen müsse, wenn das Vaterland seine Söhne zum gerechten Streit rufe, und gelobte, bei dem ersten Ausbruche der Feindseligkeiten sofort in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten.

Demzufolge nahm Harrington und Ellen schweren Herzens von Vater und Sohn Abschied und kehrten nach ihrem Landsitz am Hudson zurück, um dort die kommenden Ereignisse abzuwarten.

Der Herbst und der größere Theil des Winters vergingen mit Rüstungen und Waffenübungen, und in höchster Spannung harrte das ganze nordamerikanische Volk der Antwort, welche die Regierung Englands auf die Vorstellungen und Beschlüsse des Congresses senden werde.

Endlich langte diese Antwort an. Das englische Parlament hatte trotz einzelnen warnenden Stimmen weiser Männer zehnfach härtere Maßregeln verfügt: Boston sollte eine Besatzung von zehntausend Mann erhalten, der Handel mit Massachusetts und den benachbarten Provinzen sollte völlig gesperrt und den Bewohnern derselben der Fischfang an den Küsten von Neufundland gänzlich verboten werden.

Dieser Parlamentsbeschluß machte eine friedliche Ausgleichung unmöglich — den schwer bedrohten Colonisten blieb nichts Anderes übrig, als zum Schwert zu greifen. Die Kriegsrüstungen wurden mit verdoppeltem Eifer betrieben und überall Munition und Proviant gesammelt und in Magazinen aufgehäuft.

Bald darauf begannen die ersten Feindseligkeiten.

Der englische General Gage beabsichtigte, die zu Concord, einer fünf Meilen von Boston gelegenen Stadt, aufgehäuften Vorräthe zu verderben, und sandte in der Stille der Nacht eine Abtheilung der Bostoner Garnison dorthin. Ungeachtet der Heimlichkeit, womit der Marsch bewerkstelligt ward, hatte die Miliz von Lexington von dem Unternehmen Kunde erhalten und rückte den englischen Truppen entgegen. Es entspann sich ein Gefecht, und nach hitzigem Kampf sahen sich die Letztern genöthigt, den Rückzug anzutreten.

Das erste Blut war geflossen, und durch alle Provinzen hallte nun der Ruf: „Zu den Waffen!“ Jung und Alt strömte herbei, um das Vaterland zu schirmen. „Das Blut Derer, die zu Lexington und Concord fielen, ward die erste Verkittung der großen Union,“ sagt ein Geschichtschreiber der nordamerikanischen Revolution, und wenn man liest, welche Begeisterung von diesem Tage an das ganze Volk ergriff und zu einmüthigem Widerstand entflammte, so kann man jenem Ausspruch nur beistimmen.

Die Nachricht von dem Gefecht bei Lexington und der Ruf an alle waffenfähigen Männer, sich gerüstet den Feinden entgegenzustellen, gelangten sehr bald auch zu den Ohren Robertsons und seines Sohnes, und Beide verließen in Gemeinschaft mit mehreren andern Pflanzern ihr stilles Thal und begaben sich nach Cambridge, wo sich einer der Heerhaufen der Provinz Massachusetts sammelte.

Als Arthur und sein Vater einige Tage nach ihrer Ankunft zu Cambridge zum ersten Male in Reih' und Glied aufzogen und die regelmäßigen Waffenübungen mitmachten, rief Arthur plötzlich erschrocken seinem Vater zu:

„Um Gott, wer steht dort inmitten jener langen Reihe?! Ist es nur ein Bild meiner Phantasie oder —.“

Robertson schaute nach dem von Arthur bezeichneten Punkte hin und gewahrte den Jäger Roland, welcher, die Büchse im Arm, regungslos dastand, den unheimlich glühenden Blick starr auf den kommandirenden Offizier gerichtet. Die hagere, riesenhafte Gestalt, die bleichen, eingefallenen Wangen und die tiefliegenden düstern Augen flößten Vater und Sohn einen un-

willkürlichen Schauer ein — der alte Jäger erschien Beiden zum ersten Mal als ein dämonisches Wesen.

„Was kann er, der betagte, schwache Mann, der Sache des Vaterlandes nützen? Was sucht der menschenscheue Einsiedler im Getümmel des Krieges? Weßhalb ist er gerade nach Cambridge gegangen und in dieselbe Schaar eingetreten, welcher wir angehören? Warum folgt er unsern Fersen mit einer solchen unheimlichen Hast? Sollte das nur ein Zufall sein, daß wir hier mit ihm zusammentreffen?"

Das waren die Fragen, welche sich Vater und Sohn vorlegten, aber nicht zu beantworten vermochten. Da sie dem alten Jäger aber so vielen Dank schuldeten, so suchten sie sich die heimliche Scheu, welche sie gegen ihn hegten, auszureden, begaben sich nach dem Schluß der Waffenübung zu ihm und begrüßten ihn mit der größten Herzlichkeit als ihren Kameraden und als einen Mitkämpfer für die gerechte Sache des Vaterlandes.

Roland erwiderte ihre Begrüßung zwar mit derselben Herzlichkeit, aber mit der ihm eigenen Hast und Verlegenheit und benutzte die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, um sich von ihnen loszumachen. —

Nachdem ein bedeutender Theil der aus England abgesandten Truppen in Boston angelangt war, schickte General Gage, der Oberbefehlshaber des britischen Heeres, sich an, die Kriegsoperationen mit Nachdruck zu beginnen, und die Kommandanten der Armee von Massachusetts trafen mannichfaltige Vertheidigungsanstalten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein 224 Jahre alter Vogel) wurde am 9. Juni in der Nähe von Béllye geschossen. Derselbe war ein Adler größter Gattung, der um den Hals einen stählernen Reif trug, auf welchem die Jahreszahl 1646 und ein halbverwischtes Wappen eingegraben waren. Der Vogel wurde von einem Essegger Bürger angekauft, der denselben dem Agramer Museum spenden will. Ob der „stählerne Reif" am Halse des Vogels das Fabrikat eines mitlebenden Spaßvogels oder ob der Adler selbst vielleicht die nicht mehr ungewöhnliche Ente ist, mag dahingestellt bleiben.

(Ein Riesendiamant.) Die jüngsten Diamanten-Entdeckungen am Kap der guten Hoffnung haben bekanntlich großes Aufsehen erregt und anfänglich auch gar manches zweifelnde Kopfschütteln veranlaßt. Einer der größten Diamanten die dort gefunden worden sind, hat sich bereits unter dem Namen „der Stern von Südafrika" berühmt gemacht, und nachdem er dieser Tage geschliffen worden, stellte er sich als einen Brillanten vom reinsten Wasser heraus. Durch die Vermittlung der Steinhändler Ochs Brothers (eine deutsche Firma) in London das seltene Juwel, welches nicht weniger als 186 Gran wiegt und zwischen 23- und 25,000 Pfund Sterling geschätzt wird, an Hunt und Rodell, die bekannten Juweliere von New Bondstreet, verkauft.

Ein Hausknecht gewann ein Viertel vom großen Loose in der Lotterie, und wünschte sehr bald sich in gewählteren Kreisen als bisher zu bewegen. Er fragte deßhalb seinen Barbier, der „ein feiner Mann" war, wie er sich in noblen Gesellschaften zu benehmen habe. Er erhielt den Rath: „Zieh' einen schwarzen Frack an, und halt's Maul."

Bei einem Mittagessen, an welchem einige Engländer und Franzosen theilnahmen, wurde die Gesundheit der Damen ausgebracht. Lord B. sagte: „Ich trinke auf das schöne Geschlecht der beiden Halbkugeln." „Und ich," rief der Franzose, „ich trinke auf die beiden Halbkugeln des schönen Geschlechtes."

„O, du mußt recht glücklich sein," sagte Einer, „Du hast altes Geld und alten Wein." „Ach," versetzte der Andere, „um Beides zu bekommen, habe ich ein altes Weib nehmen müssen."

(Ein Pennsylvanier) gewann eine Wette, indem er vier Quart Whisky trank. Das gewonnene Geld half seiner Wittwe, die Begräbnißkosten zu bezahlen.

Man hat berechnet, daß die Zahl der Haare auf einem gewöhnlichen Menschenkopf 140,000 betrage. Uebrigens steht es Jedem frei, nachzuzählen.

„Mein Fräulein, ich liebe Sie mit wahrer Gluth!" — „O hören Sie auf, mir ist schon scheußlich warm bei der Hitz'!"

An der Grabtafel eines Schweizers befindet sich folgende Inschrift:

Ach! ach! ach!
Hier liegt der Herr Bach,
Geboren am Bodensee,
Gestorben am Bauchweh!

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 52. Mittwoch den 29. Juni. 1870.

Neues Bierlied.

Da streitet die Gelehrsamkeit
Um den Begriff „Humor,"
Und hebt, wie er sich unterscheid't
Vom „Witz," geistreich hervor.
Der Casus macht mich lachen schier,
Da ich Biertrinker bin:
Der Hopfen ist der Witz im Bier,
Humor das Malz darin!

Der Witz entspringet mehr dem Kopf,
Humor mehr dem Gemüth;
Der Hopfen macht leicht einen Zopf,
Das Malz wärmt das Geblüt,
Und beide sind des Stoffes Zier,
Wenn glanzhell er, nicht dünn:
Der Hopfen ist der Witz im Bier,
Humor das Malz darin!

Und wie das Salz die Speis' verdirbt,
Wenn's nicht darinnen ist,
So sich der Brauer Straf' erwirbt,
Wenn er zu gebzig mißt.
D'rum, lieber Brauer, merke Dir:
Brau' Stoff, wie den — in Wien!
Der Hopfen ist der Witz im Bier,
Humor das Malz darin!

Hat's Bier ein hellbraun Röcklein an,
Trägt eine weiße Mütz'
Und kühlt die Kehle noch, o dann
Ist Das der beste Witz;
Und der Humor davon — dünkt mir —
Spricht aus sich in dem Sinn:
Der Hopfen ist der Witz im Bier
Humor das Malz darin!

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Schluß.)

Da eine unweit Charlestown liegende Anhöhe, Bunkershill genannt den Colonisten einen äußerst wichtigen Haltpunkt darbot, so sandte der General Putnam ein Detachement von tausend Mann dorthin mit dem Befehl, auf dem Gipfel Verschanzungen aufzuwerfen.

Zu diesem Detachement gehörte auch die Abtheilung, bei welcher Robertson, Arthur und Roland standen.

Durch ein Versehen war nicht Bunkershill, sondern eine ähnliche, aber näher bei der Stadt Boston gelegene Anhöhe, Breedshill genannt, als der zu befestigende Punkt bezeichnet. Auf diesem Hügel begannen die detachirten Truppen in der Stille der Nacht mit dem größten Eifer die ihnen befohlene Arbeit und hatten bereits eine kleine Schanze vollendet, ehe die Engländer Kunde von der Unternehmung erhielten.

Da Breedshill die Stadt Boston beherrschte, so durfte der General Gage die Amerikaner nicht im Besitz dieser Anhöhe lassen. Er sandte daher eine bedeutende Infanterie-Abtheilung mit mehreren Geschützen dorthin und befahl den Führern dieser Truppen, die Colonisten um jeden Preis von jener Höhe zu vertreiben.

Die Letztern hatten ihre Verschanzungen unterdessen fast vollendet und sahen dem Kampfe mit freudigem Muth entgegen. Außer der Schanze hatten sie noch eine Brustwehr aufgeworfen, welche sich an jene anschloß und bis zum Ende des Hügels fortlief. Waren die Feinde ihnen gleich an Zahl bedeutend überlegen, so beschlossen sie dennoch, ihre vortheilhafte Stellung bis auf Aeußerste zu behaupten.

Die Schlacht begann damit, daß die Engländer ihre Geschütze gegen die Schanze und die Brustwehr richteten und diese unausgesetzt beschossen. Die brittische Infanterie rückte während der Zeit langsam gegen die Anhöhe vor und steckte auf ihrem Marsche die neben Boston gelegene Stadt Charlestown in Brand damit dieselbe den Colonisten nicht als Stützpunkt diene.

Die Amerikaner warteten ruhig, bis die feindlichen Colonnen sich den Verschanzungen bis auf hundert Schritte genähert hatten, und begannen ein so wohlgenährtes Gewehrfeuer, daß ganze Reihen der Engländer zu Boden stürzten und die Uebriggebliebenen in wilder Hast und Verwirrung die Flucht ergriffen Die brittischen Offiziere sammelten ihre zerstreuten Schaaren und führten sie zum zweiten Male gegen die Schanze und die Brustwehr. Die

Colonisten empfingen die Anrückenden abermals mit einem mörderischen Feuer und zwangen sie wiederum zum Rückzuge.

Während die englischen Befehlshaber durch Zureden, Drohungen nnd Gewalt ihre Truppen zu einem dritten Angriff gegen das Centrum der Amerikaner sammelten und von der Artillerie unterstützt mit denselben von drei Seiten auf die Schanze anrückten, warf sich eine Abtheilung der brittischen Infanterie auf den linken Flügel der Colonisten, um diesen zu foiciren und dem Hauptkorps in den Rücken zu fallen.

Zu der Abtheilung, welche den linken Flügel bildete, gehörten auch Robertson, Arthur und der Jäger Roland. Vater und Sohn standen unmittelbar nebeneinander und unterhielten mit ihren Kampfgenossen ein wirksames Feuer auf die in Massen andringenden Engländer. Roland stand etwa zwanzig Schritte von jenen Beiden entfernt und entwickelte eine bewunderungswürdige Ausdauer. Jeder Schuß, den er that, streckte einen der Feinde zu Boden — ihn aber traf keine von dem gleich einem Hagelschauer dahersausenden Kugeln: Es war, als ob eine unsichtbare Hand das tödtliche Blei von ihm abwehre.

So lange das Pulver der Amerikaner vorhielt, vermochten die Engländer keinen Fußbreit zu gewinnen; als aber dasselbe nach einiger Zeit zu mangeln begann, drangen die Letztern unaufhaltsam vorwärts und stürmten die Brustwehr. Die Colonisten fochten mit dem Muthe der Verzweiflung und rangen Mann gegen Mann mit den Eindringenden, deren Zahl mit jeder Minute wuchs.

Im Getümmel des Kampfes wurden Arthur und sein Vater von ihren Kameraden getrennt und ehe sie sich nach den Ihrigen umschauen konnten, sahen sie sich von sechs Feinden umringt, welche wuthentbrannt auf sie losstürmten. Sie wähnten sich verloren — aber Rolands Falkenblick hatte sogleich die Gefahr entdeckl, in der sie schwebten. Mit Blitzesschnelle flog er herbei und warf sich wie ein grimmiger Löwe auf die Engländer. Dem Einen zerschmetterte seine Kugel die Stirn, dem Zweiten schlug er mit dem Büchsenkolben das Gewehr aus der Hand, streckle ihn mit einem mächtigen Stoß vor den Kopf zu Boden, riß dann seinen Hirschfänger aus der Seite und griff den Dritten mit dem blankrn Stahl. Während er mit diesem rang, hatten Robertson und Arthur den Vierten und Fünften nach erbittertem Kampfe bewältigt und getödtet, der Sechste aber eilte seinem von Roland bedrängten Kameraden zu Hülfe und durchschoß dem alten Jäger den Rücken. Lautlos stürzte dieser zu Boden, Arthur aber durchstieß Jenem mit dem Hirschfänger die Brust, daß er todt zusammensank.

Unbekümmert um den forttobenden Kampf trugen Vater und Sohn den Verwundeten nach einem sichern Platze, legten ihn in das schwellende Gras, untersuchten seine Wunde und verbanden dieselbe, so gut sie es vermochten. Da die Kugel in schräger Richtung die linke Seite ihres Retters durchbohrt und dem Anschein nach keine edlen Theile verletzt hatte, so wähnten sie das Leben desselben außer Gefahr und wollten wieder in den Kampf eilen, der alte Jäger aber ergriff Robertsons Hand, und sagte, sich halb emporrichtend, mit matter Stimme:

„Verweilt noch einige Augenblicke hier — ich möchte gern in Frieden von der Erde scheiden. Es ist bald vorbei mit mir — ich fühl' es — — darum hört mich an — was ich Euch zu sagen habe, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Ich habe Euch einst tief, tief gekränkt, Robertson," fuhr er nach einer Pause schwerathmend fort: „aber Gott ist mir gnädig gewesen er hat mir vergönnt, mein Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen. Ja, Robertson — ich bin der nichtswürdige George Gordon, welcher Euch einst Eure Braut entrissen hat! Aber meine Frevelthat hat wie ein schrecklicher Fluch auf meinem Haupte gelastet. Elisabeth und ich haben weder Glück noch Stern von jenem Tage an gehabt — das Unglück heftete sich an unsere Fersen und verfolgte uns von Land zu Land. Von Gram und Reue verzehrt, sank Elisabeth in's Grab, und von unnennbaren Qualen gefoltert, wanderte ich in die menschenleeren Urwälder des fernen Westens, in der Hoffnung, dort Vergessenheit und Frieden zu finden. Aber ich fand nirgends, nirgends Ruhe — es trieb mich, Euch aufzusuchen und von Euch Verzeihung für meine Frevelthat zu erflehen. Ich entdeckte Euren Aufenthalt — Ihr hattet mich nie gesehen und konntet nicht ahnen, wer ich sei — — aber als ich Euch zum ersten Mal gegenüberstand, da war mir's, als glühe mein Name wie ein Brandmal auf meiner Stirn; ich vermochte Euren durchbohrenden Blick nicht zu ertragen, und die Vergebung flehenden Worte erstarben mir auf der Zunge. Ich fühlte in tiefster Seele, daß ich keine Vergebung verdiene und beschloß, mich derselben erst einigermaßen würdig zu machen. So faßte ich denn den Vorsatz, mein Leben Euch und den Eurigen ganz zu weihen und wie ein treuer Wächter jede Gefahr und jedes Unglück von Euch abzuwehren, insoweit es mir möglich sei. Da mir von meinem väterlichen Vermögen noch ein ziemlicher Theil übriggeblieben war, so gelang es mir, Eure alte Mary durch eine ansehnliche Summe zu gewinnen, mir Alles und Jedes zu entdecken, was in Eurem Hause vorgehe, so daß ich von jedem Schritte, den Ihr nebst den Eurigen thatet, unterrichtet war. Auf diese Weise

ward es mir möglich, dann und wann eine kleine Gefahr oder ein kleines Unglück, welches Euch drohte, von Euch abzuwenden — es gewährte mir schon Trost, wenn ich bei dunkler Nacht Euer Haus umwandeln und für Euch wachen konnte. — Heute geht mein Hüterdienst zu Ende," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, indem ein schmerzliches Lächeln um seine bleichen Lippen spielte; „meine Frevelthat ist gesühnt — mein Leben verrinnt mit dem strömenden Blut — — darf ich mit der Hoffnung von der Erde scheiden, daß Ihr mir vergebt, Robertson?"

Dieser hatte in mächtiger Bewegung den Worten des sterbenden Jägers gelauscht. Er ergriff die Hand desselben und erwiderte mit feuchtem Auge:

„O, laßt die trübe Vergangenheit ruhen — ich denke ihrer nicht mehr — — Ihr habt mehr gelitten als ich! Fortan sollen uns die Bande der Freundschaft vereinen — — uns kann noch manche Freude blühen!"

Der alte Jäger schüttelte wehmüthig das Haupt und erwiderte:

„Nein, nein — es ist zu spät — — meine Augenblicke sind gezählt, Robertson! Habt Dank, daß Ihr mir vergeben — nun will ich gerne sterben!"

Dann richtete er sich mit der letzten Kraftanstrengung empor und rief mit freudeverklärter Miene:

„Horch! da ruft man Sieg! — Sieg! ein holdes Wort! — Robertson, reicht mir Eure Rechte — — Arthur, wo ist Eure Hand? Es dunkelt schon vor meinen Augen. Gott, ich danke Dir für diese Stunde! Es gibt keinen schönern Tod, als in Freundesarmen unter Siegesruf die Augen zu schließen!"

Nach diesen Worten athmete er noch einmal tief auf, sank dann plötzlich zurück und starb.

Robertson und Arthur beschlossen, ihn nach beendigter Schlacht feierlich zu bestatten und eilten wieder nach den Verschanzungen, um ihre Waffengenossen zu unterstützen.

Der Siegesruf, den der sterbende Jäger gehört, galt nur einem augenblicklichen Vortheil, welchen die Amerikaner errungen. Aus Mangel an Munition vermochten diese bald keinen Punkt der Verschanzungen wirksam mehr zu vertheidigen. Sie fochten mit einem wahren Löwengrimm gegen die von allen Seiten heranstürmenden Feinde und schlugen manchen derselben mit dem Büchsenkolben zu Boden — aber was konnte eine solche persönliche Tapferkeit gegen die Uebermacht ausrichten? Schanze und Brustwehr wurden gestürmt und erstiegen, und die Colonisten sahen sich gezwungen, den Rückzug anzutreten.

Der Sieg war so theuer erkauft, daß die Engländer die Letztern nicht zu verfolgen wagten, sondern sich auf Bunkershill verschanzten, in der Meinung, daß die Amerikaner den Kampf erneuern würden, woran diese ihrer geringen Zahl wegen jedoch nicht dachten.

Am andern Tage bestatteten die Amerikaner ihre Todten. Robertson und sein Sohn gruben dem alten Jäger ein besonderes Grab unter einem schattigen Kastanienbaum und sprachen ein stilles Gebet für die Ruhe seiner Seele. —

Der Krieg zwischen den Colonieen und dem Mutterstaate wüthete noch mehrere Jahre mit wechselndem Glück; nach manchen schweren Kämpfen aber verblieb den Amerikanern endlich der Sieg. In dem zu Versailles abgeschlossenen Frieden erkannte England die völlige Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten an.

Im Frühling des ersten Friedensjahres ward Ellen Harrington Arthurs Gattin. Durch die lange Trennung war ihre Liebe nur noch inniger geworden; die Wolken, welche vor Zeiten den Himmel ihres Glücks verdunkelt hatten, waren alle verschwunden: das Leben lag wie ein sonnenheller Frühlingsmorgen vor ihren Blicken da.

Seit der Stunde, wo Robertson seinem sterbenden Feinde vergeben hatte, war der finstre Geist des Menschenhasses, welcher sonst oftmals über ihn zu kommen pflegte, wenn Jemand einen Andern wegen seines edlen Herzens pries, gänzlich von ihm gewichen: er hatte empfunden, daß Verzeihung süßer ist als Rache.

Des geheimnißvollen Jägers und seiner Retterdienste aber ward noch oft mit dankbar bewegtem Herzen von Allen gedacht.

Mannigfaltiges.

(Vom Regen unter die Traufe.) Nach dem letzten Gastspiel der Frau Pauline Lucca in Petersburg bildete die Primadonna das Tagesgespräch der dortigen Gesellschaft. Auch in einem Coupe zweiter Classe des am Südbahnhofe von Petersburg abgehenden Zuges unterhielt man sich eifrig über die berühmte Sängerin, die am Abend vorher in der „Afrikanerin" ihre Abschiedsvorstellung gegeben hatte. Man moquirt sich; besonders äußerte sich eine der Damen über die Lucca in so herben Ausdrücken, als dies in einer gebildeten Gesellschaft in der zweiten Classe nur immer geschehen kann. „Sie ist viel zu alt für die Rolle, für die Bühne überhaupt, sie hätte derselben schon längst Lebewohl sagen müssen, früher mag sie bedeutender gewesen sein — aber jetzt! sie hat keine classische Ruhe und, mein Himmel, wie unförmlich sie ist! Und Sie mein Herr," hier wendete die so scharf kritisirende Dame sich an einen ihr zur Seite sitzenden, völlig fremden Herrn

— „Sij lächeln und sagen gar nichts, habe ich nicht Recht? Hat nicht die Lucca ganz ausgeblüht?“ „Wollen Sie das nicht der Frau Lucca selbst sagen? sie sitzt Ihnen gegenüber,“ entgegnete mit graziöser Handbewegung der Gefragte. Alles erschreckt. Es traten für das ganze Coupe einige höchst peinliche stumme Augenblicke ein. Man sieht sich gegenseitig verblüfft an. Aus dem Munde der Dame kommen jetzt stückweise alle möglichen, unter so mißlichen Umständen nur irgend denkbaren Entschuldigungen. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung“, stammelte sie. „Mein gestriges Unwohlsein mag wohl den größten Theil der Schuld tragen — und dann habe ich nur einen kleinen Theil der Rolle gehört. Gott, man ist voreilig, und dann bin ich auch schon vorweg gegen Sie eingenommen worden; ich fand Sie stets in der „Vossischen Zeitung“, die meine Leibzeitung ist, so sehr getadelt. also verzeihen Sie mir! Aber dieser Schmierer, dieser Recensent der „Vossischen Zeitung“, dieser unwissende Geck, er muß ein abscheulicher, frecher Mensch sein!“ „Wollen Sie ihm das nicht selbst sagen“, entgegnete mit einem feinen Lächeln Frau Lucca, auf den Herrn zeigend, „er sitzt ja gerade neben Ihnen.“

(Verschiedene Arten des Selbstmordes.) Der phlegmatische Engländer wählt mit vollem Bewußtsein einen nebeligen Tag, geht hin und hängt sich an einem Baum auf; der elegante Franzose wieder zieht einen sonnigen Tag vor, setzt sich auf ein Sopha und entleibt sich durch einen Schuß einer zierlichen Pistole ins Herz, während dem massivern Amerikaner eine kleine Pistole nicht mehr genügt; er muß einen Revolver haben, und schimpft dann noch darüber, daß es seine Landsleute in der Erfindung von kleinen Taschenkanonen noch nicht weiter gebracht haben. Von den romanischen Racen im Süden Europa's finden wir nur den Spanier, der sich mit einigem Muthe — wenn man bei Selbstmorden überhaupt von Muth sprechen darf — den Dolch in's Herz stößt; die stammverwandten Italiener und Bewohner der Donaufürstenthümer ziehen ein schnell wirkendes Gift vor. Der Muselmann setzt sich in ein warmes Bad und öffnet sich die Adern, während sein nördlicher Nachbar, der Moskowitter, es vorzieht, zu erfrieren. Nur der Deutsche hat bis jetzt noch keine eigenthümliche Todesart erfunden, sondern wie in allem Andern auch in diesem Punkte sich nach dem Ausland gerichtet. Verlassen wir die bekannten Länder und wenden uns andern Völkerschaften zu, so sehen wir z. B., wie sich die Negersklaven Brasiliens vergiften, um einen grausamen Herrn zu Grunde zu richten; hat man doch schon grauenhafte Beispiele in dieser Richtung erlebt: So war der Geistliche einer kleinen Pfarre in der Provinz Minas-Geraes nicht wenig erstaunt, jeden Tag die Sklaven einer benachbarten hacienda mit mehrern Bahren ankommen zu sehen, auf welchen die Leichen von Negersklaven lagen; die Träger waren jeden Tag andere und mit Entsetzen erkannte der Geistliche in den Leichen von heute immer die Träger von gestern. Endlich fragte er nach der Ursache dieses sonderbaren Zusammentreffens und erhielt unter furchtbarem Grinsen die Antwort: „Morgen werden wir gebracht.“ Und so war es auch; die Negersklaven durch die schlechte Behandlung auf der Kaffeeplantage bis zum Aeußersten erbittert, beschlossen ihren Herrn auf eine ebenso eigenthümliche als schreckliche Art zu Grunde zu richten; um diesen Zweck zu erreichen, mußten allerdings Alle sterben, aber was liegt einem Aschantee-Neger am Tode? Die Sklaven führen ihren Vorsatz aus, und innerhalb 14 Tagen war der grausame Facendairo ein ruinirter Mann.

Der Schützenwirth Söllick in Bützow in Mecklenburg hat Humor, wie folgende Anzeige im Wochenblatt beweist:

„Am Montag Abend 2. Mai,
Stahl man bei mir der Dinge drei.
Ein Fäßchen Bier mit bestem Naß,
'Nen Spritzhahn und ein Seidelglas.
Daß man das Bier nahm, ist mir Wurst,
Denn trinken muß man, hat man Durst.
Auch gönne ich dem durst'gen Herrn
Das annectirte Seidel gern.
Doch hat geleert der propre Sohn
(Bin überzeugt, er „hat ihm schon“)
Das Faß der Brauerei von hier,
So bring' er es zurück zu mir.
Und auch den Spritzhahn von Metall
Vermiß ich stündlich überall. — —
Und die Moral von der Geschicht':
Behalte meinen Bierhahn nicht
Und auch das Faß nicht in der Kammer,
Sonst kriegst moral'schen Katzenjammer.

Dieser Wirth gehört offenbar zu dem Holze, aus dem Fritz Reuter seine Figuren schneidet.

(Neueste Reclame.) Ein Züricher Kaufmann veröffentlichte in einem dortigen Blatte folgende Annonce: „Da das Leben mir zur Last geworden ist und ich nächstens diese Welt zu verlassen gedenke, will ich vorher noch einen gänzlichen Ausverkauf meines Waarenmagazins veranstalten. Natürlich wird Alles zu wahrhaften Spottpreisen fortgehen, da mir am Erwerb irdischer Güter nichts mehr liegen kann. Darum kommt und kauft.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 53. Samstag den 2. Juli. 1870.

Der Heerwurm.

Eine Dorfgeschichte.

Die Straße, die vom Albdorf Sirchingen, welches seiner schönen, verkieselten Corallen halber, jedem Geognosten in ganz Schwaben bekannt ist, gegen das steil abfallende Ermsthal hinführt, gingen vier hübsche, kräftige Mädchen hinaus. Schon sank die Sonne, doch war die Hitze des Julitages noch nicht vorbei und die bräunlichen Gesichter glüheten. Bald war der kühle Wald erreicht, der die schroffe Wand bis zum scharfen Grat bekleidet, und langsamer gingen die Mädchen im duftigen Schatten breitastiger Buchen, schlanker Ahorne und alter Steinlinden, bis sie auf einem breiten Felsaltan sich bequem auf die üppigen Blüthen des Steinbrech und in schwellendes Moos setzten. Wohl achthundert Fuß tief unter ihnen lag in der grünen Sohle des Thals die Georgenau, eine klappernde Mühle, und der weiße Mühlknappe schürte eben den, neben dem Werk dampfenden Meiler, der natürlich ihm einige derbe, schwarze Flecken anhing, daß die lachenden Mädchen ihn einer Elster verglichen. Vor dem Brausen der jungen Erms, die oben wie ein silbernes Band sich ausnahm, hörte er ihr Spotten nicht, und sprang hurtig davon, als das Schellengerassel drinnen das Leerlaufen des Ganges anzeigte.

Drei der Mädchen betrachteten das wildromantische Thal mit dem Behagen der Gewohnheit, und begannen plaudernd Kränze aus den langen Ranken des Bärlappmoses zu winden und die Enden von sieben Grashalmen zu knüpfen, ob sie im Ring zusammenhielten, oder auseinanderfielen. Die Vierte aber starrte überrascht mit den großen Braunaugen die ungewohnte Scene an; sie war vom Bussen, dem altberühmten Schwabenberge, hergekommen, am Jakobifeiertag den Schäferlauf in Urach mit anzusehen, und war Geschwisterkind mit den Anderen. Die gewaltige Felsenmasse, auf der die Ruinen Hohenwittlingens wie ein Adlerhorst kleben, fesselte ihren Blick am längsten. Wie die Leut nach in dem Schloß da gewohnt haben, begann sie endlich, ist gewiß auch oft eins heruntergefallen, und wie erschreckt von der eigenen Idee schauderte sie zusammen. Die Mädchen lachten; wir fallen da ja auch nicht hinunter, sonst wär's Gretle schon lange dem Müller auf's Dach gekommen, weil sie so fleißig hinabguckt, spottete die Brigitte. — „Ich wart oben, bis er mich holt, dann fahren wir die Steige hinab, wenn's auch um ist," gab die Geneckte zurück, „schaut, alle sieben Hälmle sind e i n Kranz geworden.

Doch ist einmal ein keines Mädle hinuntergestürzt beim Erdbeersuchen, hat mir meine Frau Ahne erzählt, sprach die ernstere Regine, und wie die Eltern den Weg herabsprangen, die zerschmetterte Leiche zu suchen, ist ihnen das Kind entgegen gekommen, und hat gebeten: man solle es nicht schlagen; es wolle es gewiß nicht mehr thun. Der Wind hatte sich im Röckchen gefangen, und es auf einen dichten Busch getragen.

Kinder fallen dem Heiland in den Schooß, sprach, die Hände faltend, das Veronle, die Oberländerin.

Ja, und die Alten dem Teufel auf die Hörner, ergänzte Gretle das Sprüchwort.

Ein lautes, fröhliches Jauchzen von der Papiermühle herauf gab den Augen der Mädchen plötzlich eine andere Richtung, und den Gruß aus der Ferne erwidernd, flatterten die Tücher in der Luft. 'S ist mein Bruder, der Heiner von der Achalm, rief Brigitte mit leuchtenden Augen; — und der Martin von Offenhausen, setzte die Regine hinzu, wenn Du ihn auch nicht nennst.

Sie haben sich morgen zum Laufen gemeldet, fuhr Brigitte fort, ich will nur sehen, was der Heiner für 'ne Gespielin bringt. — Jetzt kommt, ihnen entgegen. Und wie ein Rudel schlanker Rehe sprangen die Mädchen im Tanzschritt die Steige hinab; doch plötzlich stockten die flinken Füße, und die Regine hielt das Veronle am Arm zurück. Pressirts so, ihr Jungfern? krächzte eine widerliche Stimme, wie aus der Luft herab. Auf einer, den Weg überragenden Felsspitze saß ein abstoßend häßliches, altes Weib neben einem mächtigen Bündel Tollkirsche, eine eben so große Last Bilsenkraut hatte sie schon in die Straße herabgeworfen.

Die Kräuterkätter! flüsterten scheu die Mädchen, kommt zurück.

Lauft, wohin ihr wollt, höhnte die Alte, dem Tod entspringt ihr nicht!

Wie's Gottes Wille ist! rief mit klarer Stimme Veronika, und schritt muthig vorwärts; scheu folgten ihr die drei Andern, indeß die Alte seltsam hüstelte.

Das alte Städtchen Urach hallte am andern Morgen von fröhlichem Lärm. Ein Omnibus um den andern brachte eine Menge geputzter Fremden, und zwischen den Buden des Krammarkts drängten sich die Landleute. Am Wirthshaus zum Faß aber hatten dichte Gruppen sich aufgestellt, und erwarteten das Beginnen des Zugs, so wie aus jedem Fenster der Straße neugierige Damenköpfe schauten, deren Ausdruck nach und nach deutlich zu erkennen gab, daß das Warten ihnen langweilig werde. — Endlich erschienen vier Reiter auf Rossen, die über und über mit farbigen Bändern behangen waren. Die Reiter trugen bebänderte Hüte, rothe Wämser und schwarze Beinkleider von Leder. Es folgten vier Paare, die Bursche, bis zu den schweren Silbersporen, wie die Reiter gekleidet, die Mädchen mit weißen, bauschenden Hemdärmeln, rothen, mit Gold geschnürten Miedern, und schwarzen, roth gesäumten Röcken. Es waren die Ausgewählten der Metzgerzunft. Nun kam die Musik. Gellende Schalmeyen hielten mit einem schnarrenden Fagott fast beständig Octave, indeß ein Paar Clarinetten in den Mittelstimmen gar barocke Sprünge und Uebergänge hatten. Die ganze Tonweise, in dieser Form schon seit Jahrhunderten an diesem Tag so gehört, ähnelte in der Taktform noch am ehesten einer Menuett, ohne es doch wirklich zu sein. — Auf die Musik folgte die gewaltige weiße Fahne, auf der einen Seite ein silbernes Lamm, auf der andern das Uracher Hifthorn, im Mundstück mit dem Kleeblatte, zeigend. Hinter ihr zogen sechs verheirathete und sechs ledige Schäferpaare, völlig gleich in Weiß mit Grün gekleidet. Den Schluß machten die Obermeister beider Innungen, mit den Preisen für die Sieger.

Der Zug bewegte sich vor die Wohnung des Oberbeamteten, den die Zunftvorsteher abholten, und unter dem Schwenken der gewichtigen Fahne mit ihm an die Spitze traten. Von da gings in die Kirche, und nach angehörter Predigt, von derselben kuriosen Musik angeführt, hinaus, vor's obere Thor, auf den Festplatz. Weite Gerüste standen gedrängt voll Schauender; in der Mitte der weiten Gasse, die auf weichem, reichen Rasen abgesteckt war, vor den Beamteten und Preisrichtern, ward die Fahne als Ziel aufgepflanzt; vierhundert Schritt entfernt bildete ein gespanntes Seil die Schranke, von der aus der Lauf begann.

Die vier Reiter hielten an den Ecken der Bahn, und neben dem alten Oberschäfer standen sechs frische Schäfermädchen, jede die rechte Hand am Seil, das Zeichen erwartend. Da warf der Alte den Hut in die Luft, und leichtfüßig flogen die Mädchen dahin. Aber schon nach dem ersten Drittel war eine schlanke Gestalt allen voran. Ohne Mühe schien die Behende zu laufen, ohne peinlich zappelnde Anstrengung, mit züchtiger Zierlichkeit, und als sie, weit vorauf, die Fahne ergriff, und auf- und umblickte, da flog es wie Verwunderung, ja Schrecken über das feine, bleiche Gesichtchen. — Es war das Veronle von Bussen. Den zweiten Preis nach ihr errang Brigitte, und es war ein liebliches Bild, als die beiden Mädchen, die Goldkränze der Siegerinnen im dunkeln Haar, unter dem Schmettern der Trompeten, die Erste ein volles Bett, die Zweite den Barchent dazu, freudestrahlend empfingen.

Die ledigen Bursche kamen jetzt an die Reihe, und Martin erhielt mit Heiner die goldene Krone nebst dem feinen Widder und Hammel. Gar possirlich war das Rennen der Weiber, und unter den Männern purzelten ein Paar über einander her.

Nochmals begann die alte, sonderbare Weise und führte den Zug, die Sieger parweis voran, zur Stadt zurück. Vor der Herberge zum Faß empfing die städtische Musik die Ankommenden mit vollen Akkorden, die gar kurios in das Schnurren und Quäken sich mischten. — Ein fröhliches Mahl und ein lustiger Tanz beschloß das alte, originelle Fest.

Was wird nur deine Mutter sagen, wunderte am andern Tage das Gretle, Veronle, wenn du mit dem Goldkranz und dem schönen Bett heimkömmst.

Was ich von Anfang an sagte, erwiderte die Angeredete, ich hätte davon bleiben sollen.

Ei was, eiferte Regine, bist du nicht aus einer alten Schäferfamilie, und war dein Vater nicht Schäfer bei dem geistlichen Herren im Marchthal? Und der Heiner hätt's dir nie vergeben. Ohne eine Gespielin hätte er nicht laufen dürfen, und eine Andere mochte er eben nicht. Da kommt gerade die Brigitte mit ihm und dem Martin.

Sie erzählte nun den Eintretenden, wie das Veronle noch immer nicht zufrieden sei, und durchaus morgen fort wolle, worauf sich alle vereinten, das schüchterne Mädchen scherzend zu schelten. Sie aber beharrte darauf, des andern Tags heim zu gehen, welches besonders der

Heiner sehr übel aufnahm. Endlich, als er sah, daß alles Zureden vergeblich war, erklärte er, sie fahren zu wollen, da sie das Bett doch nicht tragen könne.

Den Nachmittag stiegen die zwei Paare hinab zur Georgenau, und von da durch das wilde, felsige Fernthal hinauf nach Hohenwittlingen, der malerischen Ruine, welche schon Veronika's Blicke von der gegenüber stehenden Wand angezogen hatte. Drohend thürmte sich in der dunkeln Schlucht ein Felsblock über den andern, als wollten sie den Kameraden nachschauen, die bei heftigen Gewittern, oder durch das Thauwetter nach strengen Wintern aus ihrem Gleichgewicht gebracht, zerschmetternd hinabgetobt waren in's Bett des kleinen, sprühenden Bachs, der wie ein wilder Bube schäumend bergab zur Erms sprang. Solcher Bilder ungewohnt, flogen die klaren Braunaugen Veronika's von einem Felsen zum andern, weilten bald bei dem silbernen Gischt eines kleinen Wasserfalls, oder suchten im dunkeln Gewölbe der Buchen, Rüstern, Ahorne und Steinlinden nach dem schmetternden Finken, der flötenden Goldbrossel und dem traulichen Rothkehlchen mit dem melancholischen, in Strophen absetzenden Gesang. Heiner schritt schweigend neben ihr, denn er wußte zu den gemüthreichen Aeußerungen des Mädchens nur wenig zu sagen, und freute sich des raschen, doch stets anmuthigen Wechsels der Empfindungen auf dem frischen, unschuldigen Gesichtchen, ohne sich dessen eigentlich klar bewußt zu werden. Etwa zwanzig Schritte voraus ging Brigitte mit Martin, in angelegentlichem, leisen Gespräch. Ein nur halblauter, näselnder Gesang störte das vordere Paar aus seinem Geplauder, und ängstlich drückte das Mädchen des Begleiters Arm, als hinter einem Felsen über ihnen sie die Kräuterkätter, jene unheimliche Alte, erblickte, die die Mädchen vor einigen Tagen an der Steige so erschreckt hatte. Ein Epheukranz hing in wilden Ranken um das struppige, graue Haar, und noch stechender, als gewöhnlich, schienen die gerötheten Augen unter den dunkeln Blättern zu funkeln. Mit unnatürlicher Behendigkeit sprang sie gaukelnd hin und her, und schien an einem Gegenstand auf dem Boden große Freude zu haben und halb singend zu ihm zu reden.

Kömmst du endlich einmal wieder, du grausig liebs Ding? quackelte sie, wo bist du denn so lange gesteckt? Ich hab' dich seit dem Franzosenkrieg nimmer gesehen; damals gabs hübsch Leichen und Feuer, Noth und Seuchen, aber, es hörte zu bald auf, zu kurz war dein Zug. Heut aber bist du wohl noch einmal so lang und kriechst bergan, da wird auch der Jammer länger währen, und steigen, steigen, bis zu verzweifelnder Höhe, bis zur Lästerung und Verdammniß, daß ich noch Rache sehe an den Geschlechtern, die meine Mutter zu Tode marterten, und mein süßes Kind verschmachten ließen. Steig, Drache, steig! wende nicht um, gegen das Thal, sonst können sie's noch ertragen und beten; steig, bis sie lästern, fluchen, verzweifeln und versinken in's Höllenfeuer, das auch mich brennt.

Stets lauter und kreischender war ihr Sang geworden, immer wilder ihre Sprünge und Verrenkungen jedes Gliedes. Jetzt brach sie zusammen und schlug klatschend die Stirn an einen Felsen, daß die entsetzten Paare das Blut in breitem Strom herabfließen sahen. Kommt, flüsterte Brigitte, ehe sie sich wieder ermuntert und auch uns verflucht! Schaudernd wandte sich Martin, und auch Heiner faßte Veronies Arm, als diese, tief athmend, sie aufhielt.

(Schluß folgt.)

Noch einmal: „Heß, laß dich köpfen!"

Der Bericht über die Hinrichtung des Raubmörders Johannes Heß aus Niederohmen ist in Nr. 50 der „Franconia" vom 1. Juni 1837 unter dem Correspondenzartikel: Gießen am 24. Mai desselben Jahres beschrieben und stimmt im Wesentlichen mit dem überein, was Professor Vogt darüber gesagt hatte. Dieser Heß, ein verwegener Bösewicht, hatte eine Frauensperson ermordet und beraubt und war unter dem Großherzog Ludwig II. (nicht Ludwig I., unter welchem Letzteren übrigens die Todesstrafen häufiger vorkamen) zum Tode durch das Schwert verurtheilt worden. Schon auf dem Wege zum Schaffot schien der Verbrecher ungeachtet der Begleitung des zweiten Stadtgeistlichen, der schaulustigen Menge einen Streich zu spielen und dieselbe foppen zu wollen. Am Schaffot Vormittags 10 Uhr angekommen, weigerte er sich hartnäckig, sich auf den verhängnißvollen Stuhl zu setzen, nannte das Todesurtheil ein ungerechtes, nahm alle seine Bekenntnisse zurück u. s. w. So wurde die Hinrichtung aufgeschoben und der Verbrecher in seine Zelle nach Gießen zurückgebracht, wo ein neues Verhör die Grundlosigkeit des Läugnens herausstellte und das versammelte Hofgericht die Vollziehung des Todesurtheils sofort beschloß. Am Abend desselben Tages um 5 Uhr wurde Heß abermals auf das Schaffot gebracht, und es hat alle Glaubwürdigkeit, daß der ihn begleitende erste Geistliche, Kirchenrath Engel, mit Rücksicht auf Das, was am Vormittag geschehen war, dem Verbrecher die Nutzlosigkeit jeder weiteren Weigerung zu Gemüthe führte und ihn so weit brachte, daß er sich köpfen ließ. Die Execution vollzog der Scharfrichter Rettig von Ettlingen (nicht Hoffmann von Frankfurt). Wenn man auch versucht wäre, zu glauben, daß Vogt in

seiner humoristischen Weise erzählt, so muß man doch auch wissen, daß Kirchenrath Engel, der Sohn eines Schneiders aus Gießen, selbst nicht ohne Humor war und bei einer ziemlichen Dosis von Eitelkeit es liebte, in Gesellschaften, bei Kindtaufen, Hochzeiten, Gastmählern u. s. w. Schnurren zu erzählen und Späße zu machen, die nicht immer geistlich klangen. Es ist übrigens nicht abzusehen, wie man bezweifeln könnte, daß Engels drollige Natur sich auch da nicht verläugnet hat, wo es darauf ankam, den unbändigen Trotz eines Bösewichtes zu überwinden und ihn bis zum Todesstreich zu kirren.

Mannigfaltiges.

(Rührende Liebe.) Die „Köln. Ztg." berichtet: „Unter den Abiturienten des Potsdamer Gymnasiums fiel letzthin beim Examen ein Schüler im gereifteren Alter, mit starkem Bart und die Brust mit Kriegsehrenzeicher geschmückt, ganz besonders in die Augen. Es ist dies ein Fall, der nur äußerst selten vorkommt und wohl verdient, in den Annalen der Schulen verzeichnet zu werden. Besagter Abiturient, ein Herr Theophil Peterek, 33 Jahre alt, war Feldwebel bei dem Garde-Jägerbataillon in Potsdam und hatte als solcher den Feldzug von 1866 mit Auszeichnung mitgemacht; später ist derselbe vorübergehend als Unterförster beschäftigt gewesen. Sein einziger Wunsch war, seiner Familie (er ist nämlich verheirathet und Vater mehrerer Kinder) eine bessere Existenz zu begründen, und glaubte er dieses Ziel nur in der Ergreifung der höheren Forstcarrière finden zu können. Mit einem wahrhaft bewundernswerthen Fleiße suchte er sich die ihm fast ganz fehlenden Schulkenntnisse privatim anzueignen und brachte es durch seltene Energie des Willens dahin, daß er im Oktober v. J. in die Prima des Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Hier saß nun der bärtige, decorirte Mann auf der Schulbank, um als Schüler mit den Schülern, die beinahe seine Söhne hätten sein können, zu lernen. Das schriftliche Examen hatte er so glänzend bestanden, daß er nebst zwei siebzehnjährigen Schülern von dem mündlichen Examen entbunden werden konnte. Gegenwärtig studirt er nun auf der Forstakademie.

(Zur rechten Stunde.) Die „Gerichts-Ztg." erzählt nachstehendes niedliche Geschichtchen, das dieser Tage in einer Sitzung des Polizeigerichts passirt ist. Dieselbe sollte mit einer Verhandlung wegen Thierquälerei eröffnet werden, als eine Schwalbe durch ein offenes Fenster in den Saal geflogen kam und sich auf den grünen Tisch des Richters setzte. Das zarte Thierchen ließ sich ruhig fangen, denn es war völlig erschöpft. Als Ursache der Erschöpfung ergab sich ein großer Zettel, der an dem einen Beinchen befestigt war und die Schwalbe beim Fliegen hindern mußte. Auf diesem Zettel standen die Worte: „Kommt von A. Wolf an der Schleuse Nr. 12." Ein wunderbarer Zufall hatte das Thierchen gerade vor die rechte Schmiede geführt, wo es seine stumme Klage anbringen konnte. Diese Klage des geängstigten Vögelchens hat denn auch seine Erhörung gefunden; der sofort nachgeschlagene Wohnungsanzeiger ergab, daß ein Herr Wolf an der Schleuse Nr. 12 wohnt, und dieser wird unter der Anklage der Thierquälerei in wenigen Tagen vor den Polizeirichter erscheinen. Die Schwalbe soll bis zum Termin im polizeilichen Gewahrsam verbleiben; man hofft, daß ihr dies bei dem Wetter nicht unlieb sein wird, zumal man sie vor Nahrungssorgen zu schützen gesucht hat. Die „Zukunft bemerkt dazu: „Wir fürchten nur, Freund Brehm wird der Ansicht sein, daß hinter Herrn Wolf auch der mildthätige Richter auf die Anklagebank zu wandern habe, da bei den Schwalben jede Haft, und wenn sie sich auch nur Sistirung nennen wollte, als Todesstrafe zu wirken pflegt.

(Gegen Erdbeben geschützt.) Die Katholiken San Francisco's sind, wie die „Nature" meldet, im Begriffe, eine gegen Erdbeben geschützte Kirche zu erbauen. Die Seitenwände derselben sollen über der Erde 30 Fuß Höhe haben und in gleicher Höhe ein Dach ansteigen, welches gleich dem Hauptdache nicht durch das Gemäuer, sondern durch zwei Säulenreihen getragen wird. Beide Dächer sind mit den Säulen fest verbunden und diese wiederum unter sich durch Eisen-Constructionen wie durch ein Netzwerk verflochten. Durch diese Einrichtung glaubt man die gefährlichste Wirkung des Erdbebens, das Einstürzen des Daches, zu verhüten, da dasselbe im schlimmsten Falle nach Außen geworfen würde und so wenigstens den in der Kirche Versammelten nicht zu schaden vermöchte.

(Auch die Schneider besitzen Logik,) und was für welche? Man unterhielt sich in maßgebenden Kreisen in Paris über gute und schlechte Kunden. „Ich", sagte ein Maître zu einem Fachgenossen, „ich mahne niemals einen feinen Mann." — „Wie aber, wenn er nicht bezahlt?" — „Wenn er nicht innerhalb einer gewissen Zeit bezahlt, ist er kein feiner Mann, und dann mahne ich ihn."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nr. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 54. Mittwoch den 6. Juli. 1870.

Der Heerwurm.

Eine Dorfgeschichte.

(Schluß.)

So wollt ihr das arme, wahnsinnige Weib in ihrem Blut liegen lassen? frug sie mit bebender Stimme. Es ist eine Hexe, sprach der Heiner, und könnte dir was anthun; mag der Teufel ihr helfen, den sie anrief, setzte sich schüttelnd Martin hinzu — ihre Mutter schon, stotterte zähneklappernd Brigitte, ist eine Hexe gewesen; das wäre Gott versucht! — Verrückt ist sie, sprach mit steigender Besonnenheit Veronika, und Hülfe ihr Noth; Heiner, läßt du mich allein gehen? ich hätte dich nicht so furchtsam geglaubt. Damit stieg sie frisch den Berg hinauf, und sechs Schritt hinter ihr stolperte mit lautem Herzklopfen ihr Führer. Die Alte lag am steilen Hang, den Kopf nach unten, und wäre ohne schleunige Veränderung der Lage unfehlbar erstickt. Von Menschlichkeit durchdrungen, wenn auch nicht ohne Schauder, ergriff das muthige Mädchen sie, und als Heiner ihre völlige Unschädlichkeit, und die klaffende, dunkelblutende Wunde sah, faßte er aus Scham gleichfalls zu, doch stets mit aller Behutsamkeit und zum Sprung bereit. An dem Felsen lehnte sie sitzend, und die Paar Tropfen kölnisch Wasser, die Veronele im silbernen Balsambüchschen bei sich trug, erweckten die Ohnmächtige; sie öffnete die Augen und bat mit erloschener Stimme um Wasser. Heiner stand bereitwillig auf, und bückte sich nach seinem Hut, den er als Schöpfgeschirr zu gebrauchen gedachte; doch mit allen Zeichen des gräßlichsten Entsetzen sprang er zurück; der Heerwurm! schrie er, und rannte wie rasend dem von unten bang zuschauenden Paare zu, welches, wie gescheuchtes Wild, mit ihm entfloh.

Veronika kniete neben der Alten, die an sie sich matt lehnte; ihr brauner, hagerer Arm hielt die Taille des Mädchens umschlungen, und die kalten Knochenfinger umspannten die warme, volle Hand, welche feuchtes, kühles Moos ihr auf die Stirnwunde gedrückt hatte. Sie hätte nicht entspringen können, wenn die zitternde Knie sie auch getragen hätten. Bleib, flüsterte todtmatt die Drude, er thut dir nichts, er geht dich gar nichts an! Aber mit athemlosem Grauen haftete des Mädchens Blick auf einem langen, langen, lichtgrauen Streifen von starker Handbreite, der in rastlosem Gewimmel vor ihr den Berg hinan kroch. Von der Entfernung einiger Schritte aus gesehen, schien ein schmutzig-weißer, wohl fünfzig Schritt langer Wurm mit zugespitztem Kopf und Schweif sich dahinzuwinden; in der Nähe aber erkannte man eine ungeheuere Menge halbzollanger Maden, die diese Prozession bildeten. Durch einen zähen Schleim zu einem ekelhaften Ganzen verklebt, konnte der einzelne Wurm nur schwer von ihm getrennt werden, und als der Zug eine Blöße jetzt erreichte, verschwand er sogleich unter der dicken Schicht des dort hingewehten Winterlaubs, von dem geschützt er sich in einen scheußlichen, wimmelnden Klumpen zusammenballte.*)

Erst als das letzte Ende des spitzigen Schweifes aus ihrem Auge verschwunden war, erholte das erschreckte Mädchen sich nach und nach, und vernahm die beruhigenden Worte der gefürchteten Alten, deren so widrige Nähe ihr jetzt tröstend geworden war in der Gegenwart des unbekannten Gethüms. Er thut dir nichts, du gutes Kind, er zeigt nur den Hartherzigen Gottes Zorn und Strafe an, wenn bei Dir die lichten Engel schirmend wachen. Ich habe einmal einen daheim in einen Kasten gethan, da sind's Puppen geworden, und endlich kleine schwarze Mücklein; Dir bringt er nichts Böses, du muthiges, unschuldiges Herz. Möchtest Du mich jetzt hinableiten, zum Bach, daß ich trinken könnte — o, mich dürstet gar so sehr! So plauderte die Alte mit wundersam weicher, milder Stimme, in der man die gellen Laute von vorhin gar nicht erkannt haben würde. Und während ihres Geschwätzes fand Veronika ihr harmloses Gottvertrauen, ihren freudigen Muth mehr und mehr wieder und froh, aus der unheimlichen Nähe des schaurigen Wurms zu kommen, leitete sie die Verwundete behutsam den steilen Hang hinab,

*) Der Heerwurm, eine zahllose Menge von Maden zieht in der beschriebenen Prozession von Zeit zu Zeit in feuchten, schattigen Wäldern, Nahrung suchend, umher, die in faulenden Thierstoffen zu bestehen scheint. Vor dem Strahl der Sonne verbirgt er sich eilig, und ist dem Aberglauben nach eine furchtbare Erscheinung. Näheres in Okens Naturgesch. V. 2. S. 740 x.

zum erquickenden Bach. Hier verschwand ihre Furcht und Aufregung vollends; das Bächlein und die alte Katharine plauderten gleich harmlos und geschwätzig und Letztere erinnerte das Mädchen nach einer Viertelstunde an die Angst die die Gefährten ihretwegen haben müßten. Geh jetzt mit Gott, Du gutes Kind, sprach sie, der Dir die Wohlthat vergelten möge, die Du meinem morschen Leib, und noch mehr meinem gequälten Herzen erwiesen hast. Es gibt also doch noch Menschen, die mich nicht verwünschen und fürchten oder verspotten, die mir sogar Gutes erweisen, ohne ein Verbrechen dafür zu begehren. Gott segne Dich!

Veronika sprang leichten Herzens das Thal hinab, und traf an seinem Ausgang den Müller mit seinen drei Knechten und den Heiner bewaffnet, als gelte es den allberühmten Schwabenhasen zu erlegen, und herzlich froh, den Kampf mit dem Drachen nicht bestehen zu dürfen. In der Mühle lag Brigitte todtblaß im Lehnstuhl; von Angst und Laufen gleich heftig aufgeregt, hatte sie sogleich einige Gläser des eiskalten Bergwassers getrunken, worauf sie ohnmächtig geworden war. Martin saß neben ihr und erschöpfte seine Wuth in Flüchen auf die Kräuterkätter, die seine Braut verhext habe. Als Veronle eifrig widersprach, und dem kalten Wasser und der Aufregung die Schuld zuschieben wollte, ward sie zuerst barsch, dann aber mit solchen, sie selbst verdächtigenden Aeußerungen zurückgewiesen, daß sie gern schwieg, wohl einsehend, daß alle Vernunftgründe hier weggeworfen seien. Mit Mühe ward die Kranke nach Haus gebracht, und am andern Morgen war eine galligte Lungenentzündung im vollen Gange. Veronika gab unter diesen Umständen die Heimreise auf, die kranke Verwandte zu pflegen, und erbot sich, nach Urach zum Arzt zu gehen. Ihr Erbieten ward entschieden abgelehnt; nur die Kätter, die die Krankheit hergezaubert, sei im Stand, sie auch zu heben. Aber wer sollte die Gefürchtete darum bitten? Der Heerwurm war auf ihre Beschwörung aus der Schillingshöhle gekommen, und wenn Recht im Lande wäre, so hätte man sie schon längst verbrannt; so aber nähme der Unglauben und der Teufel stets mehr über Hand rc. Ich will zum Schäfer gen Heiningen laufen, der in Göppingen inne sitzt, oder zum Pfarrer von Möttlingen, sprach endlich der Martin, wenn die Beiden anfangen zu beten, so muß der Beelzebub den Schwanz einziehen, wie mein Fix, wenn ich ihn prügle. Wenn Ihr glaubt, die alte Katharine kann helfen, durch einen Thee oder Trank, so will ich gerne zu ihr gehen, wagte Veronke endlich kleinlaut zu äußern. O sieh, wenn Du das wolltest, seufzte die Kranke, ich würde Dirs nie vergessen! Sogleich stand die Bereitwillige auf; mit dumpfem Schweigen, welches andeutete, daß man die Fremde wohl lieber opfere, als die Eigene, aber doch eine gräßliche Gefahr ahne, die keine Zunge auszusprechen wage, entließ sie die Familie — ein Kind zeigte ihr die Hütte der Drude von fern.

Draußen vor dem Dorf, an keinem Wege, unter alter, blühender Linde stand, ein niederes Häuschen, von zottigem Strohdach geschirmt, von eingehägtem Gärtchen rings umgeben. Nur ein grasiger, wenig betretener Weg führte in seine Nähe, die Jeder gern floh. Das summende Volk zweier Bienenstöcke lag auf der würzigen Pfeffermünze, dem unscheinbaren Lavendel, der Melisse, Raute, Wermuth, Heildistel und ähnlichen Kräutern, die in geordneten, reinlichen Beeten gediehen, und gern von den Apothekern gekauft wurden. Die Thür bedurfte keines Schlosses, ein Bindfaden, der den Riegel innen hob, genügte vollkommen. In ärmlicher, doch sauberer, pünktlich geordneter Stube lag Frau Katharina in reinlichem Bett, vor dem, nach Hexenbrauch — ein mächtiger, aschgrauer Kater mit weißem Brustfleck schnürrte. Eine Menge weißer Porzellangefäße, in welchen die eingedickten Säfte verschiedener Heilkräuter zum Verkauf aufbewahrt wurden, standen auf einem Brett, im Fenster eine Sinnpflanze. — Alles trug den Ausdruck traulicher Heimlichkeit!

Kommst Du, Nothhelferin, rief die Alte der schüchtern Eintretenden entgegen, o, ich dachte es wohl, Du würdest mich nicht unbesucht lassen. Mein alter Schädel hat gestern beim Fall Noth gelitten, und ich glaube, es wird mit mir zu Ende gehen. Mit Freuden fühle ich des Todes Nähern, doch gern hätte ich noch einmal dich gesprochen, die Einzige, die mir je wohlwollend nahete. Verone fühlte sich beengt, in herzlichen Worten äußerte sie ihre Theilnahme, und erbot sich zu etwa nöthigen Diensten, und bat endlich, wenn es ihr möglich sei, der kranken Brigitte etwas Heilsames zu senden. Die Alte lächelte; geh' weg, Murr, vom Stuhl, daß die Jungfer sitzen kann; so, nun setze Dich, und erzähle mir, was der kakelnden Henne fehlt. Veronika entging der bittere Ton nicht, in den die Alte fiel, sobald von Jemand Anderem, als ihr die Rede ward; sie suchte daher ihr Begehren lediglich als ihren Wunsch darzustellen, indem sie die Krankheit der Verwandten schilderte. 'S ist schon recht, höhnte die Alte, die Kräuterkätter muß sie verhext haben, und soll nun auch helfen, wie der Skorpion auf der gestochenen Stelle gequetscht wird. Dir zu Lieb will ich versuchen, wie schon manch' Hundert Mal, ob ich den Schaden heilen kann, den Unvernunft geschlagen; doch hoffe ich wenig; man hätte sollen den Doktor holen — stirbt sie dem, dann Thät's

Gott gethan! — Gib mir jenen Topf, dort, die dritte Schachtel, — so, nun den sechsten Hafen — und die zweite Büchse, — jetzt fülle das Geschirr mit Wasser, und zünde die Spirituslampe darunter an, daß das Herengebräu mit Hilfe des Teufels kocht für die frommen gläubigen Christen! —

Mutter Katharine, begann mit weicher Stimme das Mädchen, haben Euch die Menschen so schlimm behandelt, daß Euer Herz selbst auf diesem Lager nur Hohn und Groll für sie hat? Denkt Ihr nicht an Den, der in Todesqual bat: vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun? Eine dunkle Röthe überflog der runzeligen Stirn der Alten; sie schloß die Augen lange, indeß die dünnen, blauen Lippen seltsam zuckten. Richte mich auf, sprach sie denn, lege die alte Bibel mir unter's Kissen, ich will Dir meine Geschichte erzählen; wir haben Zeit genug, indeß der Trank siedet.

Meine Mutter war die Tochter einer zu Reutlingen verbrannten Here, und erinnerte sich noch der Hinrichtung. Vor dem untern Thor, etwa zweihundert Schritt über dem Waisenhaus, auf dem Käs, war der Scheiterhaufen hoch geschichtet, daß seine Flammen fünf Stunden lang loheten; dann trugen die Knechte die Asche und Gluth in die Echaz. Das sechsjährige Kind mußte aber zusehen. — Sie erwuchs und mit ihr Hohn, Verachtung, Verfolgung. Mit den Soldaten zog sie hinaus als Marketenderin, lernte von einem Feldscheerer die Kräuter und ihre Kräfte kennen, und kam mit ihrem Mann, einem Scheerenschleifer, als der siebenjährige Krieg beendet war, hierher, und bauete dies Haus. Mein Vater siechte, und auf der rauhen, harten Frau lag die ganze Last des Broderwerbs; sie sammelte den Apothekern die kräftigen Alpkräuter, und dickte ihren Saft ein, wie ich's noch jetzt that — auch bereitete sie manchen Heiltrank für Menschen und Vieh — wie wir jetzt — gib Acht, daß er nicht übersiedet, und rühre ihn mit dem knöchernen Spatel um — das war ihre Hexerei, aber sie war ja die Tochter einer Here! — Wenn ich im Wald Wurzeln und Kräuter sammelte, so traf ich oft einen armen, jungen Holzwacher; auch er war anrüchig, denn seine Mutter hatte sich in einem Anfall von Schwermuth ertränkt — so fanden die Ausgestoßenen sich zusammen. Der Vater war todt und gut kam der alten Mutter der kräftige Arm des jungen Mannes; weit umher mochte kein glücklicheres Menschenpaar hausen, wie wir, ob auch die Leute uns mieden; unser Geld nahmen sie doch gern, ob sie gleich glaubten, der Teufel bringe es uns. Da verlangte einmal ein Apotheker, wir sollten Tollbeeren auspressen, und den Saft eindicken — jetzt gebraucht man nur die Wurzel und Blätter. — Ich lag gerade im Wochenbett, als die Mutter die Beeren, die Christoph sammelte, auf dem Heerd bearbeitete, zwischendurch kam sie zu mir herein, und versorgte mein Kind. Zur offenen Thür herein hatte ungesehen sich ein Bube aus dem Dorfe geschlichen, den Tollbeerenbrei hielt er für Kirschengesälz, naschte hurtig ein Paar Löffel voll davon, und entsprang. Nach wenigen Stunden war er unter grausen Krämpfen dahin.

Eben hatten wir das Kind eingewickelt, und freuten uns seines kräftigen Gedeihens, als der helle Haufen des Dorfs herantobte. Fragend trat die Mutter heraus, ward sogleich ergriffen, und dort, wo meine Lavendelstauden blühen, mit Knitteln und Steinen zu Tod geschlagen. Ich sprang unter die Mörder, und würde das gleiche Schicksal gehabt haben, wenn die Mutter nicht gerade mit zerschmettertem Hirn geendet hätte; so begnügte man sich, mich nach Urach in's Gefängniß zu liefern. Erst am vierten Tag ward ich, trotz alles Schreiens, vernommen und — entlassen, da man keine Schuld an mir finden konnte. Du magst Dir denken, wie ich die Steige heraufsprang, durch's Dorf, aus dem unverdiente Flüche mir nachschallten, in's Haus hier, das keiner der abergläubischen Wütheriche zu betreten gewagt hatte. — Sieh', dort in der Wiege, die noch steht, wie damals, lag mein Kind — verschmachtet! — Christoph, der wie toll darein schlug, war geknebelt und den Holländern an's Cap verkauft! — — —

Jetzt nimm Deinen Trank und packe Dich fort, schrie die Alte wild und grell plötzlich auf, heulend erhob der Kater zugleich die widerliche Stimme, indeß das entsetzte Mädchen nicht säumte, dem Befehle zu folgen.

Nach acht Tagen begleitete Veronika Brigittens Leiche zu Grabe, und als sie die unglückliche Alte noch einmal vor ihrer Abreise besuchen wollte, lag sie todt auf dem Bett — sie ward unter der Linde verscharrt, und auf ihrem Hügel verhungerte der Kater. Die Bienen wurden zu frommen Zwecken öffentlich verkauft! — —

Mannigfaltiges.

(Ammoniakwasser der Gasfabriken) Das bis jetzt zum großen Theile unbenutzt bleibende Gaswasser hat einen nicht unerheblichen Werth als Düngemittel. Das Gaswasser ist nämlich je nach der Beschaffenheit der verwendeten Steinkohle, eine mehr oder weniger verdünnte Auflösung von kohlensaurem Ammoniak mit sehr geringer

Beimengung von Schwefelammonium, unterschwefligsaurem Ammoniak und Theersubstanz. Obwohl nun Ammoniaksalze als alleinige Düngung der Felder niemals dauernd mit Erfolg angewendet werden können, so sind doch die Gaswasser mindestens hoher Beachtung werth. Genauere Versuche sind in England ausgeführt. Am lohnendsten zeigte sich die Anwendung auf Grasländereien und für Getreide, wobei es theils direkt, theils nach Sättigung mit Schwefelsäure auf den Acker gebracht worden war. Die mitgetheilten Resultate beziehen sich jedoch nur auf die einmalige oder für Getreide selten wiederholte Anwendung. Ohne Zufuhr von Mineralsubstanzen würden die Erfolge bei fortgesetzter Anwendung abnehmen. Im Durchschnitte geben 500 Pfund Gaswasser auf den Morgen verwendet bei Hafer von dieser Fläche einen Mehrbetrag von 200 Pfund Körnern und 400 Pfund Stroh.

Ein Farmer in Illinois hat ein gelungenes Experiment gemacht. Er steckte eine Erbse in eine Kartoffel und pflanzte sie zusammen in die Erde. Die Erbse trieb einen Stengel, der mit Schoten bedeckt war, und die Kartoffel gab elf gesunde Wurzelknollen; der Landmann meint, auf diese Weise könne man nicht allein zweifältige Ernten erhalten, sondern auch das Erkranken der Kartoffel verhüten.

(Ein Mittel gegen Diphteritis) (Rachenbräune) wird von Dr. Allau in München empfohlen. Mit demselben sind neuerdings im Hanauischen sehr günstige Kuren bei ganz hoffnungslosen Fällen von Diphteritis erzielt worden. Man blies nämlich fein gestoßenen Schwefel in den Hals, oder betupfte auch die weißen diphteritischen Flecken mit Schwefel, und in kurzer Zeit waren dieselben verschwunden. Bei der Diphteritis nämlich bilden sich Pilse im Halse, die bei der Feuchtigkeit und Wärme rasend schnell um sich greifen, in das Blut eindringen und dasselbe vergiften. Der Schwefel hat nun die Eigenschaft, alle niederen Organismen, Schimmel, Pilse, Schwämme u. s. w. augenblicklich zu tödten.

— Folgende Gerichtsscene veröffentlicht eine New-Orleanser Zeitung: Ein wild und rauh aussehender Kerl wird vor einen Polizeirichter geführt. „Wer sind Sie?" fragte der Richter. — „Ihr Vater." — „Was?" rief der Richter aus, „ich habe ja keinen Vater." — „Ah dann muß ich mich wohl irren, allein Ihre Ohren haben mich getäuscht." — „Meine Ohren?" bemerkte wiederum der Richter mit Staunen. „Jawohl, alle meine Kinder haben ebenso lange Ohren wie Sie, und es gibt nur drei Sorten von dieser Art: Meine Kinder, die Hasen und die Esel." — Der entrüstete Richter rief dem Konstabler zu: „Steck' den Kerl in's Loch." — „Ah", sagte der Gefangene, „da höre ich den Esel schreien."

(Kleiner Fremdenführer.) Fremder: Bitte, wie heißt diese Straße? Homburger: Das ist die Rathhausgasse! Fremder: So ist dort das schöne Gebäude das Rathhaus? Homburger: Nein, mein Herr, das ist die Schule. Fremder: Aber wo steht denn das Rathhaus? Homburger: Das steht dort in der Schulgasse. Fremder: So, so. Die Schule ist hier in der Rathhausgasse, und das Rathhaus in der Schulgasse? Homburger: Ja, so ist es!

Bei uns is e Fortschritt, mr braucht nett ze schuwe
In die Schul gehn die Rathsherrn — an's Rathhaus die Buwe.

(Der Mensch und die Zeitungen.) Durch die Zeitungen wird jeder Mensch — veredelt. Wenn er geboren wird, ist der Mensch in den Zeitungen „ein gesunder kräftiger Junge" wenn er seinen Eltern wegläuft: „ein lieber, guter Sohn, dem für das Vorgefallene Verzeihung zugesichert wird"; wenn er eine Frau auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege in der Zeitung sucht: „Ein junger, gebildeter Mann aus anständiger Familie und von angenehmem Aeußern"; wenn er eine Brieftasche verloren hat: „ein armer Hausknecht"; wenn er in der Zerstreuung den neuen Regenschirm eines Andern mitgenommen, „der wohlgekannte Herr, der sich keine Unannehmlichkeiten machen wird"; und wenn er selig endet: „der brave Gatte und treue Freund für Alle, die ihn kannten."

Welcher Unterschied ist zwischen einem französischen und einem deutschen Soldaten? Der Franzose trägt einen Marschallstab in seinem Tornister, der Deutsche einen — Ziegelstein.

(Der neue Rubens.) Jemand hörte, daß Rubens mit einem einzigen Pinselstriche ein lachendes Kinderantlitz in ein weinendes habe verwandeln können. „Dazu brauche ich nicht einmal einen Pinsel, das kann ich mit dem Besenstiel," antwortete er trocken.

Eine Gesellschaft von Spöttern wollte sich über einen jungen Musiker, der ihnen vorspielte lustig machen und rief: Er spielt so lieblich wie Orpheus! Ja, antwortete der Künstler, darum hab' ich auch einen Haufen Bären und Panther um mich her.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 55. Samstag den 9. Juli. 1870.

Der Sträfling.

Eine Criminalgeschichte.

I.

Es war im Jahre 1864. Die Badesaison in Boulogne-sur-Mer hatte einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen; besonders zahlreich hatten sich die Besucher des berühmten Heiligenschreins unserer lieben Frau von Boulogne eingestellt, der in diesem Jahre eine besondere Anziehungskraft auszuüben schien. Zudem hatte ein Prediger von besonderer Begabung, der jeden Abend die Kanzel der Kathedrale bestieg, das Publikum in hohem Grade gefesselt, und nicht nur Zuhörer aus katholischen Kreisen, sondern auch Protestanten durch die Gewalt seiner Rede angezogen. Leider kam ich zu spät, um mich noch der Beredsamkeit dieses Dominikaners zu erfreuen, er war bereits nach Paris in sein Kloster zurückgekehrt, und mir blieb nur der Nothbehelf, aus den Berichten und Unterhaltungen der zurückgebliebenen Badegäste, so gut es ging, ein Bild des vielgepriesenen Mannes zu entnehmen.

Der Eindruck, welchen der Dominikaner zurückgelassen hatte, war ein mächtiger, wenngleich verschieden, je nach der Gemüths- und Sinnesart derjenigen, welche seinen Predigten beigewohnt oder mit ihm in persönlichen Verkehr getreten waren. Der Eine rühmte seine Gelehrsamkeit und Redegewandtheit, der Andere seinen Freimuth und die gewinnende Art seines Benehmens. Hier wurde der Theilnahme gedacht, die er der Kinderwelt geschenkt hatte, dort rühmte man seine geselligen Talente. Ich muß gestehen, daß diese allseitige Anerkennung mich nicht wenig in Erstaunen setzte. Ich hatte mir unter einem Mönche etwas Anderes vorgestellt, als einen weltkundigen Mann, der die Interessen der Gesellschaft zu den seinigen machte und, wie es in dem vorliegenden Falle geschah, durch seine umfassende moderne Bildung, den ausschließlichen Charakter seines Standes vergessen machte.

Ich stand nicht an, der Ueberraschung, welche das Urtheil über diesen seltenen Mann in mir hervorrief, in einer jener abendlichen Unterhaltungen, zu welchen sich ein großer Theil der Badegäste zusammenfand, offenen Ausdruck zu geben. Der Lebensgang und die Pflichten eines Priesters schienen mir so entfernt von allem harmlosen Lebensfreuden, daß ich meinen Widerspruch nicht zurückhielt und geradezu die Behauptung aufstellte, daß der allzutiefe Einblick in die Vorgänge des Herzens, den der geistliche Stand mit sich brächte, so schmerzliche Enttäuschungen über den Menschenwerth zur Folge haben müßten, daß nur ein verhärtetes Gemüth unter diesen Eindrücken vor Verkümmerung sich bewahren könne. „Wer die Menschen beständig von ihrer unfreundlichsten Seite kennen lernt," fügte ich hinzu, „wer durch seinen Lebensberuf angewiesen ist, Fremder Schwächen, Fehler, ja selbst Verbrechen als Geheimniß zu bewahren, in dessen Herzen muß sich unausbleiblich eine düstere Lebensanschauung einnisten, die jeder heiteren Regung den Zugang wehrt."

„Wenn Sie unsern Pater M— gekannt hätten," erwiderte mir Herr K., einer der Badegäste, „so würden Sie anders denken. Ich habe nie einen lebenslustigeren Mann gesehen. Er zählt jetzt sechsunddreißig Jahre und spricht ohne Hehl den Wunsch aus, daß ihm Gott noch weitere sechsunddreißig Jahre auf Erden gewähren möge, ehe er ihn in den Himmel abruft."

„Noch sechsunddreißig Jahre," rief ich erstaunt, „in einem so trostlosen Leben!"

Herr K. schüttelte den Kopf. „Es ist wahr," bemerkte er, „daß die Bekanntschaft mit der Nachtseite des Menschenherzens keine erfreuliche ist, aber dennoch entbehrt der priesterliche Beruf nicht völlig der trostvollen Genugthuung, deren er bedarf, um in der Ausübung seiner Pflichten nicht zu erlahmen. Vielfache Berührungen mit diesem Stande haben mir diese Ueberzeugung ermittelt, und wenn es Ihnen genehm ist, so erlauben Sie mir, von dem Austausch bloßer Meinungen über diesen Gegenstand abzusehen und Sie auf das Gebiet der praktischen Erfahrung zu verweisen."

Diese Wendung des Gesprächs erhöhte das Interesse, welches ich für den Gegenstand desselben hegte. Ich blickte den Sprechenden fragend an, welcher alsbald fortfuhr:

„Ich kannte längere Zeit einen Ordensbruder, mit dem ich mich oft über die Besonderheiten seines Berufslebens unterhielt. Die Theilnahme, welche ich, wie Sie, dafür empfand, veranlaßte ihn zu Mittheilungen aus seinen Erlebnissen, die, wenn Sie es wünschen, auch Ihnen zu Gebote stehen.“

Ich bat Herrn K., mir diese Mittheilungen nicht vorzuenthalten. Derselbe verließ auf einige Minuten das Zimmer und kehrte mit einem Manuscript in der Hand zurück.

„Gewiß,“ sagte er, indem er die losen Blätter ordnete, „ist die unvermeidliche Berührung des Priesters mit den Uebelthätern und Verbrechern eine Quelle betrübender Eindrücke, zumal wenn das Unrecht nicht vereinzelt zu seiner Kunde gelangt, sondern einer ganzen Menschenklasse ein unterscheidendes Gepräge verleiht. Es gibt daher keinen schwereren Beruf, als denjenigen des Geistlichen, der auf den Verkehr mit Galeerensträflingen angewiesen ist. Auf den Galeeren findet sich das Verbrechen in seiner massenhaften Ausdehnung zusammen, und dem Diener der Religion fällt die Aufgabe zu, in Menschen, die zumeist keine Rückkehr zur Freiheit hoffen dürfen, das Gefühl für Menschenwürde anzuregen. Er soll denen, die zu erklärten Auswürflingen der Gesellschaft gehören, denen die aufrichtigste Reue keine Besserung ihres Looses in Aussicht stellt, die nicht mehr als Individuen, sondern nur noch als Zahlen gelten, den Weg zu ewigen Gütern weisen und abgestorbenen Herzen die Botschaft des Heils verkünden. Und doch entbehrte diese Aufgabe, wie ich aus dem Munde des erwähnten Ordensbruders erfuhr, nicht jeder Aussicht auf Erfolg. Den Bemühungen um die Besserung der Sträflinge steht nur ein einziger Feind unbesiegbar entgegen: die Verzweiflung.“

„Und muß nicht Verzweiflung sich jedes Menschen bemächtigen,“ fragte ich, „dem sein Loos keine Hoffnung auf Befreiung mehr gestattet?“

„So dachte auch ich,“ versetzte Herr K., „doch wurde ich durch meinen Gewährsmann eines Andern belehrt. Aufrichtige Reue fand er nur unter Denen, die jeder Hoffnung auf Befreiung entsagt hatten. Freilich bedurfte es der ununterbrochenen Einwirkung auf diese durch Verbrechen und Strafe verhärteten Gemüther, um sie mit ihrem Schicksal auszusöhnen, freilich trotzte mancher Sträfling bis zur letzten Lebensstunde der liebevollen Mahnung, die unaufhörlich zu ihm drang, aber dennoch wandten sich Viele allmälig einer edleren, menschenwürdigeren Stimmung zu und ließen stille Ergebung an die Stelle der Verzweiflung treten.

„Zu den tröstlichen Erlebnissen dieser Art gehört die Begegnung des Paters Rougemont — so hieß jener Ordensbruder — mit einem Galeerensträfling, der unter Nr. 608 in die Register des Bagno eingetragen war.

„Nr. 608 war ein hochgewachsener Mann in mittleren Jahren, von intelligenten Gesichtszügen und ohne jenen mürrischen Ausdruck, welcher unter den Galeerensträflingen heimisch ist. Er hatte etwas Nachdenkendes, Maßvolles in seinem Wesen und legte dem Ordensbruder gegenüber eine ernste Aufmerksamkeit an den Tag, die dieser von der mechanischen Andachtsmiene gewöhnlicher Sträflinge wohl zu unterscheiden wußte. Pater Rougemont erkundigte sich genauer und erhielt von den Beamten des Bagno die Auskunft, daß Nr. 608 zu den lebenslänglich Verurtheilten gehörte und sich tadellos betrug. Sein Verbrechen war jedoch ein schweres: Raubanfall in Verbindung mit einem Mordversuch.

„Die Selbstanklage, welche der Geistliche von diesem Sträflinge in der Beichte hörte, waren stets sehr leichter Art. Während Pater Rougemont gewohnt war, aus dem Munde der Bagnobewohner Dinge zu vernehmen, die wiederzugeben die Feder sich sträubt, hatte ihm Nr. 608 nichts weiter zu beichten, als daß er sich zu heftigen Aeußerungen über die Reden seiner Mitgefangenen hatte fortreißen lassen, oder der Verzweiflung über sein Geschick einen Augenblick Raum gegönnt hatte. Eine Zeit lang begnügte sich der Ordensbruder, den in solcher Umgebung ungewöhnlichen Menschen aufmerksam zu beobachten, dann trat er ihm allmälig näher und erklärte ihm offen, daß der vortheilhafte Unterschied zwischen ihm und seinen Mitgefangenen sein höchstes Interesse und den Wunsch in ihm wachgerufen hätte, etwas aus seinem früheren Leben zu erfahren. Nr. 608 erklärte sich nach einigem Zaudern bereit, den Wunsch des Priesters zu erfüllen.

„Was Pater Rougemont von diesem Sträfling erfuhr, schrieb er sorgfältig, nur mit veränderten Namen und Ortsbezeichnungen nieder. Er war so freundlich, mir diese Aufzeichnungen für eine kurze Weile zu überlassen, und mir die Erlaubniß, sie abzuschreiben, zu ertheilen.“

Herr K. hatte bei diesen Worten einen Stuhl an den Tisch geschoben, und da die übrige Gesellschaft sich wegen der vorgerückten Zeit allmälig entfernt hatte, so konnte ich ungestört dem Vorleser lauschen:

„Mein Geburtsort,“ — so hieß es in dem Manuskript — „war ein elender Weiler, von armen Leuten bewohnt. Derselbe lag dicht am Meere und gehörte zu den unwirthsamsten und ödesten Punkten der Küste. Dennoch fühlten wir uns nicht unglücklich, da die Gewohnheit uns ein mühsames, entbehrungsvolles Leben ertragen gelehrt hatte. Mein Vater starb, als

meine Schwester und ich noch Kinder waren, so daß meiner Mutter die Sorge für unsere Erziehung zufiel. Sie war eine stille Frau von ernster Sinnesrichtung, die durch die Erlebnisse früherer Jahre verlernt hatte, dem Dasein eine leichtere Seite abzugewinnen. In ihr' lebten unauslöschlich die Erinnerungen der blutigen Revolution, welche im vorigen Jahrhundert über Frankreich hereingebrochen war. Sie hatte mit meinem Vater zur vertriebenen Dienerschaft eines hohen Adeligen gehört, der sammt seinem Weibe auf dem Schaffot gestorben war und Beide waren nur mit genauer Noth einem gleichen Schicksal entgangen.

Nach meines Vaters Tode wurde meine Mutter stiller und verschlossener, als je zuvor. Nur selten noch stahl sich ein schwaches Lächeln in ihre Züge, und im Grunde boten unsere Verhältnisse nichts, das sie aufheitern konnte. Nur die aufblühende Schönheit ihrer Tochter Aline entlockte ihr zuweilen eine Aeußerung mütterlichen Wohlgefallens. Und in der That Aline war ein schönes Mädchen zu nennen. Ein hoher Wuchs, eine anmuthvolle Gestalt, ein schön geformtes Gesicht, über das ein Paar tiefbraune Augen magisch hinleuchteten und das von einer reichen Fülle dunkeln Haares umsäumt war — Alles vereinigte sich zu einem seltenen, untadelhaften Ganzen. Doch Schönheit war in unserem elenden Dorfe ein ziemlich gleichgiltiger Vorzug. Aline arbeitete angestreugt, wie Andere ihresgleichen. Schon in früher Jugend mußte sie der Mutter bei ihren Beschäftigungen an die Hand gehen; sie erlangte bald den Ruf einer geschickten Wäscherin und war als solche besonders auf dem Schlosse Corandeuil geschätzt, dem einzigen herrschaftlichen Sitze in der Umgegend.

Auch ich hatte mich früh zur Arbeit bequemen müssen und war zum Dorfschmied gebracht worden, dessen Handwerk ich erlernte. Da ich anstellig und in der Arbeit geübt war, so hatte auch ich öfters auf dem Schlosse zu thun. Unsere angenehmsten Stunden waren es dann, wenn wir, Aline und ich, sie mit irgend einem neugewaschenen Kleide über die Schulter, ich mein Werkzeug tragend, gemeinschaftlich den Weg nach und von Corandeuil zurücklegten.

Das Schloß Corandeuil lag landeinwärts, und zwar eine halbe Stunde von unserem Dorfe. Früher hatte es einen gewissen Glanz besessen, von dem ihm jedoch nur wenige Spuren geblieben waren. In meiner Jugend war es ein bescheidener, stiller Aufenthalt, denn die Herrin des Schlosses war Wittwe: die Revolution hatte ihren Mann zum Opfer gefordert und ihr Vermögen auf einen Bestand reducirt, der ihr nur eine bescheidene Existenz erlaubte.

Frau von Corandeuil hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die mit mir und Alinen in gleichem Alter standen. Zum Schlosse gehörten außerdem der Verwalter Jean Comal, der Erzieher des jungen Grafen, ferner die Kammerfrau Clemence Dervaux, die, obgleich um einige Jahre älter als meine Schwester, zu dieser in sehr freundschaftlicher Beziehung stand, und endlich einige Dienstboten. Das Leben im Schlosse war daher nicht viel weniger einförmig, als im Dorfe, nur war man dort besser von den Vorgängen in der politischen Welt unterrichtet, so daß ich jedes Mal, wenn ich nach einem mehrstündigen Aufenthalt auf Corandeuil heimkehrte, als Bote aus einer Welt betrachtet wurde, die jenseits unseres Horizontes lag.

Eugen von Corandeuil war ein hübscher, junger Mann von einnehmendem Wesen. Er kannte keinen Stolz und war bei allen seinen Untergebenen beliebt. Nur Charles Comal, des Verwalters Sohn, der etwas jünger war, als der Graf und ich, trug einen unverlöschlichen Groll gegen den künftigen Erben des Schlosses im Herzen, weil dieser ihn einst wegen der grausamen Behandlung eines Hündchens zur Rede gestellt hatte. Es waren bei diesem Auftritt auf beiden Seiten heftige Worte gefallen, die in Charles eine unversöhnliche Erbitterung, in dem leutseligen Grafen das Gefühl vollkommener Gleichgiltigkeit gegen den Sohn des Verwalters zurückgelassen hatten.

Zwischen Eugen und seiner Mutter herrschte die innigste Uebereinstimmung; Beide hegten keine Sympathien für die neue Gestaltung der Dinge, am wenigsten für das Kaiserreich, das die Erbschaft der Revolution angetreten hatte. In ihren Gefühlen und Gesinnungen fanden sie eine Bundesgenossin an Isabellen, dem jüngsten Kinde aus dem Hause Corandeuil, das wenige Wochen, nachdem der Vater auf dem Schaffot geendet hatte, zur Welt gekommen war. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß Mutter und Bruder sich beeiferten, der Tochter und Schwester jeden möglichen Beweis ihrer Liebe zu gewähren — da Isabelle blind war.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

Am 14. August wird zu Waldau das zweihundertjährige Jubiläum der Schwarzwälder Uhrmacherei gefeiert. Im Winter 1669 auf 1670 war es der Bauer und Glasträger Kreuz auf der Waldeck, Gemeinde Waldau (unweit Freiburg östlich, tief im Gebirge), welcher daselbst die erste

Schwarzwälder Uhr aus Holz schnitzte. Seither ist diese Uhrmacherei zu einer wichtigen, die ganze Welt mit ihren Artikeln versehenden Industrie angewachsen, welche in die einsamen Thäler und Hochebenen des Schwarzwaldes viel Verdienst, ja Wohlstand brachte.

(Ein Mittel, gelb gewordene Wäsche schnell zu bleichen.) Die Wäsche wird wie gewöhnlich behandelt und nur dem letzten Spülwasser eine Mischung von 3 Theilen Spiritus und 1 Theil Terpentinöl hinzugesetzt, wobei ein Löffel dieser Mischung auf einen Eimer Wasser genügt. Die Wäsche wird dann schnell gespült, ausgerungen und zum Trocknen an die Luft gehängt.

Ein alter, reicher Wittwer in Canada griff zu einer eigenthümlichen List, um die Hand einer schönen Dame zu erringen, welche sein Herz gerührt. Er bestach eine alte Zigeunerin, welche dem jungen Mädchen wahrsagen sollte, wie er es wünschte, welches sie in folgender Weise that: „Meine junge Dame, der Stern Ihres Glückes wird sich auf kurze Zeit verdunkeln, aber nachher ununterbrochen glänzen bis an das Ende Ihrer Tage. Vor Ablauf einer Woche wird ein alter Wittwer, in schwarzem Rock und feinem Castorhut Sie besuchen und um Ihre Hand anhalten. Nehmen Sie ja den Antrag an, denn noch vor Ablauf eines Jahres werden Sie Wittwe und dann im vollen Besitze seines großen Vermögens sein. Ihr nächster Gatte wird der junge Mann sein, von dem Sie jetzt immer träumen.“ Ungefähr drei Tage nachher erschien der Wittwer in der von der Zigeunerin beschriebenen Kleidung und stellte seinen Antrag, derselbe wurde aceptirt und die Heirath baldigst vollzogen. Mehr denn ein Jahr ist seit der Wahrsagung verschwunden und der Alte lebt immer noch zum nicht geringen Verdrusse jener liebenden Gattin.

(Lebendig in der Todtenkammer.) In der ersten Woche des April wurde in einem Spitale bei San Francisco ein Deutscher, Namens Friedrich, welcher vom Starrkrampfe befallen war, von den Aerzten für todt erklärt, sogleich in einen Sarg gelegt und nach der Todtenkammer gebracht. Als der vermeintliche Todte dort bis gegen Mitternacht zugebracht, ließ der Starrkrampf nach, Friedrich erwachte zum vollen Bewußtsein, sprang aus dem Sarge und hämmerte gegen die verschlossene Thüre, um so schnell wie möglich aus dem entsetzlichen Raume zu entkommen, in welchem sich noch einige andere unbewegliche Gestalten befanden. Sein Klopfen hatte jedoch nicht sogleich die gewünschte Wirkung, da die Krankenwärter des Hospitals, durch den Lärm im Todtenhause erschreckt, von Gespensterfurcht ergriffen, sich nicht nach dort wagten, bis der Angstruf der menschlichen Stimme sie endlich veranlaßte, die Thür desselben zu öffnen. Der dem Leben Zurückgegebene stürzte heraus im Leichentuche sank bald darauf ohnmächtig nieder, wurde jedoch von den Beherztesten schnell in ein warmes Zimmer gebracht und ärztlicher Pflege übergeben. Friedrich soll sich bereits soweit erholt haben, daß er im Stande ist, kleine Spaziergänge zu machen.

(Kostspielige Spazierfahrt.) In der Pferdelotterie gewann ein Berliner Fabrikarbeiter eine einspännige Equipage, welche er am Sonnabend in Empfang nahm. Ein Gebot von 1000 Thlr., welches ihm sofort gemacht wurde, wies er mit dem Bemerken zurück, daß er zuvor am Sonntag die Equipage mit seiner Frau benutzen wolle, welchen Entschluß er denn auch in ausgedehntestem Maße ausführte. Während sein Bruder vom Bocke das feurige Roß zügelte, saß der glückliche Gewinner an der Seite seiner Gattin stolz im Fond und durchrasselte die Stadt nach allen Richtungen, hier und dort anhaltend, eine Weiße trinkend. Die Stunden eilten, wiewohl die Nacht zur Verlängerung der Lustfahrt hinzugezogen wurde, nur allzu schnell vorüber und der anbrechende Morgen mahnte nicht nur an die Werkstatt, sondern auch daran, das des Futters und der Pflege bedürftige Roß los zu werden. Ein Verkauf wollte anfänglich nicht glücken, bis den verlegenen Besitzer endlich ein Fuhrherr gegen 400 Thlr. baar von dieser Sorge erlöste. Der Gewinner kann sich rühmen, daß er sich eine Spazierfahrt 600 Thlr. habe kosten lassen.

(Beiträge zur Farbenlehre.) Aus dem Novellenmanuscript einer am Rande der Literatur öfters spazierengehenden Dame, heben wir zur gelegentlichen Denkübung unserer geehrten Leser folgende Stellen heraus. Seine weißen Haare fielen in grauen Locken von seinen Schläfen. Je gelber der grüne Salat ist, desto besser schmeckt er. — Ihre schwarzen Augen glänzten wie zwei goldene Sterne. — In den südlichen amerikanischen Staaten sehen die Weißen meist gelb aus. — Die blauen Trauben schimmerten in der Sonne wie Rubinen. — Wenn man den Kaffee weiß macht, so bekommt er ein schönes Chocoladenbraun. — Das grüne Rindfleisch zeichnet sich durch eine frische rothe Farbe aus. — Die zarten blauen Veilchen lächelten sie mit ihren violetten Köpfchen freundlich an.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 56. Mittwoch den 13. Juli. 1870.

Der Sträfling.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Isabelle war meiner Schwester herzlich zugethan; konnte sie auch nicht ihre Blicke an Alinens Schönheit weiden, so empfand sie doch die Eindrücke des lebhaften Geistes, der entschlossenen Gesinnung und vor Allem jener muthigen ausdauernden Energie, die zu der nachgiebigen Schüchternheit ihres eigenen Wesens in einem ebenso lebhaften Widerspruche stand, als ihre blassen, zarten Gesichtszüge zu der strahlenden Schönheit meiner Schwester. So war ein Jahr nach dem andern hingeflossen. Unsere Mutter hatte an demselben Tage, als die Nachricht von der Abdankung des Kaisers in unser entlegenes Dorf gelangte, das Zeitliche gesegnet. Wir standen allein. Die politische Veränderung, welche Platz gegriffen hatte, berührte uns und unsere Umgebung wenig, der Einzige, welcher eine lebhafte Theilnahme dafür an den Tag legte, war Charles Comal, ein eifriger Anhänger des Kaiserthums und Gegner der Restauration. Frau von Corandeuil beschloß, sich nach Paris zu begeben, um ihren Sohn, in der von seinen Vorfahren ererbten gräflichen Würde dem legitimen Herrscher von Frankreich vorzustellen; und Eugen theilte mir infolge dessen seine bevorstehende Abreise und den Entschluß mit, in die Armee zu treten, auf deren Fahnen die Lilien der Bourbons auf's neue prangten. Er war damals 23 Jahre alt und in der vollen Blüthe männlicher Schönheit.

Aline hatte unmittelbar nach dem Tode unserer Mutter in die Dienerschaft des Schlosses Aufnahme gefunden und war der blinden Isabella als Gesellschafterin zugetheilt worden. Ich zog zu meinem Brodherrn in's Haus, und da ich ein recht geschickter Arbeiter war, so gelang es mir bald, einen für meine damaligen Verhältnissel nicht unbeträchtlichen Erwerb zu erzielen.

So war denn unser Häuschen im Dorfe verödet. Die Veränderung unserer äußeren Lage brachte es mit sich, daß wir einander selten sahen; auch kam ich nicht mehr so häufig auf's Schloß, und nur hin und wieder trafen wir uns, wenn ich mein Tagwerk vollendet hatte, auf der Mitte des Weges nach Corandeuil — vorausgesetzt, daß die Kammerfrau sich dazu verstanden hatte, meine Schwester bei Isabellen zu vertreten. Unsere Zusammenkunft fand dann in einer alten verfallenen Mühle statt, an deren zerbröckelndem Mauerwerk ein schmales, aber tiefes Flüßchen vorüberrauschte. Ein paar Steine, die sich aus dem trümmerartigen Bau losgelöst hatten und von Gras und Unkraut überwuchert am Boden lagen, dienten uns dort zu Sitzen, auf denen wir an den uns spärlich zugemessenen Abenden eine kurze Weile mit einander verplauderten.

Aline war nicht unwissend und besaß vor allem ein Talent der geistigen Aneignung, welches sie weit über ihre äußere Stellung hinaustrug. Ihre Sinnesart entsprach nicht minder als die meine dem Charakter des Zeitalters. Die Revolution hatte sich nicht begnügt, die Herrschaft des Priesterthums zu untergraben, sondern auch den Glauben an eine höhere Leitung der Weltordnung tief erschüttert. Die gottesleugnerische Literatur, welche der Umwälzung des verflossenen Jahrhunderts vorangegangen war, hatte noch immer zahlreiche Verehrer in allen Classen und Ständen, die Bildung beanspruchten und übte einen nicht zu berechnenden Einfluß auf Sitten und Lebensweise.

So führte ich, wenn meine Arbeitszeit vorüber war, ein leichtfertiges, ungebundenes Leben und empfand keine Skrupel über die Wahl meiner Vergnügungen, so weit die engen Verhältnisse meiner damaligen Existenz solche erlaubten. Mein vertrauter und beständiger Gefährte war Charles Comal. Oft begleitete er mich auch auf meinem Wege zur alten Mühle und ich gewann allmälig die Ueberzeugung, daß diese Zusammenkünfte mit meiner Schwester auch für ihn zu den angenehmsten Unterbrechungen des Alltagslebens gehörten. Die Entdeckung beunruhigte mich; ich sprach mich darüber gegen Alinen aus und stellte ihr vor, daß es ihre Pflicht sei, Charles Comal keine Ermuthigung zu gewähren, da dessen Vater ein schmutziger Geizhals sei und voraussichtlich Alles daran setzen würde, die Heirath seines Sohnes mit

einem mittellosen Mädchen zu hintertreiben. Aline hörte mich ruhig an und erwiderte mir dann offen, daß sie nicht daran dächte, sich mit Charles Comal zu verbinden.

„Aber ich weiß, daß er Dich liebt," wandte ich ein.

„Allerdings," versetzte sie. „Auch ich weiß es, aber dennoch werde ich ihn nie heirathen. Ich habe nicht Lust, mein Leben in einem elenden Dorfe zuzubringen, oder, wenn es hoch kommt, eine dauernde Anstellung als Dienerin im Schlosse zu finden."

Als sie so sprach, klang aus ihren Worten ein eigener, schneidender Ton hervor, der mich fast verletzte. Ich sah sie befremdet an, und mir war, als müßte ich mich in Unterwürfigkeit vor dem stolzen, selbstbewußten Mädchen beugen, dem der rohe Stein, auf dem sie saß, zu einem Thron geworden war, von dem sie mit majestätischen Blicken auf mich herabsah. Es lag in ihren Augen, in ihrer Stimme der Ausdruck eines unerschütterlichen Willen, gegen den mir kein Widerspruch zu Gebote stand! Doch nur einen Augenblick saß sie mir in dieser Haltung gegenüber; sie hatte früher, als ich, den Charles Comal bemerkt, der uns an dieser einsamen Stelle aufsuchte, und plötzlich nahm sie ihre gewöhnliche, freundliche Miene wieder an und reichte ihrem Anbeter die Hand.

In der Nacht nach diesem Zusammentreffen konnte ich vor Unruhe und Besorgniß keinen Schlaf finden. Ich konnte mich der Vermuthung nicht erwehren, daß Charles Comals Liebe von Alinen erwidert wurde, und mußte daher in dem Entschlusse, den diese gegen mich ausgesprochen hatte, einen räthselhaften Widerspruch entdecken, den zu lösen ich vergeblich bemüht war.

Bald darauf gelangte die Nachricht von der schweren Erkrankung der Gräfin Coranbeuil nach dem Schlosse. Die bereits ältliche Frau war in Paris von einer dort grassirenden Epidemie ergriffen und nur mit Mühe durch die Kunst der Aerzte dem Tode entrissen worden. Sie beabsichtigte, so bald es ihre Kräfte erlaubten, nach Coranbeuil zurückzukehren, und zwar in Begleitung ihres Sohnes, der mittlerweile seinen Abschied gefordert und erhalten hatte.

Der Wiedergenesenen wurde ein festlicher Empfang bereitet. Am Schloßthore standen sämmtliche Bewohner des Schlosses versammelt um die Wiederkehrenden zu bewillkommnen. Isabelle erwartete, auf Alinens Arme gestützt, ihre Mutter und ihren Bruder — es war ein eigenthümlicher Anblick: das hochgewachsene, in stolzer, herausfordernder Schönheit prangende Landmädchen neben der blassen, hilflosen Grafentochter, die mit lichtlosem Auge in die Leere hinausstarrte! Als Aline die Gräfin mit ehrfurchtsvollem Gruße empfing und gleichzeitig Isabellen ihr entgegenführte, gewahrte ich, daß die Schärfe dieses Contrastes nicht auf mich allein ihre Wirkung ausübte. Es entging mir nicht, daß die Blicke des jungen Grafen unverwandt auf meine Schwester gerichtet waren, und daß in den Mienen der Gräfin sich eine eigenthümliche Mischung von Ueberraschung und Unbehagen ausprägte.

Noch an demselben Abend sprach Aline gegen mich die Bemerkung aus, die Gräfin sei zu lange in Paris geblieben.

„Weßhalb?" fragte ich. „Hältst Du ihren Zustand für bedenklich?

„Sie ist nach Coranbeuil gekommen, um zu sterben," versetzte meine Schwester mit einem eisigen Lächeln. „Aber das ist es nicht allein, was ich meine. Der junge Graf hat während seiner Abwesenheit vom Schlosse gelernt, seinen eigenen Weg zu gehen. So lange er auf Coranbeuil lebte, war er ein guter Junge und würde ohne Widerspruch jedes beliebige Mädchen geheirathet haben, das seine Mutter ihm vorgeschlagen hätte. Heute ist es anders, er fügt sich ihrem Willen nicht, und wenn sie todt ist, so wird er nach eigener Wahl heirathen — oder mindestens sich einbilden, es zu thun."

Nach zwei Monaten starb die alte Gräfin, und Eugen war der ergebene Sklave meiner Schwester. Ich konnte mich eine Zeit lang der Befürchtung nicht entschlagen, daß Standesrücksichten schließlich doch den Sieg über die Neigung des jungen Grafen davon tragen würden, aber bald fügte ich mich widerspruchlos den Absichten meiner Schwester, die mich versicherte, daß Eugen seiner Stellung in der Armee entsagt und der Stimme des Ehrgeizes sowohl, als der Rücksichten seines Stammbaumes Schweigen geboten hatte, um der Leidenschaft für meine Schwester ungehindert zu folgen. Aline liebte ihn nicht, aber sie war unwiderruflich zu dieser Heirath entschlossen, und ich wußte, daß sie es verstand, ihre Absichten mit unerschütterlicher Thatkraft der Verwirklichung entgegen zu führen. Nur Charles Comal flößte mir Besorgnisse ein. Ich kannte das Doppelgefühl, das an seiner Ruhe nagte, die Liebe zu Alinen und den Haß gegen Eugen, und fürchtete, daß aus dieser zweifachen Leidenschaft irgend ein Unheil entspringen könnte — doch ich muß mich in meiner Erzählung beeilen, denn auch das Geschick trieb mich und meine Schwester in stürmischer Eile vorwärts.

Napoleon war von Elba zurückgekehrt und hatte Frankreich in die fieberhafte Bewegung der „hundert Tage" gestürzt. Charles Comal, der fanatische Anhänger des Kaiserreichs, kam zu mir und theilte mir seine Absicht mit, in die

Armee einzutreten, welche sich noch einmal unter dem Banner des Adlers schaarte. „Was soll ich hier?“ rief er aus, „hier, wo ich höchstens auf den Tod eines filzigen Vaters warten darf? Jetzt oder nie ist der rechte Zeitpunkt für mich gekommen, denn unter der Herrschaft des Kaisers winkt Jedem, der seinen glorreichen Fahnen folgt, Auszeichnung und eine ruhmreiche Laufbahn!“

Wenige Tage darauf verließ er das Dorf, und der alte Comal weinte über die Trennung von seinem Sohne, den er selbst durch Geiz und Härte fortgetrieben hatte.

Die „Hundert Tage“ waren vorüber. Die Alliirten hatten ihren Einzug in Paris gehalten und Eugen von Corandeuil war mehr aus unvermeidlichen Rücksichten, als aus eigenem Antriebe an den Hof geeilt, um dem wiederum eingesetzten Könige seine Huldigung darzubringen. Mittlerweile hatte Jean Comal die Nachricht von dem Tode seines Sohnes erhalten. Charles war in einem Hospital zu Brüssel seinen Wunden erlegen, nachdem er einem Cameraden zwei Briefe an seinen Vater und an Aline übergeben hatte. Der Brief an den alten Comal legte eine Fülle kindlicher Empfindungen an den Tag, die ich dem Verfasser desselben nicht zugetraut hatte. Er nahm darin auf's Zärtlichste Abschied von seinem Vater und bat ihn, mir fortan in seinem Herzen die Stelle eines Sohnes einzuräumen, „denn Antoine,“ so hieß es in dem Schreiben, „ist mein bester Freund und wird Dir ein liebevoller Sohn sein.“

Den Brief an meine Schwester bekam ich erst später zu Gesicht. Ich sah sie am Tage, nachdem sie denselben empfangen hatte. Sie war ernst und schweigsam, verrieth jedoch durch keine Miene, daß der Tod ihres Anbeters einen Eindruck auf sie hervorgebracht hatte. Als ich versuchte, das traurige Ereigniß mit einigen Worten zu berühren, unterbrach sie mich sofort, indem sie mir mit gebieterischer Stimme Schweigen auferlegte. „Nicht jetzt, Antoine!“ sagte sie mit fast rauhem Tone. „Später werde ich Dir in Bezug auf Charles Comal Einiges mitzutheilen haben; doch bis dahin schweige!“

Seit jener Zeit leistete ich öfters dem alten Comal Gesellschaft, so daß sich im Dorfe und auf dem Schlosse das Gerede verbreitete, ich suche mir bei Zeiten den Posten eines Schloßverwalters zu sichern. Auch über meine Schwester erging man sich in allerlei zweideutigen Bemerkungen, die mich jedoch durchaus gleichgiltig ließen, da ich wußte, daß Aline keine Leidenschaft für den Grafen hegte, und dadurch der Gefahr einer jugendlichen Unbesonnenheit überhoben war.

Der Winter war herangekommen. Eugen hatte eine Reise nach England angetreten, während in unserem Schlosse die Dinge allmälig wieder in das alte Geleise gerückt waren. Ich hatte meine Schwester eine Zeit lang nicht gesehen und saß eines Abends, mit dem Gedanken an sie und ihre Zukunft beschäftigt, im Lehnstuhl meines Brodherrn, der sich zur Ruhe begeben hatte — als ich plötzlich durch ein leises Klopfen an der Hausthür aus meinem Nachdenken aufgescheucht wurde. Ich schob den Riegel zurück und erblickte Aline, die mir, in einen weiten Mantel gehüllt, entgegentrat. Ihr Aussehen erschreckte mich auf das Aeußerste. Ueber ihren Zügen lagerte Todtenblässe, ihre Augen leuchteten unheimlich; sie schien dem Zusammenstürzen nahe und stützte sich mit der linken Hand, die sie aus dem Mantel hervorstreckte, auf den Riegel der geöffneten Thür. Ich wollte sie mit meinen Armen stützen, aber sie wies mich zurück und überschritt, mit dem äußersten Aufwande ihrer sinkenden Kraft, die Schwelle.

(Fortsetzung folgt)

Das Harikari.

Sir Harry Parkes, der englische Gesandte in Japan, hat einen merkwürdigen Auszug aus einer japanischen Parlamentsverhandlung in einem Blaubuche verewigt. Auf der Tagesordnung stand der Nationalgebrauch des „Harikari“ oder „Seppuku“, der Selbstmord durch Aufschlitzung des Bauches. Der Schriftführer des Hauses eröffnete die Besprechung durch einen Antrag auf Abschaffung dieser Sitte, welche selbst in Japan keine nationale sei, weil sie sich bloß auf die zum Tragen zweier Schwerter berechtigten Klassen beschränke, während sie in Europa gänzlich unbekannt sei. Diejenigen, welche an sich in Folge obrigkeitlichen Befehles das Seppuku vollziehen, wolle er nicht tadeln, aber ohne solchen Befehl sollte es nicht vollzogen werden. Wenn ein Mann sich schuldig wisse, möge er die kaiserliche Entscheidung abwarten, wo nicht, so werde die Untersuchung seine Unschuld an's Licht bringen und er könne seinem Lande noch weiterhin gute Dienste leisten. Ihm folgten nicht weniger als 170 Redner, aber kaum Einer von ihnen vertheidigte den Antrag auf Abschaffung der Sitte. Ammenomori Kenzaburo gab zu, daß des vielleicht voreilig erscheinen möge, Seppuku ohne obrigkeitlichen Befehl zu vollziehen, aber ein solcher Entschluß gehe stets nur aus einem erhabenen Pflichtgefühle hervor und sei Denen, welche weder Bescheidenheit noch Schande kennen, unbekannt. Mehrere andere Redner verurtheilten das Harikari zwar, wenn es nicht von der Obrigkeit anbefohlen sei, hielten aber seine Beibehaltung für nothwendig, weil es die zum Tragen zweier Schwerter berechtigte Klasse von den unteren Volks-

klassen unterscheide, weil es „eine Zierde des Reiches und eine Pflicht der Selbstbestrafung Seitens des Schuldigen“ eine „Stütze der Religion“ und ein „Sporn der Tugend“ sei. Tominaga Schume bezeichnete das Harikari als einen auf hohen Prinzipien und auf Muth beruhenden Brauch, dessen Verbot eine der Säulen der Konstitution entfernen würde. Den einleuchtendsten Grund führte Karube Itsinga an. Durch den Tod gewinne der Schuldige ganz einfach die Stellung eines menschlichen Wesens wieder. Wenn er lebe, sei er ein Schurke, wenn er aber sterbe, zeige er zum ersten Male, daß er noch einiges Schamgefühl habe. Das Seppuku zu verbieten, hieße „den öffentlichen Pfad der Ehre abschließen und den heimlichen Pfad der Schurkerei öffnen“, und man solle in dieser Beziehung „die niedrigen Gewohnheiten der westlichen Nationen“ nicht nachahmen. Nokona Choma sprach sich für Beibehaltung eines Brauches aus, welcher „das Ehrgefühl in der militärischen Kaste fördere“ und dessen Bestehen zweifelsohne die Ueberlegenheit Japans über andere Länder ausmache. Aehnliche Ansichten entwickelte auch die Mehrzahl der übrigen Redner, und als es schließlich zur Abstimmung kam, stimmten nur drei für und zweihundert gegen die Abschaffung des Seppuku.

Mannigfaltiges.

(Vom Frankfurter Journalistentag.) Als es am dritten Tage zur gemeinschaftlichen Tafel gehen sollte, fehlte manch' Einer der Festgenossen u. a. auch Stoltze, der berühmte Frankfurter Laternenmann und Lokaldichter. Seine Freunde waren besorgt wegen seiner Abwesenheit, er beruhigte sie aber durch folgende klassische Verse;

„Ich hab' einen doppelten Kater
Von Gestern und Vorgestern schon,
Sohn und Vater
In einer Person.
Und dem h. Geist sein Aepfelwein,
Mischt sich auch noch darein
Dreifaltigkeit, ich schlaf' dich aus —
Auf Wiedersehn im Palmenhaus.“

Gelegentlich der Berathungen wurde auch der Verfall des deutschen Theaters in grellen Farben geschildert und insbesondere Offenbach und die Berliner Possenfabrikanten derb gegeißelt. Während des Essens lief ein Telegramm aus Ems ein, wo Maestro Offenbach gegenwärtig zum Gebrauch der Kur verweilt und welches lautete: Fegt vor euerer eigenen Thür! Schafft die Sensationsromane und Schauergeschichten ab! Berichtet nicht mehr über Scandalprozesse und Ehebruch! Unterstützt nicht den Börsenschwindel! Verbreitet keine Sensationsnachrichten. Ist das nicht möglich, unterdrückt die ganze Presse! Grüßt Freund Kaulen!“ Kaulen und Bürgers, die Kämpfer gegen Offenbach, lachten mit.

(Zur Sonne hinauf!) Diese Parole durchfliegt jetzt die Stadt Zwickau und bringt aus dem Atelier des dasigen Ingenieur C. Bauer, welcher endlich das Problem gelöst haben will, zu fliegen. Herr Bauer hat am 27. Juni im Hotel zur Post in Zwickau in Gegenwart eines befreundeten Publikums das Modell zu der von ihm erfundenen Flugmaschine gezeigt und erörtert und haben die von ihm mit fünf verschiedenen progressiv vergrößerten Flugrädern ausgeführten Experimente das Auditorium außerordentlich überrascht. Herr Bauer wies durch diese Experimente und durch Berechnungen schlagend die Richtigkeit seiner Voraussetzungen nach. Es hat sich nun in Zwickau die Idee einer Actienzeichnung bereits verwirklicht und soll sich auch in kürzester Zeit eine besondere Actiengesellschaft constituiren. Auch einige Dresdener, die zufällig den Experimenten beiwohnten, betheiligten sich an der Einzeichnung. Herr Bauer wird nun durch Anfertigung eines Probeschiffes, das durch eine Dampfmaschine von vielleicht einer halben oder einer ganzen Pferdekraft in Bewegung gesetzt werden soll, seine Idee ausführen. Also von Zwickau aus ins unbekannte Jenseits! Glückliche Reise!

(Schutz der Frauen!) Die Legislatur von Pennsylvanien hat zum Schutz von Frauen die von ihren Ehemännern verlassen werden, folgendes Gesetz angenommen: „Wenn irgend ein Ehemann, sei es wegen Trunkenheit, oder aus Ruchlosigkeit, oder aus irgend welcher Ursache immer, seine Frau zwei hintereinander folgende Jahre lang verläßt, vernachlässigt, nicht mit ihr leben will oder nicht für selbe sorgt, so soll die Frau auf Eigenthum aller Art, welches ihr gehört, alle Rechte einer „alleinstehenden Frau“ (femme sole) haben und berechtigt sein, das genannte zu verkaufen oder zu übertragen, als ob sie unverheirathet wäre.

(Eine Kirche für Taubstumme.) Die Taubstummen Londons werden binnen kurzer Zeit eine eigene Kirche haben. Der Marquis of Westminster hat das betreffende an der Oxfordstreet gelegene Grundstück geschenkt, und der Prinz von Wales legte dieser Tage den Grundstein zu dem neuen Gebäude.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 57. Samstag den 16. Juli. 1870.

Der Sträfling.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

„Schließ, die Thür!" sagte Aline, indem sie eintrat und sich sofort ohne den Mantel abzulegen, in den Lehnstuhl meines Brodherrn warf.

„Schläft der Alte?" fragte sie, nachdem ich die Thür verriegelt hatte.

„Er schläft", antwortete ich. „Aber im Namen des Himmels! Was führt Dich hieher?"

„Ich komme nicht im Namen des Himmels", versetzte sie mit eisigem Hohne, während ein geisterhaftes Lächeln ihren Mund umspielte. „Setze Dich, Antoine, und höre mich an! Aber vor Allem gib mir Wein, guten Wein, wenn Du welchen hast, und ein Stück Brod, denn ich fühle mich auf's Aeußerste erschöpft!"

Bei diesen Worten fuhr sie, von eiskalten Schauern durchrieselt, zusammen. Ich brachte ihr das Gewünschte, und sie verschlang gierig einen Bissen Brod, den sie in Wein getunkt hatte, während sie sich unverändert nur der linken Hand bediente und mit der Rechten den Mantel zusammenhielt.

„Hör mich an!" sagte sie mit fast versagender Stimme. „Du hast mich lieb, Antoine und weißt, daß in mei er Brust ein schwesterliches Herz für Dich schlägt. Stehe Deiner Schwester bei in dieser furchtbaren Stunde, da nur Du ihr helfen kannst."

Erschrocken fuhr ich in die Höhe, doch sie winkte mir fast unwillig, sie nicht zu unterbrechen, und fuhr fort: „Ich sagte Dir vor einiger Zeit, ich würde eines Tages mit Dir von einem Manne sprechen, der, ehe er starb, an mich schrieb. Jetzt bin ich hier, um von ihm zu sprechen. Du weißt, Antoine, daß Charles mich liebte und von mir wieder geliebt wurde?"

Ich nickte bejahend.

„Nun so wisse, daß es dennoch etwas gab, das ich mehr liebte als ihn: meinen Ehrgeiz. Aber es entging mir, daß auch er ein Gefühl kannte, das ihm höher galt, als seine Liebe zu mir. Ich glaubte, ihn zu täuschen, da ich nie daran dachte, ihn zu heirathen — sein Brief belehrte mich, daß ich mit gleicher Münze belohnt worden bin."

Bei diesen Worten zog sie, indem sie ängstlich bemüht war, die Falten ihres Mantels nicht zu verschieben, ein Schreiben hervor und reichte es mir mit der Aufforderung, dasselbe zu lesen. Ich entfaltete das Papier und las:

„Brüssel, den ... 18.. Aline! Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Du wirst mir vergeben, wenn mein Geständniß Dich aus einem Wahne reißt, den Du bis heute hegtest. Ich habe Dich geliebt, Aline, aber nicht so glühend, als ich Eugen von Corandeuil haßte. Du liebtest mich, aber nicht leidenschaftlich genug, um Deinem Ehrgeiz zu entsagen. Du strebtest darnach, Gräfin von Corandeuil zu werden, und ich empfand keinen Kummer darüber, weil diese Deine Absicht in meinen Plan paßte. Als Du mich antriebst, in die Armee zu treten, um, wie Du sagtest, mir eine Stellung zu erringen und dadurch unsere Heirath zu ermöglichen, lag Deine innerste Gesinnung offen vor meines Geistes Auge, und ich fügte mich Deinem Wunsche, da meine Entfernung von Corandeuil Deinen und meinen Anschlägen entsprach. Ich hätte mich glücklich gefühlt, wenn Du mein Weib geworden wärst, aber noch glücklicher machte mich der Gedanke, daß Du dem Grafen gehören würdest, nachdem Du meine Geliebte gewesen. Freilich muß ich jetzt darauf verzichten, Zeuge meines Triumphes zu sein, da die Engländer mich mit ihren Säbeln um diese Freude betrogen haben, aber ich hoffe, daß ich wenigstens mit dem genugthuenden Bewußtsein aus der Welt gehe, in Dir die Vollstreckerin meines Willens zu hinterlassen. Nachdem Dein Widerstand einmal schwächer gewesen, als mein Wille, ist es in Deine Hand gegeben, meinen lang gehegten Plan zur Erfüllung zu bringen. Ich bitte Dich, daher, in Deiner Absicht zu verharren und sie nicht aufzugeben, weil sie, ohne daß Du es wußtest, auch die meinige war. Du warst schwach gegen mich, sei es nicht auch gegen Eugen von Corandeuil, weil seine Leidenschaft sonst allzufrüh für Dich erkalten und Du um das Ziel Deines Ehrgeizes, ich um dasjenige meiner Rache betrogen würde. Es

ist mir schwer genug geworden, Dich diesem Anschlage dienstbar zu machen; laß mich nun mindestens das Bewußtsein mit in's Grab nehmen, daß es mir gelungen ist, die Ehre seines Hauses zu beflecken. Im Uebrigen sind wir quitt. Wir haben einander getäuscht; das Spiel ist ausgeglichen, nur hast Du den Vortheil, am Leben zu bleiben, während ich davon muß! Leb' wohl, Aline! Wäre nicht mein Haß gegen Eugen Corandeuil gewesen, so hätte ich Dich über Alles in der Welt geliebt. Meine letzten Augenblicke gehören dem Andenken an meine Liebe zu Dir. Antoine ist ein guter Junge, wenngleich etwas einfältig. Hoffentlich wird mein Vater beherzigen, was ich ihm über denselben geschrieben. Auf diese Weise wirst Du wenigstens indirect zu dem Gelde kommen, welches Du nie von mir angenommen hättest.

Charles Comal."

Ich war kaum im Stande gewesen, den Brief zu Ende zu lesen. Entsetzen und Ingrimm bemächtigte sich meiner, ob der Mittheilung, die er enthielt, und ich fragte meine Schwester in einem rauheren Tone, als mir sonst geläufig war, ob ihr sterbender Anbeter die Wahrheit gesprochen habe.

„Vollständig!" antwortete Aline mit wegwerfender Kälte. „Ja, er hat sein Ziel erreicht, so will ich auch das meinige nicht aus dem Auge verlieren. Ich will Gräfin von Corandeuil werden und zwar sobald als möglich. Doch Du, Antoine, magst mir beistehen!"

„Wie ist das möglich?" fragte ich. „Du hast Dich zu Grunde gerichtet. Die Folgen Deiner Unbesonnenheit werden sich nicht verbergen lassen, und dann ist jede Hoffnung auf eine Verbindung mit dem Grafen vernichtet!"

„Nein," versetzte meine Schwester. „Diese Gefahr ist beseitigt. Nur Clemence weiß, daß ich einen Liebhaber hatte, aber sie glaubt, wie alle Welt, der Graf sei es gewesen, und da sie durch die Abnahme ihrer Schönheit zu frommen Gesinnungen bekehrt worden ist, so hält sie es für ein gutes Werk, durch diese Heirath die Wiederherstellung meiner Tugend zu fördern. Wie würde Charles Comal jubeln, wenn er auch dieses noch erführe! Doch genug davon. Du mußt mir jetzt helfen, und zwar unverzüglich. Sieh' hier!"

Sie schlug mit der linken Hand den Mantel zurück und zeigte mir die zarte Gestalt eines schlafenden Kindes, das, von ihrem rechten Arm umschlungen, an ihrer Brust ruhete. Ich fuhr bei diesem Anblick erschrocken in die Höhe, aber ein halb bittender, halb befehlender Blick aus ihrem dunkelglühenden Auge gebot mir, meine Gefühle zu bemeistern.

„Höre!" begann sie auf's Neue, während sie das Kind krampfhaft gegen ihre Brust preßte. „Ich habe diesen Morgen das Schloß verlassen, und zwar unter dem Vorwande, daß Du von einem Unwohlsein befallen seiest und nach mir geschickt habest. Ich fühlte, daß die entscheidende Stunde herannahte, Du kennst die verfallene Mühle; dort habe ich allein, ohne Beistand, Schmerzen und Angst überstanden. Mein Kind ist erst wenige Stunden alt; ich habe es in der Dämmerung geboren und sofort aus meiner Brust gesäugt. Ich wartete nur, bis die Nacht hereinbrach und ich wissen konnte, daß die Dorfbewohner ihre vier Pfähle nicht mehr verließen — und da bin ich!"

„Um Gottes willen, Aline!" rief ich in unsäglicher Angst. „Du hast Dich dem Tode in die Arme gestürzt! Es ist nicht möglich, daß Du das Alles überlebtest! Und das Kind — hat sein Schreien Dich nicht verrathen?"

Bei dieser Frage durchzuckte mich ein wilder Verdacht. Lebte das Kind noch? Aline verstand mich.

„Sei ohne Sorgen, Antoine, das Kind lebt!" sagte sie. „Allerdings mußte ich mich dagegen sichern, daß es mir zum Verräther würde; ich tröpfelte daher ein wenig Laudanum auf seine Lippen, nachdem ich es gesäugt und eingehüllt hatte. Horch, lege Deine Ohren an seinen Mund und Du wirst hören, daß es athmet."

Ich beugte mich über die zarten Rosenlippen des Säuglings und vernahm schwache Athemzüge. Seine Stirn war feucht, ohne Zweifel von der Wärme unter Alinens Mantel.

„Wir dürfen jetzt keinen Augenblick verlieren, Antoine!" sagte Aline mit entschlossenem Tone. „Du mußt sofort nach V., um Dir dort ein Pferd zu verschaffen und eiligst nach L. zu reiten, das acht Stunden von hier entfernt ist. Dort ist ein Findelhaus. Du brauchst nur die Glocke am Thore zu ziehen, und unverzüglich wird man einen Korb herunterlassen. Da hinein sollst Du mein Kind legen —" bei diesen Worten preßte sie beide Zahnreihen dicht zusammen — „und dann das Billet entgegennehmen, welches mit einer Nummer versehen ist und das Du in dem Korbe findest. Dann eile zurück, so schnell Du kannst; ich werde unterdessen hier bleiben, da man auf dem Schlosse mich heute und morgen nicht zurückerwartet. Wenn morgen früh die alte Madelon kommt, um das Frühstück zu bereiten, sage ich ihr, ich sei gekommen, Dich zu besuchen und Unwohlseins halber hier geblieben, während Du auf's Schloß gegangen seiest, mich zu entschuldigen. Möglicherweise erfährt Einer oder der Andere auf dem Schlosse, daß Du nicht krank bist, vielleicht entdeckt gar die alte Madelon, daß Du nicht nach Corandeuil gegangen bist — aber das ist ohne Bedeutung und geräth schnell in

Vergessenheit; am allerwenigsten ist zu fürchten, daß es Isabellen zu Ohren komme."

Ich kannte meine Schwester als ein willensstarkes Mädchen, diesmal empfand ich, daß ihr gegenüber kein Widerstand möglich war. Ihre Worte klangen mir wie Befehle; ich mußte gehorchen.

„Die Zeit enteilt," sagte sie, „und ich muß einige Stunden der Ruhe pflegen. Darum fort, Antoine! Sei versichert, daß ich einst als Gräfin von Corandeuil die Ergebenheit meines Bruders nicht vergessen werde. Da ist Geld — es ist mein ersparter Lohn — bezahle damit das Pferd, und wenn Du unbequemen Neugierigen begegnest, so sage, Du habest dringende Geschäfte für den Verwalter Jean Comal zu besorgen!"

Ich stand bereit. Aline erhob sich, wickelte das schlafende Kind in einen wollenen Shawl, dessen Enden sie in einem festen Knoten um meinen Hals legte. Noch einmal beugte sie sich nieder, um den Säugling zu küssen, dann knöpfte sie sorgfältig meinen Rock zu, unter welchem ich das Kind trug, und winkte mir, zu gehen.

Im nächsten Augenblick schloß sie die Thür hinter mir; ich eilte durch die kalte, finstere Nacht dahin, um meinen Auftrag auszuführen. Mir war, als ob erst jetzt meine Besinnung zurückkehrte. Es war Alles so plötzlich gekommen, daß ich bestürzt und willenlos mich dem Willen meiner Schwester gefügt hatte; jetzt, da ich allein den einsamen Pfad nach V. wandelte, sammelte ich meine Gedanken und warf einen prüfenden Blick auf das jähe Erlebniß dieser Nacht. Ich fluchte im Innern dem Verführer meiner Schwester, der sie in kalter Berechnung zum Fall gebracht hatte, und segnete andererseits den festen, entschlußreifen Sinn des Mädchens, das in der schwierigsten, gefahrvollsten Lage nicht einen Augenblick die Besinnung verloren hatte.

Unter solchen Gedanken legte ich den Weg nach V— zurück. Ich lüftete ein wenig meinen Rock, um nach dem Kinde zu sehen; es schlief noch immer. Zwei Stunden waren seit meinem Aufbruch aus der Schmiede verflossen, und während der ganzen Zeit hatte das kleine Wesen sich nicht gerührt. Ich stand still und wollte bei dem Lichte des Mondes, der aus den Wolken hervortrat, seine Züge betrachten, da war es mir, als wollte alles Blut in mir zu Eis gerinnen, so unheimlich starrten mir die Züge des Kindes entgegen. Ich betastete den zarten Körper, legte das kleine Gesicht an meine Backe — es war kalt, kalt wie der Tod!

Von Schrecken überwältigt, setzte ich mich am Wege nieder. Ich muß mir sagen, daß alle weiteren Bemühungen nutzlos waren, doch was sollte ich jetzt beginnen? Konnte es nicht geschehen, daß ich mit meinem Kinde gesehen wurde? Und dennoch durfte ich nicht wagen, den Leichnam von mir zu werfen, denn ehe ich noch nach der Schmiede zurückkehrte, konnte derselbe gefunden werden, und die Entdeckung des Thatbestandes auf dem Fuße nachfolgen.

Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke, ich fuhr in die Höhe, knöpfte den Rock fester als zuvor über den todten Körper, und eilte, so schnell es meine halb erschöpften Kräfte erlaubten, nach der Schmiede zurück. Dort klopfte ich leise an's Fenster, indem ich mit unterdrückter Stimme mich zu erkennen gab. Aline öffnete.

Ich erzählte ihr, was vorgefallen war. Sie antwortete mir nicht, aber ein tiefer Seufzer verrieth mir, welche Gefühle meine Botschaft in ihr wachrief. Ich zündete ein Licht an und fuhr entsetzt zurück, als ich ihre hohlen Augen, ihr todtenbleiches Antlitz gewahrte. Sie saß wieder zusammengekauert im Sessel, während ihre Hände schlaff herabhingen.

„Du hättest den Leichnam nicht zurückbringen sollen, sagte sie mit zitternder Stimme. „Ich sehe jetzt ein, daß meine Bemühungen, das Kind am Schreien zu verhindern, seinen Tod zur Folge gehabt hat. Ich bin schuld daran, daß es nicht mehr athmet, doch es war nicht meine Absicht, ihm das Leben zu nehmen. Allein jetzt ist es zu spät, mich selbst anzuklagen. Wir müssen unverzüglich einen Entschluß fassen: Wo soll das Kind begraben werden?"

„Sicherlich nur dort, wo man es nicht findet," antwortete ich. Im nächsten Augenblick holte ich einen kleinen hölzernen Kasten aus meiner Kammer, beschwerte ihn mit einem Stück Eisen, legte den Leichnam hinein und schlang einen Strick um den improvisirten Sarg.

Aline stand lautlos neben mir und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Als ich geendet hatte, blickte sie sich ängstlich um, als fürchtete sie, gehört zu werden, dann sprach sie in kaum vernehmbarem Tone: „Ich habe Dir gesagt, daß Clemence von meinem Zustande wußte. Sie muß in dem Glauben erhalten werden, daß das Kind am Leben sei, damit sie nicht argwöhne, ich sei eine Mörderin. Wenn ein solcher Verdacht in ihr aufstiege, würde ich nicht mehr auf ihren Beistand rechnen können; sie würde es ebenso sehr für ihre Pflicht halten, mich zu verrathen, als sie jetzt ein frommes Werk darin sieht, meine Verbindung mit dem Grafen zu befördern. Aber wie soll ich ihr den Glauben beibringen, daß das Kind in einem Findelhause untergebracht sei? Ich bedarf dazu einer numerirten Karte."

Ich schwieg verlegen.

„Sind viele Findlinge in L—?" fragte Aline nach einer Weile.

„Ich weiß es nicht," lautete meine Antwort.

In demselben Augenblicke fielen meine Blicke auf den kleinen hölzernen Sarg, der früher zu andern Zwecken gedient hatte, und auf welchem die Zahl 608 mit blauer Farbe gemalt war.

„Ich werde Dir das Verlangte schaffen", sagte ich nach einigem Besinnen. „Der Vicar unseres Dorfes schreibt die Loose aus für die Kirchspielslotterie. Laß uns eins nehmen, und zwar Nr. 608."

Gleich darauf ging ich fort. Ich lenkte meinen Weg nach dem Schlosse Corandeuil; unterwegs hielt ich bei der verfallenen Mühle an, und trat an das Ufer des vorüberrauschenden Flüßchens. Im nächsten Augenblick versank der Sarg in den Fluthen.

Aline blieb noch einige Tage bei mir, ohne daß ihre Abwesenheit vom Schloß Argwohn erregte. Die alte Madelon war eine halbtaube, gutmüthige Frau, die Alles glaubte, was man ihr erzählte, und auch Corandeuil nahm an, daß mein Gesundheitszustand eine etwas längere Pflege erheischte, als Aline ursprünglich gedacht hatte. Mein Brodherr, der Dorfschmied Peter, war vollends ein gleichgiltiger alter Mann, der sich nur um sein Eisen bekümmerte und wenig Notiz von dem nahm, was um ihn her vorging.

Wenige Wochen nach jener inhaltsschweren Nacht kehrte Eugen von Corandeuil zurück. Er legte, wie früher, seine unbeschränkte Ergebenheit gegen Alinen in jeder Weise an den Tag, so daß ich mich bald von der Aufrichtigkeit und Unwandelbarkeit seiner Neigung überzeugt hielt. Meine Schwester begegnete ihm vorsichtig und zurückhaltend, und steigerte dadurch seine Leidenschaft für sie; ja sie machte ihm allen Ernstes dringende Vorstellungen über die Pflichten seines Standes, erinnerte ihn an die Rücksichten, welche seine Abkunft erforderte, — sie wußte nur allzu wohl, daß ein solches Benehmen ihren Werth in seinen Augen erhöhete und seine Widerstandskraft gegen jedes Hinderniß, das sich der Verbindung mit ihr in den Weg stellte, auf's Höchste spannte.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

(Vergiftung von Kühen durch Kartoffelkraut.) In den „Thierärztlichen Mittheilungen" wird von dem Bezirksthierarzte Braun in Kehl über einen Fall der Vergiftung von Kühen durch das Fressen von frischem Kartoffelkraut — das wahrscheinlich Saamenbeeren hatte, berichtet. Von drei erkrankten Kühen ging eine ein, während zwei durch Anwendung von Kaltwasser-Klystieren, Abreiben und Eingeben von Eibischwurzel-Abkochung mit Bittersalz und Campher innerhalb vier Tagen wieder hergestellt wurden. Einen ähnlichen Fall berichtet Thierarzt König in Wolfach; nach dem Genuß von Kartoffelkraut trat Kolik, und später übelriechender Durchfall ein, der mit Eichenrinden-Abkochung und Opium in zwei Tagen behoben wurde; die volle Genesung dauerte acht Tage.

Die Züge der nordamer. Eisenbahnen, namentlich der Pacificbahn, sind bekanntlich mit allem möglichen Comfort für die Reisenden ausgestattet. Jetzt wird sogar ein täglich erscheinendes Blatt, der „Transcontinentale", in dem Zuge, der vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean geht, gedruckt. Die erste Nummer ist vom Niagarafall, 24. Mai datirt. Dieses Journal, dessen Depeschenverkehr bewunderungswürdig organisirt ist, erhält auf allen Stationen Nachrichten und veröffentlicht alle Neuigkeiten, welche nicht allein Reisende überhaupt, sondern speziell die an dem betreffenden Tage in dem Zuge befindlichen Reisenden interessiren können. Die Redaktion trägt Sorge, sich bei der Abfahrt nach den Eigenthümlichkeiten und nach dem Stande der Passagiere zu erkundigen, und das Blatt bringt sodann Nachrichten von der Börse, von der Ernte, von der Armee, von der See 2c., je nachdem sich bei dem Zuge Banquiers, Landwirthe, Militär, Schiffsrheder 2c. befinden.

Im Mainzer Anzeiger bekundet Einer, daß ihm das „Hessische Panorama" nicht gefällt. Er nimmt von dem „Norddeutschen Fabrikat" „Berliner Nebelbilder" mit den Worten Abschied:

Blauer Himmel, rothe Krägen —
Hohe Steuern, leere Mägen,
Pickelhauben, goldne Tressen
Und dabei fast nichts zu essen,
Viele Kinder, wenig Geld, —
Drum fort in die neue Welt!"

In Würzburg erhielt beim letzten Dienstbotenwechsel ein Mädchen in ihr Dienstbuch Nachfolgendes geschrieben.

Wie geschaffen zum Verderben,
Ringsum Trümmer, Fetzen, Scherben,
Ganz dem Struwelpeter gleich,
Jeden Tag ein and'rer Streich;
Will sie nicht, kann sie's nicht fassen,
Sei's der Zukunft überlassen.

Das Mädchen wurde gegen ihren Dienstherrn deshalb klagbar, was ihr indessen wenig nützen dürfte.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francônia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 58. Mittwoch den 20. Juli. 1870.

Der Sträfling.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Ueber ihre Mittheilungen an Clemence ließ Aline nichts gegen mich verlauten; überhaupt vermied sie es, auch nur mit einer Silbe des Vorgefallenen zu gedenken, dennoch durfte ich annehmen, daß sie Clemence Dervaux in der mir mitgetheilten Weise zur Vertrauten ihres Geheimnisses gemacht hatte.

Während so die Verwirklichung ihrer Absicht täglich näher rückte, kam eines Tages Aline zu mir und eröffnete mir, daß ihrer Verbindung mit dem Grafen nur noch ein einziges Hinderniß im Wege stehe. Dieses Hinderniß war ich. Sie hatte Alles wohl berechnet und war zu der Einsicht gelangt, daß, so lange sie nicht ihre Vermählung mit Eugen von Coranbeuil gefeiert hatte, es wohlgethan sei, ihn nicht an ihre Familienbeziehungen zu erinnern. War es ihr gelungen, den Grafen mit dem Zauber ihrer siegreichen Persönlichkeit an sich zu fesseln, so durfte er durch meine bescheidene Existenz nicht allzu oft an die Größe des Opfers gemahnt werden, das er Alinen zu bringen im Begriffe war.

Ich fand die Bedenken meiner Schwester gerechtfertigt; sie versah mich mit dem nöthigen Gelde, und nachdem Peter Bonhard, mein Brodherr einen anderen Gehilfen gefunden, zog ich leichten Herzens von dannen. Ich war des einförmigen Dorflebens müde, und sehnte mich nach Paris und seinen Freuden. In der Hauptstadt fand ich, was ich wünschte, Arbeit, Freunde und Zerstreuung. Freilich flossen mir nicht alle Stunden in gleich heiterer Stimmung dahin. Oft zogen trübe Erinnerungen am Horizonte meines Innern auf; dann gedachte ich meiner guten Mutter, die ihre Kinder so zärtlich geliebt hatte; ich glaubte die alte Gräfin, die unserer Familie so viel Gutes erwiesen, aus dem Grabe steigen zu sehen; sie winkte mir drohend, als zürne sie ob des Frevels, den Aline und ich an der Ehre ihres Hauses begangen, allein solche Momente unterbrachen nur vereinzelt eine lange Reihe von Vergnügungen, die sich in der lebenslustigen Hauptstadt täglich für mich erneueten.

II.

Es war fast ein Jahr seit Charles Comals Tode verflossen, als Aline mir ihre Verbindung mit Eugen von Coranbeuil meldete und diese Nachricht mit einer ansehnlichen Summe Geldes begleitete, die mich in den Stand setzte, als Theilhaber einer Schlosserwerkstatt einzutreten. Wenige Monate darauf erfuhr ich, daß auch Clemence Dervaux in den Stand der Ehe getreten war, und zwar mit dem Verwalter Jean Comal, der ihr, trotz seiner sechszig Jahre, als eine annehmbare Partie erschienen war. Ich konnte nicht umhin, Alinens feine Berechnung in dieser Verbindung zu erkennen. Clemence war Mitwisserin ihres Geheimnisses oder wähnte es mindestens zu sein, da sie den Grafen für den Vater des heimlich geborenen Kindes hielt und dasselbe im Findelhause zu L— untergebracht glaubte. Es war daher nothwendig, allzu häufige Annäherung mit dieser Mitwisserin zu vermeiden und vor Allem die Möglichkeit fern zu halten, daß sich dieselbe in irgend einer Weise vor Eugen eine Anspielung auf die Vergangenheit erlaubte. Es war daher gerathen, die Vertraute, ehe sie lästig wurde, aus dem Hause zu entfernen, und nachdem Aline einmal diese Ueberzeugung gewonnen, hatte sie mit sicherer Hand die Fäden dieses neuen Ehebundes gewoben.

Im Uebrigen schrieb mir Aline nicht allzu häufig, doch erfuhr ich gelegentlich, daß sie durch die Vorzüge ihres glänzenden Geistes und ihren unbeugsamen Willen ihren Gemahl vollkommen beherrschte, und daß Isabelle von Coranbeuil ihre Schwägerin herzlich lieb gewonnen hatte. Nicht minder wußte ich, daß Jean Comal ein Geizhals geblieben war, daß jedoch Clemence durch Alinens Großmuth davor bewahrt wurde, unter der schmutzigen Gesinnung ihres Mannes zu leiden. Nur wenn ich mich gegen Aline über ihre Schweigsamkeit beklagte, mußte ich darauf rechnen, mein Schreiben von ihr beantwortet zu sehen. Aber selbst dann waren ihre Briefe allgemeinen Inhalts, sie gab mir keine Andeutung darüber, ob sie sich glücklich

fühlte, berührte mit keinem Worte das Vergangene, sondern begnügte sich, mir Mittheilungen über die äußere Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse zu machen. Erst im dritten Jahre ihrer Ehe, zwei Jahre, nachdem sie ihrem Manne einen Sohn geboren hatte, schrieb sie mir wieder in dem vertrauten Tone, der einst bei unseren Unterhaltungen in der verfallenen Mühle vorhergeherrscht hatte. Er lautete, wie folgt:

„Mein Bruder! — Mein Kind ist todt. Die Amme war damit, in Gesellschaft von Clemence und der blinden Isabelle, nach der verfallenen Mühle gegangen. Dort hatte ihn Isabelle, die den Kleinen unsäglich liebte, abgenommen und sich damit auf einen der großen Steine am Ufer gesetzt, die, aus dem Mauerwerk losgebröckelt, am Ufer des Flüßchens umherliegen. Das Kind blickte lächelnd in das Wasser hinab, da sprang es plötzlich, fröhlich aufjauchzend — „als ob es von einer bekannten Stimme gerufen worden," erzählte die Amme, von Isabellens Arm in die vorüberrauschende Fluth. Vergebens rang die arme, hilflose Isabelle die Hände, vergebens eilte man herbei, um das kleine Geschöpf dem Tode zu entreißen; es wurde nicht wieder gesehen. Mein Gemahl, den der Schmerz über diesen Verlust tief niederbeugt, sucht mich über dieses grause Ereigniß zu trösten, und doch ist er nicht so stark, als ich. Er vermag nicht, den Anblick der Fluthen zu ertragen, die das Grab seines Kindes sind — und es wiederum nicht sind. Ich habe diesen Anblick zu lange ertragen, um nicht daran gewöhnt zu sein. Doch genug davon. Wir kommen nach Paris und dann sehen wir uns."

Der Graf und die Gräfin von Corandeuil kamen nach Paris — es war im Winter des Jahres 1819. Sie bezogen ein Hotel in der Vorstadt. Comal und Clemence waren vorausgegangen, um die Gemächer für ihre Herrschaft in Stand zu setzen. Die Dienerschaft bestand aus lauter Fremden, so daß von Allen, die mit dem gräflichen Paare unter einem Dache wohnten nur Jean Comal und seine Frau den Schlosser aus der Straße T., welcher öfter Besuche im Hotel machte, als den Bruder der Gräfin kannten.

Aline war unverändert dieselbe geblieben. Sie repräsentirte ihren Stand mit dem stolzen Selbstbewußtsein, das sie schon in den dürftigen Verhältnissen ihrer Jugend behauptet hatte. Es ließ in ihrem Benehmen selbst den erfahrensten Menschenkenner nicht ahnen, daß ihre Wiege nicht in einem Schlosse gestanden hatte. Ich sah sie oft allein und fand stets an ihr eine gütige, theilnehmende Schwester, die jedoch nie ihren Gefühlen einen ungehemmten Ausdruck erlaubte. Mit ihrem Manne lebte sie, wie sie mir sagte, in bestem Einvernehmen; er war ihr auf das Innigste zugethan, und da sie auch seine Vermögensverhältnisse mit kundigem Blicke und sicherer Hand überwachte und ordnete, so kannte sein Vertrauen zu ihr keine Grenzen.

Im Spätlenz des Jahres 1820 theilte mir Aline mit, daß sie mit ihrem Manne nach England gehen würde. Eugen hatte den Schmerz über den Verlust des Kindes noch immer nicht überwunden und sich auf Alinens Andringen zu dieser Reise entschlossen, die seine traurigen Erinnerungen verscheuchen sollte. Zwischen ihr und seiner Schwester Isabelle hatte seit jenem unheilvollen Ereigniß eine stets wachsende Entfremdung Platz gegriffen. Isabelle klagte sich selbst als die Urheberin der traurigen Katastrophe an und glaubte, vielleicht mit Recht, daß infolge derselben seine brüderlichen Gefühle gegen sie erkaltet seien. Desto eifriger war Aline bemüht, ihrer kleinen Schwägerin die ungeschwächte Fortdauer ihre Zuneigung zu beweisen, indem sie dieselbe wiederholt und inständigst bat, jenes unglücklichen Tages nicht ferner zu gedenken.

Als Eugen und Aline abreisten, blieb Isabelle unter der Obhut des Ehepaars Comal und einer kleinen Dienerschaft zurück. Ich setzte meinen Besuch im Hotel ununterbrochen fort, denn Jean Comal war leidend und befand sich, da Clemence durch Isabelle in Anspruch genommen war, öfters allein. Es war ihm daher überaus angenehm, daß ich ihm von Zeit zu Zeit in meinen abendlichen Feierstunden Gesellschaft leistete; meine Unterhaltung wurde ihm allmälig zum Bedürfniß, und es gewann den Anschein, als ob er den Verlust seines Sohnes, dessen er übrigens nie in seinen Gesprächen erwähnte, durch mich verschmerzen lernte.

Isabelle sah ich indessen nie; sie bewohnte ein Zimmer im Erdgeschoß, dessen Fenster nach einem öden und von den Mauern der benachbarten Häuser umschlossenen Garten hinauslagen; sie war fast ausschließlich auf die Gesellschaft der Frau Comal angewiesen, die, wie hier nicht unerwähnt bleiben mag, um diese Zeit 35 Jahre zählte und von einem stattlichen Aeußeren war.

Eines Abends, als Jean Comal und ich halb schläfrig beim Domino saßen, brachte der Portier ein großes Packet für Isabelle von Corandeuil. „Lesen und immer Lesen!" brummte Jean Comal, als der Portier das Zimmer verlassen hatte, „das fängt nach dem Frühstück an und dauert bis in den Abend hinein! Wo nur Clemence die Lungen zum Vorlesen hernehmen mag!"

Wenige Minuten später trat seine Frau ein, und da es schon spät am Abend war, so empfahl ich mich.

An einem andern Abend — es war nicht lange darauf — traf ich einen unbekannten Gast bei Jean Comal. Es war ein stämmiger, dunkel-

äugiger Mann mit schwarzem Bart, von militärischer Haltung und etwas herausforderndem Wesen, der ungefähr 37 Jahre zählen mochte. Clemence, welche diesmal länger bei uns blieb als gewöhnlich, stellte ihn mir unter dem Namen Deligny vor und fügte leise hinzu: „Ein Kamerad des verstorbenen Charles; derselbe, welcher seinen Brief aus Brüssel brachte."

Deligny verstand unterhaltend zu plaudern und da seine Erlebnisse ihn hinlänglich mit Stoff versahen, so fand er diesen Abend dankbare Zuhörer an uns. Ich nahm an, daß er mich wieder erkannt hätte, obgleich ich mich seiner durchaus nicht erinnerte, und daß er mit den Verhältnissen der Familie bekannt war, wenngleich dies nur die Aeußerung verrieth, daß es ihn überrasche, Clemence, die er früher auf dem Schlosse Corandeuil gesehen hätte, als Madame Comal wiederzufinden.

Es traf sich zu jener Zeit, daß meine Beschäftigungen sich häuften und mir wenig Muße für Jean Comal übrig ließen, als früher, aber wie selten ich mich auch bei meinem alten Freunde einstellen mochte, so erfuhr ich doch jedesmal, daß Deligny an demselben Abend entweder schon dort gewesen war, oder erwartet wurde. Nur fiel es mir immer auf, daß ich Clemence jetzt immer seltener sah; es wollte mir scheinen, als ob sie in meiner Gegenwart eine gewisse Verlegenheit an den Tag legte.

Es war im Juni desselben Jahres, als eines Morgens ein Geldwechsler zu mir schickte, um eine Aenderung am Schlosse einer Geldkiste vornehmen zu lassen, zu welchem der Schlüssel entweder verloren, oder gestohlen war.

Der Weg dahin führte mich in einen Theil von Paris, den ich selten besuchte und hatte eine Entdeckung zur Folge, die mich eben so sehr überraschte, als beunruhigte.

Als ich nämlich durch die Neuheit der Umgebung angeregt, aufmerksamer um mich blickte, gewahrte ich einen Mann und eine Frau, die langsam in eifrigem Gespräche an mir vorübergingen. Es waren Clemence Comal und Achille Deligny. Da es um dieselbe Stunde war, in welcher Clemence behauptete, als Vorleserin bei Isabella von Corandeuil beschäftigt zu sein, so konnte ich nicht umhin, Betrachtungen eigner Art über diese Entdeckung anzustellen. Freilich war ich keineswegs so sittenstreng, um meinen Vermuthungen einen tadelsüchtigen Beigeschmack zu verleihen, aber ich konnte mich der Ahnung nicht erwehren, daß in diesem Verhältniß eine Gefahr für meine Schwester lag.

Aus Neugier ging ich denselben Abend zu Jean Comal, den ich in der Gesellschaft von Clemence und Achille Deligny fand. Ich fand Gelegenheit, der Bestellung zu erwähnen, die mich am Morgen desselben Tages zu einer bestimmten Stunde durch die Rue des Augustins geführt hatte, wobei es mir nicht entging, daß Clemence und Achille einander bedeutungsvoll ansahen.

Vierzehn Tage waren nach dieser Begegnung verflossen. Ich besuchte den alten Comal und fand ihn diesmal allein und zwar in sehr mißvergnügter Stimmung.

(Fortsetzung folgt)

An Frankreich.

Ein Krieg, ein Krieg! — Noch einmal Blutvergießen?
Wer hat entfacht der Völker wilden Zorn? —
Wir seh'n die Saat in volle Garben schießen —
Wer tritt zu Boden unser gold'nes Korn? —
Wir konnten kaum die letzten Wunden heilen,
Noch wächst das Gras ob den Gefall'nen kaum,
Und wiederum ein Spiel mit Donnerkeilen
Und um ein Nichts, um einen tollen Traum!

Du Volk im Westen, stolzes Volk der Franken,
Ist's Deine Stimme, die nach Waffen schreit?
Du warst der Streiter ew'ger Lichtgedanken,
Warst ein Prophet der hohen Menschlichkeit,
Und Du willst Kampf und Noth und Blut und Leichen,
Willst allen Jammer, dem die Nachwelt flucht?
Laß' ab! Wir wollen Bruderhände reichen
Dem Volk von Frankreich, das die Freiheit sucht!

Ist Elsaß nicht beim deutschen Reich gewesen,
Singt nicht von Straßburg manches deutsche Lied? —
Wir fordern nicht die Kämme der Vogesen
Und du, du schielst nach deutschem Rheingebiet?
Nein, nimmer du! Was an der Seine Borden
Die Schlacht begehrt mit übermüth'gem Ton,
Ist ein Despot mit seinen Söldnerhorden
Und nicht das Volk der Revolution!

Sei fest und ruhig! Auf den Ruf nach Waffen,
Entgegne Du mit tausendfachem „Nein"!
Wir wollen ernst des Friedens Arbeit schaffen;
Die freien Völker sollen Brüder sein!
Gieb nicht der Ehrfurcht Raum, der ewig blinden!
Wie weit auch heut' der Spalt der Meinung klafft,
Ein fremder Feind wird nicht Parteien finden,
Nur eine deutsche Waffenbrüderschaft!

Die Hand vom Schwert! — Noch lacht des Sommers Segen,
Weh, wenn der heiße Völkersturm erbraust,
Doch sind geschliffen noch die deutschen Degen
Und noch ist markig deutscher Männer Faust!
Noch fühlen wir's im Busen feurig klopfen! —
O, schüret nicht des Krieges grimmen Brand,
Doch muß es sein: Des Blutes letzten Tropfen
Für unser liebes deutsches Vaterland!

E. Rittershaus.

Mannigfaltiges.

Aus Ems berichtet die Berliner „Tribüne“: Unter den Badegästen zirkuliren eine Menge Anekdoten, die sich an die Situation und die vielen hervorragenden Persönlichkeiten knüpfen, welche die Politik in Ems zusammengeführt hat. Nicht Alles, was erzählt wird, mag wahr sein. Vieles ist nicht einmal gut erfunden, Manches verlohnt sich aber wieder zu erzählen. Als Benedetti ziemlich kleinlaut und unbefriedigt aus der ersten Audienz, die er beim König hatte, vom Frhrn. v. Werther begleitet, zurückkehrte, glaubte, er bereits auf der untersten Stufe der Treppe zu sein, und im Gespräche vertieft, that er einen Fehltritt. „Lassen Sie gut sein“, sagte Hr. v. Werther zu Benedetti, der sich das Schienbein rieb, „das ist ein faux pas (Fehltritt), den Sie in Paris werden verantworten können.“ — Als von einer Depesche erzählt wurde, die Hr. v. Werther nach Paris abgefertigt habe, fragte Jemand in der Gesellschaft: „Und was enthält diese Depesche?“ Eine russische Dame sagte: „Die Vorrede zu Werther's Leiden, zweiter Theil.“ — Ein Kölner Banquier drängte sich an den Geheimrath Abeken, um ihn zu sondiren. Nachdem Abeken mit diplomatischer Zugeknöpftheit vergebens versucht hatte, sich der Zudringlichkeiten des rheinischen Finanzmannes zu erwehren, sagte er zutraulich: „Ich kann Ihnen nur rathen, kaufen Sie in Berlin, was Sie bekommen können, und verkaufen Sie dann in Paris so theuer als möglich; Sie müssen reussiren.“ Während der Kölner mit der Auflösung dieses verblüffenden Orakelspruches beschäftigt war, verließ ihn der diplomatische Rathgeber mit einer ironischen Verbeugung.

(Zur Geschichte der Luftschlösser.) Jedermann weiß, was ein Luftschloß bedeutet, oder vielmehr, was es seit Erschaffung der Welt bis jetzt bedeutet hat. Amerika, das Land der Wunder, scheint diesem Worte einen andern Begriff unterschieben zu wollen, und in der That, nahe bei New-Orleans gibt's bereits ein wirkliches Luftschloß, welches sich von vier am Boden befestigten Ballons getragen, anmuthig im hohen Aether schaukelt. Der geistreiche Erfinder, der diese neue „Yankee-Idee“ verwirklicht hat, heißt Mr. Goldsmith, und ein hübsches Stücklein Gold wird er sich zusammenschmieden, falls seine Idee den gehörigen Anklang findet. Und warum sollte sie nicht? Haben wir doch Venedig, die Lagunenstadt; warum sollten wir nicht eine Stadt in der Luft haben? Während jetzt der Crösus seinen Landbesitz erst nach mehrstündigem Schütteln in einem Eisenbahncoupé erreichen kann, könnte er sein Luftschloß geradezu über der rauchgeschwärzten Stadtresidenz anbringen, und zu jeder Zeit einen gemüthlichen Abstecher dorthin machen. Die geschwundene Zeit der Romantik würde zurückkehren. Wie hübsch, wenn die elegante Welt einander in ihren Luftpaläften vermittelst ätherischer Gondeln Besuche abstattete, wenn man der Mutter Erde nur alle vierzehn Tage einen „Anstandsbesuch“ zu machen brauchte, wenn man für sein Luftschloß keine Grundsteuer zu zahlen hätte. Wie reizend würde es ferner für ein junges Ehepärchen sein, die Flitterwochen in einem einsamen Luftschlosse fern von der bösen, neugierigen und neidischen Welt zuzubringen! Man sieht, die Idee ist prachtvoll und verdient vom Erfolg gekrönt zu werden. Bisher scheint das letztere der Fall zu sein, denn das Modellschloß, welches, wie bereits erwähnt, über einem großen Garten nahe bei New-Orleans schwebt, ist als Hotel eingerichtet und erfreut sich bei den überaus mäßigen Logierpreisen — 20 Cents für 24 Stunden — einer ungemeinen Frequenz.

Mit dem Klippenschiff „Silver Craig“ sind sechs Matrosen des Liverpooler Schiffes „Mercurius“ in Liverpool eingetroffen, welche sich nach Untergang ihres Fahrzeuges an der Nordküste von Brasilien ganz allein von der Mannschaft zu retten wußten und 21 Tage unter den größten Entbehrungen auf einem nackten Korallenfelsen zubrachten, bis Rettung erschien.

Bei einer Hinrichtung, welche unlängst in Griechenland stattfand, war es zwei der Verurtheilten gelungen, sich in den Besitz von Dolchen zu setzen, deren sie sich im letzten Augenblicke sehr kräftig bedienten. Einer der Scharfrichter wurde schwer verwundet, der Andere dankte seine Rettung nur dem Umstande, daß er unter seinen Kleidern ein Panzerhemd trug. Der Sieg blieb jedoch, Dank den langen Messern und Keulen der Scharfrichter und ihrer Gehilfen, dem Gesetz. Die zwei Verurtheilten kamen als Leichen unter die Guillotine.

Bei Puttick und Simpson in London ist dieser Tage die größte Bibel der Welt unter den Hammer gekommen und für 165 Pfd. Sterling zugeschlagen worden. Es ist dieß die Prachtausgabe von Macklin, und der Eigenthümer der verstorbene Mr. John Gray Bell aus Manchester, hatte sie durch einige 11,000 Kupferstiche und Zeichnungen aus jeder Schule bereichert. Das ganze Werk bestand aus 63 großen Foliobänden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 59. Samstag den 23. Juli. 1870.

Generalmarsch!

Tambour schlag an! Laßt hoch die Fahnen ragen,
Ein Sturmwind braust herauf aus alten Tagen,
Und alte Wunden bluten neu. —
Wie Geisterruf hör ich's bei Nachtzeit klagen:
Sind Friedrich schon und Blücher Mährchensagen?
Starb deutsche Ehre schon und deutsche Treu?
Hält Euch ein Corse wiederum im Bann?
Hellauf es will der Morgen tagen!
Tambour schlag an!

Tambour schlag an! Laßt donnern die Kanonen,
Was liegt uns an Hispaniens Tand und Thronen,
Heut gilt's das deutsche Kaiserreich! —
Daß wir im Glanze deutscher Freiheit wohnen,
Daß einig wurden vierzig Millionen —
Das machte Gallien krank und frech zugleich.
Und wenn ein Strom von Heldenblut verrann,
Gebt Raum den deutschen Bataillonen!
Tambour schlag an!

Tambour schlag an! Laßt satteln Eure Pferde,
Für Eure Ehre gilt's, für Eure Herde,
Wenn nicht erlosch die letzte Gluth!
Daß nicht der Wahnwitz siege auf der Erde,
Daß Deutschland nicht von Neuem Sclavin werde,
Zerschmettert endlich die Cäsarenbrut!
Tod ihm, der Netze um Europa spann,
Tod seiner Gladiatorenheerde!
Tambour schlag an!

Tambour schlag an! Laßt Sturm die Glocken läuten,
Nehmt ab die Hochzeitsmyrthen Euren Bräuten,
Ein blutig Werben gilt's allein —
Und wenn die Wölfe nah'n in Löwenhäuten
Lehrt sie, was deutsche Schläge heut bedeuten!
Wenn Andre auch vom Schrecken starr wie Stein,
Gefeit dagegen sei der deutsche Mann,
Die Freiheit gilt es zu erbeuten,
Tambour schlag an!

Tambour schlag an! Laßt hundert Brücken bauen,
Und wenn am Rhein die Wetterwolken brauen,
Singt heute noch die Loreley! —
Ich hör ein Lied voll Wollust und voll Grauen,
Und will ein Cäsar ihren Tönen trauen,
Berauscht von ihrer Zaubermelodei —
Daß er im Sieg den Rhein und sie gewann,
Dann rausch' es auf in Deutschlands Gauen!
Tambour schlag an!

Tambour schlag an, laßt blasen die Trompeten,
Ob morsche Throne auch in Staub verwehten,
Wir bau'n am neuen deutschen Reich!
Uns hilft kein David, helfen nicht Propheten,
Zum zweitenmal nicht lassen wir zertreten
Die Ehre Preußens, Deutschlands Hort zugleich.
Hilf Blut und Eisen, und was helfen kann!
Erst nach dem Siege laßt uns beten. —
Tambour schlag an!

Julius Grosse.

Der Sträfling.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

Meine Gegenwart schien ihm jedoch erwünscht, denn er lenkte, gegen seine sonstige Gewohnheit das Gespräch auf seine Angelegenheit. Er theilte mir mit, daß seine Ersparnisse jetzt zu einem ansehnlichen Betrage angewachsen seien und er deßhalb beabsichtigte, dieselben bei einer Bank unterzubringen. Als ich ihm meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß dies nicht schon längst geschehen war, erwiderte er mir, sein Gesundheitszustand habe ihm bisher nicht erlaubt, dies selbst zu besorgen, und einen Anderen damit zu beauftragen, sei ihm bedenklich erschienen.

„Ich will daher warten", fügte er hinzu, „bis ich wieder im Stande bin, auszugehen, und sollte es bis dahin zu lange währen, so mußt Du es für mich übernehmen, Antoine."

Ich erklärte mich bereit, ihm diesen Dienst zu leisten und fügte, um seine trübe Stimmung zu verscheuchen, einige aufheiternde Worte hinzu. Aber er blieb mißgestimmt wie zuvor, und gerieth im Laufe der Unterhaltung, die er fortwährend auf seine Geldverhältnisse zurücklenkte, in eine ungewöhnliche Aufregung.

„Du sollst erfahren", rief er, während seine Augen unheimlich leuchteten, „was ich in vielen

Jahren fleißiger, treuer Mühewaltung zusammengebracht habe; Dir will ich Alles sagen! Ich gedenke, bald mein Testament zu machen, dann soll Alles, was ich für Charles bestimmt hatte, Dir zufallen! Clemence soll auch etwas haben, aber nicht so viel, als ich ihr ursprünglich zugedacht, denn — nun, gleichviel, sei es darum! Jedenfalls soll der Antheil meines Sohnes Dir verbleiben!"

Was mochte er damit meinen? Hegte er Argwohn gegen seine Frau, oder nahm er an, daß sie nach seinem Tode durch eine zweite Heirath eine Versorgung finden würde? Ich wußte mir diese Frage nicht zu beantworten und habe auch niemals in der Folgezeit Aufschluß darüber erhalten.

„Höre!" sagte er nach einer Weile. „Nimm einen Bleistift und schreibe Alles nieder, was ich Dir dictire, damit, wenn nach meinem Tode Jemand zu Dir schickt, Du genau angeben kannst, wo mein Geld zu finden ist."

Es war ihm offenbar entfallen, daß er vor wenigen Minuten noch die Absicht gehabt hatte, seine Ersparnisse einer Bank zu übermitteln, doch fand ich es nicht gerathen, darauf zurückzukommen und schrieb auf seinen Wunsch folgende Notizen nieder:

„Im Rosenholzschränkchen — 5000 Francs in Gold. In dem Pult, welcher früher im Schlosse von Carandeull im Zimmer des Verwalters stand — 4000 Francs in Banknoten. In einem schweren Kasten, mit der Aufschrift: Intendanz, in einem besonderen Fache — 8000 Francs in Gold.

Als ich die letzte dieser Zeilen niederschrieb, sah ich mich zufällig um und bemerkte, daß die Thür des Zimmers halb offen stand. Ich meinte, bestimmt zu wissen, daß ich dieselbe bei meinem Eintritt geschlossen hatte, erwähnte jedoch nichts davon, da ich den schwächlichen alten Mann nicht unnützer Weise beunruhigen wollte. Ich beschränkte mich deßhalb darauf, ihn nach Clemence zu fragen und erhielt zur Antwort, sie sei, wie gewöhnlich um diese Zeit, bei Isabellen.

Am anderen Morgen früh überraschte mich Clemence durch ihr Erscheinen in meiner Werkstatt. Sie war sichtlich in einem sehr erregten Zustande und vermochte nur mit zitternder Stimme sich über ihren ungewöhnlichen Besuch zu erklären.

„Comal" sagte sie, „hat einen Brief von der Gräfin erhalten und ihm darin Weisungen ertheilt, die er vor mir sehr geheim hält. Er wünscht, sich unverzüglich mit Ihnen zu besprechen."

„Ich werde mit Ihnen gehen" versetzte ich.

„Ich danke," erwiderte Clemence, „ich — habe zu thun."

Sie verließ mich in großer Eile. Ich machte mich auf den Weg und erblickte, als ich fast am Ziele meiner Wanderung war, Achille Deligny welcher aus dem Hotel kam.

Ich fand Jean Paul allein und zwar in einem unerfreulichen Zustande. Er war verstimmter als je und empfing mich mit Klagen und Beschwerden über Clemence, die ihm Geld abgefordert und versucht hatte, sich in seine Geschäfte zu mischen. Ganz besonders beunruhigte es ihn, daß er — sein Gehör war sehr scharf, während der Abwesenheit seiner Frau Schritte in den Gemächern des gräflichen Paares, die über seinem Zimmer lagen, gehört hatte. Er konnte sich die Anwesenheit eines fremden Menschen in jenen Räumen, die seit der Abreise des Grafen und der Gräfin fest verschlossen waren, durchaus nicht erklären und legte deßhalb eine fast fieberhafte Angst an den Tag. Für mich unterlag es keinem Zweifel, von wem diese Schritte herrührten, doch zog ich es vor, zu schweigen und versuchte den Alten, so gut es ging, zu beschwichtigen.

Als Jean Comal sich von seiner Aufregung einigermaßen erholt hatte, fragte ich ihn, weßhalb er mich so früh Morgens zu sehen wünschte. Er eröffnete mir darauf, daß er einen Brief von Alinen erhalten hatte, die ihn bat, ihr die Diamanten, welche sie von Isabellen zum Geschenk erhalten hatte, zu übersenden. Sie hatte dieselben zurückgelassen, weil sie bei ihrer Abreise noch in tiefer Trauer um das verlorene Kind gewesen war; da sie jedoch mit ihrem Manne länger als ursprünglich beabsichtigt worden, in England zu bleiben gedachte und überdies mit Nächstem bei Hofe zu erscheinen gedachte, so bedurfte sie des Schmuckes und beauftragte ihren Verwalter, denselben der Madame Delasborde, ihrer Freundin, welche im Begriffe war, nach London abzureisen, für sie einzuhändigen der Brief enthält weitere genaue Angaben, unter Anderen auch die Adresse dem Madame Delasborde und schloß folgendermaßen:

„Ich wünsche, daß die Diamanten nicht in demselben Kästchen, worin sie sich augenblicklich befinden, der Madame Delasborde übergeben werden. Beauftragen Sie daher Antoine, das Schloß — zu welchem der Schlüssel in meinen Händen ist — vorsichtig zu öffnen und den Schmuck in einen sichern, aber kleinern Behälter zu legen. Das Kästchen sammt dessen übrigen Inhalt soll Antoine für mich aufbewahren. Im Uebrigen tragen Sie Sorge dafür, daß Niemand von diesen meinen Verfügungen Kenntniß erhalte, denn es ist durchaus überflüssig, daß irgend Jemand etwas von meinen Juwelen erfahre."

„Die Gräfin ist sehr mißtrauisch geworden," bemerkte der alte Comal. „Glaubt sie denn,

ich sei über Nacht zu einer Plaudertasche geworden? Uebrigens begreife ich nicht, warum der Schmuck aus einem Kästchen in das andere wandern soll."

„Ich eben so wenig," versetzte ich. Auch sehe ich überhaupt nicht ein, warum ein so weitläufiges Verfahren nöthig ist. Allerdings dürfen wir die Juwelen, da Aline es nun einmal so vorschreibt, nicht in demselben Kästchen übersenden; aber jedenfalls wird es das Einfachste sein, daß ich einen neuen Schlüssel dazu anfertige, diesen aufbewahre und das Kästchen in die Kiste lege. Ich will sofort etwas Wachs holen, um das Schloß darin abzudrücken. „Nebenbei," fügte ich mit halb scherzhaftem Tone hinzu, „könnten Sie mir wohl den Brief der Gräfin übergeben, damit er nicht in fremde Hände gerathe."

„Das sollte mir einfallen!" erwiderte Jean Comal, plötzlich auffahrend. „Ich bin lange genug Verwalter, um zu wissen, daß man anvertraute Briefe für sich behält."

Mißmuthig ging ich fort. Theils war es mir nicht recht, daß Comal, den ich seiner zunehmenden Schwäche wegen nicht mehr für zurechnungsfähig hielt, sich weigerte, das Schreiben einer sicheren Hand anzuvertrauen, theils erfüllte mich das Benehmen seiner Frau mit Mißtrauen.

Als ich nach etwa drei Stunden in das Hotel zurückkehrte, fand ich den Verwalter in einem auffallend tiefen Schlafe. Ich rief Clemence und die Diener herbei und machte sie darauf aufmerksam, daß ein so fester Schlaf und zwar zu so ungewöhnlicher Stunde auf außerordentliche Schwäche deutete. Man erwiderte mir, Comal habe, seitdem ich zuletzt von ihm gegangen, das Zimmer nicht verlassen und um die gewohnte Zeit mit gutem Appetitte eine Tasse Bouillon zu sich genommen; mit dem Schlafe werde es daher wohl nichts auf sich haben.

Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es mir, den alten Mann zu wecken. Ich theilte ihm, nachdem die Uebrigen das Zimmer verlassen hatten, den Zweck meiner Anwesenheit mit und erhielt von ihm den Schlüssel zur Kiste, die ich öffnete, und worin ich ein schweres eisernes Kästchen fand. Ich nahm von dem Schloß desselben einen sorgfältigen Wachsabdruck, schloß es wieder in die Kiste und gab dem alten Comal den Schlüssel zurück. Gleich darauf verabschiedete ich mich, doch wollte ich diesmal das Hotel nicht verlassen, ohne Clemence vorher gesehen zu haben. Ich ließ daher durch einen Diener bei Isabella von Corandeuil anfragen, ob Madame Comal sich bei ihr befände. Die Antwort lautete verneinend.

Mittlerweile glaubte ich ein Geräusch im oberen Stockwerk, und zwar in dem Zimmer des Grafen, zu vernehmen, und da Comal bereits früher dieselbe Wahrnehmung gemacht hatte, so beschloß ich, der Sache, wenn möglich auf den Grund zu kommen. Ich untersuchte die Thür, welche nach dem Corridor hinauslag, und fand, daß sie verschlossen und der Schlüssel abgezogen war. Hierauf erkundigte ich mich bei dem Portier, ob er bemerkt hätte, daß Madame Comal aus dem Hause gegangen sei und erhielt wiederum eine verneinende Antwort. Entschlossen, meine Nachforschungen nicht aufzugeben, begab ich mich durch eine Nebengasse, welche um das Hotel führte, nach der hinteren Front desselben. Hier nahm ich die Fenster genau in Augenschein, und fand, daß in sämmtlichen zur Zeit unbewohnten Zimmern die Fensterläden dicht geschlossen waren.

Während dieser Untersuchung entdeckte ich zufällig eine kleine eiserne Pforte in der Gartenmauer, in der unmittelbaren Nähe der von Isabellen bewohnten Gemächer. Ich stieß mit der Hand gegen die Pforte: sie war geöffnet. Jetzt war mir die Abwesenheit der Madame Comal kein Räthsel mehr. Sie konnte, ohne vom Portier gesehen zu werden, gehen und kommen und ebenso stand Deligny jederzeit der Zugang zum Hotel offen, denn die Bewohnerin der Zimmer, an deren Fenster ihr Weg vorbeiführte, war blind.

Voll schwerer Befürchtungen ging ich nach Hause, unwiderruflich entschlossen, am folgenden Tage eine Unterredung mit Clemence herbeizuführen. Ich konnte nicht länger bezweifeln, daß von dieser Seite her sowohl meiner Schwester, als Jean Comal Gefahr drohte.

In der Dämmerungsstunde des andern Tages begab ich mich mit dem Schlüssel, den ich unterdessen angefertigt hatte, in's Hotel.

Ohne zu wissen warum, wählte ich diesmal nicht die Hauptthür, sondern das eiserne Pförtchen zum Eingange. Hier fiel es mir auf, daß, obgleich die Sonne noch nicht untergegangen war, in einem von Isabellens Zimmer ein brennendes Licht am Fenster stand. Es war, wie ich mir nach einigem Nachdenken sagen mußte, offenbar von Clemence dahin gestellt, um als Zeichen für Deligny zu dienen.

Als ich zu dem Verwalter in's Zimmer trat, war Clemence bei ihm. Der alte Mann saß im Halbschlummer in seinem Sessel zurückgelehnt; sein Gesicht war, wie ich trotz der eintretenden Dunkelheit erkennen konnte, von einer ungewöhnlichen Blässe überzogen. Auch Clemence saß neben ihm und war mit einer Handarbeit beschäftigt, auf die sie, wie ich deutlich bemerkte, niederblickte, um ihre Thränen vor mir zu verbergen.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

(Wie man sich lästige Patienten vom Halse schafft.) Doctor Ricord, einer der bedeutendsten Pariser Aerzte, wurde neulich Nachmittags, als er über die Boulevards ging, von einem alten an schlechten Säften leidenden Herrn angeredet, welcher nicht weniger seines Reichthums als seines Geizes wegen bekannt ist. Derselbe versuchte es, dieses Zusammentreffen zu benutzen, um den Doctor gratis zu consultiren. „Wo leiden Sie denn hauptsächlich?" fragte der Aesculap. — „Besonders am Magen." „Ah ah, lassen Sie doch einmal sehen! machen Sie die Augen zu!" — Harpagon that, wie ihm geheißen wurde. — „Zeigen Sie auch Ihre Zunge." Harpogon streckte die Zunge heraus. — „So nun verhalten Sie sich ganz ruhig, damit ich eingehend untersuchen kann." Als der Geizhals eine Viertelstunde nachher die Augen wieder aufmachte, sah er sich von einem Schwarm von Gaffern umringt, welche sich über den weit geöffneten Schlund und die herausgestreckte Zunge amüsirten und den alten Herrn für verrückt hielten. Ricord war längst über alle Berge.

(Humor in schwerer Zeit.) König Wilhelm berührte Köthen auf einer seiner Reisen. Als der Zug neben dem langen Perron des Bahnhofes hielt, begrüßt den König ein dortiger Sängerchor mit dem Liede: „Ich bin ein Preuße ꝛc. „Majestät sehen," bemerkte einer der Herren aus dem Gefolge, „wie man Ew. Majestät auch im nichtpreußischen Deutschland ehrt." — „Nun," sagte Graf Bismarck, „die Leute können doch wahrlich nicht singen: „Wir sind ja Köt(h)er, laßt uns Köt(h)er sein!

(Kurzer Prozeß.) In Ulm stieg neulich ein Fremder ab. Als er am andern Morgen wieder abreisen wollte, vermißte er seinen Ueberrock. Statt dessen hing ein anderer am Nagel, den er aber nicht dafür in Tausch nehmen wollte. Er machte den Wirth für den Verlust verantwortlich; dieser lehnte die Haftpflicht für den Ueberzieher ab und der Reisende lief erzürnt zum nächsten Advocaten, um gegen den Hotelier klagbar zu werden. Doch siehe da, was geschah? der Erste, der ihm hier entgegenwinkte, war sein vermißter Ueberrock, der ruhig an der Wand hing. Der im selben Gasthause verkehrende Advokat hatte ihn beim Fortgehen mit dem seinen verwechselt und den Tausch noch nicht bemerkt.

(Monolog eines Schuldners.) Borgen ist das Urgesetz der Natur. Der Fluß borgt von den Bächen und das Meer von den Flüssen. Die Wolken borgen von der Luft und die Erde borgt von den Wolken. Der Mond borgt sein Licht von der Sonne und die Nacht borgt ihr Licht von dem Monde. So beruht die ganze Natur auf wechselseitigem Credit. Warum sollte also der Mensch nicht den Credit in Anspruch nehmen? Und wenn der gewaltige Ocean sich nicht schämt, von den schmächtigen Flüssen zu borgen, warum sollte ein magerer armer Teufel nicht von einem dicken Gastwirth borgen? Und wenn der lichtarme Mond niemals das erborgte Licht der Sonne zurückbezahlt, weil er eben kein eigenes Licht besitzt, — — warum sollte so ein armer Wicht seinem Gläubiger das Geld zurückzahlen? Das wäre gegen alle Naturgesetze: das wäre unatürlich, widersinnig, unmoralisch!

(Schlagendes Beispiel.) Ein oft mit seinen Sprachkenntnissen sich brüstender Herr ward in einer Damengesellschaft gefragt, ob es wahr sei, daß die englische Sprache dem Deutschen so große Schwierigkeit bereite. „Unendliche, meine Damen," erwiederte er; „namentlich sind die für die Aussprache bestehenden Regeln geradezu unlernbar. Wer sollte es z. B. für möglich halten, daß der kürzlich verstorbene englische Schriftsteller Dickens seinen Namen B—o—z schrieb, obgleich er Dickens ausgesprochen wird.

(Ein hübscher Vergleich.) In der „Nat.-Ztg." schreiht Arnold Ruge unter der Ueberschrift: „Also er sucht Händel?" unter Anderem Folgendes: „Sie haben mir auf den Fuß getreten?" — „Nein." — „Wenn Sie mir aber auf den Fuß getreten haben, sind Sie gefordert, und wenn Sie es nicht gethan haben, verlange ich, daß Sie es Denen verbieten, die mir auf den Fuß treten wollen!" — „Sie sind ein Dummer!" — „Sie sind gefordert." — So fängt man jetzt die Kriege an, nach dem Alt-Heidelberger Commem!

(Auf dem Ball.) Nun, Herr Assessor, warum heirathen sie nicht; getrauen sie denn keine Frau zu ernähren?" — „Ernähren, mein Fräulein, könnte ich drei Frauen, aber kleiden, nicht eine einzige.

(Räthsel!) Welcher Unterschied besteht zwischen einem Spiegel und einem Narren? — Der Spiegel reflectirt ohne zu sprechen, der Narr spricht ohne zu reflektiren.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße Nr. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 60. Mittwoch den 27. Juli. 1870.

Landwehrmanns-Abschied.

Nun, Weib, jetzt ist die höchste Zeit —
Zum Sammeln bläst es auf den Gassen.
Verzage nicht in Herzeleid,
Gott wird euch Beide nicht verlassen!

Noch einmal reich den Jungen her!
Mein armes Bübchen, laß Dich küssen;
Acht Tag erst alt — 's ist wahrlich schwer,
Daß ich von dir soll scheiden müssen.

Sieh' an den Schlingel, wie er lacht!
Ich nehm' es mit als gutes Zeichen,
Wenn der Kanonen Donner kracht,
Es soll mir aus dem Sinn nicht weichen.

Da bläst es wieder — nimm ihn hin!
Behüt' dich Gott, der Herr der Welten!
Die Stunde geht mir hart zu Sinn,
Franzos', du sollst sie mir entgelten!

Mein Junge, seh' ich dich nicht mehr,
So wird dir deine Mutter sagen:
Er blieb beim großen deutschen Heer,
Das sich für Haus und Herd geschlagen.

Und müßt, wovor der Herr uns wahr'
Jetzt unser Banner unterliegen,
Es wird dereinst der deutsche Aar
Zum großen Siege aufwärts fliegen.

Dann soll auch er in Waffen sein,
Das, Mutter, mußt du mir versprechen,
Um seines Vaters Grab zu weih'n,
Und Deutschlands Ehre mit zu rächen.

Ferdinand Koch.

Der Sträfling.

Eine Criminalgeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ich habe mit Ihrem Manne in höchst wichtigen Angelegenheiten zu sprechen", sagte ich, „und bitte Sie daher, uns allein zu lassen."

Es schien ihr nicht zu entgehen, daß ich sie beargwöhnte; sie sah mich eine Weile befremdet an und versetzte mit spitzem Tone:

„Ich weiß recht wohl, was Sie mit meinem Manne zu verhandeln haben, Antoine Leroux. Es betrifft einen Schlüssel zum Juwelenkästchen der Gräfin, den Sie in der Tasche haben. Sie ist sehr mißtrauisch gegen mich, nur ist es schade, daß sie es nicht schon früher war; sie würde mir dann" — dies fügte sie mit leiserem Tone hinzu, indem sie ängstlich nach ihrem Manne hinblickte — „nicht ihren einzigen Gegenstand von Bedeutung anvertraut haben."

„Was meinen Sie damit?" fragte ich, indem ich sie aufmerksam ansah.

„Sie wissen es wirklich nicht?" versetzte sie. „Ich meine einen Pfandschein!" Damit verließ sie das Zimmer.

Ich weckte den Verwalter. Wir öffneten die Kiste und das darin befindliche Kästchen, welches die bezeichneten Juwelen enthielt und legten diese in einen anderen Behälter. Zu meiner Ueberraschung fand ich jedoch nichts von Bedeutung in dem Kästchen. Es enthielt, nachdem ich den Schmuck herausgenommen hatte, nichts weiter als ein von getrockneten Beeren verfertigtes Armband, wie wir es als Kinder zum Zeitvertreib angefertigt hatten.

„Dazu hätte es keines neuen Schlüssels bedurft", bemerkte ich. „Die Gräfin muß offenbar im Irrthum gewesen sein, als sie Ihnen schrieb, den übrigen Inhalt des Kästchens mir zur sorgfältigen Bewahrung zu übergeben."

In demselben Augenblicke trat ein Diener ein und meldete dem Verwalter, daß Madame Delasborde mit ihm zu sprechen wünschte, es jedoch ablehnte, ihren Wagen zu verlassen.

„Ein glücklicher Zufall!" rief ich, „dadurch sind wir aller weiteren Mühe wegen der Juwelen überhoben. Ohne Zweifel kommt Madame Delasborde, um den Schmuck in Empfang zu nehmen. Sie ist, wie ich annehmen darf, eine vertraute Freundin der Gräfin. Hatten Sie bereits Gelegenheit, sie zu sehen?"

„Niemals!" antwortete Jean Comal verdrießlich. „Glauben Sie, ich habe nichts Anderes zu thun, als mich um die Besuche zu kümmern, welche die Herrschaft empfängt? Mir ist nur der Name bekannt. Das ist Alles."

Hierauf verließ er das Zimmer, um sich an den Wagen zu begeben, und stützte sich dabei auf den Arm des Bedienten, dessen Verwunderung darüber, daß der alte Comal mich allein bei der geöffneten Kiste zurückließ, mir nicht entging. Der gute Mann wußte freilich nicht, daß ich Alinens Bruder war.

Wenige Minuten später kam der Verwalter zurück, um mir mitzutheilen, daß Madame Delasborde gekommen war, um die Juwelen in Empfang zu nehmen und zu diesem Zwecke ein Beglaubigungsschreiben von Alinens Hand, so wie einen Empfangsschein überreicht hatte. Ich trug das Kästchen an den Wagenschlag, überlieferte es in die Hände einer elegant gekleideten Dame, die gleich darauf davon fuhr.

„Sie haben doch die Kiste sicher verschlossen?“ fragte ich Jean Comal, der die Dominosteine zu unserm gewöhnlichen abendlichen Spiel zurechtlegte.

„Selbstverständlich!“ antwortete er in kurz angebundener Weise.

Kaum waren wir im Begriff, uns zum Domino niederzusetzen, als Clemence eintrat. Sie setzte sich neben ihren Mann und sah unserem Spiele schweigend zu. Jean Comal spielte indessen mit ungewöhnlicher Unaufmerksamkeit und sank zuweilen, halb schlafend in den Sessel zurück, so daß ich ihn wiederholt wecken mußte, um die Partie zu Ende zu bringen. Er fuhr mich jedoch jedesmal, wenn ich ihn aufzurütteln versuchte, heftig an und behauptete, in vollkommen wachem Zustande zu sein. Diese Mischung von Schlafsucht und Gereiztheit war mir äußerst auffallend, doch enthielt ich mich jeder Bemerkung.

So mochte eine halbe Stunde vergangen sein, Comal hatte sich soeben mit geschlossenen Augen wieder zurückgelehnt, als August, der Bediente, eintrat und meldete, daß in der Loge des Portiers ein Fremder anwesend sei, welcher behauptete, Achille Deligny vergeblich in seiner Wohnung aufgesucht zu haben und dort behufs weiterer Nachfrage an das Ehepaar Comal verwiesen zu sein.

„Herr Deligny hat Paris vor einem Monat verlassen“, sagte Clemence hastig, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

Die Partie war zu Ende und der alte Comal sank wieder schlaftrunken in seinen Sessel zurück.

„Clemence“, sagte ich leise und mit schonendem Ausdruck, „ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, das sich auf vergangene Zeiten bezieht. Sie werden mir, sobald Ihr Mann sich schlafen gelegt hat, Gehör schenken?“

Sie schwieg einen Augenblick, als ob sie meine Worte überraschten. Dann warf sie einen prüfenden Blick auf Jean Comal und erwiderte, nachdem sie sich von seinem festen Schlaf überzeugt hatte:

„Wie wäre das möglich? Sie wissen, daß mein Mann dort im Alkoven schläft, und daß alle Zimmer außer diesem und dem anstoßenden verschlossen sind.“

„Clemence“ versetzte ich, „haben Sie keine Furcht vor mir. Was ich Ihnen zu sagen habe, geht uns Alle an. Lassen Sie mich auf demselben Wege zu Ihnen kommen, den er einschlägt, um Sie zu sehen. Es ist ohnehin gerathener, daß weder der Portier, noch die Dienerschaft meine Anwesenheit zu so ungewöhnlicher Stunde im Hotel bemerken. Erlauben Sie mir, wie er, durch die kleine Gartenthür an Isabellens Zimmer vorüber in's Haus zu gelangen und Sie in Alinens Zimmer zu erwarten.“

„Mein Gott!“ rief sie zitternd mit unterdrückter Stimme. „So ist denn Alles entdeckt?

„Nein“, erwiderte ich, indem ich ihre Hand ergriff.

„Es weiß Niemand davon außer mir, und ich muß bekennen, daß ich hier nur meinen Vermuthungen gefolgt bin. Seien Sie unbesorgt! Ich will Ihnen helfen, wenn Sie rechtzeitig umkehren wollen.“

In diesem Augenblick erwachte Comal. Da er sich anschickte, zu Bette zu gehen, so empfahl ich mich, indem ich mit seiner Frau, die im Begriff war, sich zu Isabellen zu verfügen, einen Blick des Einverständnisses wechselte.

Gleich nach Mitternacht eilte ich durch das Gartenpförtchen in das Hotel, wo mich Clemence bereits erwartete und leisen Schrittes in Alinens Zimmer führte. Sie schloß, als wir eingetreten waren, die Thür, nachdem sie die kleine Laterne welche sie in der Hand trug, auf dem Vorplatz zurückgelassen hatte.

„Clemence“, begann ich, mit vor Aufregung bebender Stimme, „Sie sind in der Gewalt eines gefährlichen Schurken. Dennoch würde ich darüber nicht zu Ihnen reden, wenn ich nicht fürchtete, daß für Alinen daraus Gefahr erwachsen könnte. Wir haben nie gegeneinander ein gewisses Geheimniß berührt, obgleich wir wußten, daß wir die Mitwisser desselben waren.“ Ich war bei diesen Worten wohlbedacht, nichts von dem zu verrathen, was ich allein wußte und sie weder über die Person des Erzeugers von Alinens Kinde noch über den Tod dieses letztern aufzuklären.

„Sagen Sie mir die Wahrheit!“ fuhr ich fort. „Haben Sie Deligny unser Geheimniß verrathen?“

„Ja!“ sagte sie mit tonloser, von Thränen erstickter Stimme. „Ich habe sie verrathen, und mit ihr meinen Mann und mich! Aline wird mir verzeihen, aber die Gewalt eines

Mannes über ein Weib, das ihn liebt, ist groß im Guten und Bösen — und diese Gewalt ist es, die meine Zunge gelöst und Deligny Alles enthüllt hat, was er zu wissen braucht!“

„Und was braucht er weiter zu wissen, als jenes traurige Geheimniß?“ fragte ich.

„Alles“, versetzte sie, „Alles, dessen er bedarf, um seine schändlichen Absichten zu verwirklichen. Jetzt, da ich ihm nichts mehr zu verrathen habe, hält er es nicht der Mühe werth, sich zu verstellen, und legt schamlos seine wahre Gesinnung gegen mich an den Tag.“

„Ich liebe ihn nicht mehr — ich hätte ihm in meiner unsinnigen Leidenschaft viel verziehen, aber ich erfuhr, daß er in den Armen einer Andern meiner spottete, und seitdem hat sich meine Liebe in Haß verwandelt. Doch es ist zu spät. Ich stehe ihm heute wehrlos gegenüber und muß gewärtigen, daß er nicht säumen wird, mein leichtsinnig ihm geschenktes Vertrauen zu den schmählichsten Erpressungen zu mißbrauchen.“

Clemence hatte, von ihren Gefühlen übermannt, mehr gestanden, als ich erwartet hatte.

(Fortsetzung folgt)

Rathschläge für die Hülfs-Vereine

die Anschaffung und Verarbeitung von

Hülfsmitteln für die Kriegs-Lazarethe

betreffend.

Das beste Material für Verbandsgegenstände ist alte durch langen Gebrauch und vieles Waschen weich gewordene Leinewand (Leinen und Drell).

Aber auch gemischte und ganz baumwollene Stoffe wie Shirting, Stouts 2c. lassen sich sehr wohl für diese Zwecke verwenden.

Von der größten Wichtigkeit ist es, daß nur ganz reine Stücke in Gebrauch genommen werden. Aus diesem Grunde verwendet man in der Regel nur weiße Stoffe und müssen alle Stücke, welche Schmutzflecken oder irgend einen besonderen Geruch zeigen, mit kochendem Wasser und Seife oder Lauge noch einmal durchgewaschen werden, ehe man sie gebrauchen kann.

Die Verbandsmittel, welche zur Anwendung kommen, sind folgende:

1. Binden, aus alter Leinewand oder Baumwollenstoffen. (Neue Leinewand taugt wegen ihrer Steifigkeit nicht zu Binden). Mann reißt dieselbe oder schneidet sie nach dem Faden und der Länge nach aus den am besten erhaltenen Parthien großer Stücke (Betttücher, Tischtücher, etc.) und muß sich deßhalb bei Bestimmung der Breite und Länge nach dem vorhandenen Stoffe richten.

Bei einer Breite von 2—4 Zoll können die Binden eine Länge von 4—15 Ellen haben. Die Länge kann sehr wohl durch Anstücken mit Heckenstich gewonnen werden, das Umsäumen der Ränder ist unnütz, ebenso das Annähen eines Bändchens am Ende. Das Ende jeder Binde muß mit einer Stecknadel befestigt werden, nicht mit einem Faden; auch ist es zweckmäßig, die Länge der Binde nach Ellen mit Dinte auf das Ende zu notiren.

Flanellbinden werden aus neuem feinen Flanell gerissen und dürfen nicht gestückt werden. Im Uebrigen von derselben Breite und Länge wie die leinenen Binden.

Gypsbinden, 8 Ellen lang und 2—4 Zoll breit, aus neuer Futtergaze (York oder Bock geschnitten; sie dienen zur Anlegung des erhärtenden Gypsverbandes.

2. Dreieckige Tücher, aus neuer oder gebrauchter, noch starker Leinewand, Drell, Stouts, 2c. zu Armtüchern und verschiedenen andern Verbänden. Man schneidet sie je 2 aus quadratischen Stücken, deren Seiten 3—4 Fuß lang sind.

3. Compressen, viereckige Lappen aus alter weicher Leinewand oder Baumwolle, von 1 Fuß Breite und 1—3 Fuß Länge.

Zum Einschlagen des warmen Verbandes (Cataplasmen) dienen Compressen von 3 Fuß im Quadrat, welche keine Löcher haben dürfen.

Zu Salbenläppchen gebraucht man ganz weiche Stücke Leinewand oder Shirting verschiedenster Größe, in die man mit einem Locheisen zahlreiche Löcher schlägt. Man kann dazu also schadhafte und durchlöcherte Stücke und Fetzen verwenden, welche zu andern Zwecken nicht mehr zu gebrauchen sind.

4. Charpie. Dieselbe wird aus reiner, recht alter und weicher Leinewand gemacht.

Bei weitem am häufigsten wird gebraucht die krause Charpie; man zupft sie aus Stücken von der Form und Größe einer Spielkarte und wirft die ausgezogenen Fäden nach allen Richtungen durcheinander.

Es ist zweckmäßig, Fäden von verschiedener Feinheit nicht mit einander zu vermischen und jede Sorte für sich in ein sauberes Papier zu verpacken.

Viel seltener kommt die geordnete, lange oder glatte Charpie zur Anwendung. Man zupft dieselbe aus 6 — 8 Zoll langen breiten Lappen, indem man die Fäden alle in einer Richtung legt.

Nur mit sorgfältig rein gewaschenen und gesunden Fingern darf Charpie gezupft werden. Jeder Schmutz, welcher den Charpiefäden an-

hängt, und namentlich Beschmutzung durch Eiter und ähnliche Absonderungen kann dem Verwundeten verderblich werden.

Auch die käufliche englische Charpie sowie die sogenannte Gittercharpie ist für manche Fälle ein sehr zweckmäßiges Verbandmaterial.

5. Stecklaken oder Unterlagen, große Stücke alter Leinwand, am besten ganze oder halbe recht weiche Bettücher, werden bei Schwerverwundeten viel verbraucht.

6. Kissenbühren, oder Kissensäcke, $1-1^1/_2$ Fuß breit, 2—3 Fuß lang, aus festem Leinen oder starken baumwollenen Stoffen, an einem Ende offen; dieselben werden erst beim Gebrauche mit Haferspreu gefüllt. Die Haferspreu ist meistens für geringen Preis oder unentgeltlich von den Landwirthen zu bekommen.

7. Kopfnetze von Filet, aus groben baumwollenen Fäden gehäkelt, mit einem Zugbande am Rande, zum Verbinden der Kopfwunden.

8. Watte; dieselbe muß von sehr guter Baumwolle gemacht und noch nicht gebraucht sein.

9. Wasserdichte Stoffe zu Unterlagen, zum Schutz der Bettwäsche und zum Bedecken feuchter Umschläge, als Wachstuch, Krankenleder (Guttapercha-Papier), Kautschukzeuge, gefirnißtes Seidenpapier und gefirnißter Shirting.

Die letztgenannten gefirnißten Stoffe sind für die Behandlung der Verwundeten so außerordentlich nothwendig, und dabei so leicht und mit geringen Kosten herzustellen, daß ich die Thätigkeit der Hülfsvereine ganz besonders auf diesen Gegenstand hinlenken möchte. Es sind im vorigen Kriege von dem hiesigen Central-Hülfsvereine viele Tausende von Bogen gefirnißten Seidenpapiers und viele Hunderte von Ellen gefirnißten Shirtings verabreicht worden und die Nachfrage wurde immer größer, je länger der Krieg dauerte.

Ein guter Firniß für diesen Zweck wird dadurch bereitet, daß man in 1 Pfd. kochenden Leinölfirniß 1 Loth weißes Wachs auflöst und nach Erkalten der Masse 2 Loth Siccativ hinzurührt. Mittelst eines großen Malerpinsels bestreicht man das Seidenpapier einmal und hängt es dann auf feine Fäden in einem luftigen Raume auf. In 24—48 Stunden ist der Firniß trocken. Beim Shirting muß das Bestreichen 3 Mal in 24stündigen Zwischenräumen wiederholt werden. Frischgefirnißte Stoffe in größerer Menge zusammenzupacken, ehe sie ganz trocken geworden sind, ist gefährlich, weil sie sich erhitzen können.*) Auch kleben die Flächen dann leicht fest aneinander.

Es empfiehlt sich, die verschiedenen Gegenstände so zu verpacken, daß **gleichartige zusammen** bleiben und auf jedem Packete die Bezeichnung des Gegenstandes mit etwaigen kurzen Erläuterungen, die Anzahl Stücke 2c angeben, damit man vor dem Weitersenden sich nicht erst durch Oeffnen der Packete von ihrem Inhalte zu überzeugen braucht.

Außer diesen Verbandsmitteln werden in allen Kriegslazarethen folgende Gegenstände stets willkommen sein, welche aber unter Aufsicht eines Arztes und von einem tüchtigen und zuverlässigen Instrumentenmacher hergestellt sein müssen.

10. Schwämme von allen Größen, sorgfältig ausgeklopft und gereinigt, zum Gebrauch bei Operationen.

11. Eisbeutel von vulkanisirtem Kautschuk.

12. Wasserkissen und Luftkissen von vulkanisirtem Kautschuk. Die großen viereckigen sind den runden kranzfömirgen bei weitem vorzuziehen.

13. Unterbindungsfäden, zum Gebrauch bei Amputationen, aus ungebleichter chinesischer Seide No. 3, einen Fuß lang, gut gewichst in Päckchen von 25 Stück.

14. Wunddouchen (Irrigatoren) von Blech mit elastischem Schlauch und Zinkspitze; dazu Ansätze von vulkanisirtem Kautschuk zum Einführen in die Schußkanäle.

15. Eiterbecken, nierenförmig und von verschiedenen Größen, von Messing oder verzinntem Eisenblech.

16. Badewannen von Zinkblech für Arme und Beine.

17. Chloroform-Apparate einfacher Construktion mit Zungenzange.

18. Gypskasten von Blech, gefüllt mit gutem, vorher geprüftem Gyps und eingegypsten Gazebinden, und luftdicht verschlossen.

19. Bestecke zum Aufschneiden des Gypsverbandes, eine Gypsscheere und ein Gypsmesser enthaltend.

20. Schienen, Beinladen und Lagerungsapparate verschiedenster Art, aber nach zweckmäßigen und bewährten Mustern gearbeitet.

21. Einfache Verbindtaschen für Wärter und Gehülfen, eine gute Scheere und zwei Pincetten enthaltend.

22. Schieberpincetten, Kornzangen, Kugelzangen.

23. Kästchen mit Messern verschiedener Größe.

24. Etuis mit Heftnadeln und gut gewichster Seide.

25. Pravaz'sche Spritzen für subcutane Injectionen.

*) Im Jahre 1866 wäre auf diese Weise in Kiel fast eine Feuersbrunst entstanden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 61. Samstag den 30. Juli. 1870.

Auf, mein Deutschland, schirm dein Haus!

Auf, mein Deutschland, schirm dein Haus,
Stelle deine Wachen aus,
Keine Zeit ist zu verlieren,
Schlägt der Erbfeind an das Schwert;
Laß marschiren, laß marschiren,
Daß die Grenze sei bewehrt!

Preußen zieh' dein scharfes Schwert,
Wie's der Blücher Dich gelehrt.
Kannst fürwahr den Reigen führen,
„Vorwärts!“ soll die Loosung sein;
Laß marschiren, laß marschiren,
Von der Weichsel bis zum Rhein.

Bayern, Schwaben, all' zu Hauf,
Pflanzt die Bajonnete auf
Mit den deutschen Schlachtpanieren.
Sachsen, Hessen, frisch voran;
Laßt marschiren, laßt marschiren,
Was die Wehre tragen kann!

Deutschland so voll Muth und Mark,
Bist Du einig bist Du stark!
Recht und Ehre wird Dich führen.
Muß es sein, so schlage drein!
Laß marschiren, laß marschiren,
Dann ist Sieg und Friede dein!

Der Sträfling.

(Fortsetzung.)

Sie vergaß, daß ich keinen Aufschluß über ihr näheres Verhältniß zu Deligny begehrt hatte, daß sie ihr überströmendes Herz einem Manne öffnete, dessen Gegenwart ihr noch vor wenigen Stunden lästig erschienen war.

„Glauben Sie mir, Antoine Leroux,“ fuhr sie fort, „dieser Mann ist ein Teufel! Als er nach Charles Comals Tode nach Coranbeuil kam, erfuhr er bald, daß dessen Vater nicht unbemittelt war, nnd beschloß daher, sich durch die Erinnerung an den Sohn bei ihm einzuschmeicheln. Da dies ihm jedoch mißlang, so lenkte er seine Aufmerksamkeit auf mich und es gelang ihm nur zu bald, meinem Herzen näher zu treten. Auch den Brief des sterbenden Charles, den er Alinen übergab, hatte er aus meiner Hand empfangen.

Sie wissen ja, daß Aline dem Verstorbenen nicht gleichgültig gewesen war. Bald darauf verließ uns Deligny; ich hatte mittlerweile Jean Comal geheirathet und war mit ihm dem gräflichen Ehepaar hierher gefolgt. Doch kaum war dieses nach England abgereist, als er sich plötzlich wieder bei uns einstellte. Da er meinen Mann, der unterdessen seinen Sohn vergessen hatte, angenehm zu unterhalten wußte, so war er bis dahin gern gesehen und fand dadurch Gelegenheit, mich vollends in sein Netz zu locken. Ich war schwächer gegen ihn, als ich je verantworten kann; ich stand ihm willenlos Rede auf jede Frage; von mir erfuhr er nicht nur Alinens Geheimniß, sondern auch Alles, was mir von meines Mannes Verhältnissen bekannt war, ja er wußte mir spielend die Karte des Findelhauses zu entlocken, die Aline in meine Hände gelegt hatte.“

Clemence ahnte nicht, daß die Geständnisse, unter deren Wucht sie zusammenzusinken drohte, in mir einen furchtbaren Wiederhall fanden. Sie kannte nicht die Tragweite der Gefahr, welche meiner Schwester drohte; sie wußte nicht, daß ihre unvorsichtige Enthüllung des falschen Geheimnisses den furchtbaren Inhalt des wahren an den Tag bringen mußte.

„Meine thörichte Neigung zu ihm“ fuhr Clemence fort, „machte mich zu seiner Sclavin. Wir sahen uns, wie Ihnen nicht entgangen ist, in dem Zimmer der Gräfin. Dort erwartete er mich eines Tages, und da ich nicht früh genug erschien, so schlich er hinunter, um nach mir zu sehen. Bei dieser Gelegenheit belauschte er ihr Gespräch mit Comal, der Ihnen anscheinend Notizen über sein Vermögen dictirte und notirte jede der erhorchten Angaben genau in seinem Taschenbuche.

„Ich mußte ihn seitdem von Ihren Zusammenkünften mit meinem Manne genau unterrichten, so erfuhr er am anderen Morgen durch mich, daß Comal mich zu Ihnen schickte, und verbot mir daher, Ihre Begleitung nach dem Hotel anzunehmen.“

„Ich entsinne mich dessen,“ versetzte ich.

„Doch ebensowohl ist es mir erinnerlich, daß ich Deligny in demselben Augenblick vom Hotel herkommen sah, als ich im Begriff war, hineinzugehen. Er kann damals also nicht gelauscht haben.

„Sie vergessen die Gartenthür", erwiderte Clemence. Deligny ging durch die Hauptthür fort, in der Absicht, von Ihnen gesehen zu werden, und kehrte durch das Pförtchen in's Hotel zurück. Auf diese Weise gelang es ihm, Sie über seine Anwesenheit zu täuschen. Ich war unterdessen mit Isabellen im Garten, und als ich sie durch das Pförtchen hinaus nach der Kirche begleitete, — sie zog diesen Ausgang der Hauptthüre vor — schlich Deligny heran, winkte mir, mich still zu verhalten, und ging in den Garten. Mit dem feinen Instinkt, der allen Blinden eigen ist, bemerkte Isabelle, daß Jemand an uns vorübergegangen war, und drückte wiederholt ihr Befremden darüber aus, ohne daß es mir gelang, sie zu beruhigen. Sie blieb an diesem Tage ungewöhnlich lange in der Kirche, so daß, als ich mit ihr nach Hause kam, Sie sich bereits entfernt hatten. Ich fand Deligny in des Grafen Zimmer. Er war ungewöhnlich aufgeregt, faßte mich beim Arm und flüsterte mir zu, er müsse den Brief sehen, den mein Mann von der Gräfin von Coranceuil erhalten habe. „Er steckt in der Brusttasche seines Schlafrockes," fügte er hinzu, „Du mußt ihn mir verschaffen."

„Ich fragte ihn, welchen Nutzen ihm ein Brief der Gräfin gewähren könne, aber er antwortete mir nicht darauf, sondern wiederholte sein Verlangen.

„Willenlos begab ich mich zu meinem Manne und machte den Versuch, ihn zum Ablegen des Schlafrockes zu überreden. Aber er war nicht dazu zu bewegen.

„Unverrichteter Sache kehrte ich zu Deligny zurück, um ihm die Fruchtlosigkeit meiner Bemühungen mitzutheilen. „Dann muß ich mich zum äußersten Mittel bequemen!" sagte er zähneknirschend. „Ich weiß, daß der Alte um diese Zeit seine Bouillon zu sich nimmt; bringe sie mir, ehe sie ihm vorgesetzt wird!"

„Von jähem Schrecken ergriffen, erfaßte ich krampfhaft seinen Arm und fragte, meiner kaum mächtig, ob er den alten Mann vergiften wolle?

„Närrisches Zeug!" versetzte er lachend. „Er soll nur ein Paar Stunden schlafen, das ist Alles!"

„Ich gehorchte. Deligny zog ein Fläschchen hervor, aus welchem er einige Tropfen in Bouillon mischte, die ich wenige Minuten später meinem Manne vorsetzte.

„Der Schlaftrunk that seine Wirkung, und es gelang mir mit Leichtigkeit, des Briefes habhaft zu werden. Als ich Deligny denselben eingehändigt hatte, bat er mich das Zimmer zu verlassen und schloß die Thür hinter sich ab. Als Sie damals zurückkehrten, befand sich der Brief in seinem Besitz; mich hatte nach Allem eine unsägliche Angst befallen, und als Sie mich über Comals ungewöhnlichen Schlaf befragten wagte ich nicht, Ihnen Rede zu stehen, sondern beeilte mich, unter irgend einem Vorwande aus Ihrer Nähe fortzukommen.

„Am Abend kam Deligny, wie gewöhnlich, um mit Comal Domino zu spielen. Der alte Mann war noch schläfrig und verdrossen, und dachte, allem Anschein nach, nicht mehr an Alinens Brief. Deligny gab mir denselben zurück, und es war mir ein Leichtes, das Papier wieder in meines Mannes Schlafrock gleiten zu lassen, der im Alkoven hing. Vorher benutzte ich jedoch die Gelegenheit, den Brief zu lesen und fühlte mich nicht wenig verletzt durch den Mangel an Vertrauen, welches Aline durch ihre Geheimthuerei gegen mich an den Tag legte. Ich gestehe, Antoine, daß die Kränkung, welche ich darüber empfand, mich einen Augenblick über die Gewissensbisse tröstete, die ich im Hinblick auf den an Alinen begangenen Verrath empfand. Sie erinnern sich ohne Zweifel, daß ich dieser Gereiztheit, als Sie zu uns kamen und mich baten, Sie mit Comal allein zu lassen, in einigen sehr spitzigen Worten Ausdruck gab."

„Das nächste Mal, als ich Deligny sah, diente ein Licht, welches ich in Isabellens Zimmer an's Fenster stellte, ihm zum Zeichen, daß unsere Zusammenkunft an der Gartenthür stattfinden müßte, da Isabelle und Comal beide leidend waren und meines Beistandes bedurften. Er ließ nicht lange an der bezeichneten Stelle auf sich warten — ich werde dieses Zusammentreffen nicht vergessen."

„Längst hatte ich Verdacht geschöpft, daß Deligny ein vertrautes Verhältniß mit einer Andern unterhielt aber eine innere Scheu vor einer Entdeckung, die mich nur unglücklich machen konnte, hatte mich von aller Nachforschung ferne gehalten. Jetzt war es Deligny selbst, der es nicht der Mühe werth hielt, mich darüber zu beruhigen. Er schlug einen maßlos rohen Ton an, der seine gewöhnliche Heftigkeit weit übertraf und ließ mit unverschämtem Hohn fühlen, daß, nachdem er alles von mir erfahren und erhalten, dessen er bedürfe, an mir nichts mehr gelegen sei."

„Ich werde Geld fordern, wenn ich es brauche," rief er übermüthig lachend, „und wer es mir verweigert, den wird Alinens Geheimniß nachgiebig stimmen."

„Ich erbleichte und sagte ihm, ob er sich nicht einen Scherz mit mir erlaube. Er würdigte mich keiner Antwort, sondern bemerkte nur, er

sei gekommen, um sich auf einen Monat zu verabschieden. Sein Oheim in Rouen sei gestorben, und ihm liege die Regelung der Testamentsangelegenheiten ob. Darauf gab er mir, für den Fall ich ihm Mittheilungen zu machen hätte, eine Adresse und verließ mich."

„Clemence schwieg und blickte vor sich nieder. Ihre Erzählung war zu Ende. Ich hielt es für überflüssig, meine Meinung über das Gehörte auszusprechen, da es vor Allem darauf ankam, Maßregeln für die Zukunft zu ergreifen. Ich erkannte klar, daß die Entdeckung verhängnißvolleren Inhalts, als Clemence ahnte, vermieden werden mußten und dachte darüber nach, wie der drohenden Gefahr zu begegnen sei.

„Am zweckmäßigsten wäre es," sagte ich nach einer Weile, „wenn Sie mit ihrem Manne Paris verließen, dadurch würde Deligny Ihre Spur verlieren, und mindestens für die nächste Zukunft verhindert sein, Sie zu belästigen."

„Auf die Dauer wird dieser Ausweg freilich kaum genügen, indessen wäre dadurch mindestens Zeit gewonnen, um weitere Maßregeln zu treffen."

„Clemence stimmte mir um so williger bei, da sie fürchtete, daß Deligny, wenn er nach Paris zurückkehrte, danach trachten würde, Geld von ihr zu erpressen, oder gar auf gewaltsame Weise das Geld ihres Mannes an sich zu bringen.

Nur über einen Punkt konnte ich mir keine Aufklärung verschaffen: Zu welchem Zwecke hatte er Aliniens Brief benutzt? Warum hatte er sich mit demselben eingeschlossen?

Clemence wußte mir auf diese Fragen, obgleich sie mir über so Manches Aufschluß verschafft hatte, keine Antwort zu ertheilen. Ich fand es daher zwecklos, diesen Gegenstand weiter zu berühren, und wandte das Gespräch auf Comals Gesundheitszustand, der mir auf eine baldige Auflösung hinzudeuten schien. Gleichzeitig suchte ich Clemence durch die Versicherung zu beruhigen, daß ich das Geld ihres Mannes durch schleunige Unterbringung in einer Bank vor gewaltthätigen Unternehmungen sicher stellen würde.

Allmählich gab sie einer trostvolleren Stimmung Raum; mein Zuspruch schien sie zu überzeugen, daß noch nicht alles verloren sei und daß es Mittel gebe, den Netzen des Schurken Deligny zu entrinnen.

So war eine Stunde nach der andern verflossen. Das Licht der Laterne war längst vor dem Scheine der Morgensonne verdrängt worden, als wir unser Gespräch beendeten und Clemence mich an die Gartenthüre begleitete, welche sie mit leisem Drucke hinter mir schloß.

(Fortsetzung folgt)

Die französische Mitrailleuse.

Die französische Mitrailleuse ist in ihrer Konstruktion freilich ein Geheimniß, in ihrer Wirkung aber kann sie den bekannten Mitrailleusen von Clakston und Montigny unmöglich überlegen sein. Zum Nutz und Frommen Derjenigen, die sich unter einer Mitrailleuse etwas gar so Schreckliches vorstellen, wollen wir in Nachstehendem den Gegenstand näher erläutern. Zwanzig bis dreißig und noch mehr Hinterladungs-Gewehrläufe bilden ein Bündel, das die ungefähre äußere Form eines dicken Geschützrohres hat und wie dieses auf einer Laffette mit Rädern ruht. Die einzelnen Läufe werden durch eine mechanische Verrichtung mit Patronen geladen, durch dieselbe Vorrichtung abgefeuert und, wenn es Metallpatronen sind, aus den Läufen entfernt. Die Patronen liegen zu diesem Zwecke in einem Vorrathskasten am hinteren Theile des Gesammtrohres in Reihen geordnet. Eine Kurbel setzt die Mechanik in Bewegung. Das Gesammtrohr ist durch eine Handhabe um seine Längenachse drehbar, im Uebrigen wie ein Geschützrohr beweglich. Es feuern immer nur einzelne wenige Läufe bis zur Erhitzung; dann wird das Gesammtrohr gedreht und andere Läufe kommen an die Reihe. Die Tragweite ist die des Infanterie-Hinterladungsgewehres, das Kaliber eher kleiner als größer wie dieses, um viele Läufe verwenden zu können. Wenn also die Mechanik gut gedacht und gearbeitet ist, so kann eine solche Maschine begreiflicherweise Tausende von Kugeln in sehr kurzer Zeit verschießen. Aber — jedes Ding hat ein „aber" und die Mitrailleuse hat deren viele — die praktische Anwendung der Mitrailleuse, die in ihrer Form und Größe dem kleineren Feldgeschütze gleichkommt und im Gewicht demselben nicht sehr nachsteht, ist vor allen Dingen durch die Fortbewegung sehr in Frage gestellt. Nur durch Pferde läßt sie sich fortbewegen, es sei denn, daß 20 und noch mehr Soldaten den Dienst der Pferde versehen sollen. Auseinandernehmen läßt sich die Mitrailleuse nicht oder nur mit großer Mühe und vielen Umständen, denn ihr Mechanismus ist nichts weniger als einfach und trotz der größten Vollkommenheit stets Unregelmäßigkeiten und Störungen ausgesetzt. Den Infanterie-Kolonnen denen sie beigegeben werden soll, und Das ist ja ihre Bestimmung, kann sie in dem schwierigen Terrain gar nicht folgen. In hundert Fällen, wo der Infanterist mit Erfolg feuern kann, ist die Mitrailleuse nicht zu verwenden. Sie bedarf einer besonderen Bedienungsmannschaft, und soll sie, was ja ihr Zweck ist, einen Hagel von Kugeln schleudern, so hat sie einen sehr großen Vorrath an Patronen nöthig, die den Transport erschweren. Ladet die französische Mitrailleuse Patronen der Chassepotgewehre, so könnte sie sich freilich aus den

Beständen der Infanterie mit Munition versehen, aber Das ist nicht wohl anzunehmen, da bei der alsdann nothwendigen Entzündung vermittels der Feder die Mechanik ein wahres Uhrwerk sein würde und in Folge dessen und namentlich der mangelhaften Obturation wegen gar keine Garantie für Dauerhaftigkeit und Sicherheit böte. Es ist daher wohl ganz unzweifelhaft, daß die Mitrailleuse Metallpatronen mit Zentral-Schlagzündung ladet, also eine besondere Patrone, wovon die Waffe demnach große Vorräthe mitführen muß. Während der Fortbewegung kann die Mitrailleuse nicht feuern. Sie hindert die freie Bewegung der Infanterie-Kolonne und kann im Gedränge den eigenen Truppen gefährlich werden. Der Infanterist kann bei jedem Schusse nach einer anderen Richtung feuern, die Mitrailleuse muß vorerst gerichtet werden. Ein Geschütz freilich auch, dafür hat es aber auch eine andere Wirkung und Tragweite, und ein einziger wohlgezielter Kanonenschuß kann mehr Unheil anrichten, als tausend Mitrailleusenkugeln. Bei großen Infanteriegefechten mag die Mitrailleuse verheerend wirken können, aber — und es ist immer ein „aber" dabei — wann kommt es denn vor, daß große Infanteriemassen ruhig stehen bleibend auf einander feuern? Die ganze Bauart der Mitrailleuse ist durch die nothwendige Leichtigkeit eine sehr schwache, und jede sie treffende Kanonenkugel wird ihr für immer das große Maul stopfen. Dazu bietet sie durch ihre bei Infanterie-Kolonnen nothwendige sichtbare und auffallende Aufstellung jedem Geschütze ein willkommenes und leicht erreichbares Objekt. Die Mitrailleuse endlich ist ihres sehr unwahrscheinlichen Erfolges wegen in keiner anderen Armee der Welt als wirkliche Waffe eingeführt. Sie wird es immer bleiben, ein zwar häßliches Spielzeug, aber doch immer ein Spielzeug, keine ernste, kriegstüchtige Waffe. Von ihr gilt das Wort: Viel Geschrei wenig Wolle.

Mannigfaltiges.

(Patriotischer Kehraus!) Nicht allein, daß in Berlin kürzlich der Besitzer eines mit Café de Paris befirmelten Kaffeehauses, um den Ausbrüchen der Volkswuth zu entgehen, die verhaßte Firma einzuziehen sich gezwungen sah, es treten noch drastischere Beispiele von Vaterlandsliebe zu Tage. In Frankfurt soll es dieser Tage vorgekommen sein, daß ein Ehemann gegen seine Frau sich zu thätlichen Mißbilligungen hinreißen ließ, weil dieselbe es gewagt hatte, ihm eine „französische Suppe" auf den Tisch zu bringen.

(Zur Labung.) Zwei Berliner Kaufleute Weingroßhändler Schlieben und Kaufmann E. Brebeck haben dem Comite zur Verabreichung von Erfrischungen an die nach dem Westen abfahrenden Truppen auf dem Potsdamer und Anhalter Bahnhofe sofort 1300 halbe Flaschen Wein, Cognac, und Bischof überwiesen. Die Flaschen führen die Etikette:

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein!
Einstweilen thut euch laben,
Und dann haut wacker drein!

(Elegantes Deusch.) Ein junger Mann, der gern seine Gelehrsamkeit zur Schau tragen wollte, fragte neulich eine junge Dame, ob er sich ein wenig mit ihr unterhalten dürfe, auf folgende Weise: „Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich das Rad meiner Beredsamkeit einen Augenblick um die Achse Ihres Verstandes rolle?" Das arme Mädchen bekam eine Anwandlung von Ohnmacht.

(Kurz resolvirt.) Der Hauptmann einer pommer'schen Compagnie hielt vor dem Ausmarsch seiner Leute an dieselben die kurze Ansprache: „Kerls, wenn Ihr mit Zuaven zusammen kommt so fürchtet Euch nicht. Indem sie auf den Feind losgehen, schreien sie mörderlich, können aber nicht mehr wie Ihr. „Nun," fragte er einen biederen Hinterpommer, „was werdet Ihr thun, wenn sie Euch so entgegenkommen?" — „Wer slan se ub det Mul", antwortete dieser ruhig. (Wir schlagen sie auf's Maul.)

(Was wollen die Franzosen am Rhein?) Diese Frage wird jetzt vielfach aufgeworfen und mit Achselzucken beantwortet. Im Düsseldorfer „Malkasten" (jenem bekannten Verein von Künstlern) dagegen ist man der Ansicht: die Franzosen fühlen bloß das Bedürfniß, am Rhein eine Moltkenkur zu nehmen. Wenn es ihnen nur gut bekommt!

Jesus Christus und Judas Ischarioth sind jetzt ebenfalls zum Kriege eingezogen worden, das heißt die Darsteller dieser Rollen in den Oberammergauer Passionsspielen. Seit Jahren aufs innigste befreundet, verließen beide den Schauplatz ihrer bisherigen Thätigkeit und stellten sich mitsammen zum Heere.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 62. Mittwoch den 3. August 1870.

Soldatenlied.

Nun weg mit Feder und Papier
Und Säbel her und Flinte!
Die Deutschen Noten schreiben wir
Mit Stahl und rother Dinte.

Die Deutsche Landessprache kunnt'
Der Franzmann nicht begreifen —
Nun brüllt sie der Kanonenmund,
Die Kugel soll sie pfeifen!

Und daß das Lied ihn richtig packt,
Frisch auf, ihr Kriegesschaaren,
So schlagt dazu den richt'gen Takt,
Dragoner und Husaren!

Du kannst kein Deutsch — wir lehren's Dich!
Marschire Feind, marschire!
Und ihr macht den Gedankenstrich
Recht derb, ihr Küraßiere!

Wie Deutsch man schreibt, das lernt ihr heut',
Französische Soldaten! —
Flugs auf die blut'ge Schrift gestreut
Als Streusand die Granaten!

Uhlanen her in flottem Trab!
Herbei mit Euren Lanzen!
Ihr haltet mit dem langen Stab
Die Ordnung bei dem Tanzen!

Hurrah! Die Trommel wirbelt schon,
Trompete bläst zum Reigen —
Und tanzen soll Napoleon,
Wie wir zum Tanze geigen!

Emil Rittershaus.

Der Sträfling.

(Fortsetzung.)

III.

Nach Hause zurückgekehrt, verfiel ich, von der Aufregung dieser durchwachten Nacht erschöpft, in einen tiefen Schlaf, so daß, als der Lehrbursche mich zur gewöhnlichen Zeit weckte ich ihn anwies, sich noch ein paar Stunden bestmöglich ohne mich zu behelfen.

Als ich erwachte, war es hoch am Tage; der lange Schlaf hatte mir wohlgethan; ich fühlte mich unbefangener und heiterer, als ich seit lange nicht gewesen, und begab mich mit der Absicht, meiner Arbeit vorläufig mehr Raum zu gewähren, als allen zerstreuenden Nebengedanken, in die Werkstatt; doch versäumte ich nicht, zu Jean Comal zu schicken, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, worauf mir eine befriedigende Auskunft zu Theil wurde.

Als der Abend herankam, begab ich mich in mein Privatzimmer, um einige geschäftliche Notizen einzutragen; doch kaum hatte ich das Buch geöffnet, als mir der Lehrling meldete, daß eine Dame, welche zu verreisen beabsichtigte, vorher einige Schlösser in Ordnung gebracht wissen wollte, und daher durch ihren Bedienten mich ersuchen ließe, am folgenden Tage die nöthigen Verabredungen mit ihr zu treffen.

Ich wies den Lehrling an, sich die Adresse geben zu lassen und den Auftrag auf der Bestelltafel zu notiren, und fuhr dann in meiner Beschäftigung fort. Während des Schreibens schweiften meine Gedanken unwillkürlich zu den Erlebnissen der vergangenen Nacht hinüber. Ich dachte daran, Alinen von dem Vorgefallenen Kunde zu geben und zu gleicher Zeit fiel es mir ein, sie über ihren Irrthum hinsichtlich des übrigen Inhalts des bewußten Kästchens aufzuklären und griff mechanisch in die Tasche, um nach dem dazu gehörigen Schlüssel zu fühlen. Er war verschwunden. Vergebens marterte ich mein Gedächtniß mit der Aufzählung aller Nebenumstände, welche bei dem Verschließen der Kiste im Hotel stattgefunden hatten; ich konnte mir nicht mit voller Bestimmtheit sagen, ob ich den Schlüssel wirklich zu mir gesteckt hatte. Die Sache schien mir indeß unerheblich, da die Herstellung eines andern Schlüssels keine besondere Mühe veranlaßte. Dabei erinnerte ich mich, wie von selbst, des Wachsabdruckes, den ich von dem Schlosse genommen, und sah mich sofort darnach um. Ich zündete mir ein Licht an, ging in den Laden und fand die Wachsform in einer Schieblade, worin ich derartige Gegenstände aufzuheben pflegte. Um dieselbe gleich

am andern Morgen bei der Hand zu haben, steckte ich sie zu mir, wobei meine Blicke auf die im Laden hängende Bestelltafel fielen, die folgende Worte enthielt: „Madame Delasborde Straße unserer lieben Frauen 60, um 2 Uhr Nachmittags."

Madame Delasborde! Alinens Freundin, dieselbe, der ich das Kästchen mit den Juwelen übergeben hatte! Sie mußte offenbar ihre Abreise verzögert haben, da ich aus Jean Comals Mittheilung entnommen hatte, daß sie schon mit Anbruch dieses Tages Paris zu verlassen beabsichtigt hatte. Mir war jedoch diese Verzögerung durchaus nicht unerwünscht, da ich annehmen durfte, daß ich den Brief, welchen ich an Aline zu richten gedachte, in keine sicheren Hände überantworten konnte. Ich setzte mich daher sofort zum Schreiben nieder mit der Absicht, den Brief durch Clemence an Madame Delasborde gelangen zu lassen.

Unterdessen war es Nacht geworden. Da ich kein gewandter Stilist war, so machte mir die Abfassung des Schreibens, das einen genauen Bericht des Vorgefallenen enthalten sollte, einige Mühe. Es schlug eins, als ich Alinens Brief, den Deligny einige Stunden in Händen gehabt hatte, mit folgenden Worten erwähnte: „Die bedauernswerthe Clemence weiß ebensowenig wie ich die Absicht Deligny's in Bezug hierauf zu ergründen. Wenn es in seinem Plane lag, den Brief abzuschreiben — wozu, beiläufig gesagt, unseres Wissens gar kein Grund vorhanden — so hätte er dies in wenigen Minuten bewerkstelligen können —"

Hier hielt ich plötzlich inne. Wie ein Blitz durchzuckte mich ein Gedanke, der das Blut schnell durch meine Adern trieb und mir eine bisher ungeahnte Möglichkeit eröffnete. Wenn Deligny sich des Briefes bedient hätte, nicht um denselben abzuschreiben, sondern um die Handschrift nachzubilden!

Die Juwelen — die Vollmacht von Alinens Hand — die Dame, welche das Kästchen in Empfang nahm — die Stunde ihrer Abreise — und endlich Deligny's plötzliche Trennung von Clemence! Alles schien in unläugbarem Zusammenhange zu stehen. Und dennoch — war es wahrscheinlich, daß Deligny durch diesen Raub die Aussicht auf Comals Vermögen preisgeben würde. Durfte ich annehmen, daß der abgefeimte Schurke sich mit einem Schmuck, der einige tausend Francs werth war, begnügen würde, anstatt das Geheimniß meiner Schwester auszubeuten, das ihm einen weit reicheren Ertrag in Aussicht stellte.

Ich sann hin und her, ohne einen Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden, doch hielt ich es für geboten, jedenfalls ohne Verzug der Sache nachzuspüren. Es kam zunächst darauf an zu erfahren, ob es Deligny bekannt gewesen, daß Jean Comal sich nicht erinnerte, Madame Delasborde jemals persönlich gesehen zu haben, Hatte er sich während der Zeit, welche zwischen seinem Einblick in Alinens Brief und der Uebergabe der Juwelen an die angebliche Madame Delasborde lag, hierüber Auskunft verschafft, so war dadurch ein Ausgangspunkt für weitere Ermittelungen gewonnen.

Wenn diese Vermuthungen, über deren Wahrscheinlichkeit mir zur Zeit kein Urtheil möglich war, der Wirklichkeit entsprachen, wenn Deligny die Handschrift gefälscht, eine ihm vertraute Person sich für Madame Delasborde ausgegeben und mit ihr die Flucht ergriffen hatte, so hatte er sich durch sein eignes Verbrechen unschädlich gemacht und es war eine große Gefahr um einen wohlfeilen Preis abgewendet.

Darüber Gewißheit zu erhalten, drängte es mich unaufhaltsam; ich konnte es nicht über mich gewinnen, bis zum andern Morgen zu warten und beschloß daher, meine Untersuchungen trotz der vorgerückten Nachtzeit im Hôtel der Madame Delasborde zu beginnen. Hastig steckte ich den Brief an meine Schwester zu mir und machte mich auf den Weg.

Ich war darauf gefaßt, den Portier durch ein Geldgeschenk für die Störung seiner Nachtruhe zu entschädigen, fand jedoch im Hotel, in der Straße unserer lieben Frau No. 60, noch alles in Bewegung. In den oberen Gemächern war eine Gesellschaft versammelt und die Dienerschaft in voller Thätigkeit. Der Portier stand mit verschiedenen Personen des Hausgesindes plaudernd, vor der geöffneten Thüre seiner Loge und kam mir, als ich das Haus betrat, mit gutmüthiger Neugier entgegen.

„Wohnt Madame Delasborde hier? fragte ich.

„Ja!" lautete die Antwort.

„Können Sie mir sagen, ob Sie am Donnerstag Abend um 8 Uhr zu Hause war?"

„Das kann ich Ihnen allerdings sagen," versetzte der Portier, „aber vorher bitte ich um Aufklärung über diese ungewöhnliche Frage zu so ungewöhnlicher Stunde und ersuche Sie daher, mir vorläufig Ihren Namen zu nennen."

„Ich heiße Antoine Delaroux," versetzte ich. In demselben Augenblicke trat einer der Diener, welcher unser Gespräch gehört, auf mich zu.

„Sie sind also der Schlosser Leroux," fragte er, „in dessen Laden ich eine Bestellung machte?

„So ist es," antwortete ich. „Mich führt nicht müssige Neugier hieher, sondern eine dringende Angelegenheit, über die ich mich morgen gegen Madame Delasborde aussprechen werde. Was aber die Beantwortung meiner Frage betrifft, so erlaubt dieselbe keinen Aufschub. Wann war Madame Delasborde am

Donnerstag Abend im Hotel des Grafen von Corranceuil, um ein Kästchen für die Gräfin in Empfang zu nehmen?"

Der Bediente sah mich verwundert an. „Wenn das der Fall wäre," sagte er, „so würde ich etwas davon wissen. Als mir die gnädige Frau den Auftrag ertheilte, einen Schlosser zu bestellen, war sie vor ungefähr einer Stunde von St. Cloud angekommen. Da sie uns am nächsten wohnten, so wandte ich mich an Sie."

„Und wann gedenkt Madame Delasborde nach England abzureisen?" fragte ich.

„Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß sie nach England zu reisen beabsichtigt," versetzte der Bediente schnell, wenngleich ich Ihrem Burschen nicht verschwieg, daß sie am Sonnabend Paris verlassen wird."

Da in diesem Augenblicke im Saale geklingelt wurde, so konnte der Diener mir nicht länger Rede stehen.

Ich verließ das Hotel mit der sichern Ueberzeugung, daß mein Verdacht sich vollkommen bestätigt hatte. Freilich war es mir einigermaßen unlieb, daß, wie ich als unausbleiblich annehmen durfte, Madame Delasborde infolge der Erkundigungen, die ich bei ihr einzuziehen gedachte, meine Verwandtschaft mit Alinen erfahren mußte, doch legte ich darauf angesichts der wichtigen Entdeckung, die ich gemacht, wenig Gewicht. Vor Allem war mir jetzt daran gelegen, Clemence zu sehen, da ich vor Begierde brannte, ihr das Resultat der Nachforschungen, von denen sie bis jetzt keine Ahnung hatte, mitzutheilen.

Bei ruhiger Ueberlegung hätte ich mir sagen müssen, daß zu solchen Eröffnungen jetzt nicht die geeignete Zeit war, aber ich befand mich in einem so aufgeregten Zustande, daß ich solcher Erwägung keinen Raum gab. Halb unbewußt, lenkte ich meine Schritte nach der engen Straße, welche an der Gartenmauer des Hotels vorüberführte.

Einen Augenblick überlegte ich, ob ich nicht besser thäte, nach Hause zurückzukehren und meine Mittheilungen an Clemence bis zum Morgen zu verschieben, als meine Blicke unwillkürlich auf das eiserne Pförtchen fielen, und ich bemerkte, daß dasselbe nur angelehnt und nicht verschlossen war. Diese Unvorsichtigkeit befremdete mich; ich trat in den Garten und gewahrte zu meinem noch größeren Erstaunen, daß die Hinterthüre des Hotels, welche in den Corridor neben Isabellens Gemächern führte, ebenfalls offen stand. Sofort ging ich in's Haus, entschlossen Clemence zu wecken und die Gartenthür schließen zu lassen.

Als ich mich den Zimmern des Comal'schen Ehepaares näherte, bemerkte ich Lichtschein; ich trat einen Schritt näher und hörte Geräusch; es war bald ein Rascheln, als ob Papier durcheinander geworfen würde, bald wie ein tiefes, heftiges Stöhnen. Mich packte jähes Entsetzen — ich ahnte, daß hier Ungewöhnliches vorging und bedauerte nur ohne Waffen zu sein. Das Einzige, das mir im Nothfalle zur Vertheidigung dienen konnte, war der schwere Schlüssel zu meinem Laden, den ich, wie gewöhnlich, wenn ich zur Nachtzeit ausging, bei mir führte.

Leisen Schritts näherte ich mich der Thüre, welche sich nach außen öffnete, und was mußte ich sehen?

Die Thüren des Alkovens, in welchem Jean Comal schlief, standen offen; er lag in seinem Bette, aber seine Züge waren schrecklich verzerrt; ich konnte nicht verkennen, daß ein schlagartiger Anfall ihn getroffen hatte. Auf dem Fußboden neben der Alkoventhür lag Clemence, die mit der linken Hand ein Stuhlbein krampfhaft umklammert hielt, während ihre Rechte wie zur Abwehr emporgestreckt war; an ihrer Schläfe klaffte eine tiefe Wunde, aus welcher langsam, tropfenweise Blut hervorsickerte. Im Zimmer war alles verwüstet und zerstört. Die Lampe brannte hell, die Geldkiste stand offen und die Schubfächer des Rosenholzpultes waren erbrochen. Mitten im Zimmer auf dem Tische lagen Banknoten und Geld und daneben die Ueberbleibsel irgend eines in Stücke gerissenen Stoffes. Alinens eisernes Kästchen lag geöffnet am Boden und neben dem Tische stand Achille Deligny, welcher ein Papier in der Hand hielt, das er aufmerksam las.

Einen Augenblick starrte ich wie versteinert in diese Schreckensscene, dann flog ich auf Deligny zu und packte ihn am Halse. Ich weiß nichts von dem heftigen Kampfe, der darauf folgte, aber jedenfals war er sehr kurz. Ich war der Körperkraft meines Gegners, die überdies noch durch Verzweiflung gesteigert wurde, nicht gewachsen und lag bald ausgestreckt neben Clemence, während Deligny mit seiner Hand meine Kehle umspannte und mich teuflisch lachend anblickte.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

(An die deutschen Frauen.) Fanny Lewald richtet in der „Köln. Ztg." ein Wort an die deutschen Frauen; wir entnehmen der kernhaften Ansprache die nachstehenden Stellen: „Ja, das ganze Volk! Auch die Frauen treten zusammen, um zu thun und zu leisten, was in ihrer Macht steht, und das wird am Rheine ebenso

geschehen, wie im tiefsten Süden und in dem letzten nordischen Gränzdorfe unseres Vaterlandes. Alle, alle Frauen empfinden in diesem Augenblicke als deutsche; fühlen, was die Selbstständigkeit eines Volkes besagen will — und gerade weil sie dies jetzt so klar und tief empfinden, ist es die rechte Stunde, die Frauen darauf hinzuweisen, wie viel gerade sie dazu beigetragen haben, den thörichten Dünkel der Franzosen zu nähren, indem sie sich zu den kindischen Nachahmern aller ihrer Thorheiten und Geschmacklosigkeiten machten. Es gab keine von französischen Dirnen jeden Ranges erfundene Mode, mochte sie auch die schamloseste sein, welche unsere wohlhabenden Frauen nicht angenommen hätten. Erinnern Sie sich, daß ich Sie schon früher daran mahnte! Sie kamen sich vornehm vor, wenn Sie sich über die Gebühr entblößten und französische Floskeln in Ihre Rede mischten; Sie sahen es mit Vergnügen an, wenn französische Dichter für französische Musiker die erhabensten Arbeiten unserer Dichter zu albernen, sinnentstellenden Textbüchern zersetzten; Sie hielten darauf — nicht daß Ihre Töchter die deutschen Classiker in ihrer erhebenden Bedeutung kennen lernten, sondern daß sie von irgend einer hergelaufenen Französin das Französische mit Pariser Aussprache plappern lernten; Sie zahlten für ein Pariser Kleidungsstück jeden, auch den unsinnigsten Preis und handelten um Groschen mit der armen Mutter Näherin, deren Söhne heute gemeinsam mit den Ihren ihr junges Leben den Chassepots der Franzosen gegenüberstellen müssen. Sie halfen es möglich machen — nicht die deutschen Männer, nicht die Männer und Frauen unserer ehrlich arbeitenden Stände — daß die Franzosen in Deutschland auf ein mangelndes Selbstgefühl und auf Anhang für Frankreich rechnen konnten. Wollen Sie, während Ihre Söhne vor den französischen Kanonen stehen und Tausende von ihnen ihr junges, edles Herzblut für Deutschlands Selbstständigkeit vergießen werden — wollen Sie da auch noch mit den thurmhohen, wahnsinnig aussehenden französischem Chignons umherlaufen und sich nach französischem Zuschnitt, nach frecher französischer Mode die Frauenkleider machen lassen.

Ein fürchterliches Erdbeben, welches in Japan stattgefunden, melden amerikanische Blätter. Mehrere Dörfer sind dadurch zerstört worden. Der große Vulkan Asamanyama im Innern der Insel Nephon, der seit Jahrhunderten ruhig war, befindet sich jetzt im Zustande der heftigsten Eruption, die von häufigen Erdbeben begleitet ist, unter deren Stößen ganze in der Umgegend gelegene Dörfer zerstört werden, so daß die Bewohner der ganzen Provinz in Angst und Schrecken sich befinden. Der Capitän der Barke „Benefactreß" berichtet, daß er einen in Activität befindlichen Vulkan im Meere und etwa zweihundert Meilen von Yokohama entfernt, gesehen hat. Einige Theile des Kraters ragen über das Meer empor. Dichte Dampfmassen steigen aus denselben auf. So viel man von dem Verdeck des Schiffes aus bemerken konnte, scheint das Wasser in der Umgebung des Vulkanes sich in kochendem Zustande zu befinden.

(Gleiches Recht für Alle.) Wenn man wissen will, was es heißt, den Gesetzen Achtung verschaffen, so muß man die Amerikaner fragen, die sich nicht scheuen, im Nothfalle ihr Staatsoberhaupt vor die Schranken zu stellen. Ein ähnlicher Fall ist soeben in Neu-Orleans vorgekommen. Der Richter Cooley hat den stellvertretenden Gouverneur des Staates, Mr. Dunn, und die Mitglieder des Polizeicommissariats von New-Orleans Jeden zu 95 Dollars Geldbuße verurtheilt und außerdem 5 Tage lang ins Gefängniß setzen lassen, und zwar wegen „Contempt", d. h. wegen Verachtung der Gesetze. Die Herren hatten einer an sie ergangenen Vorladung nicht gehorcht und waren zum bestimmten Termin nicht vor Gericht erschienen.

Bei einem Gespräche über den bevorstehenden französisch-deutschen Krieg wurde neulich kein übles Bonmot gemacht. Während Einer bedauerte, daß die Kosten desselben wohl ungeheuere sein würden, entgegnete ein Zweiter: „Ich glaube kaum, der Krieg wird höchstens zwei Napoleon kosten!"

Die Mädchen unter 16 Jahren in den Niederlanden sind entrüstet über ein Gesetz, welches anordnet, daß kein Mädchen vor dem 16. Jahre heirathen darf.

Kladderadatsch bringt folgende Zeilen:

Einem deutschen Fürsten.

Wir geizen nicht mit unserm Lobe
Dem Fürsten, der nun selbst bestand
Die große deutsche Rheingold-Probe
Der Treue für sein Vaterland.

Er gab zuerst die Marschbefehle
Und schwankte keinen Augenblick
Sein Wort klang jeder deutschen Seele
Wie unsrer Zukunft Festmusik.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 63. Samstag den 6. August 1870.

Hurrah, Germania!

Hurrah, du stolzes schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juligluth
Wie ziehst Du frisch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth
Zum Schutz vor deinen Heerd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang, im Aehrenkranz
Die Garben führst Du ein:
Da plötzlich, horch, ein and'rer Tanz!
Das Kriegshorn über'm Rhein!
Hurrah, Hurrah, Hurrah!
Hurrah, Germania!

Da warfst die Sichel du in's Korn,
Den Aehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief athmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein, zum Rhein, zum Rhein!
Hurrah, Hurrah, Hurrah!
Hurrah, Germania!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist in's Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Fluth des Mains!
Vergessen ist der alte Span;
Das deutsche Volk ist Eins!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, Du große Zeit!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Das ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh' dir, Gallia!
Weh' daß ein Räuber Dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Heerd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Für Heim und Heerd, für Weib und Kind,
Für jedes theure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art, —
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurrah! zur Kriegesfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit Dir!
In's Feld, der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Blut's, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei wie nie zuvor!
Hurrah, Germania!
Hurrah, Victoria!
Hurrah! Germania!

Ferdinand Freiligrath.

Der Sträfling.

(Fortsetzung.)

„Ein Wort, oder ich schneide Dir die Kehle ab!“ zischelte er. „Ich weiß eigentlich nicht, warum ich Dich nicht sofort aus dem Wege schaffe, aber das will ich dem Gesetze überlassen. Es war ein herrlicher Fang. Das Kästchen, das der liebe Bruder aufbewahren sollte, enthielt nicht nur Diamanten, es steckte auch ein Briefchen darin, ein unschuldiges Stück Papier zum Aufbewahren von getrockneten Beeren bestimmt. Jetzt mag der saubere Bruder mich als Dieb denunciren; ich erzähle der Welt dann die erbauliche Liebesgeschichte von Mademoiselle Aline und Charles Comal. Ich ahnte so etwas, als ich Comal in seiner letzten Stunde phantasiren hörte, aber ich konnte auch nicht klar daraus werden. Doch jetzt weiß ich's. Du hast das Stückchen Papier womit der Boden des Kästchens ausgelegt war, eben nur für ein Stückchen Papier gehalten, ich war klüger als Du, klüger als Deine Schwester! Schüttle Dich nur Antoine Leroux! Mir entkommst Du nicht. Du hinderst mich nicht, Geld und Banknoten zu nehmen, nach denen so lange mein Sinn gestanden — gegen Dich schützt mich das Geheimniß Deiner Schwester und wenn es schlimm kommt, so schwöre ich, daß Du mit mir im Bunde standest. Wer wird gegen mich zeugen? Comal ist nicht im Stande Dich zu erkennen, und Clemence wird schwerlich wieder erwachen.“

In diesem Augenblicke wandte er sich etwas seitwärts, um nach Clemence hinüberzusehen. Der Druck seiner Hand, die noch immer auf meiner Kehle lastete, ließ etwas nach und mit einem verzweifelten Aufgebot meiner Kräfte schnellte ich mich empor, aber kaum hatte ich wieder Athem gewonnen, um Hilfe zu rufen, als ich auf dem blutgenetzten Boden ausglitt, mit dem Kopfe gegen die scharfe Kante der eisernen Kiste schlug und bewußtlos niederstürzte.

Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, schien mir die Morgensonne in's Gesicht; das Zimmer war von Leuten angefüllt. Neben mir standen Gensdarmen. August der Bediente, starrte mich halb entsetzt, halb mitleidig an, während verschiedene Personen am Tische saßen und emsig schrieben, Andere im Zimmer umhergingen und mit prüfendem Blick jeden Winkel durchspäheten. Als ich die Augen aufgeschlagen hatte, fragte mich einer der Anwesenden, indem er meine Schläfe und mein Handgelenk befühlte, ob ich Schmerzen empfunde; ich versuchte zu zu antworten, vermochte es jedoch nicht. Der Mann — es war wie ich später erfuhr, ein Arzt — befahl, meine Lippen mit Wein und Wasser zu befeuchten, und fügte hinzu, es müsse bei meinem Transporte die größte Vorsicht angewendet angewendet werden. Wie im Traume hörte ich Jemand sagen, ob sich bei dem Gefangenen keine Papiere gefunden hätten, mich durchzuckte es, als müsse ich der Gefangene sein; eine leise Erinnerung, daß ich bei dem Eintritt in Comals Zimmer meinen Brief an Aline und das Verzeichniß von Comals Baarschaften bei mir gehabt hatte, dämmerte in mir auf, aber gleich daranf muß mich Bewußtlosigkeit oder Schlaf übermannt haben, denn ich sah und hörte nichts mehr.

Als ich erwachte, fielen meine Blicke auf die nackten Wände meiner Gefängnißzelle mit vergitterten Fenstern.

Lange, bevor man mich in's Verhör nahm, hatte ich einen klaren Einblick in meine Lage gewonnen und meinen Entschluß gefaßt. Die Gefängnißwärter ahnten nicht, daß es mir in dieser Zwischenzeit glückte, eine Botschaft an Isabelle von Corandeuil gelangen zu lassen, welche lautete:

Antoine Leroux richtet an das Fräulein von Corrandeuil die Bitte, jede Erwähnung seiner Schwester zu vermeiden.

Es war nicht Bestechung, die mir dies ermöglichte — gegen Bestechung vermag sich der Staat durch strenge Bewachung seiner Beamten zu sichern, aber nicht gegen das uneigennützige Mitleid in mancher Menschenbrust.

Als ich diese Botschaft bewerkstelligt hatte, lenkte ich nun meine Gedanken auf meine Zukunft.

Ich erfuhr durch gelegentliche Aeußerungen, daß in jener Schreckensnacht Niemand Anders als ich ergriffen worden war und man als unzweifelhaft annahm, daß ich im Kampfe mit Clemence den betäubenden Schlag erhalten hätte.

Der schwere Ladenschlüssel war neben mir in einer Blutlache gefunden worden und mußte selbstverständlich für das Instrument gelten, von welchem Madame Comal so schwer an den Schläfen verletzt wurde. In der Brusttasche meines Rockes waren Banknoten entdeckt worden, außerdem hatte man den Wachsabdruck zum eisernen Kästchen und die Schlüssel zur Gartenpforte und Hinterthüre des Hotels bei mir gefunden.

Clemence war durch unsägliche Anstrengungen in's Leben zurückgerufen worden, aber ihre Verstandeskräfte kehrten nicht wieder, so daß sie nicht im Stande war, mich wieder zu erkennen.

Comal war nicht mehr unter den Lebenden. Im jähen Schrecken über die Gräuelscene jener Nacht hatte ihn der Schlag getroffen, dem er wenige Stunden darauf erlag.

Was sollte aus mir werden? In meiner Brust kämpften die Liebe zur Freiheit und der Entschluß den Lebensfrieden meiner Schwester nicht zu gefährden, und doch erkannte ich klar, daß, wenn sich mir eine entfernte Aussicht auf Freisprechung eröffnen sollte, die Preisgebung von Alinens Geheimniß unvermeidlich war. Sollte ich Deligny nennen? Dann konnte ich es nicht vermeiden, seine Beziehungen zu Clemence zu offenbaren, dann mußte auch Aline in die Untersuchung verwickelt werden.

Mein Entschluß stand fest. Ich fühlte klarer als je, daß ich meine Schwester mit dem ganzen Aufgebot eines brüderlichen Herzens liebte; ihre Wohlfahrt stand mir höher, als jede Rücksicht auf mich und meine Zukunft. In diesem Bewußtsein blickte ich dem Geschick, das über mich verhängt war, ruhig und gefaßt entgegen, ja ich erwog die Mittel, welche mir zu Gebote standen, um meine Schwester rechtzeitig zu warnen, damit sie nicht, von der Kunde des Vorgefallenen überwältigt, um mich zu retten, sich selber preisgäbe. Freilich war der Thatbestand nach London gemeldet worden, aber der Verkehr zwischen den Behörden war damals langsamer, als jetzt. Zudem befanden sich der Graf und die Gräfin derzeit auf Reisen, so daß eine Rückäußerung nicht sobald zu erwarten war. Und in der That gelang es mir, ehe diese eintraf, meiner Schwester eine Warnung einzusenden. Die Polizei hatte meinen Laden, meine Werkstatt untersucht und mein sämmtliches Eigenthum mit Beschlag belegt; nur meine Kleidungsstücke wurden mir in's Gefängniß nachgeschickt; ich schickte einige derselben zurück und diese wurden nicht so genau untersucht, daß der mitleidige Freund nicht einen Streifen Papier gefunden hätte, von dessen Bestimmung ich ihn vorher unterrichtet hatte.

„Geduld und Stillschweigen! Es wird sich Alles aufklären. Vertraue und folge mir, wie ich einst Dir Vertrauen geschenkt habe und Dir gefolgt bin.“

So lauteten die Worte, mit denen jener Papierstreifen beschrieben war.

„Was sollte Aline von mir denken? Konnte sie mich des Raubmordes schuldig glauben? Gewiß nicht! Und dennoch, wie sollte sie sich dies Räthsel erklären?

Comal war todt, Clemence blödsinnig, der Schmuck gestohlen, ihr Brief an Jean Comal, aus dem sich meine Unschuld auf den Juwelenraub erweisen ließ, verschwunden, alles für mich und sie verloren; ja selbst wenn sie sich entschloß, offen unsere Blutsverwandtschaft darzulegen, so mußte ich dennoch für den Räuber von Comals Geld und Banknoten gelten. Je mehr ich darüber nachdachte, desto unerschütterlicher gestaltete sich in mir die Ueberzeugung, daß selbst ein volles, rückhaltsloses Geständniß mich nicht retten konnte: ich war in ein unentwirrbares Netz gerathen.

Als ich nach wiedergewonnener Fassung in der Einsamkeit meiner Zelle über die Einzelheiten jener schreckensvollen Ereignisse im Hotel nachdachte, fragte ich mich, auf welche Weise die Kunde von dem Raubmorde hinausgedrungen war. Auch darüber wurde mir Aufklärung. Ich erfuhr, daß man die Entdeckung dieser Unthat Isabelle von Corandeuil, der Bewohnerin des Erdgeschosses verdankte. Sie erklärte im Verhör, daß einige Tage vor jenem Ereignisse durch eine Person, die an ihr im Garten vorübergegangen sei, ihre Aufmerksamkeit erregt worden und, daß Clemence ihr auf diese Frage zuerst ausweichend geantwortet und schließlich den Namen Antoine Delaroux genannt habe.

(Schluß folgt.)

Französische Windbeutelei.

Wenn der Kaiser der Franzosen in seiner Proclamation sagt:

> „Welchen Weg wir außerhalb der Gränze unseres Vaterlandes einschlagen mögen, wir finden überall die ruhmreichen Spuren unserer Väter.“

so ist es nicht unzeitgemäß, an frühere Zeiten und Episoden der Geschichte die Herren Franzosen zu erinnern. Wir erinnern vor Allem an die schändlichen Verwüstungen der Pfalz und des Frankenlandes, welche die Franzosen unter Ludwig dem XIV. angerichtet haben. Wer hat nicht in der Heidelberger Schloßruine die „ruhmreichen Spuren“ des französischen Mordbrenners Melac mit Indignation angeschaut?

Nun, die französischen Heere stehen abermals den Landstrichen nahe, wo sie einst nicht weniger als 1200 Ortschaften den Flammen preisgaben, und weil das Waffenglück den deutschen Waffen gegenüber ihnen ungünstig war, durch eine Einöde Frankreich zu vertheidigen suchten. „Wir kommen als Gäste“, sagten sie damals. Die Erinnerung an diese Gäste, ist es, welche in dem Schimpfwort „Gascht“ ihren Ausdruck fand.

Möchte Gott es geben, daß solche Gäste von deutscher Erde fern gehalten werden.

Die glorreichen Siege, welche deutsche Waffen über die Franzosen in den Freiheitskriegen erfochten haben und welche den Sturz Napoleons I. herbeiführten, sind in Aller Gedächtniß. Aber auch die früheren Zeiten haben nicht wenig glorreiche Siege unserer Vorfahren gegen Frankreich zu verzeichnen, der Sieg der deutschen Landsknechte unter Georg von Frundsberg bei Pavia 1525, die siegreichen Schlachten bei Höchstädt 1704, bei

Turin 1706, bei Oudinarde 1708, bei Roßbach 1757, bei Crefeld 1758, bei Minden 1759 sind bleibende Denkmale deutscher Tapferkeit.

Und wenn diese deutschen Siege über den Erbfeind nicht besser wie geschehen wenigstens theilweise ausgenutzt worden sind, so lag die Schuld nur an der erbärmlichen Gesammtverfassung des deutschen Reiches.

Jetzt ist das, Gott sei Dank, anders und besser geworden, und wo die deutschen Stämme zum ersten Male wieder seit Jahrhunderten unter einheitlicher Führung im Felde stehen, da werden sie hoffentlich auch wieder das alte Sprüchwort zur Geltung bringen:

„Wer im Krieg will Unglück han
Fange mit den Deutschen an."

Mannigfaltiges.

(Soldatenhumor.) Ein Franzos machte sich über die preußischen Trommeln lustig, sie hätten einen Ton wie der Husten eines Brustkranken. „Hört sie nur in der Nähe!" antworteten die Preußen. — Ein bayerischer Chevaurleger in Kempten nahm unter der Hausthür von seinem Schatze Abschied mit den Worten: „Das mußt Du Dir merken, wenn die Franzosen heraus zu Euch kommen, dann sind wir, ich und meine Kameraden, alle todt." Das ist jedenfalls die nachdrücklichste Rede, die wir bis jetzt gelesen und gehört haben. — Aus Berlin wird berichtet: Als ein eingezogener Landwehrmann (Schauspieler) in einem hiesigen bekannten Bierlokale seine Zeche bezahlen sollte, entschuldigte er sich, indem er seine leeren Taschen zeigte, mit den Worten: „Ich habe nichts als mein Leben, das muß ich dem Könige geben."

(Eine Feldpredigt) eigener Art wird von einem Major aus einer preußischen Garnisonstadt erzählt. Vor dem Abmarsch seines Bataillons trat der bei seinen Leuten sehr beliebte Chef nochmals vor die Fronte und fügte seinen patriotischen und militärischen Anweisungen und Ermahnungen noch folgenden Kernspruch hinzu: „Furcht kennt Ihr nicht. Aber vor der Schlacht ist Dreierlei gut: Ein reines Gewissen, ein kurzes Gebet und ein richtiger Schnaps!"

Die „Dorfzeitung" schreibt: Mag Napoleon endlich zu Pferde gestiegen sein! Wenn nur der kleinste Theil der Wünsche, die zum Himmel steigen, in Erfüllung geht, dann setzt sich hinter ihm auf das Pferd das Gespenst, das ihn niederzieht. Wer weiß, wie der Heimritt wird! Erlkönig kommt mir nicht aus dem Sinn beim Denken an den Kaiser und seinen Sohn. „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Es ist der Vater mit seinem Kind. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind, — Er hält in den Armen das ächzende Kind; — Erreicht den Hof mit Mühe und Noth; — In seinen Armen das Kind war todt." —

Aus Chihuahua (Merico) schreibt ein Reisender, er habe dort einen Tanzplatz besucht, über dessen Eingang ein Plakat folgenden Inhalts angebracht war: „Herren ohne Hosen werden nicht zugelassen!"

In den Gasthöfen und Wirthschaftslokalen zu St. Goarshausen sind seit einigen Tagen Büchsen aufgestellt mit der Inschrift: „Kriegshilfskasse: pr. Schoppen Wein oder 1 Flasche Bier ½ Sgr. Der Kellner präsentirt mit dem bestellten Schoppen zugleich die Hilfskassenbüchse und der Gast bezahlt seine 6 Pfg., aber auch 5 Sgr., wenn sein Herz einigermaßen warm schlägt. Dieses Mittel, zur Erquickung der vorbeiziehenden Truppen, sowie zur Unterstützung des Frauenvereins für Verwundetenpflege freiwillige Beiträge zu sammeln, hat allgemeinen Beifall gefunden und sich als probat bewährt.

Das ganze Herz dem Vaterland!

Nun laßt uns hoch die Becher heben
Und schwören bei dem gold'nen Wein'
Dem Vaterland das ganze Leben
Und nicht ein Lebehoch allein!
Dem stolzen Land, dem Land der Eichen,
Dem Land, wo uns're Wiege stand,
Dem Land, so herrlich, ohne Gleichen,
Das ganze Herz dem Vaterland!

Und steht der Feind vor uns'ren Thoren
Und droht uns fremder Drängerschaar,
Was wir beim Rebenblut geschworen,
Wir halten's mit dem Herzblut wahr!
Wie den Pokal in diesen Stunden,
Hält dann die Hand das Schwert umspannt
Und statt der Worte sprechen Wunden:
Das ganze Herz dem Vaterland!

Dir, deutsches Land, du Herz der Welten,
Du hochgepries'nes, heil'ges Land,
Dir soll das Lied der Sänger gelten,
Dir sei ein deutscher Gruß gesandt.
Wir schwören's bei dem Saft der Reben,
Wir schwören's laut mit Herz und Hand;
Dir deutsches Land, das ganze Leben,
Das ganze Herz dem Vaterland!

Emil Rittershaus.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 64. Mittwoch den 10. August 1870.

Rückerts Geist.

Draußen rasseln die Kanonen
Und ertönt der Hurrahschrei
Bayern grüßen sich und Preußen,
Alter Mißlaut ist vorbei.

Drinnen hängt der alte Rückert,
Schweinfurts ruhmgekrönter Sohn:
Blumen schmücken ihn und Trauben,
Doch das Bildniß dunkelt schon.

Ja, was blitzt in seinem Auge,
Oeffnet sich der ehr'ne Mund?
Ja, der greise Heldensänger
Segnet diesen heilgen Bund.

Wieder sinnt er auf Sonette,
Die gepanzert fester Stahl,
Schmettert wider Deutschlands Feinde
Mit der Worte Wetterstrahl!

Wieder blickt er nach dem Berge,
Wo des Kaisers Sessel steht
Wo die Raben nicht mehr kreisen,
Seit das deutsche Banner weht.

Lehr, o Greis, den Jüngern Weisen,
Daß sie kämpfen dort am Rhein,
Kehren sie mit grünen Reisern
Würdge Siegeshymnen weih'n!

J. S.

Der Sträfling.

(Schluß.)

Sie sagte ferner aus, daß obgleich dieser Antoine Delaroux ein vertrauter Freund Jean Comals gewesen sei, sie sich dennoch nicht beruhigt gefühlt und nach einiger Erwägung den Entschluß gefaßt habe, ihren Bruder durch ihren Beichtvater benachrichtigen zu lassen, daß im Hotel nicht Alles in Ordnung sei, und daß sie ihn bäte, nach Paris zurückzukehren, um wirksame Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Ehe jedoch diese Absicht zur Ausführung gekommen, sei jene verhängnißvolle Nacht dazwischen getreten. Sie habe damals, wie gewöhnlich, unter dem Beistande von Clemence Comal sich zur Ruhe begeben, sei darauf von dieser verlassen worden, und bald nachher eingeschlafen. Durch ein eigenthümliches Geräusch sei sie dann — um welche Stunde wisse sie nicht — geweckt worden, und habe gleich darauf deutlich eine menschliche Stimme vernommen, die Flüche und Verwünschungen gegen Jemanden, der Widerstand leistete, ausstieß. Sofort sei sie aus dem Bette gesprungen und, da sie mit der Lokalität des Erdgeschosses vertraut war, auf den Corridor hinausgeschlichen, um zu lauschen. Dort habe sie deutlich gehört, daß Jemand in Comal's Zimmer die Worte sprach: „Ich will Geld und Banknoten nehmen!" Auf die Frage, ob sie diese Stimme nicht erkannt hätte, antwortete Isabella verneinend; und da man ihre Aufmerksamkeit auf Antoine Leroux lenkte, erklärte sie, mit diesem seit ihrer Ankunft in Paris nicht gesprochen zu haben, und sich daher seiner Stimme nicht mehr genau erinnere. Weiter habe sie jedoch nichts gehört, denn von Schrecken überwältigt, sei sie sofort hinausgeeilt, habe sich, mit den Händen an der Häusermauer tastend, auf dem ihr wohlbekannten Wege nach der nahe gelegenen Carmeliterkirche begeben, die sie täglich besuchte und, nachdem es ihr gelungen, die Thür des nächstgelegenen Hauses zu entdecken, heftig die Glocke gezogen. Gleich darauf habe der Portier die Thür geöffnet, und nachdem er das Vorgefallene erfahren, Gensdarmen herbeigeholt.

Wie lange ich in jener Nacht besinnungslos dagelegen, weiß ich nicht. Jedenfalls hatte Deligny sich auf das Aeußerste beeilt; aller Wahrscheinlichkeit nach waren ihm nur wenige Minuten bis zur Flucht vergönnt gewesen, doch hatte er dieselben schlau benutzt, und ohne Zweifel als Isabella sich auf dem Wege nach der Carmeliterkirche befand, das Haus bereits verlassen. In dieser flüchtigen Zwischenzeit hatte er sich der Papiere bemächtigt, die ich bei mir trug; meines Briefes an Aline, in welchem seiner ausführlich Erwähnung geschah, so wie des Verzeichnisses von Comal's Geldern, woraus sich ergeben mußte, wie viel mitgenommen und wie viel zurückgelassen worden. Den Schlüssel, welchen er bei mir gefunden, hatte er mit teuflisch schlauer Berechnung neben die bewußtlos da-

liegende Clemence hingeworfen und dafür diejenigen zur Gartenpforte und der Hinterthür in meine Tasche gesteckt. Die Beute, welche er davongeschleppt hatte, war beträchtlich, da die Summen, die in Jean Comal's Verzeichniß aufgeführt waren, sich auf ungefähr 22,000 Francs beliefen. In der Brusttasche meines Rockes wurde ein Betrag von 1600 Francs gefunden, und eben so viel lag noch auf dem Tische und in dem eisernen Kästchen. Niemand wußte, daß Jean Comal mehr besessen hatte und da jenes Verzeichniß, welches für mich hätte sprechen und in Verbindung mit dem Briefe an Aline den Verdacht auf Deligny lenken können, verschwunden waren, so war die Aussage der Dienerschaft, daß ich Jean Comals volles Vertrauen besessen und öftere Privatbesprechungen mit ihm gehabt hätte, an denen selbst seine Frau nicht hätte Theil nehmen dürfen, von entscheidender Bedeutung.

Des Juwelenraubes wurde gar nicht gedacht. Von diesem Verbrechen wußte nur ich; es konnte daher mit der Zeit nur durch den Grafen von Corrandeuil oder meine Schwester an den Tag kommen. Was hätte übrigens aus dieser Entdeckung Gutes für mich noch erwachsen können? Ich war es ja gewesen, der mit der angeblichen Madame Delasborde vor der Thüre des Hôtels Corrandeuil gesprochen, ich allein hatte von dem Briefe der Gräfin an Jean Comal gewußt, durch meine Hand waren die Juwelen übergeben worden. Ueberdies unterlag es keinem Zweifel, daß jede darauf bezügliche Aussage von meiner Seite das Zeugniß jenes Dieners der Madame Delasborde zur Folge haben mußte, da ich kaum eine Stunde vor dem Raubmorde ängstlich nach der Abreise seiner Herrin gefragt hatte. Und mußte nicht überdies die Aussage August's des Bedienten im Hotel Corrandeuil, der an jenem Abende von Clemence selbst die angebliche Abreise Deligny's erfahren hatte, gegen mich sprechen.

So brachte ich Stunden, Tage und Nächte in Betrachtungen über meine schweren Erlebnisse hin. Aber mein Entschluß, Aline vor jedem Verdacht, jeder Störung ihres Lebensfriedens zu bewahren, blieb unerschütterlich. Mein Schicksal war besiegelt, in jenem Augenblick, als ich bewußtlos in Jean Comals Zimmer gefunden wurde.

Mit der Gewißheit, daß, selbst wenn Deligny verurtheilt würde, das Verzeichniß von Comals Baarschaften, das von meiner Hand niedergeschrieben war und dessen er sich bemächtigt hatte, mich zu seinem Mitschuldigen stempeln mußte, starb meine Hoffnung. Ich schloß ab mit meinen Ansprüchen an ein glückliches Leben, und gerne gestehe ich, daß das Bewußtsein, Aline vor der Entdeckung ihres Geheimnisses sicher zu wissen, mir über den Schmerz der Entsagung hinweg half und während der ganzen Folgezeit bis auf den heutigen wie heller Sonnenschein in mein dunkeles Dasein dringt.

Meine Geschichte ist zu Ende; die Richter hatten wenig Mühe mit mir. Die Anklage war bündig; ich versuchte nicht mich zu vertheidigen, und somit sah ich mich bald auf Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt.

Der einzige Wunsch, welchen ich aus meinem früheren Leben in das Bagno hinübernahm, war der, meiner Schwester Nachricht von mir zu geben und sie auf das Dringendste zu bitten, von jedem Versuche zu meinen Gunsten abzustehen, da mir dadurch keine Hilfe werden könnte. Der Geistliche, welchem damals die Seelsorge der Sträflinge aufgetragen war, vernahm diesen Wunsch, als ich ihm beichtete, aus meinem Munde. Er schwieg, aber aus seinen späteren Andeutungen entnahm ich, daß er an Aline geschrieben hatte. Sein Andenken sei gesegnet! Ich bedauerte Aline tief, denn ihr Loos konnte kein glückliches sein, da der Mann, den sie geliebt hatte, mit dem schnödesten Hohne über sie gestorben war, und der Bruder, der ihr mit aufopferungsvoller Hingebung angehörte, im Kerker schmachtete.

So lebte ich ein Jahr nach dem andern in diesen Räumen, wo der Mensch aufhört ein individuelles Einzelwesen zu sein und nur als Zahl in der Reihe derer gilt, die mit ihm aus dem Buche der menschlichen Gesellschaft gestrichen sind. Gleichförmig flossen meine Tage und Nächte dahin, bis im Jahre 1830 das Einerlei der Galeeren in schreckenerregender Weise unterbrochen wurde.

Die Cholera drang in das Bagno ein und forderte zahllose Opfer. Sie wissen, daß nach den strengen Regeln der Galeeren die Sträflinge nach gewissen Abtheilungen von einander gesondert sind, die einander völlig unbekannt bleiben. Aber die Epidemie durchbrach die Schranken dieser Ordnung. Es fehlte an Händen zum Beerdigen, und so wurde eines Tages unter anderen auch No. 608 — das war die verhängnißvolle Zahl, unter der ich in den Registern eingetragen worden — zum Leichendienst befohlen. Man führte mich in eine Zelle, wo ein Todter lag; ich hob den Leichnam in die Höhe, um ihn in den Sarg zu legen. Da fielen meine Blicke auf die Züge des todtblassen Gesichtes — ich erkannte Achille Deligny!

Damit endet die Geschichte, sagte Herr K. soweit sie dem Pater Rougemont von dem Galerensträfling erzählt wurde. Als er mir das Manuscript lieh und mir die Erlaubniß gewährte, dasselbe abzuschreiben, theilte er mir mit, daß er, als er von Toulon nach Paris zurückgekehrt

war, sich nach dem Schicksal der Gräfin von Corrandeuil erkundigt hatte.

Er erfuhr, daß das gräfliche Ehepaar seit 1820 nicht wieder nach Paris gekommen war und sowohl das Hôtel als das Schloß Corrandeuil verkauft hatten.

Wenige Jahre später traf derselbe Geistliche auf einer Reise durch Belgien, wie durch einen Zufall, die Gräfin Corrandeuil als eifriges Mitglied der frommen Beguinengemeinde. Sie war Wittwe und kinderlos.

Im Jahre 1856 empfing ich von dem derzeitigen Geistlichen des Bagno die Mittheilung, daß No. 608, den ich seinem besonderen Wohlwollen empfohlen hatte, nach 36jähriger Sträflingszeit gestorben war.

Mannigfaltiges.

Die Kölnische Zeitung erhält „aus dem Felde bei Trier“ einen „Landwehrbrief“, dem wir folgende hübsche Schilderungen aus dem Lagerleben entnehmen: Wie wunderbar rasch drängen sich die Gegenstände in dieser ereignißreichen Zeit. Vorgestern noch im heiligen Köln und hinterm Erholungsschoppen im Kreise begeisterter Freunde, heute im Chausseegraben auf der Feldwache, gegenüber der französischen Grenze, auf Chasseurs spähend, jede aufsteigende Staubwolke jeden dunkeln Streif mit angestrengter Aufmerksamkeit beachtend, ob nicht der erwartete Feind sich daraus entpuppe; vorgestern noch im behaglichsten Sommerkostüm, dem leichtesten Produkt Emanuel's, heute eingepfercht in stramme Uniform, die ungewohnte wollene Wäsche auf dem ewig transspirirenden Körper, Säbelkoppel und Revolver, ein Riemen beengt die umfangreiche Taille und stört die Verdauung, der neue Helm, trotz leichtester Façon, erzeugt rothe Beulen auf der Denkerstirn. Es ist eine „hahnebuchene Hitze“. Die Füsiliere liegen schweißtriefend in den wunderbarsten Verrenkungen die Grabenböschung hinauf und herunter, jeder vorbeipassirende Wagen hüllt die Gruppen in dichte Staubwolken; trotz alledem ist der Humor obenauf, der schlechteste Kalauer findet ein aufmerksames Auditorium und belebt die müdesten Augen. Nur die beiden zur Feldwache kommandirten Husaren stehen mürrisch bei Seite. Die Fourage ist ausgeblieben, in Folge dessen wird das benachbarte reife Haberfeld heftig von ihnen beliebäugelt. Ich sehe etwas bei Seite, wie der eine mit gezogenem Säbel um die Ecke zu verbotener Ernte schleicht. Die braven Leute vergessen sich oft genug selbst zu Gunsten ihrer Pferde. Mit einbrechender Dunkelheit wird Losung und Feldgeschrei vertheilt, die Doppelposten beziehen die Plätze, Patrouillen kommen und gehen, die Aufmerksamkeit wird zunehmender Dunkelheit größer. Da dröhnt ein Schuß durch die Stille, die Füsiliere stürzen elektrisirt an die Gewehre, ohne das Commando abzuwarten, die Husaren sitzen im Nu auf den Pferden. Lautlos steht die Wache in der angewiesenen Stellung, die Augen blitzen vor freudiger Hoffnung, daß es endlich 'mal draufgehen solle. Eine ausgesandte Patrouille bringt die Meldung, daß drei französische Kavalleristen an die Vorposten geritten wären und einer unserer Vierziger, dem Naseweisesten einen tüchtigen Denkzettel auf den Pelz gebrannt habe. Mürrisch setzen die Soldaten die Gewehre zusammen, 's ist wieder nichts. Aus der sich heraufwälzenden, blitzenden Wolkenmasse fallen einzelne dicke Tropfen, bald ein tüchtiger Gewitterregen, ein wahres Labsal nach der drückenden Hitze. Die Nacht ist herrlich nach der kleinen Regenkühlung. Wunderschön in der stillen Nacht ist ein Kontrolgang bei den Vorposten; mit dem Bewußtsein der Nähe der Gefahr wächst die Ruhe, die Muskeln scheinen sich zu stählen, das Auge doppelte Sehkraft, das Ohr untrügliche Hörkraft zu erhalten. Alle Posten erzählen, daß bei Ausbruch des Gewitters auf den Spitzen der aufgepflanzten Säbel weißgelblicher Lichtschein sich gezeigt habe, das erste von mir erlebte Elmsfeuer. Am hellen Morgen werden die Doppelposten eingezogen, die höchst primitive Toilette besorgt, ein Stündchen bei Mokka und Cigarre, eines beim Briefschreiben, ein Stündchen beim Saarschoppen mit liebenswürdigen Kameraden, die zum Besuch kommen, verbracht, bis Mittags die ersehnte Ablösung kommt. Eins muß ich am Schlusse noch erwähnen: die sich steigernde Ruhe mit der Annäherung an die Grenze. Militärs und Bewohner der Gegend sehen die Sache außerordentlich verständig an und haben ein unbegrenztes Vertrauen zum glücklichen Erfolge.

In **Ludwigshafen** wurde eine Dame verhaftet, welche unter ihrem Schleier einen wahren Sappeursbart verborgen hatte. Bei der ärztlichen Besichtigung ergab sich jedoch, daß man es nicht mit einem französischen Spion, sondern mit der bekannten „bärtigen Dame“ zu thun hatte, welche mit dem „Mainzer Fritz“ auf Messen und Jahrmärkten zur Schau herumzuziehen pflegt. (Das gleiche Schicksal der Verhaftung als Spion war der bärtigen Frau vorher von französischer Seite in Weißenburg begegnet.)

(**Der millionste Theil einer Sekunde meßbar.**) Der ehemalige Artillerie-Capitän

Andrew Rohle hat ein Chronoskop erfunden, welches den millionsten Theil einer Sekunde mit unerläßlicher Genauigkeit angiebt und zum Messen der Geschwindigkeit bei Geschützproben dient. Das geistreich erfundene und sehr complicirte Instrument ist in Woolwich schon einige Zeit bei den Proben mit verschiedenen Arten von Schießpulver in schweren Geschützen angewendet worden und soll sich auf das Beste bewährt haben. Der Erfinder ist nach seinem Austritt aus der Artillerie als Ingenieur in die Geschütz-Fabrik von William Armstrong u. Comp. eingetreten.

(Combination über Napoleons Ende.) Vor etwa zwei Jahren ging durch die Zeitungen eine Combination über das Ende der jetzigen Napoleonischen Herrschaft, die wir in deren jetzigen Hundstagstaumel in Erinnerung bringen wollen:

Louis Philipp bestieg den Thron im Jahre 1830,
sein Geburtsjahr war 1773,
durch Addition der Ziffern letzter Jahreszahl erhält man . . . . 18.
Die Königin war geboren im Jahre 1782
die Summe der Ziffern dieses Jahres gibt auch . . . . . . 18.
Das Vermählungsjahr 1809 Louis Philipp's gibt ebenso die verhängnißvolle Zahl . . . . 18.
Napoleon III. proclamirte das Kaiserreich . . . . 1852.
und addirt man dazu 18,
so ergibt sich 1870

als das Ende der Napoleonischen Herrschaft. Die 18 ist derselben oft verderblich gewesen, z. B. Schlacht bei Leipzig, Bellealliance.

Unter der Devise „Zeit ist Geld“ wird den „Dr. Nachr.“ mitgetheilt, bei Gelegenheit eines Begräbnisses in K. bei Dresden habe der Todtengräber in der aufgesetzten Grabrechnung unter den andern Beträgen auch den von 10 Ngr. für das „Anhören der Grabrede“ liquidirt.

An das Kind von Frankreich.

Das W ein deutscher Buchstab' ist,
Wie Waterloo in Flandern;
Vergiß es nicht: zu dieser Frist
Kommt Wörth noch nach dem Andern.

Zum W kann ein Franzose nicht
Den zarten Mund bequemen;
D'rum wollen wir, mein kleiner Wicht,
Dir auch den Wasgau nehmen.

Saarbrücken.

(Nach der Mel.: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus“ rc.)

Sie setzten Napoleon auf sein Pferd.
Hurrah!
Das machte dem Kaiser gar viel Beschwerd.
Hurrah!
Und auch der Loulou war mit dabei,
Auf daß die Gloire „vollkommen sei.
Hurrah, hurrah, hurrah!
Der Louis ist nun da!

Saarbrücken, die große Festungsstadt —
O je . . .
Ihn lange schon weidlich geärgert hat. —
O je!
Der wollt' er jetzt zeigen in großer Schlacht,
Wie die Grand-Nation Gloire sich macht.
O je, o je, o je!
Thät's Reiten nur nicht so weh!

Er hielt auf dem Berge in sicherer Hut.
So, so!
Er dreht sich den Schnauzbart voll grimmer Wuth
So, so!
Und Dreißigtausend marschirten voran,
Er führte sie Alle von hinten an —
So, so! — So, so! — So, so!
Mit ihren Chassepots.

Nur seine famose Kugelspritz'
Ei, ei!
Die hat er vergessen in großer Hitz'
Ei, ei!
Doch dreiundzwanzig Kanonen sind da:
„Wir siegen und Loulou schreibt's der Mama.“
Ei, ei! — Ei, ei! — Ei, ei!
Das giebt ein groß' Geschrei.

Und bis sie geschossen das Nest in Brand —
Ja, ja!
Das Häuflein Deutsche, sie hielten Stand.
Ja, ja!
Drauf rückte nun ein die Grand-Nation
Der Louis, er telegraphirte schon:
„Ja, ja! — Ja, ja! — Ja, ja!
„Die alte Gloire ist da!“

In Paris aber noch in selbiger Nacht —
Eh bien!
Las man an den Ecken: Die große Schlacht!
Eh bien!
Deß freute die Grand-Nation sich sehr;
Die Jungen schrie'n mörderisch: „Vive l'Empereur!“
Eh bien! Eh bien! Eh bien! . . . .
Wenn's immer so leicht nur gelang!

Ferdinand Koch.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 333.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 65. — Samstag den 13. August — 1870.

Zu Schutz und Trutz.

I.

Kriegergruß.

„Des Landes breit nicht Einen Fuß!
So geht von Mund zu Mund der Gruß.

Willkommen, goldner Erntetag!
Rings harrt das Volk in ernster Runde.
Klar geht durch's Land der Glockenschlag,
So kling' und bring' er gute Kunde.

Und muß es sein, und gilt's in Blut
Ein Bad so roth wie wilde Rosen;
Du stehst, mein Volk in Gottes Hut,
Ihr Fürsten, zaudert nicht zu loosen!

Die Herzen brennen lichterloh,
Mit Leipzig's Ell' auf's Neu zu messen;
Noch ist der Tag von Waterloo
In deutschen Gauen unvergessen.

Ihr Fürdersten in unsern Reih'n,
Ihr Fürsten — seid's zu Hof und Felde:
So steht es gut landaus und ein
Vom Firn zum Strand, vom Rhein zum Belte.

Und du, mein Volk, auf's Herz die Hand,
Das Haupt empor! Laß Schmollen, Schmälen!
In Treue fest wie eine Wand
Wirst du am Tag der Schlacht nicht „fehlen".

Durch Fürst und Volk als deutscher Gruß
Kling's hell wie Glocken in der Rund:
„Des Landes breit nicht Einen Fuß!"
Aus jedem Herzen, jedem Munde.

II.

Kriegerhort.

O sommergrünes, deutsches Land
Vom Alpenfirn zum Dünensand —
Wo hoch im Blau die Adler fliegen
Bis wo im Horst die Reiher liegen —
Du unausdenkbar schönes Reich,
Dem keines steht auf Erden gleich:
Mußt deine Jungen, deine Alten,
Des Kriegeramtes recht zu walten.

O Armbrustsehne, Hochlandstutz,
O Männerwall zu Schutz und Trutz;
Du Auge, fest und falkenhelle —
Herz, hoch und frei wie Meereswelle,
Du felsenstarke sich're Hand:
Ihr knüpft Ein Band um's Vaterland;
Gegrüßt von nah, gegrüßt von ferne
Steht ihr geschaart dicht wie die Sterne.

Gebräunt vom Meersturm, heiß vom Föhn,
In hellem Lauf aus Thal und Höhn —
Des großen deutschen Volkes Glieder
Erkennen sich im „Ziele" wieder.
Heut gilt es einen Meisterschuß
Den Feinden ringsher zum Verdruß
Trutz schlägt in blanke Schwerter Scharten,
Schwingt funkelnd hoch des Siegs Standarten.

O Sommertag, o Sonnenglanz,
Leg deinen gold'nen Strahlenkranz
Um diese Häupter, diese Herzen,
Die blühn und glühn wie Blumenkerzen.
Aus Ost und West, aus Nord und Süd
Ihr Krieger, nimmer matt noch müd,
O haltet diese lichten Flammen
Zu Einer großen Gluth zusammen.

Und kehrt ihr heim von blut'ger Wal
Auf Berg' und Bühl, in Wies' und Thal,
Nach öden, mondlichtbleichen Dünen,
Wo eurer Väter Gräber grünen:
Vom heil'gen Kriegs- und Siegesbrand
Den Funken tragt in hoher Hand
Und laßt ihn loh'n auf Weg und Stegen
Dem ganzen Vaterland zum Segen!

Christian Schad.

Der sonderbare Dieb.

Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

In Amsterdam gieg eines Morgens der reiche Handelsherr van Beeren zu seinem Banquier, um sich von diesem fünfzig neugeprägte Gulden geben zu lassen. Er hatte einen prachtvollen Neufundländerhund bei sich, schwarz und weiß gefleckt, mit langem Behänge und zottigem, gelocktem Haar und dabei gar klugem Gesicht,

aus dem besonders ein paar treue, braune Augen hervorleuchteten.

Es giebt überhaupt keine schöneren Hunde, als die echten Neufundländerhunde; sie haben sogar etwas Edles und Majestätisches in ihrem Gang und scheinen wirklich alles Gemeine zu hassen; man wird deßhalb nur außerordentlich selten sehen, daß sich ein Neufundländer auf der Straße mit andern Kötern herumbeißt, und wenn er es je in Ausnahmsfällen einmal thut, so ist er gewiß dazu gezwungen worden, daß er sich gar nicht mehr anders helfen konnte — sie haben zu viel Ehrgefühl.

Allerdings sieht das echte Windspiel fast noch edler aus und ist behender und flüchtiger, der Jagdhund dem Menschen nützlicher und der Schäferhund wohl ebenso klug wie er, aber sie haben alle nicht das ruhige, vornehme und doch leutselige Benehmen des Neufundländers, der sich besonders dadurch so in unseren Familien eingebürgert hat, weil er sich außerdem noch so gut mit den Kindern verträgt und sich von diesen gutmüthig Alles gefallen läßt, ohne je zu beißen oder selbst nur zu knurren.

Oppaß, wie der Hund hieß, war denn auch der Liebling der ganzen van Beer'schen Familie und der treue Begleiter seines Herrn, dem er nicht von der Seit wich, wenn ihm dieser nicht ganz besonders befahl, als Wächter bei den Kindern zu bleiben oder sonst auf einen Gegenstand aufzupassen. Er konnte z. B. seinen mit einem schweren Goldknopf verzierten Stock mitten auf der Straße hinstellen und zu Oppaß sagen: „Du bleibst hier, bis ich zurückkomme," und es war sicher noch nach Stunden der Stock wie der Hund an der nämlichen Stelle zu finden. Ich hätte es Niemanden rathen wollen, ihn anzurühren. Auch wenn sein Herr einmal in die Kirche oder in das Theater, oder sonst in ein Haus ging, wo er den Hund nicht mitnehmen konnte, brauchte er ihn nur anzusehen und zu sagen: „Oppaß geh' nach Hause," und Oppaß drehte sich, wenn auch etwas betrübt, um und ging, ohne weder rechts noch links zu schauen, schnurstracks nach Haus zurück und auf seine Decke.

Mynheer van Beeren hatte auch heute, wie gewöhnlich, seinen Hund mitgenommen und unterhielt sich im Comptoir eine ziemlich lange Zeit mit seinem alten Freund, dem Banquier, dem er denn auch erzählte, wozu er die neuen Gulden haben wolle.

Es war nämlich heute der silberne Hochzeitstag oder die Feier einer fünfundzwanzigjährigen Ehe eines alten Dieners von ihm, Claus mit Namen, der schon in dem Geschäfte seines Vaters gewesen und lange Jahre treu bei ihnen ausgehalten hatte. Da es dem Manne aber nicht gerade besonders gut ging, denn er mußte viele Kinder ernähren, so wollte er ihm mit den 50 fl. heute eine Freude machen. Er bekam sie denn auch in einer Rolle fest eingewickelt; das Silber war jedoch ziemlich schwer und Mynher van Beeren etwas unbequem. In die Tasche konnte er es nicht stecken, in der Hand mochte er's nicht tragen und so gab er es denn, wie er draußen wieder auf der Straße war, seinem Hund, der es stolz und erhaben in das Maul nahm, und dann ernst und würdevoll neben seinem Herrn herschritt, bis sie das Haus jenes früheren Dieners erreichten. Mynher van Beeren nahm dem Hund auch jetzt noch das Geld nicht ab, sondern wollte sich den Spaß machen, daß es Oppaß selbst überliefern solle.

Das that er denn auch vortrefflich, und als sein Herr zu ihm sagte: „Du Oppaß, gieb jetzt Dein Geschenk ab" — und dabei auf den überraschten Mann zeigte, ging er auf diesen zu, wedelte mit dem Schwanze und ließ sich die Rolle Geld ruhig aus dem Maul nehmen.

Der alte Diener war außerordentlich gerührt, er dankte seinem früheren Herrn mit Thränen in den Augen und liebkoste und streichelte dabei den Hund, um den sich die Kinder gedrängt hatten, noch bei ihm zu lassen, damit er ihn auch belohnen könne, daß er ihm heute ein so reiches Geschenk gebracht. Die Kinder baten ebenfalls und der Handelsherr sagte endlich lachend: „Nun meinetwegen denn, behaltet den Hund zu Gaste — überfüttert mir ihn aber nicht, und nachher macht ihm nur die Thür auf und sagt ihm: „Geh nach Hause, Oppaß" dann braucht ihr Euch nicht um ihn zu kümmern, der kennt schon seinen Weg."

„Aber wird er allein da bleiben, wenn Sie fortgehen?"

„Gewiß, er thut Alles, was ich ihm sage. — Du Oppaß, Du bleibst hier, hast Du mich verstanden," wandte er sich dann an den klugen Neufundländer, der ihn verständig mit den klugen Augen ansah und sich dann ruhig hinsetzte, als ob er alles Weitere geduldig abwarten wolle. Er rührte sich nicht von der Stelle, als sein Herr gleich darauf gieng, und die Kinder überhäuften ihn jetzt mit Liebkosungen, während die Frau ein gutes Fressen für ihn zurecht, das er sich ebenfalls sehr vortrefflich schmecken ließ, bis die Zeit kam, wo sie ihn wieder fortschicken mußten. Als ihm aber Claus dann die Thüre öffnete, und so sagte, wie es ihm gelehrt worden: „Du, Oppaß, Du gehst jetzt nach Hause" — da nahm er das auch nicht etwa übel, als ob er hinausgeworfen würde, sondern betrachtete es als eine Sache, die sich von selbst verstand, wedelte noch Einmal mit dem Schwanz und lief dann in einem kurzen Trab direkt nach Haus zurück.

Einige Monate waren seit der Zeit verflossen und Mynheer van Beeren hatte eines Nachmittags wieder ein Geschäft bei dem nämlichen Baquier. Der Hund begleitete ihn wie gewöhnlich — richtet sich auch, als er hineinkam, an dem Zahltisch auf und gab Pfoten. Der Commis dahinter aber wollte heute nichts von ihm wissen, und die Leute schienen sich in einiger Aufregung zu befinden, die ihm der Banquier, der jetzt aus seinem Privatkomptoir kam, auch ohne Weiteres erzählte.

Es war nämlich heute Morgen ein frecher Diebstahl in seinem Comptoir verübt worden, und zwar mit einer solchen Frechheit und Gewandtheit, daß man sich die Sache gar nicht erklären konnte. Der eine Commis hatte Guldenstücke eingerollt und 10 Rollen davon, die für den eigenen Haushalt bestimmt waren, in das kleine Comptoir seines Prinzipals getragen und dort auf dessen Schreibtisch gelegt. Der Prinzipal wollte sie auch selber zweimal überzählt haben — an einen Irrthum konnte nicht gedacht werden, und trotzdem war von den Rollen — in dem Moment wo er nur einmal in das Hauptkomptoir trat, um ein paar Briefe zum Kopiren hinein zu legen — von seinem Tisch verschwunden.

Ein Diebstahl schien kaum denkbar, oder er mußte mit einer solchen Keckheit durch das zufällig offen stehende Fenster ausgeübt worden sein, daß nur die Schnelligkeit dabei unbegreiflich blieb. Wie hätte es ein Dieb außerdem wagen dürfen, in der ziemlich belebten Straße am hellen Tag einzusteigen. Und wenn er es that, weshalb hatte er dann nicht mehr mitgenommen, als die eine kleine Rolle, während zehn davon dicht aneinander lagen.

Mynheer van Beeren betrachtete sich selber die Hausgelegenheiten. Das Comptoirzimmer lag allerdings zu ebener Erde, aber auch nicht so ganz niedrig, so daß sich ein Mensch schon daran emporschwingen mußte und damit doch jedenfalls Zeit versäumte. Es hätte allerdings eine ungeheure Frechheit dazu gehört, dort am hellen Tag einzusteigen, und ebensoviel Glück fast, um unbemerkt zu entkommen. Daß ihn aber Niemand gesehen, war gewiß, sonst würde man natürlich augenblicklich im Haus die Anzeige gemacht haben.

Den jungen Leuten im Comptoir war die Sache natürlich ungemein fatal, denn wenn auch auf Keinen von ihnen nur der Schatten eines Verdachtes fallen konnte, so ist es doch immer eine sehr unangenehme Sache um einen Hausdieb, da man nicht weiß, wie man sich vor ihm schützen soll.

Oder war es wirklich ein Fremder gewesen, der den Einbruch am hellen Tage gewagt? Es schien ganz undenkbar.

Der Herr van Grooten, wie der Bankier hieß, hatte indessen nach der Polizei geschickt, um die Anzeige zu machen, und einer der Leute von dort kam selber jetzt in's Haus, um sich den Platz anzusehen.

Er schüttelte aber auch mit dem Kopf, als man ihm das Fenster und den Schreibtisch zeigte, der nicht einmal dicht daran, sondern wenigstens sechs Fuß davon abstand, so daß Jemand, der dort einstieg, das Geld nicht etwa vom Fensterbrett aus erreichen konnte, sondern gezwungen war, in's Zimmer selber zu springen, und Mynheer van Grooten versicherte, daß er keine halbe Minute daraus entfernt gewesen wäre. Außerdem hatte jenes kleine Gemach nicht einmal einen besonderen Ausgang, und man konnte nur durch das Hauptcomptoir hinein gelangen.

Die Sache blieb unerklärlich und die Fünfzigguldenrolle natürlich verschwunden; Mynheer van Grooten war aber doch so ängstlich geworden, daß er von da ab jedesmal, wenn er seine Stube verließ, das Fenster schloß, und da kein weiterer Diebstahl im Geschäft vorfiel, so vergaß man endlich den, doch eben nicht bedeutenden Verlust — es wurde wenigstens nicht mehr darüber gesprochen.

(Schluß folgt.)

Was will der Franzos?
und
Was will der Deutsche?

Durch die Dörfer, durch die Wälder meiner Heimath wanderte ich, als der Kriegsruf über'm Rhein herüber scholl. Der einsame Holzfäller stemmte sich auf seine Axt und fragte: Was will der Franzos? Der Steinklopfer am Wege hielt den splitternden Hammer in der Hand, der Schnitter auf dem Acker ließ die Sichel ruhen und drin im Dorfe der Alte, der die Kinder hütet, sie Alle fragten: Was will der Franzos? Da und dort hieß es: der Franzos hat eine schlechte Ernte; er kommt nun herüber und will sich was holen. Ja wohl! Der Franzos hat eine schlechte Ernte, aber noch ganz anders, als blos von heuer, und darum will er den Krieg und ist ihm die schlechteste Ausrede gut genug dazu. Was ich manchem Wegziehenden in's kampfesmuthige, manchem Zurückbleibenden in's stark ernste Antlitz gesagt, ich will es hinausrufen zum ganzen deutschen Volke, zu den Kämpfenden draußen, zu den Wartenden daheim. Der Franzos hat ein böses Gewissen, ist unzufrieden mit sich und darum will er im Kriegstummel sich betäuben, und weil er seine eigene schlechte Wirthschaft nicht ordnen kann, draußen

in der Welt herumrumoren; er ist mit sich selbst im Krieg, darum sucht er Händel mit Anderen. Er sieht seinen Nachbar, das deutsche Volk, ruhig und bedachtsam, in treuer Arbeit, im wachsenden Wohlstand sich einen, heilsame Gesetze bilden, das öffentliche Wohl gewissenhaft verwalten. Die ganze Welt betrachtet dies Alles mit Achtung, nur der Franzos, statt sich ein Beispiel daran zu nehmen, was thut er? Neidisch auf den Nachbar, will er ihm die Ernte seiner emsigen Arbeit zerstören, und spricht dabei von Freiheit und Civilisation. Dahinter aber steckt die Ländergier, die gemeine Raubsucht. Auf unseren Bergen grünen die Wälder, die Franzosen haben ihre Wälder verwüstet. Und tief unter der Erdkrume darauf der Landmann arbeitet, ruht von Urzeiten her die Kohle, die unsern Gewerbefleiß fördert. Die Franzosen wollen sich unsere Kohlenländer am Rhein und an der Saar holen und sprechen dabei von Freiheit und Civilisation, die sie uns bringen wollen. Ja, wer kann aber etwas bringen, was er nicht selber hat, und was man auch nicht stehlen kann? Der Mann, der die Franzosen regiert, hat oft glücklich gespielt. Er hat auf die Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen spekulirt und dabei gewonnen. Nun hat er auch auf die Dummheit und Schlechtigkeit der Deutschen spekulirt, hat gehofft, es werde so Alberne und so Niederträchtige geben, die zu ihm stehen. Aber was mußte er erleben? Er hat uns bereits zu einem Siege verholfen, zum schönsten unzerstörbaren. Der Böse wollte Fluch bringen, und er brachte bereits Segen. Es gibt kein Norddeutschland und Süddeutschland mehr, es gibt nur noch ein einiges Deutschland. Wir lassen uns nicht mehr zerreißen, damit wir in der Getrenntheit nichts sind und nichts gelten. Die Franzosen haben einen Tanz der Unsittlichkeit, sie nennen ihn Cancan, der Waffentanz, zu dem jetzt Napoleon ihnen aufspielt, ist der Kriegskankan. Was die Franzosen wollen? Raufen — in Eitelkeit ihre Kraft mit dem friedfertigen Nachbar messen — und Länderstrecken erobern, weil freiwillig Niemand Verlangen hat, an der französischen Herrlichkeit Theil zu nehmen. Was können die Franzosen auf ihre Kriegsfahne als Spruch schreiben? Weiter nichts als: wir wollen raufen und rauben.

Was aber wollen wir Deutschen? Was können wir auf unsere Fahne schreiben? Das sittlich Reinste und Heiligste. Seit einem Jahrhundert dauert der Kampf um die Gleichberechtigung der Menschen vor dem Gesetze. Unvergessen soll es bleiben — denn wir Deutschen sind gerecht auch gegen den heutigen Feind — daß die Franzosen Großes in diesem Kampfe geleistet. Die Gleichberechtigung vor dem Gesetze ist im Wesentlichen errungen. Heute kämpft Deutschland um die Gleichberechtigung der Völker. Was wollen die Franzosen? Sie wollen den Vorrang, die Vormundschaft über die Bevölkerung, das sogenannte Prestige. Sie erfrechen sich, dem Nachbarvolke zu sagen: Du darfst dich nicht wohl befinden, weil ich mich auch nicht wohl befinde, du darfst deine Angelegenheiten nicht ordnen, wie es dir gut dünkt, du mußt die Suppe essen, wie Ich sie dir salze, und natürlich gehört von Allem mir zuerst, was mir schmeckt — ich bin das auserwählte Volk der Freiheit und Civilisation. Diese Großmäuligkeit der Franzosen, hinter der sich noch dazu die Länder-Raubsucht versteckt, muß den Schlag bekommen, den sie verdient. Das Blut, das nicht mehr als Schamröthe über eigene Verkommenheit ins Gesicht steigen will, muß verspritzt werden, da keine Verständigung, kein Weg der Bildung helfen wollte. Unser deutscher Fahnenspruch heißt: Gleichberechtigung der Völker. Wir befreien uns und die Welt von der Anmaßung der Franzosen und befreien die Franzosen selbst von ihrer Anmaßung. Wir wissen, was wir wollen und dürfen es laut bekennen. Die Franzosen müssen sich etwas einreden und der Welt durch alle falschen Künste etwas einzureden suchen. So gewiß es ist, daß die Wahrheit über die Lüge siegt, so gewiß ist der Sieg unser. Berthold Auerbach.

Mannigfaltiges.

Ein Diebstahl so seltener Art, wie wohl kaum noch erhört worden, kam vor Kurzem in der Nähe von St. Franzisko vor. Ein Farmer hatte sich von Müdigkeit geplagt, am heißen Mittag geruhsam in den Schatten gelegt und war allgemach eingeschlafen. Indeß er mit offenem Munde dalag und schnarchte, ging ein Industrieritter vorbei, der ihn bemerkte, sich wenige Augenblicke an dem Schlafenden zu schaffen machte und dann rasch verschwand. Später erwachte der Farmer und bemerkte, daß ihm — acht Stück Zähne gestohlen worden! Der Dieb hatte erkannt, daß dies eingesetzte waren, und sich das falsche Gebiß, das etwa 200 Dollars werth war, mit griffgewandten Fingern angeeignet.

Aus Frankfurt wird eine lustige Anekdote über einen Turko erzählt: Derselbe wurde von einem Herrn französisch angeredet, gab aber sofort in dem reinsten schwäbischen Dialekt zur Antwort: „Oh i bin froh, dasch i ausch der Sauerei fort bi." Das sind die gefürchteten Turkos.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 66. Mittwoch den 17. August 1870.

Das deutsche Handwerk.

(Im Sommer 1870.)

Aus der Werkstatt all' heraus!
Neue Kunden warten draus,
Wollen sie bedienen!
Arbeit ist da viel bestellt,
Liefern's billig, ohne Geld;
Wohl bekomm es ihnen!

Statt des Hammers hier ein Schwert!
Gut Gewehr ist Goldes werth!
Handwerkzeug sind Waffen.
Vorwärts! Vorwärts! All herbei!
Wollen ehrlich schaffen.

Schmiede, hämmert Schlag um Schlag,
Daß es Funken sprühen mag,
Daß der Boden dröhnet!
Schlosser, helft und seid nicht faul!
Legt ein Schloß an's Lügenmaul,
Daß der Feind nur stöhnet!

Zuaven, Fässer sind's voll Wein;
Schlag dem Faß den Boden ein!
Küfer, kommt, das sollt ihr!
Frankreich hätte neu versohlt
Gern den Rücken sich geholt,
Schuster hin! das wollt ihr!

Tischlerhandwerk, Ehr' und Heil!
Grobem Klotz ein grober Keil!
Hobelt den Franzosen!
Und ihr Tüncher seid zur Hand!
Färbt uns roth des Feindes Land,
Roth wie seine Hosen.

Maurervolk und Zimmerleut',
Wie es euch im Herzen freut,
Ihm auf's Dach zu pochen!
Späne fliegen, daß es kracht,
Schwingt den Hammer voller Macht!
Bresche wird gebrochen.

Seht, der Bursch wird gar zu frech,
Lügt und prahlt und schwatzt nur Blech!
Klempner, seid zur Stelle!
Und vor Allen, Gerber ihr,
Viel für euch zu thun ist hier:
Gerbt die schönen Felle:

Auch ihr Schneider seid dabei;
Flickt dem Feinde allerlei,
Wohl an Zeug und Kleidern,
Und ihr wißt zu guter letzt,
Ihm, den wir hinausgehetzt,
Rückzug abzuschneidern.

Und ihr Andern all', hurrah!
Eure Muthzeit ist jetzt da!
Wisset sie zu nützen!
Lohnen wird's in treuem Sinn
Vaterland, die Meisterin,
Die wir Alle schützen.

Dr. Hoffmann in Frankfurt.

Der sonderbare Dieb.

Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(Schluß.)

Vierzehn Tage oder drei Wochen mochten etwa nach diesem Vorfall verflossen sein, und der Handelsherr van Beeren saß eben an einem Sonntag Nachmittag bei seinem Kaffee und mit der langen Thonpfeife in seinem kleinen Studirzimmer, wie er es nannte, als sich der alte Claus bei ihm melden ließ, um seinen Dank abzustatten.

„Dank?“ sagte Mynheer van Beeren, „wofür? — für das Geschenk etwa damals? — Dafür hat er sich ja schon bedankt, und seit der Zeit habe ich nichts wieder von ihm gesehen; aber laß den Alten nur hereinkommen.“

Die Thür öffnete sich gleich darauf und Claus trat mit dem Hut in der Hand auf die Schwelle, aber er sah recht elend aus, und der gutmüthige Kaufmann rief erstaunt aus: „Hallo, Claus! was fehlt Euch, Mann? Ihr seid ja ganz bleich und so mager geworden, daß ich Euch kaum wieder erkannt hätte. Waret Ihr krank? ich habe ja gar nichts davon gehört.

„Ach du lieber Gott“, seufzte der Mann „ja recht krank, und so, daß ich schon nicht mehr glaubte, ich würde davon kommen. Es hatte mich ordentlich gepackt, und ich war so elend, daß von Arbeiten gar nicht mehr die Rede sein konnte. Ich darf mich jetzt sogar noch nicht einmal anstrengen, der Arzt hat mir's streng

verboten. Nur an die frische Luft soll ich gehen, damit ich wieder ein wenig zu Kräften komme."

„Armer Claus!" sagte van Beeren theilnehmend, „und weßhalb habt Ihr mich das gar nicht einmal wissen lassen?"

„Ach lieber Herr," sagte der Alte gerührt, „Sie habens ja doch gewußt und sind mir in meiner Noth auf so großmüthige und zarte Weise zu Hülfe gekommen — ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen das danken soll."

„Mein lieber Claus," sagte van Beeren, ich würde Euch gewiß gern zu Hülfe gekommen sein, wenn ich ein Wort davon erfahren hätte, und vielleicht ist es auch jetzt noch nicht zu spät, aber ich versichere Euch, ich habe keine Sylbe davon gewußt und verstehe auch nicht, was Ihr damit meint, daß ich Euch auf ‚großmüthige und zarte Weise' geholfen hätte."

„Ach mein lieber Herr," sagte der alte Mann, „erlauben Sie mir doch wenigstens, daß ich Ihnen danken darf, denn ableugnen können Sie mir's ja nicht. Hat mir nicht Ihr eigener Hund, das brave Thier, das Geld gebracht?"

„Ach davon redet Ihr," lächelte Mynheer; „ja aber lieber Freund, das war aber doch zu Eurer silbernen Hochzeit, und damals noch kein Gedanke daran, daß Ihr krank werden könntet."

„Ach nein, das meine ich nicht," sagte der Alte kopfschüttelnd, „das zweite Mal, es mögen nun beinahe drei Wochen sein, wo der Hund allein zu mir kam und mir wieder so eine Rolle brachte. Er hatte erst eine lange Weile an der Thüre gekratzt, ehe wir darauf aufmerksam wurden und ihm öffnen konnten."

"Mein Hund?" rief der Kaufherr erstaunt, „der Oppaß?"

„Ja gewiß — Mittags um 12 Uhr — die Meinen saßen gerade bei Tisch, und ich lag in der nämlichen Stube im Bett. Ich hörte endlich das Kratzen und da es nicht aufhörte, schickte ich meinen Jungen hinaus, um nachzusehen, und da kam das gute treue Thier herein und legte mir die Geldrolle auf's Bett und wedelte dazu aus Leibeskräften mit dem Schwanz. Ich schickte auch den Jungen gleich die Straße hinunter, um sie noch einzuholen; denn ich dachte mir wohl, daß Sie den Hund an die Thür gebracht hätten und dann heimlich davongegangen wären, um sich unserm Dank zu entziehen, aber er fand Sie nicht mehr, Sie waren schon fort."

„Mein bester Claus," rief da Mynheer van Beeren, der vor lauter Verwunderung gar nicht hatte zu Wort kommen können, „mein Hund hat Euch vor etwa drei Wochen allein und ohne meine Begleitung eine Geldrolle gebracht?"

„Allerdings," sagte der Mann ganz erstaunt darüber, daß Mynheer van Beeren gar nichts davon wissen wollte.

„Und wie viel enthielt sie?"

„Genau so viel als die erste — fünfzig Gulden" lautete die Antwort.

„Das ist merkwürdig," rief Mynheer erstaunt, mit der flachen Hand auf sein Knie schlagend; „aber Oppaß soll einmal herein kommen."

„Und Sie wissen in der That nichts davon?"

„Keine Sylbe.

„Aber von wem kann der Hund das Geld bekommen haben?"

„Gestohlen hat er's," lachte der Kaufherr laut auf, „gestohlen gegen alle Paragraphen des Strafgesetzbuches — nein, so etwas ist gar noch nicht dagewesen. Schickt mir einmal den Hund herauf Claus, er wird in der Küche unten oder im Hof sein, wir wollen einmal ein Verhör mit ihm halten. — Noch Ein's — habt Ihr ihn denn damals wieder gefüttert?"

„Na, das können Sie sich wohl denken, Mynheer," sagte der alte Claus. „Die Kinder wußten gar nicht, was sie vor Freude Alles mit dem Hunde angeben sollten, und er blieb wohl über eine Stunde bei uns, bis ich ihn zuletzt wieder nach Hause schickte, weil ich fürchtete, daß es Ihnen unangenehm sein könnte, wenn er so lange wegbliebe. — Aber ich begreife noch immer nicht —"

„Na laßt nur sein," wehrte aber Mynheer ab, „das erzähle ich Euch nachher, schickt mir nur erst den Hund, Claus."

Oppaß kam und zeigte dabei sogar eine unbändige Freude, denn er sprang fortwährend an dem alten Claus in die Höhe, und wedelte dazu mit dem langen, buschigen Schwanz, als ob er selber fidel sei, daß der alte gute Mann wieder gesund wäre.

„Höre einmal, Oppaß," sagte da sein Herr, der noch auf dem Stuhle saß, und die eine Hand jetzt auf sein Knie stemmte, während er mit der andern die Pfeife hielt, „was hast du denn für Streiche gemacht, he? — was muß ich denn von dir hören?"

Der große Neufundländer verstand wohl kaum die Worte, die sein Herr zu ihm sprach, aber der Ton von dessen Stimme gefiel ihm nicht und auch der Blick, mit dem er ihn ansah — er war augenscheinlich verlegen geworden, wedelte aber um so lebhafter mit dem Schwanz, und schien nur ein wenig gedrückt.

„Na fuhr sein Herr fort, „wie ist es? wo hatten wir denn das Geld her, das wir da dem alten Claus gebracht haben, um uns wieder einmal Extramittagessen zu erschwindeln — he?"

Der Hund wurde immer verlegener; es war ihm jedenfalls entsetzlich fatal, so gefragt zu werden, denn etwas mußte geschehen sein,

und er hatte vielleicht, auch nach anderer Richtung hin, kein besonders reines Gewissen, denn er naschte entsetzlich gerne. Er legte sich auch jetzt platt auf den Bauch und kroch dicht zu seinem Herrn hin und dieser sagte lachend: „Aha, gestehen wir endlich ein? O du nichtsnutziges Vieh du!“

„Wie aber der Hund das freundliche Gesicht wieder sah, war auch seine Furcht im Nu geschwunden. Ehe nur Mynheer die geringste Ahnung davon hatte, sprang er an ihm hinauf zerbrach ihm die dünne Thonpfeife und leckte ihm das ganze Gesicht ab, so daß er sich seiner kaum erwehren konnte. Wie er ihn aber nur in etwas wieder beruhigt hatte, erzählte er Claus die ganze Geschichte mit dem Diebstahl bei van Grooten, den Niemand Anderes verübt haben konnte, als der Hund, beruhigte den Alten aber auch vollkommen wegen des Geldes. Der Hund hatte nur das gethan, was er selber gethan haben würde, wenn er von der Krankheit des alten treuen Dieners etwas erfahren hätte. Er sollte sich deßhalb keine Sorgen machen, denn er wäre vollkommen berechtigt gewesen, es zu behalten.

Dann aber, als Claus wieder fort war, nahm er augenblicklich eine Rolle mit fünfzig Gulden, von denen er gerade einige liegen hatte, setzte seinen Hut auf und gab sie dem Hund dann wieder zu tragen, um jetzt selber seinem Freund van Grooten das gestohlene Geld zurückzubringen.

Oppaß zeigte nun allerdings, wie er auf die Straße kam, nicht geringe Lust, mit dem ihm anvertrauten Gut augenblicklich wieder nach dem Hause des alten Claus durchzubrennen, sein Herr ließ ihn aber nicht von der Seite, er mußte dicht neben ihm bleiben, und so gingen sie denn zusammen dem Hause des Banquiers wieder zu, den Mynheer van Beeren, da er viel später speiste, noch in seinem Comptoir wußte.

»Heut!« dachte da van Beeren, als er bemerkte, daß das Fenster desselben der schwülen Luft wegen offen stand, »wenn ich nun Oppaß auf demselben Wege wieder hineinschickte, wie er sich damals jedenfalls das Geld geholt hatte, dann erfahren wir auch gleich, ob er so hoch springen kann.

„Gedacht gethan — wie er dicht bei dem Fenster war, blieb er stehen, und nach dem Fensterbrett hinaufdeutend, sagte er leise zu seinem Hund: »Oppaß, hopp, spring herauf, rasch!“

Der Hund sah ihn mit den klugen Augen an und wedelte mit dem Schwanz; ob es ihm unnatürlich vorkam, daß er dort Geld hineintragen sollte, wo er noch nie etwas zu essen bekommen hatte, aber der Befehl seines Herrn war zu deutlich; er konnte ihn nicht mißverstehen, und so nahm er denn auch ohne Weiteres einen kurzen Anlauf und war, die Fünfzigguldenrolle noch fest im Maul haltend, mit einem Satz oben auf dem Fensterbrett, wo er denn ruhig stehen blieb und mit dem Schweife wedelte.

Mynheer van Beeren hörte einen lauten Ausruf des Erstaunens; als sich aber der Hund nach ihm umdrehte, als ob er fragen wollte, was er nun thun solle, winkte ihm sein Herr, in die Stube hineinzuspringen, und als er das that, schritt er selber an dem Fenster vorüber und in das Comptoir hinein.

Van Grooten war allerdings im ersten Augenblick, als er den mächtigen Hund in seinem Fenster wie eine Erscheinung auftauchen sah, ordentlich erschreckt gewesen, denn er hatte wirklich geglaubt, daß ein neuer Einbruch beabsichtigt würde. Er erstaunte indessen nicht wenig, als er den Hund seines Freundes mit einer Geldrolle im Maul erkannte. Van Beeren löste ihm aber bald das Räthsel.

Der Hund war damals, als er dem alten Mann die hier im Hause geholte Rolle Geld brachte, so gut behandelt und traktirt worden, daß ihm das gefallen haben mochte. Natürlich suchte er sich den Genuß noch einmal zu verschaffen, und da er nicht in die Thüre konnte, und das Fenster offen sah, war er mit einem Satz oben. Daß er das Comptoir in dem Moment gerade leer fand und nicht bemerkt wurde, war allerdings ein Zufall; lang aufzuhalten brauchte er sich aber auch nicht — die Rollen sah er auf dem Schreibtisch liegen mit einem Sprung konnte er drüben sein, griff eine davon auf, mehr konnte er nicht tragen und brauchte auch nicht mehr, sprang deshalb wieder zurück und auf die Straße hinab, und war lange mit seiner Beute aus Sicht ehe Mynheer seinen Verlust entdeckte, und sich nun vergebens den Kopf zerbrach, wer der freche Dieb sein könnte.“

Allerdings wurde noch viel über den Scherz gelacht, aber Mynheer van Grooten ließ von da ab, wenn er einmal sein Comptoir verlassen mußte, doch nie wieder das Fenster offen, bis er sich hatte von einem Schlosser ein kleines zierliches Gitter davor machen lassen. Er traute dem Oppaß nicht, denn Gelegenheit macht Diebe, und wer wußte denn, ob der Hund, wenn er einmal wieder Appetit nach einer guten Mahlzeit bekam, nicht doch am Ende noch einmal versuchte, sich dieselbe auf ähnliche Art und Weise zu verschaffen?

Mannigfaltiges.

(Ein Taschentuch als Kriegskarte.) Die Kunsthandlung von S. Sonnenthal in Wien hat den originellen Einfall gehabt, Taschentücher anfertigen zu lassen, die eine vollständige schön gedruckte Karte des deutsch-französischen Kriegsschauplatzes enthalten, und außerdem mit den Portraits von Kaiser Napoleon und König Wilhelm geziert sind. Diese Taschentücher gehen um den billigen Preis von 20 kr. reißend ab, und Jedermann steckt jetzt seine Nase möglichst weit in französisches Land hinein. Ob nicht bei allfälligem rückhaltlosem Gebrauche dem Besitzer ein Stückchen Pfalz oder ein halber Festungsgürtel von Metz an der Nase hängen bleibt, ist uns nicht bekannt.

(Verbürgtes Anekdötchen aus dem Jahre 1861.) Der schweizerische Gesandte in Paris, Herr Dr. Kern, ging mit einem Pudel spazieren und begegnete dem Kaiser, der zu Pferde war. Napoleon III. hielt an, winkte den Dr. Kern freundlich herbei und sagte: „Wissen Sie, was für ein Unterschied ist zwischen diesem Hund und der Rheingrenze?" Dr. Kern verneigte sich mit einem verneinenden Ausdruck. — „Dieser Hund" erwiderte der Kaiser, „ist des Kern's Pudel, die Rheingrenze aber ist des Pudels Kern!"

(Französische Kriegsziele.) Jules Richard, der politische Chroniqueur des „Figaro" stellt als Kriegsziel für die französische Armee die Gefangennahme des Grafen Bismarck hin. Wenn man denselben einmal habe, werde man ihn zwingen, in französische Staatsdienste zu treten; dann, ruft Herr Richard aus, dann werden wir doch auch einen „Staatsmann in unserem Cabinete haben.

(Ein Dilemma.) Die Zukunftspolitik, die sich nach jeder Siegesdepesche mehr und mehr mit dem Schicksale des Friedenskaisers Napoleon beschäftigt, hat sich in zwei Parteien gespalten. Die eine behauptet, Bismarck habe Recht, als er sich dahin ausgesprochen: „Wenn wir siegen, so müssen die Franzosen ihren Kaiser zur Strafe behalten, daß sie sich diese Ruthe selbst aufgebunden." Die andere Partei sagt, Deutschland müsse ihn für sich in Anspruch nehmen, da er mehr als der eifrigste Patriot zu Deutschlands Einigung und Größe beigetragen.

(Ein entsetzlicher Abschied) wurde in Berlin einem Feldwebel des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regimentes bereitet. Als das Regiment bereits im Ausmarsch von der Caserne begriffen war, wollte das 6jährige Töchterchen eines Feldwebels dem Vater noch einmal ein letztes Lebewohl sagen und ihn umarmen. Dies geschehen, lief das Kind zurück und gerieth so unglücklich unter einen Proviantwagen, daß es, über den Hals gefahren, sofort getödtet ward. Mit welchen Gefühlen muß der unglückliche Vater in den Krieg gezogen sein!

(Dringende Abhaltung.) Vor einigen Tagen hat ein einberufener Landwehrmann die Rücknahme seiner Klage beim Berliner Stadtgericht mit folgendem Schreiben angezeigt: „Da ick in den nächsten Tagen einen Termin mit Louis'n habe, so bitte ick den mit die Wittwe Rünnecke aufzuheben."

(Geschäftsnoth.) Ein Leipziger Zeitungscolporteur beantwortete kürzlich die Frage, wie sein Geschäft gehe, mit den Worten: „Ach mit de Extrablätter is es jetzt ooch faul! Wenn man dem Publikum jetzt nich in jedes Blatt en todten Franzosen eingewickelt bringt, denn koofen se's nich!"

(Nur ein Steinmetz.) Einem Gerücht zufolge soll der Selbstliebe des Kaisers Napoleon der Umstand einen gewaltigen Stoß versetzt haben, daß, während sein Oheim von einem Canova gemeißelt wurde, er selbst nur von einem „Steinmetz" ausgehauen werden soll.

(Na Vater Moltke, nu mach 'n Plan.) Graf Moltke wurde ein Paar Tage vor seiner Abreise, aus dem Palais des Königs kommend, von einem Trupp Jungen mit einem „Hoch" empfangen. Als er sich grüßend umwandte, rief Einer aus der Gesellschaft: „Na Vater Moltke, mach 'n Plan!"

Dem „Kladderadatsch entnehmen wir folgendes

Zwiegespräch.

Müller: Donnerwetter! Muß Napoleon sich alleweele über uns ärgern von wegen de neue Enthüllung!

Schultze: Ick jloobe, ER hat uns den Unterjang jeschworen!

Müller: Wenn ER des man thäte! Dann wären wir jewiß sicher.

Schultze: Wo so denn?

Müller: Na, weil ER bis jetzt immer falsch jeschworen hat!

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 67. Samstag den 20. August 1870.

Meister Erwin's Heerschau.

Zur mitternächtigen Stunde
Da regt sich's zu Straßburg im Dom
Es steigen die Bauherrn zur Zinne
Und schauen hinüber zum Strom

Und unter ihnen der Meister
Ruft weit in das Land hinein:
„Wann kommen die Deutschen wieder?
Du alter Vater Rhein?

Wann hallt in den Gassen drunten
Der deutschen Rosse Huf?
Wann ragt in Deutschland wieder
Das Bauwerk, das ich schuf?

Wann werden die Retter kommen,
Daß endlich der Bann zerreißt,
Daß frei von den welschen Banden
Sproßt wieder der deutsche Geist?

Er rief es seit langen Jahren,
Er rief es in jeder Nacht;
Doch die Wellen zogen vorüber,
Sie hatten sein nicht Acht.

Sie zogen seit langen Jahren
An Straßburgs Wällen vorbei,
Und die Deutschen schliefen und zankten,
Und Straßburg ward nicht frei.

Zur mitternächtigen Stunde
Ruft wieder der Meister einmal;
Er ruft es mit lauter Stimme,
Hinauf und hinab durch's Thal.

Und horch, es regt sich und flüstert,
Und bebt durch das weite Land,
Herab von Helvetiens Bergen
Bis zum fernen Meeresstrand.

Da tönt es wie freudiges Rufen
Herauf aus dem wogenden Strom,
Und über die Wälle und Zinnen
Erklingt es hinauf zum Dom:

„Sie kommen alter Geselle!
Es werden die Deutschen wach;
Sie kommen aus allen Gauen,
Zu sühnen die alte Schmach.

Sie haben des Zanks vergessen,
Es wallt und siedet ihr Blut;
Sie kommen und wollen sich rächen
Am welschen Uebermuth.

So klingt's und es murmeln die Wellen
Und rauschen von Gau zu Gau;
Da bebt vom innersten Grunde
Der alte, steinerne Bau.

Zur mitternächtigen Stunde
Am Thurme der Meister steht,
Und mit den Gesellen allen
In's Reich hinaus er späht.

Und sieh, da gleißt es und blitzt es,
Und rasselt und trabt durch die Nacht,
Es zieht in langen Reihen
Herüber die deutsche Macht.

Sie ziehen in hellen Haufen,
Sie schreiten über den Rhein,
Sie wallen am Dome vorüber
In's Land der Welschen hinein.

Und es drängt sich und wogt und wimmelt
In endlosem Zuge nach,
Die Deutschen kommen und sühnen
Vielhundertjährige Schmach!

Lang steht entzückt der Meister
Und schaut und lauscht hinab,
Dann steigt er mit seinen Gesellen
Herunter in sein Grab.

Dann legt er sich ruhig nieder
Am alten, deutschen Strom,
Denn deutsch ist wieder sein Boden,
Und deutsch ist wieder sein Dom.

Otto Hörth.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

1. Kapitel.

Die geräumige Wohnung des Banquiers Meyer war hell, glänzend erleuchtet. Durch die Fenster schimmerten die prachtvollen Kronleuchter und die Kerzen, welche an den Wänden ange-

bracht waren. Rauschende Musik drang aus dem Hause. An den Fenstern des Saales, welcher die Mitte der Wohnung bildete, sah man von der Straße aus Gestalten und Schatten leicht vorüberschweben.

Vor dem Hause an der Seite der Straße hielt eine Anzahl Equipagen. Die Kutscher saßen entweder müde, halb schlafend auf dem Bock oder standen in kleinen Gruppen, sich durch Plaudern die Zeit zu vertreiben, bis es ihrer Herrschaft gefällig war, heimzufahren. Zeitig waren sie bestellt, und lange mußten sie warten.

Dem Hause gegenüber stand eine Menge Menschen, Männer und Frauen, auf der Straße, welche neugierig zu den hellerleuchteten Fenstern aufblickten und zum Theil ihre scherzenden Bemerkungen machten, wenn ein Paar vor den Fenstern vorübertanzte, oder ein an seiner Livree erkennbarer Diener rasch vorbeieilte.

Es mußte etwas Besonderes in dem Hause vorgehen, welches zu später Stunde noch die Menschen auf der Straße fesselte und ihre Neugier erregte. Eine gewöhnliche Gesellschaft, oder ein Ball würde ihr Interesse sicherlich nicht erregt haben, da in der großen Stadt, in der Residenz dergleichen jeden Abend vorkam.

Die Menschen würden deshalb kaum im Vorübergehen den Blick neugierig zu den Fenstern emporgerichtet haben.

Es war auch eine besondere Veranlassung, welche die Neugierigen auf der Straße versammelt hatte. Der Banquier Meyer galt für einen der reichsten Männer in der ganzen Stadt, er machte ein großes Haus, lebte äußerst luxuriös, und es war zu erwarten, daß er an diesem Abende, wo er den Polterabend seiner Tochter feierte, Alles aufgeboten haben werde, was sich durch Geld erreichen ließ, um seine Gäste zu bewirthen und seine Tochter zu ehren. Es kam noch hinzu, daß seine Tochter in der ganzen Stadt ihrer Schönheit wegen bekannt war.

Die auf der Straße Stehenden sprachen in der That fast nur von dem schönen Mädchen und ihrer Verbindung.

„Ich beneide den Banquier wahrhaftig nicht," sprach ein gemüthlich und behaglich aussehender Mann zu seinem Nachbar. „Wäre ich so reich, wie er ist und hätte ich eine so schöne Tochter, so hätte ich mein Kind wahrhaftig nicht dem Manne zur Frau gegeben, der eigentlich nichts ist und nichts hat, und, ich glaube auch sein Lebtag nichts thun wird, als das Geld des Alten durchzubringen. Ich meine, er hätte ganz andere Männer für seine Tochter finden können."

„Er ist ein Narr," bemerkte der Nachbar. „Er hat sich allein durch den Namen blenden lassen. Es schmeichelt ihm, daß seine Tochter einen Adeligen heirathet, und „gnädige Frau" genannt werden wird. Der Schwiegersohn wird ihm sicherlich ein theurer Spaß werden! Nun, meine Sache ist es nicht, denn aus meiner Tasche habe ich ihn gottlob nicht zu erhalten!"

„Benzig", fiel ein Dritter lachend ein, „dies glaube ich Euch auf Euer Wort! Uebrigens würde sich der Herr Templow noch schlechter dabei stehen, denn besondere Schätze habe ich nie bei Euch bemerkt. Wenn Ihr des Abends Eure fünf Glas bezahlt habt, bleibt gerade so viel übrig, daß Ihr ruhig, ohne Furcht bestohlen werden zu können, nach Hause geht."

Der Genannte nahm diese scherzenden Worte als Scherz auf.

„Ich bin zufrieden, wenn meine Kasse stets so weit langt, als mein Durst reicht," erwiderte er. „Bei Euch scheint der Durst größer zu sein, sonst würdet Ihr nicht in dem Buche des Wirthes „Zu den drei Rosen" so hoch angeschrieben stehen. Er klagte mir kürzlich seine Noth und zeigte mir die lange Rechnung, welche in seinem Buche unter Eurem Namen steht. Haha! Ich gab ihm den guten Rath, sich die Mühe des Anschreibens zu ersparen, denn bezahlen würdet Ihr ihn doch schwerlich, weil Eure Frau Euch gar zu knapp hält."

Dieses Mal war die Zahl der Lacher auf seiner Seite. Die Aufmerksamkeit der Umstehenden wurde indeß in demselben Augenblicke auf's Neue auf das gegenüberliegende Haus gelenkt. Wir treten in dasselbe ein, um die Leser mit dem, was in demselben vorging, genauer bekannt zu machen.

Die glänzenden, großen, und durch zahlreiche Wachskerzen erhellten Räume hatten auf den ersten Blick etwas Blendendes und Betäubendes. Man wußte nicht, sollte man das Auge auf der überreichen Ausstattung oder auf den kostbaren Toiletten ruhen lassen, welche im Tanze vorüberschwebten. Leicht fand man indeß unter den zahlreichen Menschen den Banquier Meyer heraus, dessen kurze gedrungene Gestalt mit geröthetem Antlitze geschäftig hin- und hereilte, bald dort im Vorbeigehen einer jungen Dame einige scherzende Worte zuflüsterte, bald einem Freunde vertraulich auf die Schulter klopfte, und ehe sich dieser umzudrehen vermochte, bereits wieder mit einem Dritten ein Gespräch angeknüpft hatte. Er hielt sich bei Niemand lange auf und erledigte sich der Verpflichtung, seine Gäste zu unterhalten, in einer wirklich bewunderungswürdigen Weise. Kaum sah man ihn an einer Seite des Saales zwischen den Tanzenden verschwinden, so tauchte seine kurze Gestalt mit der weißen Weste, der weißen Cravatte und den weißen Handschuhen an der andern Seite bereits wieder auf. Er war überall, gab dort einigen Dienern mit den Augen Befehle, drückte

im Vorbeigehen seiner Tochter, welche an der Seite ihres Verlobten in einer Nische saß, zärtlich die Hand, ergriff, ohne still zu stehen, ein Glas Champagner, um sich zu erfrischen, und trat dann zu einem jungen Manne, welcher ruhig, in Gedanken versunken, an ein Fenster gelehnt, da stand.

„Sie tanzen nicht, Herr Träger?“ sprach er halb fragend und halb vorwurfsvoll.

„Ich tanze selten, Herr Meyer,“ entgegnete der Angeredete, sich sichtbar ungern aus seinen Träumen wachrufend.

„Herr Träger, was muß ich hören!“ rief der Banquier scherzend. „Ein so junger und hübscher Mann, wie Sie, tanzt selten! Als ich noch in Ihrem Alter war, würde ich es für eine Sünde gehalten haben, einen Tanz zu überschlagen! Fehlt es Ihnen an Bekanntschaften, ich will Sie einigen jungen Damen vorstellen, natürlich hübschen! Kommen Sie! Haha! Sie können sich auf meinen Geschmack dreist verlassen!“

Ein halb ernster und halb trauriger Ausdruck auf dem Gesichte des jungen Mannes war auch bei diesen scherzenden Worten nicht geschwunden.

„Ich danke Ihnen, Herr Meyer, es ist mir unmöglich, jetzt zu tanzen,“ erwiderte er.

„Unmöglich! Unmöglich!“ rief der kleine Banquier. „Das ist mir wahrhaftig unbegreiflich! Ich fühle sogar noch in meinen alten Tagen Lust in den Beinen, wenn ich die verlockenden Klänge der Musik höre; doch ich weiß, daß Sie ein sonderbarer Schwärmer sind — vergessen Sie zum wenigsten das Trinken nicht.“

Er eilte weiter, er mußte seine Aufmerksamkeit ja allen widmen und so viele Worte, als zu seinem ersten Buchhalter, hatte er in der That nur zu wenigen seiner Gäste gesprochen.

Der junge Mann, der noch keine dreißig Jahre zählen konnte, dessen großes dunkles Auge einen eigenthümlichen, fast verzehrenden Glanz hatte, lehnte sich, als der Banquier ihn verlassen hatte, wieder ruhig an das Fenster. All die Menschen, welche in dem Saale und in den Nebenzimmern hin- und herwogten, schienen für ihn nicht vorhanden zu sein, er bemerkte die Tanzenden nicht, welche dicht an ihm vorüberglitten, sein Auge ruhte unablässig auf Magdalene, auf der Tochter des Banquiers, welche kaum zehn Schritte von ihm entfernt an der Seite des Herrn von Templow saß.

Nur für sie hatte er Interesse. Keine ihrer Bewegungen entging ihm, sein Blick ruhte auf ihren Lippen, als wollte er jedes Wort, welches sie zu ihrem Verlobten sprach, erhaschen. Dann und wann glitt sein Auge flüchtig über die Gestalt des Herrn von Templow hin und unwillkürlich nahm es dann einen düstern, fast drohenden Ausdruck an. Gewaltsam fast preßte er die übereinandergeschlagenen Arme auf die Brust, als er sah, wie Templow zärtlich den Arm um das Mädchen schlang, welches in kurzer Zeit für immer sein werden sollte. Es war, als ob er eine wilde heftige Empfindung, welche in ihm aufstieg, mit aller Gewalt niederdrücken wollte.

Weder Margareth noch ihr Verlobter ahnten, wie aufmerksam sie beobachtet wurden; das Gesicht des wirklich schönen Mädchens war bleich, ein trüber, schmerzvoller Zug in demselben war nicht zu verkennen, selbst wenn der Mund halb gezwungen, sich zu einem Lächeln verzog. Dies Lächeln sprach zu deutlich aus, daß in dem Herzen die entgegengesetzte Stimmung wohnte.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Mazzini über Louis Napoleon.

Vor einigen Jahren schrieb der bekannte italienische Revolutionsmann Joseph Mazzini einen offenen Brief an Louis Napoleon, den sich Letzterer wahrscheinlich nicht an den Spiegel gesteckt hat; andere Leute haben dies aber gethan und theilen jetzt jenen Brief zur Benutzung mit. Wir geben hier nur den Schluß desselben:

„Ja, das Kaiserreich hat sich als eine Lüge erwiesen! Sie mein Herr, bilteten dasselbe nach Ihrem eigenen Angesicht. Im Verlaufe des verflossenen halben Jahrhunderts hat, mit Ausnahme Talleyrands, kein Mann so viel gelogen, wie Sie. Darin liegt das Geheimniß Ihrer zeitweiligen Gewalt. In einem sceptischen und zerfahrenen Zeitalter, wie dem unseren, werden Lügen leicht geglaubt, aber sie halten nicht vor.

„Im Jahre 1831 erklärten Sie, in Gemeinschaft mit Ihrem Bruder, den Aufstand und die Bewegung gegen den Papst für eine heilige Angelegenheit; jetzt und seit 1849 brandmarken Sie diesen Aufstand als eine Demagogenrebellion. In Arenenberg sagten Sie 1838, „Sie wären, weil alle edlen Seelen in die Verbannung gejagt seien, oder von den Regierungen verfolgt würden, stolz darauf, zu der Schaar der Geächteten, zu gehören.“ Seitdem haben aber gerade Sie gegen dieselben eine grausame Verfolgung organisirt.

„Als im Jahre 1836, nach dem von Ihnen verübten Straßburger Attentate, Ludwig Philipp Sie nach Amerika schickte, erklärten Sie, es sei Ihnen bewußt, daß Sie schuldig seien, Sie sagten weiter daß Sie sich durch seine Großmuth und Milde tief gerührt fühlen, und Sie übernahmen die Verpflichtung, gegen ihn nie mehr eine Verschwörung anzu-

zetteln." Aber schon 2 Jahre nachher conspirirten Sie gegen ihn von der Schweiz aus und vier Jahre später landeten Sie in Boulogne!"

Im Jahre 1848 eilten Sie nach Paris, „um sich unter die Fahnen der Republik zu stellen und der republikanischen Sache volle Hingebung zu bezeigen." Noch in demselben Jahre schrieben Sie: „Im Angesichte der Souveränität der Nation kann ich und will ich nichts in Anspruch nehmen, außer den Rechten eines französischen Bürgers."

„Sie sprachen 1850 mit feierlicher Betonung: „Wenn die Verfassung Fehler hat und Gefahren in sich trägt, so steht es bei Ihnen, dieselben zu beseitigen. Ich aber halte mich durch meinen Eid gebunden, streng innerhalb der von ihr gezogenen Gränzen mich zu bewegen." Wenige Tage vor dem Staatsstreiche von 1851 sagten Sie zur Armee: „ich werde nichts von Ihnen fordern, das über mein von der Verfassung anerkanntes Recht hinausginge." Und am 2. Dezember selbst, dem Endergebniß Ihrer Usurpationspläne, proclamiren Sie: „Es sei ihre Pflicht, die Republik zu schützen." Aber was kam gleich darauf? Es kam die Verletzung aller Eide und aller Garantien. Es herrschte der Eine ehrgeitzige Wille, welcher sich an die Stelle des gesetzlich ausgesprochenen Willens der Nation drängte; es kam unter Strömen von Blut die Berufung an die brutale Gewalt; es kam der unerbittliche Befehl an St. Arnaud; die Volksvertretung wurde versprengt oder verhaftet; Generale wurden verhaftet; Paris wurde einem durch Geld gewonnenen, aufgeregten, berauschten, mitleidlosen Soldatenpöbel preisgegeben. Das Feuer der Linie und der Pelotons wurde gegen eine unbewaffnete, unschädliche Volksmenge auf den Boulevards gerichtet und ein methodisches Niedermetzeln veranstaltet, um die Seelen der demnächstigen Stimmenabgeber mit Angst und Schrecken zu erfüllen. Es fielen 2652 Opfer, 88 Volksvertreter wurden geächtet, Tausende eingekerkert, und viele ohne auch nur die geringste Form eines gesetzlichen Verfahrens deportirt; dann erst war der Triumpf vollständig und erfolgte die Scheinwahl.

„Und Sie, mein Herr, konnten sich der Hoffnung hingeben, daß eine Dynastie sich gründen liehe auf so systematische Lüge, auf solch' einen Unterbau von Blut und Leichen? Sie konnten glauben, daß die vorübergehende ephemere Ehrfurcht einiger auswärtigen Mächte die nur den Erfolg in Betracht ziehen, aushalten werden, gegen das Kainszeichen, welches durch Gott und die Gerechtigkeit auf Ihre Stirn gedrückt ist?

„Herr! es giebt etwas, das über dem bloßen Erfolge steht: Gott! Etwas, das stärker ist, als die einzelne Thatsache: das Recht! Etwas, das höher steht, als götzendienerische Verehrung: die Zeit!

„Vermögen Sie Gott vom Throne zu stoßen?

„Können Sie das Recht austilgen?

„Können Sie die Zeit vernichten?

„Die Männer des Rechtes und der Freiheit haben die Inquisition und das große Kaiserreich besiegt; verlassen Sie sich darauf, Herr, daß auch Sie besiegt werden!"

Mannigfaltiges.

(Marschall Canrobert's werthvolle Einnerung.) Im „Vaterland" findet sich folgendes verfängliche Geschichtchen: Auf einem der Tuilerienfeste wurde Marschall Canrobert von einer Dame gefragt: „Wie gefalle ich Ihnen in der Crinoline, welche ich heute Abend trage? „Ganz vortrefflich, Madame", erwiderte lächelnd der Marschall. „Uebrigens hat diese Tracht für mich etwas ganz besonderes Anziehendes; sie erweckt in mir die Erinnerung an einen Gegenstand, der mir einst sehr werth gewesen und das Ziel meines irdischen Strebens umschloß." — „Halten Sie ein!" fiel ihm die Dame in das Wort, „oder kommen Sie schnell zum Schluß Ihrer Rede; Sie stellen meine Neugierde auf eine zu harte Probe. Ich brenne darauf, den Gegenstand zu kennen, der Sie mit solchem Feuer zu erfüllen vermag und durch meine unschuldige Crinoline in Ihr Gedächtniß zurückgerufen wird. Geschwind, Herr Marschall, nennen Sie den Gegenstand!" — Und wieder lächelte der Marschall, dann sagte er trocken: „Es ist mein ehemaliges Zelt als Oberbefehlshaber in der Krim. Einer Dame in der Crinoline darf nur noch ein Fähnlein auf das Haupt gesetzt werden, und ich würde glauben mein Zelt sei lebendig geworden und zu mir hergewandelt nach Paris."

(General Freßsack.) Unsere Soldaten haben dem General Frossard einen Spitznamen gegeben. Da derselbe nämlich seines Diners und Soupers aus Saarbrücken requiriren ließ, so nennen ihn die Leute „General Freßsack", und diesen Namen wird er wohl bei uns behalten.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Schweinfurter Anzeiger.

Extra-Blatt.

Deutschland, Deutschland über Alles!

„Gefallen ist der Freiheit größter Feind."

Gestern Nacht gegen 10 Uhr ging dem hiesigen Depeschen-Verein noch nachstehendes Telegramm zu:

Berlin, 19. Aug. 7 Uhr 15 Min. Abends. Großer Sieg unter Führung Königs. Offiziell. An die Königin. Bivouac bei Rezonville 18. August 9 Uhr Abends.

Französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter Meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihrer Verbindung mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. Wilhelm.

Jedermann fühlte die unendlich große Tragweite und den hohen Werth dieses Sieges; allgemeiner Jubel verbreitete sich sofort über die ganze Stadt; Ein Mund verkündete es dem andern; im Nu war eine große Anzahl Pechfackeln beschafft und angezündet, Böllerschüsse erdröhnten von den Wällen, griechische Feuer beleuchteten den Marktplatz und das Rathhaus, Feuerwerk blitzte darein, die Häuser des Marktplatzes und der Hauptstraßen illuminirten und unzählige „Hurrah!" und „Vivat!" auf Deutschland, die deutsche Armee und den Bundesfeldherrn erschollen, als die offizielle Depesche den Versammelten abgelesen wurde. —

Alle Sänger traten zusammen und mächtig stieg die „Wacht am Rhein" zu dem gestirnten Himmel auf. Als die requirirte Musikgesellschaft „Franconia" eingetroffen war, setzte sich ein Fakelzug unter Vorantritt des alten ehrwürdigen Turnvereinbanners durch die Straßen in Bewegung.

(Welch' glückliches Verzeichen — den alten Turnerfarben „Schwarz Roth Gold" von 1848 war es vorbehalten, diesen großen Sieg der deutschen Nation zuerst zu begrüßen! „Gut Heil! — Gut Heil!" für ferner!)

In allen Straßen schlossen sich die durch Musik, Hurrahrufe und die Böllerschüsse aus den Familienkreisen beigelockten Einwohner jubelnd dem Zuge an.

Auf denn Schweinfurt! Auf ihr Deutsche allesammt! Heraus die Fahnen, beflaggt die Häuser und feiert den großen Sieg, dessen Früchte uns und den fernsten Enkeln, der deutschen wie jeder nach Freiheit strebenden Nation zu Gute kommen wird — denn geworfen ist der Freiheitsmörder.

„Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor ihm, er wird dem Lande nicht mehr schaden!"

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt.

Francönia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 68. Mittwoch den 24. August 1870.

An IHN und seine Anhänger.

O, Thoren Ihr! Die Ihr mit schwachen Armen
Des Zeitenrades Speichen greifen wollet,
Ihr hemmt es nicht! Auf Eure Leiber rollet
Das Mächt'ge hin, es übet kein Erbarmen.

Ihr konntet Euch für Freiheit nicht erwarmen
Für Recht und Licht, die Ihr nur herrschen wollet.
Seht Ihr den Blitz! Hört wie der Donner grollet!
Orkane heulen Euer Leichencarmen!

In Bußtracht nicht hüllt sich des Augenblick's
Erzürnter Geist, in Stahl gepanzert schreitet
Dröhnend einher der Herold des Geschick's.

Sein Schwert, das sausend durch die Lüfte gleitet
Die letzte Faser trennt's des morschen Strick's,
An dem die Völker lange Ihr geleitet.

Ernst Fest.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Trotzdem Margarethe die lieblichste und schönste Erscheinung war, trotzdem die ganze Festlichkeit eigentlich nur ihr galt, so war doch ihr Anzug vielleicht der einfachste aller anwesenden Damen. Sie trug ein einfaches, allerdings mit echten Spitzen garnirtes Kleid, ihr volles braunes Haar war nur durch einige frische natürliche Blumen geschmückt, und um den blendend weißen Hals schlang sich ein kostbares Perlenhalsband, mit welchem ihr Vater sie an dem Morgen dieses Tages beschenkt hatte.

Das Auge ihres Verlobten ruhte mit sinnlichem Verlangen auf ihrem reizenden Gesichte auf dem weißen, zartgerundeten Halse und Nacken.

„Margarethe", sprach er halb flüsternd, „Du bist heute nicht so heiter, als ich Dich sehen möchte. Wenn Du Dich nur zum hundertsten Theile so glücklich fühltest, wie ich es bin, so würdest Du lustig sein."

Ein fast schmerzlicher Zug zuckte um ihren Mund hin.

Derselbe entging dem scharfen Blick ihres Verlobten nicht. Ein Gefühl des Unwillens schien in ihm aufzusteigen, allein er bezwang es.

„Margarethe", fuhr er fast bittend fort, „willst Du zum wenigsten an dem Abende vor unserer Hochzeit, an dem Abende vor dem Tage, an welchem wir für immer verbunden werden, nicht liebevoll und zärtlich gegen mich sein?" Er hatte den Arm um sie geschlungen und suchte, sie fest an sich zu pressen.

„Ich habe mich ja dem Wunsche meines Vaters und auch Deinem Wunsche völlig gefügt, was verlangst Du noch mehr?" erwiderte Margarethe, allein ihre Worte klangen so kalt, fast abstoßend.

„Also nur dem Wunsche Deines Vaters, nur meinem Wunsche hast Du Dich gefügt", sprach ihr Verlobter mit bitterem Tone, „Dein Herz nimmt an diesem Tage weiter keinen Antheil? Es klingt aus Deinen Worten fast, als ob Du ein Opfer geworden wärest, als ob Du mit einer solchen Empfindung in der Brust zum Altare treten wolltest."

Margarethe antwortete nicht. Sie blickte auf das prachtvolle Blumenbouquet, das sie in der Hand hielt.

„Margarethe, Du hast kein zärtliches Wort für mich an diesem Abende?", fuhr der Herr von Templow fort. „Alle Bekannte beneiden mich und doch wäre ich nur wenig beneidenswerth, wenn ich nur Deine Hand und nicht auch Dein Herz mein nennen könnte!"

Margarethe blickte in diesem Augenblicke auf. Ihr Blick traf mit dem des jungen Mannes, welcher kaum zehn Schritte von ihnen am Fenster stand, zusammen. Unwillkürlich zuckte sie zusammen. Das Bouquet in ihrer Hand zitterte. Das Auge darauf richtend und sich langsam erhebend sprach sie mit leise bebender Stimme zu ihrem Verlobten: „Man wird uns vermissen — komm — ich glaube, mein Vater sucht mich!"

Templows scharfes Auge war dem Blicke seiner Braut gefolgt. Er hatte den jungen Mann erblickt, hatte ihr Zusammenzucken be-

merkt und fühlte das Zittern ihrer Hand, als sie dieselbe in seinen Arm legte. Ohne ein Wort zu erwidern, trat er mit ihr in den Saal, unter die Gäste. Nur seine fest aufeinander gepreßten Lippen verriethen, was in ihm vorging.

Der Banquier trat ihnen in diesem Augenblicke entgegen. Er war so aufgeregt, so glücklich, daß er die Verstimmung, welche sowohl auf dem Gesichte seiner Tochter wie auf dem ihres Verlobten sich deutlich ausprägte, nicht bemerkte.

„Kommen Sie, lieber Sohn" sprach er, die Hand in Templows Arm legend. „Sie vergessen über die Liebe ja ganz das Trinken! Haha! Und doch habe ich stets gehört, daß die Liebe durstig macht. Liebe und Wein müssen unzertrennlich sein. Kommen Sie!"

„Sie haben Recht, die Liebe macht durstig!" erwiderte Templow. Seine Worte klangen halb wie Spott. „Ich will Dich Deinen Freundinnen auch nicht ganz entziehen" fügte er, zu Margarethe gewendet, hinzu und folgte dann ihrem Vater zu dem nahe gelegenen Speisezimmer. Mehrere seiner Freunde traf er dort beim Champagner, er setzte sich zu ihnen und mit Hast leerte er schnell hintereinander mehrere Gläser.

„Templow, ich habe wahrhaftig geglaubt, Sie hätten heute Abend das Trinken ganz verlernt!" rief der Baron von Glieben, eine lange hagere Gestalt, dessen Gesicht, obschon es vom Wein geröthet war, dennoch deutlich die Spuren eines wüsten Lebens zeigte.

„Das verlernt sich so leicht nicht" bemerkte Templow leichthin.

„Ihr Schwiegerpapa hat, auf Ehre, einen famosen Weinkeller," fuhr Glieben fort. „Ich muß das anerkennen, dieser Champagner ist echt, Sie wissen, ich verstehe mich darauf. Anden will dies nicht zugeben, allein Sie wissen, daß er nie einem Bürgerlichen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Man muß sich indeß in die Verhältnisse schicken nnd es läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß das meiste Geld leider im Besitze Bürgerlicher ist!"

„Dies habe ich nie bestritten," warf der Herr von Anden, ein kleiner, fast zierlicher Mann ein, der sein ganzes Interesse fast nur dem Champagner und seinem langen Schnurrbarte, den er unablässig strich, zuwandte.

Templow hörte auf die gesprochenen Worte kaum. Wieder und wieder füllte er sein Glas, während sein Auge durch die geöffnete Thür in den Saal hinüberglitt.

„Templow, ich hätte nie geglaubt, daß Sie so zärtlich sein könnten", bemerkte Glieben lächelnd. „Ich glaube wahrhaftig, Ihr Auge sucht Ihre Braut. Wir werden schließlich noch erleben, daß Sie ein richtiger Philister werden, und Ihre alten Freunde vergessen."

„Meinen Sie!" warf Templow ein, indem er sich dem Freunde zuwandte. „Baron, Sie haben schon oft bewiesen, daß sie sich gründlich irren können. Ich werde Ihnen beweisen, daß ich der alte bleibe. — Bringen Sie mehr Champagner und frischen, dieser scheint schon den halben Abend hier gestanden zu sein," befahl er einem vorübereilenden Diener. — „Mein Blut ist so heiß, daß ich es kühlen muß und dazu giebt es kein besseres Mittel als Champagner!"

„Templow, ich gebe Sie nicht auf," bemerkte Anden trocken.

„Haha, weil ich mich selbst nicht aufgebe," fuhr Templow lachend fort. Sein Lachen, seine Stimme hatten etwas Aufgeregtes und Wildes. „Bis zu dieser Stunde ist mir der Gedanke noch nicht gekommen, unserm lustigen Leben Valet zu sagen! Zudem soll ja der Polterabend der lustigste Tag im ganzen Leben sein! Haha! Es ist wahr, es giebt keinen lustigeren Tag! Anden, Sie sind der Kleinste von uns, allein Sie können am meisten vertragen, weil Sie stets im Stillen und mit Berechnung weiter trinken, stoßen Sie an, alle Polterabende sollen leben! Auf Ehre, solch' ein Tag macht viel Spaß — ungeheuren Spaß!"

Er hielt Anden erregt das Glas entgegen.

Mit seinem gewohnten Phlegma stieß dieser an.

„Ich bin kein Freund der Polterabende", erwiderte er ruhig, „dennoch mag ich Niemanden dies Vergnügen verderben!"

„Still, Anden," fiel Glieben ein. „Ich erlebe noch, daß ich auch Ihre Hochzeit mit feiere, wenn Sie einen Goldfisch finden, der sich solcher Anstrengung lohnt!"

Anden antwortete nur mit einen Zucken der Achseln.

Mehrere junge Leute traten zu den Zechenden, setzten sich zu ihnen und deren Unterhaltung erhielt dadurch eine andere Wendung. —

In erregter Stimmung hatte Margarethe ihren Verlobten verlassen. Ihre Brust war so beklommen, daß sie dem Drucke zu unterliegen drohte. Ringsum sah sie heitere, lachende Gesichter, sie sollte ihnen entgegentreten, sollte gleichfalls eine heitere Miene zeigen und doch hätte sie laut aufschreien mögen vor innerem Schmerze.

Sie fühlte, daß sie in diesem Augenblicke nicht die Kraft und Selbstbeherrschung besaß, um sich unter die Lustigen zu mischen, für kurze Zeit mußte sie allein, ungestört sein, um sich zu sammeln, und rasch entschlossen wandte sie sich zu einem kleinen Nebengemache, das durch eine Ampel nur matt erleuchtet war. Sie wollte an das Fenster eilen, dasselbe öffnen, um in der Nachtluft ihre glühende Stirn zu kühlen — die

Gestalt eines Mannes, desselben jungen Mannes, der sie kurze Zeit zuvor von dem Fenster aus beobachtet hatte, kam ihr entgegen.

Unwillkürlich trat sie erschreckt einen Schritt zurück. Ihn hatte sie hier nicht erwartet, mit ihm zusammenzutreffen, war sie am allerwenigsten vorbereitet. Auch er war betroffen. Einige Sekunden lang ruhte sein großes Auge, halb vorwurfsvoll und halb traurig, auf ihrem Gesichte, man sah an dem leisen Zucken seiner Lippen, wie erregt er war. Dann raffte er sich zusammen.

„Sie wünschen allein zu sein, — ich will Sie nicht stören," sprach er und wollte an ihr vorübereilen.

Margaretha erfaßte seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie, Träger," sprach sie mit leiser bebender Stimme. „Ich wünsche, Sie zu sprechen — ich muß Sie sprechen und ich weiß nicht, wann sich mir wieder, wie in diesem Augenblicke, die Gelegenheit dazu bieten wird."

Träger trat mit ihr an das Fenster zurück. Die langen, schweren seidenen Vorhänge verbargen sie. Er hatte des Mädchens Hand erfaßt und hielt sie fest in der seinigen.

„Margarethe," erwiderte er, und auch seine Stimme verrieth seine Erregung, „auch ich habe mich darnach gesehnt und doch würde es vielleicht besser sein — für Sie und auch für mich, wenn wir uns nie wieder gesprochen hätten!"

— „Auch ich habe mir dies gesagt," fuhr Margaretha fort, „allein ich konnte es nicht ertragen, so von Ihnen zu scheiden; der Gedanke, daß Sie meinen Schritt falsch deuten könnten, drückte mich nieder. Ich habe den Vorwurf in Ihren Augen gelesen, als Sie mich vorhin anblickten. Träger, haben Sie Mitleid mit mir, ich weiß, daß ich Ihnen eine Hoffnung vernichte, für mich ist mit dem heutigen Tage mein ganzes Lebensglück zu Grabe getragen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein prosaisches, aber vielleicht auch sehr wahres Bild vom Schlachtfelde gab auf einem Berliner Bahnhofe bei einem der Gefangenenzüge einer der transportirenden Soldaten, ein biederer Liegnitzer. Er klagte so schreibt der Correspondent der „Elberf. Ztg." inmitten des Ueberflusses, den die Gefangenen hatten, über rasenden Durst und ich verhalf ihm zu einem Glase Bier. Ich fragte ihn aus; er hatte bei Weißenburg gefochten. „Haben Sie viel Kanonen gesehen?" „Gesehen haben wir gar nichts, immer vorwärts, fünf Stunden lang." „War Cavallerie dabei?" „Das weiß ich nicht, wir sind immer blos vorwärts gelaufen, mit gefälltem Bajonnet; die Franzosen schossen so viel, daß die Luft ganz dunkel war. Ab und zu wurde commandirt: Halt! dann schossen wir dreimal und dann liefen wir weiter vorwärts." „Wie viel Patronen haben Sie verschossen?" „Nicht viel, 37." „Haben Sie Gefangene gemacht?" „Ich habe blos einen gemacht." Wie ging denn das zu? „Er hielt mir sein Gewehr gerade vor's Gesicht und wollte losdrücken. Ich sprang zu und packte ihn an der Gurgel und sagte: Oller Bruder, geschossen wird hier nicht mehr! Ihn behielt ich gleich, da sitzt er." In der That blickte in diesem Augenblick ein freundlich grinsendes Franzosengesicht zu uns einverständnißinnig herüber. Der Gefangene schien für seinen Gefangennehmer Anhänglichkeit zu haben, und nickte ihm öfter zu.

(Ein willkommner Spion.) Folgendes scherzhafte Intermezzo, das sich auf den Vorpostenlinien zugetragen haben soll, wird von einem bayerischen Offizier als bis in die Einzelheit wahr erzählt. In einer dunklen Nacht fällt in der Vorpostenkette ein Schuß. Alles wird lebendig, man glaubt, die Franzosen wollten einen Ueberfall versuchen, der commandirende Offizier stürzt herbei und examinirt den Posten der den Schuß abgegeben. „Warum haben Sie geschossen?" „A Franzos wollt' sich ebe auf alle Vier ranschleiche, da hab' i ihn g'schoss'n!" „Haben Sie ihn angerufen und was hat er gesagt?" „Er konnt nur antworten „oui oui" und da hab' i g'schossel" — Das Terrain wird genau abgesucht, die Patrouillen gehen hin und her und endlich findet man den „Oui-Oui-Sager". Mit Triumphgeschrei wird er erfaßt, hochgehoben, zum Lager gebracht und — als kostbarer Leckerbissen verspeist. — Der Oui-Oui-Sager war ein schönes, feistes Wildschwein.

Zur Illustration des Volkskrieges, den die französische Regierung organisiren will, wollen wir noch einige Notizen aus den französischen Blättern zusammentragen. Aus dem „Constitutionel" erfahren wir, daß wenn Frankreich zwei Millionen Gewehre an seine Vertheidiger vertheilt haben wird, es doch noch eine Million in seinen Zeughäusern übrig hat. Doch wird der Schrecken, den wir über diese Nachricht empfinden könnten, dadurch gemindert, daß der „Français" mittheilt, daß die Leute nicht schießen können, sie möchten es doch schnell lernen. Aber mit diesen drei Millionen Gewehren und den Leuten, die nicht schießen können, ist es nicht genug. „Das einzige, was uns noch retten

kann, ist der Luftballon!« ruft der „Francais" aus, der „artilleristische Luftballon«. Nichts ist leichter: Man nimmt Luftballons, setzt aeronautes artilleurs hinein, thut Monstre-Bomben dazu, die Monstre-Bomben werden hinunter geworfen, schlagen die Feinde todt, und retten nicht nur das Vaterland, sondern (die Leser müssen nicht glauben, daß wir uns auf Kosten der Franzosen lustig machen, es steht wirklich im „Francais") wenn Frankreich mit diesen Luftballons fertig ist, ist auch die Eroberung Deutschlands fertig.

(Berliner Humor.) Einem dicken Berliner folgten beim Victoria-Schießen die Schüsse nicht schnell genug aufeinander. Wenn das so fortgeht, rief er, so ist am Ende schon wieder eine Schlacht gewonnen, bis die 101 Schüsse gelöst sind. — Einer von den preußischen 37ern, welche die bei Wörth gefangenen Franzosen nach Berlin gebracht hatten, wurde gefragt, ob sie an den Süddeutschen gute Waffenbrüder hätten. „Ganz gewiß", antwortete er, die Brüder sind ganz gut, aber sie wollen man immer vörupp und det können wir doch nich lüden!" — An der Börse wurden Herrn Zwückoir „Franzosen" (Papiere) angeboten. Er lehnte sie ab: „Wü heußt Franzosen? Die sünd alleweile wörthlos." (Wörth los.)

(Bayerische Knödel.) Der Kaiser von Frankreich soll an gänzlicher Appetitlosigkeit leiden. Nach langer Beobachtung hat sein Leibarzt endlich die Diagnose gestellt: Seiner kaiserlichen Majestät liegen die bayerischen Knödel zu schwer im Magen.

(Nur immer galant.) Ein Badenser äußerte bei der Erbeutung der Mac Mahon'schen Pomadenbüchsen: „Das muß mer sage, galant sein de Franzose! Kaum habe mern gegebe Ihr Fett, gleich liefern se uns die fertige Pomade."

(Für Feinschmecker!) Eine California-Zeitung zeigt folgende Speisekarte einer chinesischen Restauration in San-Francisco an: Katzen-Cotelets 25 Cents — gespickte Ratten 9 Cts — Hunde-Suppe 12 Cts, gebratener Hund 18 Cents — Hunde-Ragout 9 Cents. — Guten Appetit!

(Ein Riesenhotel.) Ein Millionär in Chicago, Herr Pottmer Palmer, zeigt an, daß er am 1. Juli d. J. den Bau eines Riesenhotels in genannter Stadt begonnen habe. Dasselbe soll eine 505 Fuß lange Front haben, acht Stockwerke hoch werden und 750 Zimmer enthalten, im Styl des Louvre-Palastes in Paris erbaut werden und an 2,500,000 Dollars kosten.

Die blauen Teufel.

Melodie:
„Denkst Du daran, wie wir bei Kracau schlugen."

O Ihr, die Ihr den „Geisberg" rasch erklommen,
Die Ersten waret auf des Feindes Schanz',
Und sie, trotz Kugelspritzen, doch genommen —
Wie glänzt Euch hehr der grüne Lorbeerkranz!
Den Sieg bei Wörth habt Ihr im Sturm errungen;
Der Ausschlag war's, die schönste Waffenthat!
Da hat es hoch durch's deutsche Land geklungen:
„Der Bayer ist ein tapferer Soldat!"

Der Feind muß es ja selber eingestehen,
Daß Ihr gekämpft, den grimmen Löwen gleich;
Daß Euresgleichen er noch nie gesehen,
Ob er gefochten auch in manchem Reich.
Welch' schönen Namen hat er Euch gegeben,
Der Franzmann nach der Wörther Kanonad':
„Die blauen Teufel!" ... Hoch! Sie sollen leben!
Der Bayer ist ein tapferer Soldat!

Der Preuße auch, der Heldensohn des Krieges,
Deß Lob erschallt weit über Land und Meer,
Der würd'ge Mann des Glück's, des größten Sieges —
Er rühmet so das deutsche Bruderheer:
„Ja, wahre Teufel sind es, wenn sie stürmen,
Ob's steil hinan, ob es auf eb'nem Pfad,
Und ob sich hoch um sie die Leichen thürmen,
Der Bayer ist ein tapferer Soldat!"

O nehmt den tiefsten Dank, den ich kann zollen!
Ja, nehmt den Dank vom ganzen Bayerland!
Wo Euch die Feinde mit dem „Chassepot" grollen,
Ergreift den „Werder" da mit starker Hand;
Dann wieder frisch darauf, Ihr „blauen Teufel!"
Zum neuen Sieg, zur neuen Heldenthat!
Wer hegte denn an Euerm Muth noch Zweifel? ...
Der Bayer ist ein tapferer Soldat!

Fr. Jung.

An Napoleon!

O großer Held Napoleon,
Nimm Deinen feuergetauften Sohn
Doch auch mal mit nach Weißenburg,
Dann macht er auch die Firmung durch.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. [illegible].)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 69. Samstag den 27. August **1870.**

Das Straßburger Münster.

Von Max von Schenkendorf. 1814.

In Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr;
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibet fest und klar.

So war auch wohl die fromme Welt
Die solches Werk gedacht,
Zu dem sie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.

Wie sich ein ew'ges Heldenmal
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem ein heller schlanker Strahl,
Der Thurm, gen Himmel strebt.

So war auch einst das deutsche Reich,
So war der deutsche Mann:
Auf starkem Grund, im Herzen reich
Das Haupt zu Gott hinan.

Und wie den festen Bau umgiebt
Die schöne Heil'genwelt
So hatte Jeder, was er liebt,
In ihren Schutz gestellt.

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm' Gelübde thun:
Daß nimmermehr soll fremdes Joch,
Auf unserm Nacken ruhn.

Wir sprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünstiges Gebet:
Daß Gott der Deutschen starker Hort
Verbleibe stet und stet.

Daß wie der Thurm der deutsche Sinn
Entwachse seiner Zeit,
Und nach dem Himmel strebe hin,
Wenn ihn die Welt bedräut.

Und ob wir wieder heimwärts geh'n,
Wir wenden unsern Blick,
Und schauen nach des Wasgaus Höh'n,
Wie nach dem Thurm zurück.

Die Bundesfahn' in Feindes Hand?
Der Thurm in welscher Macht?
O nein, sie sind vorausgesandt
Als kühne Vorderwacht.

Wir retten euch, wir haben Eil,
O Wolkensäul' o Feuersäul!
Vergaß euch doch kein Herz
Schaut immer heimathwärts.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Margaretha, glauben Sie, daß auch ich noch Ansprüche auf Glück machen werde?" warf der junge Mann ein. „Es müßte denn ein Glück geben, an welchem das Herz keinen Antheil nimmt, es müßte möglich sein, zu vergessen, was nie — nie aus meinem Gedächtnisse schwinden wird!"

„Martern Sie mich nicht," bat das Mädchen fast flehend. „Sie wissen, daß ich nur aus Liebe zu meinem Vater dieses Opfer gebracht habe. Ihnen ist es ja nicht unbekannt, welche harten Schläge sein Geschäft betroffen haben, er glaubt dasselbe nur dadurch retten zu können, daß er einen adelichen Namen damit verbindet, daß er demselben dadurch Ansehen und Vertrauen verschafft in Kreisen, welche ihm bisher verschlossen waren."

Ein bitteres, schmerzliches Lächeln glitt über Trägers Gesicht hin.

„Ich weiß es, erwiderte er, allein ich weiß auch, daß er sich täuschen wird. Die Kreise werden ihm am wenigsten gewähren, was er sucht, man wird ihn in denselben nur solange dulden, so lange er ihnen nützt, man wird seinen Champagner trinken, seine Gesellschaften besuchen, ihm indeß kalt den Rücken kehren, wenn er von ihnen einen Dienst verlangt!"

„Träger, lassen Sie mir zum wenigsten den Glauben, daß mein Opfer nicht ein vergebliches sein wird," bat Margarethe.

Der junge Mann preßte die Lippen aufeinander, als ob er gewaltsam seinen Mund verschließen wolle.

„Lassen Sie mir den einzigen Trost," fuhr Margaretha fort, „daß Sie mich nicht verkennen. Heinrich, diesen Trost lassen Sie mir! Nun gehen Sie — man darf uns nicht zusammensehen — hier — hier — dies Andenken von mir nehmen Sie mit sich!"

Sie gab ihm ein kleines goldenes Medaillon und wollte ihn sanft zur Thüre hinausdrängen. Mit allen Kräften hatte Träger seine Fassung bewahrt, jetzt verließ sie ihn. Stürmisch schlang er beide Arme um das Mädchen und küßte sie leidenschaftlich auf Mund und Wangen. Sie umklammerte seinen Hals — einen Augenblick lang ruhten sie so Herz an Herz; dann machte Margarethe sich aus seinen Armen frei, drängte ihn fort und bat mit bebender Stimme: „Geh, Heinrich, geh — mein Herz nimmst Du ja mit Dir!"

Und er ging. Zwar wankten seine Kniee, die Wachskerzen, die Menschen, alles schien sich vor seinen Augen tanzend zu drehen. Seine Stirne glühte; in der Rechten hielt er krampfhaft fest das Andenken, welches er von dem geliebten Mädchen empfangen hatte, so trat er in den Saal zurück, gleichgültig gegen Alles, was um ihn vorging. Margaretha war auf den Stuhl gesunken, welcher in der Fensternische stand. Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und gewaltsam, heftig drängten sich ihre Thränen hervor. Sie schluchzte laut. Es war ihr unmöglich, sich zu beherrschen, denn zu lange hatte sie ihrem Herzen Zwang auferlegt und Angst und namenlosen Schmerz in ihrer Brust aufgethürmt.

Alles um sich vergessend, blieb sie regungslos in dem Fenster sitzen, bis eine Hand sich auf ihre Schulter legte. Erschreckt fuhr sie zusammen, und ließ die Hände sinken — ihre Mutter stand vor ihr.

„Kind, was fehlt Dir", fragte dieselbe besorgt.

„Nichts, nichts," erwiderte Margarethe, sich fassend und langsam erhebend.

„Man vermißt Dich," fuhr die Frau fort, welche ahnte, was in dem Herzen ihrer Tochter vorging. „Ich habe Dich überall gesucht, auch Dein Verlobter, — Templow sucht Dich — komm — komm zurück in den Saal."

Sie hatte die von Thränen gerötheten Augen ihrer Tochter nicht bemerkt.

Margaretha zuckte bei der Nennung des Mannes, mit dem ihr ganzes Lebensgeschick für immer verbunden werden sollte, unwillkührlich zusammen. Es war ihr unmöglich, demselben jetzt zu begegnen.

„Ich fühle mich unwohl," entgegnete sie, „die Menschen — die Musik — die Lichter — dies Alles droht meinen Kopf zu zersprengen! Ich ertrage es nicht länger — ich muß mich auf mein Zimmer zurückziehen."

„Margarethe, dies würde auffallen. Man fragt bereits nach Dir, was soll ich erwidern? Dein Vater wird unglücklich sein, wenn Du das Fest in der Weise störst!"

„Ich kann jetzt nicht mit Dir gehen! Für kurze Zeit nur gönne mir Ruhe — nur für wenige Minuten!"

„So will ich zum wenigsten Deinen Verlobten rufen," warf die Frau ein. — „Er sucht Dich — er mag Dich begleiten."

„Nein — nein!" rief Margaretha ängstlich, hastig. „Ich kann ihn jetzt nicht sehen — jetzt nicht!" Der Herr von Templow trat in diesem Augenblicke in das Zimmer. Er mußte die Worte seiner Braut gehört haben.

Kaum hatte Margaretha ihn erblickt, so warf sie sich an die Brust ihrer Mutter, als ob sie dort Schutz suche.

„Meine Tochter ist von einem plötzlichen Unwohlsein befallen," sprach die Frau, sich entschuldigend an ihren zukünftigen Schwiegersohn wendend. „Es ist ja natürlich, daß die vielen Menschen, die Musik, die Art und Weise, wie sie von vielen heute Abend in Anspruch genommen ist, erschöpfend auf sie eingewirkt haben. Eine kurze Ruhe wird ihr wohlthun!"

„Dann werde ich mich entfernen," erwiderte Templow. Seine Worte klangen kalt, fast bitter. Ohne dem schönen Mädchen, seiner Braut, einen theilnehmenden Blick zuzuwerfen, verließ er das Zimmer wieder.

Margaretha richtete sich langsam empor.

„Er ist fort?" fragte sie, sich scheu umblickend und freier aufathmend.

„Kind, Du bist zu rücksichtslos gegen Deinen Verlobten," sprach ihre Mutter vorwurfsvoll und doch zugleich auch mit Besorgniß. „Du vergißt, daß er morgen schon Dein Gatte wird und daß er jetzt die ersten und nächsten Ansprüche an Dich hat. Er scheint sehr unwillig zu sein."

„Ich kan nicht anders gegen ihn sein," erwiderte Margarethe. Jede seiner Berührungen ist mir peinlich."

„Du bist aufgeregt", fuhr ihre Mutter besänftigend fort. „Ich finde dies natürlich, allein nimm Dich zusammen, Kind, denn es würde Deinen Vater kränken, wenn er es bemerkte."

„Margaretha raffte gewaltsam alle ihre Kräfte zusammen und suchte sich zu fassen, sie preßte das feine Spitzentuch auf die Augen, um die letzte Spur der Thränen zu verwischen. Ihre Wangen blieben freilich bleich, ein trauriger, schmerzlicher Zug in ihrem Gesichte war nicht zu verkennen. So kehrte sie am Arme ihrer Mutter in den Saal zurück. Bange glitt ihr Blick durch denselben hin, sie befürchtete

Träger zu erblicken und dann würde ihre erzwungene Ruhe auf's Neue vernichtet sein — sie bemerkte ihn indeß nicht.

Templow hatte sich wieder in der Mitte seiner zechenden Freunde niedergelassen. — Es war bereits spät in der Nacht, die Ballmusik war verstummt, die meisten Gäste hatten sich bereits entfernt und die Räumlichkeiten, welche sich nun deutlicher überblicken ließen, machten einen unangenehmen, fast wüsten Eindruck.

Die Wachskerzen waren fast gänzlich niedergebrannt und zum Theil schon erloschen — in den Fensternischen, auf dem Gesimse der Kaminöfen, auf den Tischen standen geleerte und halb gefüllte Gläser mit Wein und Champagner, die Stühle standen unordentlich umher, zertretene Blumen lagen im Saale und in den Ecken.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.

Am 21. und 22. Juli betrat die Division le Fevre, deren Avantgarde vom General Mortier geführt wurde, den fränkischen Boden. Ein Theil der nachfolgenden Armee rückte über Hammelburg nach Schweinfurt, ein anderer wandte sich längs dem Maine nach Würzburg.

Die Chasseure durchstreiften bald truppenweise die Gegend und requirirten in den Dörfern Lebensmittel, Fuhrwerke und dergl., ließen sich aber statt dessen immer mit etlichen Dutzend Karolins auf etliche Stunden abweisen, kamen dann gewöhnlich nach kurzer Frist wieder, um neue Rekruten zu holen. So barsch sich die Herren auch Anfangs stellten, so freundlich schmunzelten sie beim Anblick der harten Thaler, die in Frankreich seltene Vögel zu werden anfingen. Von diesem Augenblicke an glich jedes Dorf einer Wechselbank, und solange das geldgierige Volk nur nach Bürgermeister und Kronen fragte, zuckte der Bauer noch nicht einmal mit der Achsel.

Allein mit dem Einmarsche der Infanterie änderte sich die Scene. Ihre ersten Lager in Franken waren in der Nähe von Bucholt, Schnackenwerth und Schweinfurt. Die Division le Fevre hatte sich wegen der Zügellosigkeit ihrer Infanterie bald in den übelsten Ruf gesetzt. Nun gingen dem Bauersmann, der im Vertrauen auf die Großmuth der Franzosen friedsam in seiner Wohnung geblieben war, die Augen auf, und er sah nun ein, daß ihn Jourdan mit seiner Proclamation hintergangen habe. Ortschaften, durch welche die Infanterie zog, wurden rein ausgeplündert. Die bedauernswürdigen Einwohner, schon durch Marodeure, von denen, sowie von Commissären, das französische Heer wimmelte, in Schrecken und Angst gesetzt, flüchteten nun sich und einen Theil ihrer Habseligkeiten und gaben das Uebrige Preis. Essen und Trinken war das Erste, was die Fußgänger beim Durchmarsch verlangten; Geld aber das erste, wornach sie im Vorbeigehen suchten. Uebrigens nahmen sie sonst noch mit sich, was der Tornister zu fassen und der Rücken des Räubers fortzuschleppen vermochte.

Allein weit mehr litten die Orte in der Nähe eines Lagers. Täglich von Geldsaugern geschröpft, mit unerschwinglichen Requisitionen heimgesucht, des Anspanns zum Theil gänzlich beraubt, unter dem Schutze der heiligsten Versicherungen des commandirenden Generals nun doch noch ausgeplündert! Beinahe alle Dörfer um Arnstein, Werneck und Schweinfurt erlebten dies Schicksal gleich zu Anfang des Einfalles.

Zuerst kam das Gesindel aus dem benachbarten Lager in den Ort, um Lebensmittel zu holen. Unter diesem Vorwande drangen sie schaarenweise in die Häuser, nahmen mit den Lebensmitteln auch alles Küchengeräthe, Büttnergeschirr und Fässer mit, und schritten sodann, man mochte ihnen noch so gerne und noch so viel gegeben haben, zu einer Hausvisitation, von der auch kein Winkel verschont blieb. Der Eigenthümer wurde, oftmals nach einer derben Tracht Schläge, die Thüre vor der Nase zugeriegelt; hülflose Kranke mußten sich bequemen, das Bette zu räumen. Der Galanthomme ertheilte ihnen die Erlaubniß, sich, bis alles Bettstroh durchsucht war, aus einer Ecke des Lagers in die andere zu retiriren, der minder Höfliche hob sie ohne weitere Umstände auf die harte Erde.

Ließ sich die erste Partie mit dem gefundenen Geld, Brod, Wein, Fleisch, Bier *c. begnügen, so nahm es die zweite, nun benebelt vom Wein, schon genauer, durchstöberte mit mehr Emsigkeit und Zeitaufwand alle Winkel, und erbarmte sich der gefundenen Kleider und des Leinenzeugs. Selbst armer Leute Fetzen, wenn sie nur noch blößedeckender waren, als die Lumpen der Infanteristen, wurden nicht verachtet.

Brunnen wurden ausgeschöpft, Bäche abgelassen, Miststätten und Cloaken durchgewühlt, Ställe und Keller umgraben, sogar in den Kirchhöfen Gräber erbrochen und todte Leichname durchgesucht.

Fand die dritte Parthie alles schon ziemlich geleert, so fiel sie über Möbeln und besonders Betten her. Die Federn übergab man dem Spiele der Winde. (Forts. folgt)

so anders aufgeregt," nahm Glieben das Wort. "Sie wollen verbergen, daß in Ihnen etwas vorgeht, allein Sie täuschen mich nicht. Sie verbeißen eine sehr unangenehme Stimmung und das begreife ich nicht recht. Fühlen Sie sich nicht glücklich?"

„Baron, zu glücklich, überglücklich!" rief Templow mit wildem Hohn. „Mann, wie können Sie daran zweifeln! Am Polterabende muß jeder Mensch sich glücklich fühlen, doch das verstehen Sie nicht, weil sowohl Sie wie Anden ein eingefleischter Junggeselle sind. Auch Sie müssen indeß zugeben, daß meine Braut ein hübsches Mädchen ist!"

„Exquisit, auf Ehre!" versicherte Glieben.

„Und daß mein Schwiegerpapa sehr reich ist!"

„Auch daran zweifle ich nicht."

Haha! Begreifen Sie noch nicht, daß diese beiden Umstände schon ausreichend sind, um einen Bräutigam glücklich zu stimmen?" rief Templow in sichtbar aufgeregter Weise.

„Ich begreife es!" bemerkte Glieben.

„Sehen Sie, wenn dann noch einige geringfügige Gedanken Einem durch den Kopf hinfahren, so sind das nur thörichte Grillen, unnütze Quälereien, die man fortscheuchen sollte — wenn das nur so leicht ginge!"

„Templow, ich verstehe Sie nicht ganz!" warf Glieben ein. „Welche Grillen plagen Sie?"

„Haha! Thorheiten — Geringfügigkeiten! Nichts weiter, Freund, wahrhaftig nichts weiter! Nicht wahr, Sie waren auch der Meinung, daß der letzte Champagner nicht mehr so frisch war, als der erste?"

„Das Eis schien ausgegangen zu sein!"

„Ganz recht, das Eis war ausgegangen!" fuhr Templow fort. „Ein famoser Gedanke — Baron, Sie treffen immer das Rechte! Das Eis war ausgegangen — sehen Sie, das hat mich geärgert, verstimmt, in Aufregung versetzt! An meinem Polterabende das Eis ausgegangen! Es ist wahrhaft unerhört — das muß Einem das Blut zu Kopfe treiben! Daher die Gluth in meinen Adern! — Glieben, glauben Sie, daß Sie jetzt ruhig werden schlafen können?"

„Ich fühle keine Müdigkeit!"

„Vortrefflich, Baron!" fuhr Templow mit derselben Aufregung fort. „Müdigkeit ist nichts als eine üble Angewohnheit! Kommen Sie, lassen Sie uns diese Nacht in einem Weinkeller lustig beschließen — Anden ist dabei, das weiß ich im Voraus!"

Auch Glieben und die anderen Herren waren damit einverstanden, denn alle, außer Templow waren etwas angeräuscht.

Templow führte sie in einen ihm bekannten Weinkeller. Auf's Neue wurde mit Champagner angefangen. Glieben machte den Vorschlag eines Spiels; auch damit waren Alle einverstanden. Templow übernahm die Bank. Es wurde hoch gespielt und nicht ohne Leidenschaft. Die jungen Kaufleute waren reich, sie schienen dies zeigen zu wollen und erhöhten fortwährend die Einsätze. Vielleicht fühlten sie sich auch geehrt, mit Männern von Adel spielen zu können.

Templow war in auffallender Weise vom Glücke begünstigt. Das Geld und die Cassenscheine häuften sich an seiner Seite. Er sprach kein Wort, sein Auge folgte mit starrem Blicke dem Laufe des Spiels, seine Wangen waren bleich, seine Lippen fest geschlossen. Nur wenn sein Blick flüchtig über den Gewinn hinglitt, leuchtete er funkelnd auf. Jeder Zug seines Gesichtes verrieth den leidenschaftlichen Spieler. Dann und wann führte er das Champagnerglas zum Munde, allein er trank nicht, er schien nur die Lippen anzufeuchten.

Die Uebrigen tranken um so mehr. Der Verlust schien sie zu ärgern und den Aerger wollten sie durch den Wein verscheuchen.

„Templow!" rief Glieben endlich aufspringend, als er sein letztes Goldstück verloren hatte. „Auf Ehre, Sie haben heute ein fabelhaftes und unbegreifliches Glück!"

Templow antwortete nur mit einem Lächeln.

„Das alte Sprichwort, daß Derjenige, welcher Glück in der Liebe, keins im Spiele haben soll, lügt!" fuhr Glieben erregt fort. „Sie führen ein reiches Mädchen als Frau heim und nehmen ihren Freunden das Geld ab — Sie sind ein Glücksvogel."

„Ich hoffe, Sie werden uns nächstens Revanche geben," bemerkte Anden.

„Ich bin noch nie Jemand die Revanche schuldig geblieben," erwiderte Templow, indem er das gewonnene Geld einsteckte und für den Kellner einige Thaler auf den Tisch warf. Seine Hand zitterte leise vor innerer Aufregung, er suchte es indeß zu verbergen.

Sie verließen den Weinkeller.

Templow ging mit den Freunden die Straße entlang, dann verließ er sie, weil sein Weg ihn in eine andere Richtung führte. Seine Wohnung lag vor dem Thore der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der

Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

In sehr vielen Dörfern haben die Unmenschen das Vieh, das sie nicht fortbringen, oder nicht brauchen konnten, erwürgt; viele bis zum Verbluten verwundet, sehr vielen Stücken wurde aus besonderer Gnade nur die Flechsen abgehauen. Auf diese Art hat das Reichsstadt-Schweinfurtische Dorf Zell sehr viel Vieh verloren.

Zu diesen Heldenthaten kam auch noch Kirchenraub. Der französische Soldat hatte keinen Gott mehr außer den Bauch. Er lachte, wenn der religiöse fränkische Bauer den Himmel bestürmte, er fluchte, wenn dieser betete. Der Hirt zu Krautheim konnte sich, nachdem er von den bei ihm einquartierten Franzosen auf den Tod geängstigt war, nicht mehr anders helfen, er griff nach dem Holzbeil, und sagte kurz und gut: „Ich weiß, daß ich sterben m..ß, laßt mich vorher nur ein Vater Unser beten; aber mit mir müssen wenigstens zwei von euch zugleich ins Gras beißen.“ Nichts Gott! Sch—ß Vater Unser! schrieen sie — aber er hatte von der Zeit an doch die artigsten Leute. Ohne Religion, wie konnte man von diesen Leuten Ehrfurcht für irgend einen religiösen Actum erwarten? Der größte Theil des französischen Heeres bestand aus ehemaligen Katholiken, wenige waren entweder Protestanten oder Juden. Im Grunde hat wohl nie ein aus drei so verschiedenen Religionsparteien gemischter Hause so einig gedacht, als dieser, wenn ihm gleich weder ein Feldpater, noch ein Feldprediger, noch ein Feldrabbiner — denn von allen diesen Würden wußte man bei der französischen Armee nichts. Hatten sie nur erst eine Weide, so blieben sie auch eine Heerde. Ob Synagogen entweiht worden sind, ist mir unbekannt. Allein desto übler wirthschafteten sie in lutherischen und katholischen Kirchen. Erstere sind in Vergleich mit letztern immer arm, und der Reichthum an kirchlichem Ornate und Schmucke verhältnißmäßig gering. Doch gab es in den beiden Kelche, Altar- und Kanzel-Bekleidungen und Chorhemden. Alles dieses nahmen die Räuber, oft nur abgerissene Fetzen davon mit und ließen sogar den magern Klingelbeutel nicht dahinten, wenn er nur einen Nimbus von Silber hatte. Die Orgeln wurden in einigen Orten, vielleicht wegen der Ungleichheit der Pfeifen, verstümmelt. In anderen Kirchen ward auf die Kanzel die Weinhumpe, auf den Altar das Brandweinfaß postirt, und nach Herzenslust gezecht und Tabak geschmaucht. In katholischen Kirchen hausten sie vollends, wie Erbfeinde dieser Religion. Statuen und Heiligenbilder verloren durch Säbelhiebe die Köpfe, den Cruzifixen machten diese Erz-Puritaner Schnurrbärte; traten die geweihten Hostien mit Füßen, raubten Kelche, Patenen und Monstranzen und füllten den Tabernakel mit Unflath an. Wie sie als Katholiken von katholischen Religionsgebräuchen dachten, hiervon nur ein Beispiel. In Dippach bei Prosselsheim, hatte der Pfarrer Einquartierung von Offizieren, denen er, während des Essens Messe lesen mußte. Ein andermal sollte er ihnen mit aller Gewalt eine Dirne schaffen. Als er dieß weder konnte noch wollte, rief einer von den Offizieren eine eben vorbeigehende Marketenderin herein, vollzog mit ihr den Beischlaf, und der Pfarrer mußte dazu Messe lesen.

Viele katholische Pfarrer hatten sich bei der Annäherung der Franzosen geflüchtet, und dadurch ihre Person gegen Mißhandlungen sicher gestellt. Die friedsam in ihren Häusern Gebliebenen traf oft ein trauriges Loos. Dem unglücklichen Pfarrer Reichel zu Karsbach haben die erlittenen Mißhandlungen den plötzlichen Tod zugezogen. Dem ebenso übel behandelten Pfarrer Blaß zu Stetten wurden 10 Wunden beigebracht, weil er nicht Geld genug schaffen konnte. Der Pfarrer zu Bergrheinfeld mußte sich durch einen desparaten Sprung aus dem zweiten Stockwerk das Leben retten. Den Dechant Warmuth zu Maibach ließen drei Generale Todesangst ausstehen; seinem Kaplan Kuchenbrand war ein tödtlicher Säbelhieb gemünzt, dem er aber durch eine glückliche Wendung und durch die von der Nacht begünstigte Flucht entging. Der Pfarrer zu Kolitzheim wurde von einem Commando Dragoner bestohlen, und dabei auf den Tod geängstet.

Unter den lutherischen Pfarrern, denn nach den Pastoren wurde gleich beim Einmarsch gefragt, obgleich eine Familie nicht volle Kisten und Kästen vermuthen ließ, will ich hier nur folgender aus den Gränzen des fränkischen Kreises gedenken. Mielich zu Höllrich war einer der ersten, der nicht nur ausgeplündert, sondern sogar zur Flucht genöthigt war. Ein ähnliches Schicksal erlebte auch der Pfarrer Schüssler zu Obbach, der Pfarrer Diez zu Krautheim, der Pfarrer Lembser zu Zeilitzheim, der Pfarrer Merk zu Oberndorf. Pfarrer Greis zu Zell mußte, von Haus und Hof vertrieben, fünf Tage und Nächte unter fürchterlichem Regen mit seiner Familie, darunter ein zwanzig Wochen altes Kind war, in einem Walde zubringen, bis ihn endlich General le Fevre durch einen Chasseur aufsuchen und sicher nach Schweinfurt geleiten ließ. Den armen Säugling wickelte der Chasseur in seinen Mantel, um ihn zu er-

wärmer. Ein edler Zug, wenn er nur nicht sogleich wieder durch die an die Zeller Gemeinde gerichtete Forderung ad zwei Karolin getilgt würde, etwas verdunkelt würde. Dem Pfarrer Feghelm zu Niederwerrn schoß ein Infanterist die Kugel an dem Kopfe vorbei, weil er sich erkühnt hatte, durch's Fenster zu sehen; nachher erhielt er von einem Chasseur mit der Pistole einen Schlag auf den Kof, wodurch er zu Boden stürzte; und überdies ward er wie Andere seiner Genossen ausgeplündert! — Nur sehr wenige katholische und lutherische Pfarrer in der ganzen Gegend sind ohne Aufopferung einiger Karoline durchgekommen.

Zu diesen Uebeln kamen nun noch häufige Einquartirungen und unerschwingliche Requisitionen.

Das langsame Vorrücken der Armee vermehrte den Druck, unter dem der Landmann, der mit jedem Tag neuem Elende entgegensah, seufzte.

Die Prellerei der Marodeure versetzten mein Wohnort beinahe in die Unmöglichkeit, authentische Requisitionen liefern zu können. Rechtschaffene Offiziere überzeugten sich mit eigenen Augen von der Unverschämtheit der Flankirer, die, wenn ihnen sonst kein Vorwand, Karolins zu fischen, beifiel, wenigstens für ein Regiment Reuterei Quartier machten. Zwei dergleichen Herren hatten eines Tages den nämlichen Einfall; sie behandelten die eben anwesenden Infanterie-Offiziere, die als ehrliche Männer ihnen unredliches Gewerbe vostellten, wie Gassenjungen und gingen nur unter Fluchen und Drohungen von dannen. Mir verschaffte aber dieser Zufall das Vergnügen in Gesellschaft dieser Offiziere das Lager der Infanterie zu besehen. Ich freute mich schon im Voraus, den General Grenier, dessen Rechtschaffenheit in unserer Gegend gerühmt war, zu sprechen und rechnete auf Erhörung meiner Bitte um eine Sauvegarde. Der Adjutant Major Jocot, ein junger kenntnißreicher Mann, wie sein Kriegskammerad Beaufsein, bestärkte mich in dieser Hoffnung; rieth mir aber, den Umweg zu ersparen, und sogleich bei dem Colonel Mercier, Chef der Brigade, an die ich gewiesen wurde, mein Gesuch anzubringen. Er selbst, so sehr ichs auch abzulehnen suchte, geleitete mich in die Stadt zu dem Obersten, der — es war Morgens 5 Uhr — zwar noch zu Bette lag, aber nichts desto weniger sogleich eine mir günstige Ordre ertheilte. Ich erhielt 14 Mann Sauvegarde, unter Anführung eines sehr braven Unteroffiziers, die zwar, wegen eines unterdessen eingerückten Cavallerieregiments nicht dem Orte, für das sie eigentlich bestimmt waren, aber wohl zwei anderen die reellsten Dienste leisteten. (Forts. f.)

Mannigfaltiges.

(Ein Berliner Junge) hatte sich jüngst unter die in Gütersloh durchgekommenen Verwundeten eingeschmuggelt. Er war in eine vollständige französische Uniform gekleidet und führte ein erbeutetes Chassepot-Gewehr bei sich. Ein altes Weib stellte sich an seinen Waggon, um ihm ihren ganzen Franzosenhaß ins Gesicht zu äußern, und der vermeintliche Franzmann schaute sie dabei so gleichmüthig an, daß ein Dabeistehender sagte: „Der kann gut ruhig sein, der versteht es doch nicht." Endlich, als des Weibes Redestrom nachließ, sagte er ruhig auf gut Deutsch: „So is et recht, Mutterken, schimpft man uf de Franzosen." — Allgemeines Bravo und Lachen stimmte dem Jungen bei.

Als kürzlich in Frankfurt wieder die Menge am Perron der Main-Neckarbahn der ankommenden Züge harrte, fuhr ein großer Proviantzug, nach der Pfalz bestimmt herein. Die Packwagen waren meist geschlossen, nur aus dem ersten streckte ein Ochse neugierig seinen Kopf und ein Sachsenhäuser rief laut aus der Menge: „Guck e mal, da kimmt schon der General Le Boeuf".

(Ein süßer Trost ist ihm geblieben.) Als Probe des Humors, der unsere braven Krieger selbst auf dem Transport nach dem Lazareth nicht verläßt, sei (aus dem „Dresdn. Journ.") die Bemerkung eines Trompeters der sächsischen Artillerie mitgetheilt, welcher einen Schuß in den Unterleib und gleichzeitig eine zweite Kugel in die Trompete erhalten hatte, mit der er eben das Signal zum Avanciren geben sollte. Niedergestürzt, hatte man ihn schnell aus dem Bereich des Feuers getragen. Als man nun hier seinen Schuß in den Unterleib beklagte, rief er, seine zerschossene Trompete hoch haltend: „Nun, deßhalb pfeife ich immer noch nicht auf dem letzten Loche!"

Es zirkulirt eine drollige Anekdote aus dem deutschen Lager. Der leutselige Kronprinz von Preußen frug einen bayer. Soldaten, wie es ihm gehe, und ob er zufrieden sei. Die Antwort lautete: „Ganz gut! Ja, wenn wir im Jahre 1866 Sie zum Anführer gehabt hätten, da wären die Preußen tüchtig geschlagen werden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße Nr. 333.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 71. Samstag den 3. September **1870.**

Des Kriegers letzte Augenblicke.

Die Wunde schmerzt und meine Kräfte schwinden,
Die letzte Stunde meines Lebens naht,
Die Kugel hat das warme Herz getroffen,
Geendet bald ist meines Lebens Pfad.

Ich sterbe gern, ich sterb den Tod des Helden,
Sterb für mein liebes, theures Vaterland.
Ich hab' gefochten für Germania's Ehre,
Mein Leben gab ich ihr als Unterpfand.

So lebt nun wohl, ihr lieben treuen Seelen,
Mein letzter Blick sei noch von Liebe voll;
Ich komme jetzt in's Land der schönen Freuden,
Hurrah! Germania's Söhne lebet wohl!

A. F. . . h.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Der Morgen des folgenden Tages war längst hereingebrochen. Margarethe saß allein auf ihrem Zimmer. Den Kopf auf die Hand gestützt, blickte sie starr, regungslos vor sich hin. Sie schien viel und heftig geweint zu haben, jetzt war jene dumpfe Abspannung eingetreten, welche jeder heftigen Aufregung, namentlich dem Schmerze folgt.

Schlaflos hatte sie die Nacht zugebracht. Die Größe ihres Opfers, ihre Hand einem Manne, den sie nicht liebte, zu reichen, war ihr erst zum vollen Bewußtsein gekommen, nun der Augenblick der Ausführung so nahe stand.

Sie hatte geglaubt, gefaßt zu sein, sie glaubte durch all' die Thränen, welche sie im Stillen bereits geweint hatte, sich so viel Fassung errungen zu haben, ihren Entschluß mit Ruhe ausführen zu können — allein sie hatte sich in sich selbst getäuscht. Die kurze Begegnung am Abend zuvor mit dem Manne, dem ihr Herz gehörte, hatte jede Fassung, jede Ruhe verscheucht. Sie liebte Träger bereits seit Jahren, die Liebe zu ihm war gleichsam unbewußt mit ihr aufgewachsen. Jahre lang hatte sie diese Neigung im Stillen gehegt und gepflegt, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, ohne sich je selbst zu fragen, ob ihr Vater auch die Verbindung mit dem Manne zugeben werde, der in seinem Geschäfte nur die Stelle eines Buchhalters einnahm.

Ein junges Mädchen, welches zum ersten Male liebt, fragt ja nicht nach dem Stande des Geliebten, es sieht in dem Manne, den sein Herz gewählt hat, all die Ideale verkörpert, welche seine Phantasie ihm vorgezaubert hat.

Ihr Vater selbst hatte gleichsam die erste Liebe zu Träger in ihr wachgerufen. Er hatte den jungen, strebsamen und talentvollen Mann in sein Geschäft aufgenommen, er hatte ihm selbst den Zutritt in seine Familie gestattet und, da er allein in der Welt dastand, mehr Rücksichten gegen ihn genommen, als gegen irgend einen seiner übrigen Diener. Freilich mochte ihm wohl nie der Gedanke gekommen sein, daß er es wagen könne, das Herz seiner einzigen Tochter an sich zu ziehen. Sein stolzer Sinn hatte solchem Gedanken nie Raum gegeben.

Margaretha war damals noch ein Kind gewesen. Träger hatte mit ihr gelesen und gespielt und auch in sein Herz war die Liebe allmälich, aber um desto inniger eingedrungen.

Margaretha hatte sich die Zukunft, das Glück ihrer Liebe so goldig ausgemalt — nun mußte sie auf Alles verzichten. Ihr Herz sträubte sich dagegen mit aller Gewalt und doch fühlte sie sich durch das ihrem Vater gegebene Versprechen gebunden.

Auf einigen Stühlen im Zimmer lag ihr kostbares Brautgewand — sie hatte demselben noch kaum einen Blick geschenkt. Auf dem Tische stand ein Etuis, in welchem sich ein reicher Schmuck befand, ihr Vater hatte ihr denselben am Morgen dieses Tages geschenkt, auch ihn hatte sie kaum gesehen. Es war ihr, als ob sie ihr ganzes Lebensglück dafür hingeben müsse.

Sie war so sehr in Gedanken versunken, in sehr trübe traurige Gedanken, daß sie das Eintreten ihrer Mutter nicht bemerkte. Erst als dieselbe die Hand auf ihren Kopf legte, zuckte sie erschreckt zusammen.

Einen Augenblick lang blickte die Frau schweigend auf das bleiche Gesicht ihrer Tochter, auf

die Augen, welche nur zu deutlich verriethen, wie viel sie geweint hatte. Auch über ihr Gesicht zog ein trüber, trauriger Schatten hin.

„Margaretha, Du siehst nicht aus, wie eine Braut, an ihrem Hochzeitstage," sprach sie halb vorwurfsvoll und halb fragend.

Die Gefragte schwieg, den Blick starr vor sich hingerichtet.

„Ich sehe Deinen Augen zu deutlich an, wie viel Du geweint hast," fuhr die Frau fort. „Kind es vermag Niemand in die Zukunft zu blicken, Manches stimmt mit unseren Wünschen nicht überein und doch wendet es sich zu unserem Glücke und wir sehen erst später ein, wie thöricht wir handelten, daß wir weinten und härmten, weil unsere Wünsche nicht erfüllt wurden." (Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge

aus dem Einfalle der

Franzosen in Unterfranken

im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Im ganzen Lager waren nur sehr wenige Zelte zu sehen. Offiziere und Gemeine lagen auf der Erde und schliefen trotz des Nebel-Regens ganz sanft. Viele hatten sich Hütten von Waizen gemacht, andere sich in die nahen Hecken eingenistet. Die Offiziere waren in ihre blauen Mäntel eingewickelt.

Gegen Mittag wurde es äußerst lebhaft. Behaglich schmauchten die Tabaksraucher ihr Pfeifchen und versammelten sich um die Feuer, bei welchen sie Fleischtöpfe — eben nicht sehr Appetit erregend — und Häfen voll unzeitiger Kartoffeln für die Mittagstafeln stehen hatten. Ein anderer Haufe war um eine Fahne versammelt, die unter Hymnen, in welchen Trommeln und kleine Pfeifen accompagnirten, aufgerichtet wurde. Das lustige Völklein, das den Zuschauer ergötzte, schien sich bei diesem Aktus sehr zu gefallen.

Das ganze Corps bestand größtentheils aus blutjungen Leuten, von welchen beinahe die meisten eine ausgezeichnete, viele eine einnehmende Bildung hatten. Freilich war den meisten Gesichtern von Mangel, Strapazen und Ausschweifungen ein sehr erkenntlicher Stempel aufgedrückt. Doch konnte ihre Jovialität durch nichts unterdrückt werden. An der Seite eines Offiziers ließen sie mich ohne bittere Randglossen zwar passieren, allein ich bemerkte doch beinahe an allen einen gewissen Trotz, der vielleicht den freien Mann charakterisiren sollte, und um so natürlicher war, da sie die glücklichen Fortschritte gegen eine tapfere Armee ihrem ausdauernden Muthe mit zuschreiben durften. Denn die französische Infanterie soll sich im Treffen ausnehmend wohl verhalten und mit einem Muth angreifen, der ihr von der Cavallerie den ehrenvollen Beinamen der Römer — Romain — erworben hat.

Neugierig versammelten sie sich um das Zelt, in dem ich war, und lauschten auf unsere Unterredung, die das Terrain betraf, durch das sie an die Ufer der Donau wandern sollten. Aber, lieber Himmel, wie groß war ihr Erstaunen, als sie von mir hörten, welch' einen weiten Weg sie bis zu diesem Ziele ihrer Wünsche noch zu machen hätten, und daß von Regensburg bis Wien, das sie gleich hinter der ersten Stadt gesucht hatten, noch eine so große Distanz wäre. (Forts. folgt.)

Die Schlachtfelder von Vionville und Gravelotte.

Hans Wachenhusen gibt in der „Köln. Ztg." unterm 19. August nachstehende ergreifende Schilderung von der Menschenmörderei vor Metz:

Ein Schlachtfeld ist es, wie es die Ebene von Leipzig nicht aufzuweisen hatte, ein ungeheuer weit und breit gedehntes, wellenförmiges Hochplateau, von dem im Thale liegenden Städtchen Gorze in Schluchten und Engpässen aufsteigend und sich bis an die Chaussee bei Gravelotte erstreckend, wo gestern dem Kampfe auf diesen von Gott so gesegneten Triften ein Ende gemacht werden sollte.

Nach allen Richtungen habe ich am 18. August diese Hochebene durchkreuzt, von Gorze nach Trouville, von Trouville nach Vionville und Rezonville, von Rezonville nach Gravelotte, um dort gerade zum Beginne einer neuen Schlacht einzutreffen, deren Umrisse ich Ihnen heute Morgen nach einer schlaflosen Nacht übersandte.

Es war wieder ein Schlachten, ein Tödten! Wohin die Unsrigen auf der weiten Ebene vordrangen, hinterließen sie die grauenhaftesten Spuren der Vernichtung, eigener und fremder. Die Felder sind mit Leichen bedeckt; weithin schimmern die rothen Hosen der Feinde, die weißen Brustlitzen der stolzen, zurückgeworfenen kaiserlichen Garden, die Helme der französischen Cürassiere; der Wirbelwind jagt zu Tausenden gleich einem großen Mövenschwarme die weißen Blätter der französischen Intendanturwagen über das Feld; die Waffen blitzen weithin im Sonnenglanze, während die Hände Derer, die sie führten, kalt und im Todeskampfe zusammengeballt, daneben ruhen und gebrochene Augen unter der klaffenden Stirn, über der zerfetzten Brust zum

Firmament hinausblicken, eine stumme Anklage auf den geöffneten Lippen gegen den Lenker aller Dinge, der sie hier mit den Blitzen in Menschenhand zerschmettern ließ.

Es war wiederum eine lange, grauenhafte Promenade, als ich den von Gorze aufwärts führenden Hohlweg hinanstieg und gleich oben auf die ersten Trümmer der Kämpfer stieß. Schrittweise ward hier jede Elle Landes erkämpft, haufenweise lagen die Leichen der Franzosen, dazwischen auch wohl noch einzelne der Unsrigen; zerschmetterte Leiber, Pferdeleichen, zerbrochene Waffen, Tornister, Zeltpflöcke, die blauen Shawls der Fantassins, die Chassepots und die Faschinenmesser. Grauenhaft glotzte das Auge der Todten, das keine liebende Hand geschlossen, aus dem wüsten Chaos hervor, hier und da vom Tode zu Gruppen formirt, die einem Wachsfiguren-Cabinet ähnlich. Es war ein Bild, so entsetzlich, wie es selbst Magenta, Solferino und Sadowa nicht aufgeboten, weil damals die Kämpfenden zur Ehre der Humanität sich noch nicht so entsetzlicher Waffen rühmen konnten, wie sie heute unsere Generation zerfleischen, um die Ueberlegenheit der einen Nation über die andere zu demonstriren.

Wie rother Mohn und blaue Kornblumen, sagte ich neulich schon, leuchteten die bunten Farben der gefallenen Feinde auf den geschnittenen Aehrenfeldern, weithin über die Höhen, tief hinab in die Thäler, als eine entsetzliche Garnitur säumten sie die Wege, hier in Haufen hingestreckt, dort einzeln gefallen, wie sie eben der Schnitter dahin gemäht hatte.

„Hier sieht man wenigstens, was man geschafft hat“, sagte mein Begleiter, ein leichtverwundeter Offizier, der noch den Groll nicht ganz überwunden über die undankbare Gestalt der Gefechtsfront von gestern bei Gravelotte, die sie überall beim Angriffe in ein Flankenfeuer gebracht und jeden Sturm unmöglich gemacht hatte. „Hie sieht man was man geschafft hat!“ Freilich, es hat hier geschafft. Die Zündnadel, eine Vertheidigungswaffe allerersten Ranges wenn auch hinsichtlich des weiten Ziels dem Chassepots unterlegen, die Zündnadel hatte hier schwere und reichliche Arbeit gehabt; aber auch das Chassepot hat unter den Unsrigen gehaust, unsere Verlustliste weiß davon zu erzählen.

Der Wind wehte heftig über das Plateau und jagte die Fetzen und Kleidungsstücke, welche die Hyänen der Schlachtfelder den Tornistern schon entrissen, über das Mohnfeld, er wirbelte die kleinen Papiere, die Briefe der Todten, die sie als theuere Andenken mit sich getragen, in die blaue Luft und spielte mit den Kleidern der Entschlafenen. Eine Schaar von Tauben flog über das Todtenfeld, die Boten des Friedens über den Schauplatz des Hasses; weiße Schäfer-wölkchen zogen am Himmel gen Osten, als wollten sie den Lieben Derer, die hier verblutet, die letzte Botschaft, den Gruß der Sterbenden bringen, die man hier in fremde Erde zu scharren im Begriff ist.

Ein kleiner Hügel, ein einfaches Kreuz bezeichnete da und dort das Grab eines Offiziers, dem die Seinen die letzte Ehre gethan; ein schon welker Zweig hing am Kreuze herab über die noch frische Erde, an der Niemand weint, die Niemand später mit Immortellen wird schmücken können.

Furchtbar hatte der Kampf an der von Metz nach Verdun führenden Chaussee getobt. Alles blau, roth und gelb, dazwischen die grünen Jacken der Jäger, und hier und dort lag ein umgeworfener Intendantur- oder Sanitätswagen, welchen die Feldgendarmen eben untersuchen zu lassen im Begriffe waren. Niemand kümmerte sich um die Leichen des französischen Generals und des Obersten, die unter den übrigen Todten lagen; nur die einzelnen Gestalten der Soldaten, die man suchend durch das Leichenfeld wandern sah, hielten sich wohl ein wenig länger bei ihnen auf und gingen dann gleichgültig ihres Weges. Es ist ja so wenig, ein Menschenleben unter Tausenden.

Schlimmer noch als auf den Feldern sah es in den Schlachtfeldsdörfern aus, in Trouville, Vionville und Rezonville. Hier waren die Aerzte, französische und preußische, noch in voller Arbeit. Die Wagen und Bahren bedeckten die Straße; Blutlachen bezeichneten die Verbandstätten; die bleichen fahlen Gesichter der Verwundeten blickten von den offenen Wagen herab; Todte wurden über die Straße getragen, und über all dem wehte von fast jedem Hause das rothe Kreuz der Genfer Convention, die Gott sei Dank diesmal im Princip respectirt wird, wenn der Feind auch gestern noch die Brutalität besaß, auf die Verbandplätze des Kampfterrains zu schießen. Und das rothe Kreuz weht überall über den Häusern, klebt an allen Hausthüren der Ortschaften, welche wir passiren; die Bewohner selbst tragen das rothe Kreuz am Arm. Die Wagen voll Verwundeter durchziehen alle Straßen, Tag und Nacht gehen die langsamen melancholischen Züge. Sie siegen, aber sie bluten!

Wann wird der Krieg aufhören, diese scheußlichste Nothwendigkeit, die von allen Völkern verabscheut und doch von allen geübt wird, die von jedem Staatsmanne verdammt und doch von keinem vermieden wird! Nicht die Moral, die uns in der Schule vom Katheder, in der Kirche von der Kanzel gepredigt wird, schafft dieses Hinschlachten von Tausenden ab; sie überlebt sich selbst, macht sich selbst unmöglich, denn sie ist zu einem Ungeheuer angewachsen, für

dessen Hunger man keine Nahrung mehr aufzutreiben wissen wird.

Schon jetzt sind unsere Waffen in einer Weise vervollkommnet, die an Vernichtungskraft kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen kann, und dennoch nach diesem Kriege um ein bedeutendes verbessert wird. Schon jetzt fressen unsere Granaten, Shrapnels, Mitrailleusen und Zündnadelbüchsen so viel Menschenfleisch, daß es kaum noch die Kräfte der größten Nationen erlauben, einen Krieg länger als vier Wochen zu führen, ohne sich gegenseitig vollständig kampfunfähig zu machen. Was soll werden, wenn abermals Verbesserungen geschehen und bei unserer Manövrirschnelligkeit der Krieg noch um mindestens ein Drittel mehr Fleisch kostet als er jetzt schon verzehrt?

Der Muth unserer Soldaten ist über jedes Lob erhaben. Wir haben sie die unangreifbarsten Stellungen des Feindes mit der kältesten Todesverachtung erobern gesehen, und in den ersten Tagen nannten sie das ein hartes Stück Arbeit. Allmählich aber, da sie von Tag zu Tag ähnliche Unmöglichkeiten unternehmen müssen, bildet sich bei ihnen die Ueberzeugung heraus, daß jedes Gefecht ein fast sicherer Tod ist, durch den nur der Sieg erkauft werden kann. Schon bei den Offizieren heißt es, wenn sich zwei Freunde begegnen: „Wie, du lebst noch?" — und die Hälfte von ihnen, ja noch mehr, bleibt bei jedem Sturmgefechte auf der Wahlstatt. Die Mannschaft nennt das auch kein Gewehrfeuer mehr; sie erklärt es für einen Erbsenregen, den man ihr ins Gesicht werfe und aus dem mit heiler Haut herauszukommen ein ganz besonders günstiger Zufall sei. Die Infanterie geht zum Sturme und wird dabei von Chassepot- und Mitrailleusen-Kugeln überworfen, die namentlich bei diesen Terrainverhältnissen immer in den Kopf und in die Hände einschlagen. Die Cavallerie macht eine Attaque auf den Feind und wird von einem Kugelhagel empfangen, dem eine Maus kaum entgehen könnte, viel weniger ein Reiter und Pferd. Die feindlichen Batterien stehen so weit von einander, beschießen sich auf so weite Distanzen, daß sie ihre eigenen Leute kaum noch zu erkennen vermögen und dieselben rücklings mit Mitraille beschütten, während sie vorn von den Salven des Gegners empfangen werden. Und wenn aus einem solchen Kampfe die Regimenter als Bataillone, die Bataillone als Compagnien wieder herauskommen, wie lange kann da noch ein Krieg währen, bis er die ganze Nation decimirt hat?

Wie bei Saarbrücken und bei Metz habe ich am 18. August unsere Braven die Höhe von Malmaison erklettern gesehen. Sie stürmten und stürmten wieder, immer empfangen von einem Hagel, vor dem sich das Auge wie vor einer Sandhose schließt. Dieser Hagel zerstreut sie oft gegen ihren Willen, vereitelt die Anstrengungen ihrer besten Führer. Und wenn dieses Verderben selbst ihren Muth nicht abspannt, wenn es sie immer gleich tapfer und unternehmend hält, welch ein Sammeln nach dem Kampfe, wenn die besten Kameraden gefallen sind. Erst gestern noch war ich Zeuge einer Attaque, welche die 4. Ulanen unterhalb Malmaison machten. Die Cavallerie ist eine schöne und sehr kostspielige Waffe; aber schickt eine Schwadron hinein, sie wird von dem Erbsenhagel, vielleicht von Mitrailleusenfeuer empfangen, auseinandergesprengt, und wenn das Glück gut ist, sammelt sie sich wieder ohne allzu große Verluste. Unsere Cürassiere und gestern auch unsere Husaren haben dieselben Erfahrungen gemacht. Und mit welchem Jubel empfing die sich wieder sammelnde Ulanen-Schwadron gestern Abend den Kameraden, der ihr unversehrt die Standarte aus dem Kugelhagel zurückbrachte.

Der Krieg wird unmöglich; er ist es eigentlich schon, aber der einmal begonnene muß nun schon zu Ende, und zu einem guten Ende geführt werden. Die Unseren stürmen eine Position nach der anderen, schlagen den Feind einmal nach dem anderen; aber seht die Bataillone an, wie sie in den Kampf hineingehen, und dann sagt mir, welche Nation, wie unerschöpflich sie sein möge, noch im Stande wäre, auf Krieg und Sieg zu gehen, ohne sich selbst zu decimiren.

Das Chassepot, weittragend und in seiner Flugbahn keineswegs so mangelhaft, wie man glaubt, ist ganz für das „Bleib' mir vom Leib!" gerichtet. Gestern z. B. haben einzelne der stürmenden Compagnien kaum einen Franzosen gesehen, und sie waren trotzdem schon mit einem Erbsenhagel überschüttet. Im freien Felde geht das; es „schafft" da auch auf beiden Seiten; aber was unsere Braven unter solchen Umständen bei der Nothwendigkeit, eine Höhenposition nach der anderen mit Sturm zu nehmen, für Verluste erleiden müssen, das erklären die obigen Verhältnisse, welche ganz den Charakter eines Maschinenkrieges tragen, wenn namentlich die widerwärtige Kugel-Orgelei der Mitrailleuse beginnt, deren Gerassel in dem Orchester jedes Kampfes die hohen Noten übernehmen muß. Man denke sich nur, daß in einem folgenden Kriege beide Gegner sich aufstellen und ihre Orgeln abdrehen — wird das noch ein Krieg oder eine gemeine Metzgerei heißen?

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 72. Mittwoch den 7. September 1870.

Der Tempel deutscher Eintracht.

Das Auge glänzt vor Wonne! laut pocht des Herzens Schlag,
Groß leuchtet Gottes Sonne an Deutschlands Ehrentag!
Furchtbar, wie Donnerrollen ertönt der Rache Wort:
Steh' auf mein Volk und schirme des Vaterlandes Hort!

Und wie mit Zauberschlägen erhebt sich groß und hehr
Ein einig Volk von Brüdern! Ein einig Volk in Wehr!
Ein Volk voll hoher Helden, voll Kraft und Todesmuth'
Zu schirmen Deutschlands Marken mit Eisen und mit Blut!

Und Jeder treulich stehet zur hohen Wacht am Rhein
Und jeder stolz es fühlet, ein „Deutscher" jetzt zu sein!
Vom Norden bis zum Süden Begeisterung mächtig glüht!
Und deutsche Treu und Liebe die Herzen all' umzieht.

Herrlich hat sich entfaltet die längst erträumte Zeit,
Die stammverwandten Brüder stehn fest in Einigkeit,
Und ruhmvoll vor Europa ihr Banner sich entrollt,
Seht, wie sie siegreich flattern die Farben Schwarz-roth-gold!

Vom Felsen bis zum Meere! Vom Rhein zum Donaustrom
Ersteht auf Riesensäulen der deutschen Eintracht Dom,
Und in dem Tempel preisen unumwölbt vom Himmelsblau
Gott dankbar Millionen für den gelungenen Bau!

Fr. Friedreich.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Statt der Antwort warf sich Margaretha an die Brust ihrer Mutter und weinte laut und leidenschaftlich. Sie konnte ihr ja nicht mittheilen, was ihre Brust erfüllte, sie wollte zum wenigsten ihren Schmerz an dem Herzen ihrer Mutter ausweinen.

Mit schmeichelnden, bittenden Worten suchte die Frau sie zu beruhigen und es gelang ihr endlich. Margaretha wurde ruhig. Freilich sah das schöne Mädchen wie eine Dulderin aus, welche entschlossen war, Alles über sich ergehen zu lassen, obschon sie das Glück ihres Lebens zum Opfer bringen mußte.

Geduldig und mit Fassung ging sie daran, ihre Brauttoilette zu beenden. Ihre Mutter war ihr behülflich und trieb sie zur Eile an.

„Templow kann jeden Augenblick kommen," sprach sie. „Es wird ihn hierher treiben, um seine schöne Braut im Brautschmucke zu sehen, ich möchte nicht, daß er warten müßte, bis Deine Toilette beendet ist. Auch Deinen Vater würde dies unangenehm berühren. Du weißt, daß er in solchen Sachen streng ist und als Rücksichtslosigkeit ansehen würde, was vielleicht nur eine Versäumniß wäre. — Sieh, wie schön Dir dieser Schmuck steht! Das zarte, weiche Weiß der Perlen und der matte Glanz des Goldes. Ich bin überzeugt, daß dein Verlobter daran gedacht hat, daß auch Deine Wangen heute zarter erscheinen würden, weil die Aufregung dieses Tages auf sie eingewirkt. Diese mit Brillanten besetzte Nadel, welche den Schleier zusammenhält, ist prachtvoll, eine Prinzessin braucht sich derselben nicht zu schämen."

Sie zog die reizende Braut vor einen Spiegel, damit sie sich selbst in ihm betrachte. Nur ein mattes trauriges Lächeln glitt über Margarethens Gesicht hin. Der schönste Schmuck konnte ihr keine Freude bereiten.

In diesem Augenblicke wurde rasch, ungeduldig an die Thüre gepocht.

Margarethe zuckte zuammen.

„Es wird Templow sein," sprach ihre Mutter. „Kind, empfange ihn wenigstens mit einem freundlichen Gesichte!"

Sie eilte zur Thüre, um ihn zu empfangen. Ehe sie die Thüre indessen erreicht hatte, wurde dieselbe hastig geöffnet und der Banquier trat ein, mit allen Zeichen der größten Aufregung auf dem Gesichte.

Er eilte auf seine Tochter zu, reichte ihr die Hand dar, allein sein Auge glitt nur flüchtig über die so reizend geschmückte Braut hin.

„Ist Templow noch nicht hier gewesen?" wandte er sich an seine Frau.

„Nein, noch nicht. Ich erwarte ihn jeden Augenblick. Ich glaubte, daß er mit Dir kommen würde," erwiderte die Gefragte, während ihr Auge auf dem Gesichte ihres Mannes ruhte, um den Grund der Aufregung auf demselben zu lesen.

„Ich bin bei ihm gewesen — ich wollte ihn abholen," — fuhr der Banquier fort, indem er unruhig im Zimmer auf- und abschritt — ich habe ihn nicht in seiner Wohnung angetroffen. Es ist mir unbegreiflich — ich vermag es nicht zu fassen — ich forschte bei seiner Wirthin nach — er ist seit gestern Abend nicht heimgekehrt. Ich begreife es nicht!"

„Es wird sich ja jedenfalls bald aufklären," warf die Frau beruhigend ein. „Ich glaube, Du beunruhigst Dich unnöthiger Weise."

„Die zur Trauung festgesetzte Stunde rückt heran", nahm der Banquier wieder das Wort, indem er ungeduldig, flüchtig nach seiner Uhr sah. „Ich kann unmöglich Templow eine solche Rücksichtslosigkeit zutrauen, daß er heute sich verspäten, daß er diese Stunde nicht im Auge behalten sollte!"

„Er wird jeden Augenblick kommen, dann wirst Du sehen, wie unnütz Deine Unruhe war."

„Weßhalb ist er nicht in seine Wohnung zurückgekehrt? Wo ist er geblieben als er gestern Abend fortging — ich begreife dies nicht — ich vermag es nicht zu fassen."

„Auch darüber wird er Dir am besten selbst Aufklärung geben — wer weiß, wie das Alles zusammenhängt! Jedenfalls in einer solchen Weise, die Dir zu einer Besorgniß und Beunruhigung nicht die geringste Veranlassung bietet."

Margarethe stand schweigend da, sie schien das Alles kaum gehört zu haben.

Erst jetzt schien ihr Vater daran zu denken, daß er das Gespräch in ihrer Gegenwart geführt hatte. Er trat zu ihr.

„Deine Mutter hat Recht," sprach er, sich mit Gewalt beherrschend und äußerlich zum wenigsten beruhigt, „wer weiß, wie das Alles zusammenhängt, jedenfalls in der unschuldigsten Weise. Templow macht vielleicht seine Toilette bei einem Freunde, oder in einem Hotel, es war ihm vielleicht unangenehm, von den Bewohnern seines Hauses beobachtet zu werden. Ich bin ein Thor! Haha! Jetzt muß ich über mich selbst lächeln. Meine Unruhe kam allein daher, daß ich mit Bestimmtheit erwartete, ihn in seiner Wohnung zu treffen, der Gedanke, daß es anders sein könne, war gar nicht in mir aufgestiegen. Ich fuhr vor seinem Hause vor, eilte die Treppe empor, und pochte an seine Thür. Ich pochte lauter, als sie nicht geöffnet wurde, rief ich seinen Namen, und als ich auch jetzt noch keine Antwort erhielt, eilte ich zu seiner Wirthin. Die Mittheilung derselben, daß er nicht nach Hause gekommen sei, fuhr mir im ersten Augenblick deßhalb so beunruhigend durch den Kopf, weil mir unwillkürlich der Gedanke kam, es könne ihm ein Unglück passirt sein. Allein dies ist Thorheit! Kind, laß Dich dadurch nicht anstecken, es ist wahrhaftig eine Thorheit nur für eine Secunde daran zu denken! Sieh, ich lache jetzt über mich selbst. Auch Templow wird mich auslachen, wenn er es erfährt, und ich gestehe ein, daß ich es verdient habe. Haha! Ich bin wirklich ein Thor gewesen."

Sein Lachen klang aber doch nicht unbefangen, es sollte in dem Auge seiner Tochter nur die Unruhe verbergen, die ihn fortwährend erfüllte.

Margarethe schwieg auch jetzt noch. Die Worte ihres Vaters hatten weder Unruhe noch Besorgniß in ihr hervorgerufen.

„Wie schön Du aussiehst, mein Kind," fuhr der Banquier fort, indem er Margarethe aufmerksam betrachtete. „Nun, wie gefällt Dir dieser Schmuck? Ich glaube kaum, daß ein schönerer in der ganzen Stadt aufzufinden ist. — Aber blaß siehst Du aus! Ich habe Dich durch meine thörichte Unruhe erschreckt. Nun, Du wirst Deinem Vater dies verzeihen, weil ihm kein Gedanke schrecklicher ist, als der, daß das Glück dieses Tages durch irgend Etwas gestört oder getrübt werden könnte! — Nun lächle wieder! Sieh mich an, Margarethe!" — er hob mit der Hand ihren Kopf empor. „Du hast geweint — nun, Du brauchst der Thränen Dich nicht zu schämen, haha! ich weiß ja, daß Ihr Mädchen an dem Tage, an welchem Ihr Euch am glücklichsten fühlen solltet, zu weinen pflegt. Ich weiß freilich nicht weßhalb, ich begreife es auch nicht, denn ich bin lustig, wenn ich mich glücklich fühle, allein Deine Mutter hat mir hinterher gestanden, daß sie auch an dem Morgen ihres Hochzeitstages geweint habe, ohne eigentlich zu wissen, weßhalb! Ihr Frauen seid ja in mehr als einem Punkte unergründlich und räthselhaft! — Mir ist es aber auch lieber, wenn die Thränen vorher fließen, als nachher!"

Er trat an das Fenster und blickte auf die Straße hinab; einige Equipagen fuhren vor.

„Die Gäste kommen bereits," sprach er zu seiner Frau gewendet, indem er mit der Rechten über die Stirn hinfuhr, als wolle er jeden trüben Gedanken von dort verscheuchen. „Ich werde sie empfangen, sie dürfen nicht ahnen, worüber ich aufgeregt gewesen bin. Sende zu mir, sobald Templow kommt und folge mir selbst bald. Ich werde den Gästen sagen, daß Du noch bei unserer Margarethe bist!"

Er küßte das schöne Mädchen auf die Stirn und verließ das Gemach.

Margarethe trat an das Fenster und blickte in Gedanken versunken auf die Straße hinab, während ihre Mutter noch Einiges an ihrer Toilette ordnete.

Auch dieser fiel es mehr und mehr auf, daß Templow noch immer nicht kam. Sie vermochte sich mehr zu beherrschen als ihr Mann, dennoch

war auch sie nicht von aller Besorgniß frei. An Nachlässigkeit konnte sie nicht glauben, denn welcher Bräutigam versäumt wohl die Stunde, in der er vor den Altar treten soll!

Sie dachte an die Aufregung ihrer Tochter am Abend zuvor und auch an diesem Morgen.

„Margarethe, hast Du mit Templow irgend etwas vor — einen Streit gehabt? fragte sie endlich.

Die Gefragte schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

„Du warst gestern Abend rücksichtslos gegen ihn," fuhr die Mutter fort. „Sollte er dies übel genommen haben? Doch nein, das kann er nicht. An dem Hochzeitstage vergißt man solche Geringfügigkeiten. Aber Kind, sei künftighin vorsichtiger — suche Alles zu vermeiden, was sein und auch Dein Lebensglück stören könnte, denn ihr wollt nicht nur allein mit einander leben, Ihr müßtt auch mit einander und durch einander glücklich werden."

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Meine Verwunderung war nicht geringer, als ich die an ihnen hängenden Monturen aufmerksam betrachtete. Schon öfters bemerkte ich an Offizieren den gänzlichen Mangel an Bagage, und konnte es ihnen daher nicht verdenken, wenn sie sich für ihre zerlumpten Fetzen, ganze und reinliche Hemden und Schnupftücher höflich ausbaten. Allein so erbärmlich, wie ich sie hier erblickte, dachte ich mir die Equipage des gemeinsten Mannes nicht, der doch so viele Orte vom Rheine bis zum Maine ausplündern half und doch nun seine Blöße kaum bedecken konnte. Den meisten fehlte es an Hemden, ihre Schuhe waren zerfetzt, und Strümpfe fand ich nur selten bei Offizieren. Von den Monturen hingen ganze Lappen weg, selbst die Beinkleider waren nur fragmentarische Brocken. Nur die Gewehre fand ich in dem bestem Zustande, wie sie sein sollten. An einem ihrer Chefs bemerkte ich ein Hemd, das weiland ein blaugewürfelter Bettüberzug irgend eines Franken-Bauern gewesen sein mochte. Ihm entging mein aufmerksamer Blick auf seine Leibwäsche keineswegs, und nun fing er an, mir die Vorzüge eines solchen Hemdes mit dem launigen Air vorzudemonstriren, wie Foote im lahmen Liebhaber sein hölzernes Bein angepriesen hat.

Von der kaiserlichen Cavalerie sprachen sie mit sehr vieler Achtung. Ueber den Kaiser, über seine Generale und Minister aber fällten die Offiziere so unbescheidene Urtheile wie Klatschweiber, die durch ihre Schmähungen sich selbst am meisten schaden. Hat doch sogar Jourdan an der Tafel einer adelichen Dame auf der Retraide sich bis zum Schimpfen über seinen Sieger erniedrigt — warum sollten nicht die Subalternen sich dessen etwas erlauben?

Das Lager war auf der schönsten Waizenflur in der Nähe von Weinbergen aufgeschlagen. Das Getraid war niedergetreten und die angrenzenden Früchte waren zu Hütten abgemäht, die Reben ihrer Pfähle beraubt und ganze Stöcke ruinirt, um eine magere Bedeckung gegen Wind und Wetter zu erhalten. Wagenburgen und Park hatten ihren Platz in den Grenzen des Sommerbaues erhalten, der ganz begreiflich eben so arg mitgenommen wurde, wie die Winterfrucht. Dieses war freilich dem Auge eben so wenig ein angenehmes Spektakel, als den Geruchswerkzeugen der unleidliche Gestank, den die Nähe des Schlachtplatzes, auf welchem nebeneinander einige Dutzend Wänste von geschlachteten Ochsen lagen, die Menge des crepirten Viehes, das liegen blieb, wo es gefallen war, und endlich die häßliche Ausdünstung der Soldaten verursachten einen Gestank, welcher alle Begriffe übersteigt. Man roch den Ort, in dem einige Zeit Infanterie gelegen ist, ehe man es nur sah, und Stuben, in denen diese unsaubern Gäste nur einige Stunden verweilt hatten, blieben lange mit einem pestilenzialischen Gestanke geschwängert.

Unter diesen Römern, im Zelte artiger Offiziere lebte sich's freilich angenehmer, als in den Dörfern, die stündlich von Beutelfegern und Hausvisitatoren heimgesucht wurden. Viele von den ausgeplünderten Bauern kamen auch in's Lager; manche vom Hunger getrieben. Und diese erhielten nun von ihrern Plünderern die zärtlichsten Proben der Gastfreundschaft und kehrten reichlich gesättigt und getränkt nach Hause.

Nur mußten sie sich sorgfältig vor gutem und reinlichem Anzuge hüten, sonst waren sie in Gefahr, in puris pulis naturalibus heimkehren zu müssen. Sobald hingegen der Bauersmann in den Stand der Gleichheit versetzt war, wurde der grimmigste Volontär mit ihm Bruder und Geselle. So wenig gehört dazu, sich den schlimmsten Feind zum Freunde zu machen.

Beherzigt man die üble Lage dieser Römer, so sieht man, daß sie gleichsam gezwungen waren, so schändlich zu verfahren.

Der Soldat will und muß leben. — Manna und Wachteln regnet es in Franken nicht. An Errichtung von Magazinen war nicht gedacht

worden. Dies große Defizit mußte nun durch Requisitionen gedeckt werden, und die Commissäre sorgten schon dafür, daß ein Plus in ihren Beutel, das Minus oder Nihil aber den Truppen zufiel. Die cantonirende Cavallerie wußte in ihren Quartiren schon Rath gegen das Verhungern; hingegen die campirende Infanterie war gezwungen, in den nächsten Dörfern eigenmächtige Requisitionen zu machen, oder, was dem Libertin immer lieber ist, zu stehlen.

An Fleisch freilich hatten zwar die Soldaten keinen Mangel; es folgten der Armee große Heerden Ochsen. Freilich raffte die Rinderpest täglich mehr Stücke weg, als geschlachtet wurden. Indessen gelangten auch täglich frische Recruten zu Ergänzung des gehörnten Corps an. Denn jeder Anspann, der sich blicken ließ, wurde von der Armee verschlungen.

Desto öfter fehlte es an Brod. Vor der Ankunft der Armee zu Schweinfurt mußte sie aus Schuld der Commissäre zwei Tage ohne Brod marschiren.

Der Mangel an Geräthschaften zum Kochen war auch immer einer der ersten Gründe, in ein Dorf gewaltsam einzubrechen, und weil sich die versprochenen Bäche voll Milch und Honig in unsern unheiligen Gegenden auch nicht fanden, so war es kein Wunder, wenn die durstigen Seelen in den Kellern andern Quellen nachgruben, um sich Labung, Vergessenheit der Sorgen und Muth in Gefahren zu holen.

Die Unkunde der Landessprache machte den Franzosen unhöflicher, wie die Unkunde der französischen Sprache den Bauern unseliger, als beide gewesen und geworden wären, wenn sie sich hätten verständlich machen können. Die Unbekanntschaft der Sprache vermehrte wirklich in vieler Rücksicht das Elend eines Dorfes; doch will ich nicht behaupten, daß der Bauersmann durch französisches Parliren gegen Plünderungen und Mißhandlungen sich geschützt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Neue Landkarte.) Füsilier Kuschke, von dem das berühmte Lied stammt: „Was kraucht da in dem Wald herum," sitzt nach der Schlacht von Pont-à-Mousson mit seinem Unteroffizier im Bivouak und Beide machen in hoher Politik. Der Unteroffizier unterhält sich gern mit Kuschken, weil er gefunden hat, daß es ein sehr offener Kopf ist. Zuletzt stellt der Unteroffizier die Frage auf: „Was denken Sie, Kuschke, was für eene Regierungsform sollen die Franzosen in's Künftige kriegen?" Kuschke besinnt sich einen Augenblick, dann zieht er ein Stück Kreide aus der Tasche und malt auf der Rückseite seines Tornisters ein großes Kreuz. „So — des is et!" „Aber was soll das heißen, das verstehe ich nicht?" Darauf schreibt Kuschke einige Worte in die Ecke, lautend:

Republiker	Oleums
Bonbon	Louin

„Seh'n Sie", sagte er, „da haben Sie den ganzen Robus, Herr Unteroffizier. Wenn unser Oller jenommen hat, wat uns vor Jott und Menschen jebührt, dann macht Bismarcke zwei Striche über die Landkarte, was richtig gestrichen vier Viertel abgibt. In die eene Ecke können se mank republikanisch sind, in die andere hin die Familie von Louis Philippen, das dritte Viertel kommt an die Bonbons — so heeßen sie ja wohl, und dero deswegen haben wir noch eene janze Wagenladung von das alte Jeschlecht in Forbach gefunden, und in das vierte bleibt Louis mit Familie. Ick sage Ihnen, dann fressen sich die Franzosen untereinander alleene uf und Deutschland hat Ruhe vor ihnen.

(Sechs Aussprüche großer Männer.) Ich werde den Frieden in Königsberg unterzeichnen," sagte Napoleon III. „Wir werden eine Promenade nach Berlin machen," sagte Marschall Leboeuf. „Wie, Ihr braucht mehr Zeit den Rhein einzustudiren, als wir, ihn zu nehmen?" schrie Herr v. Girardin. „Wir haben dieses Land und gedenken darin bequem zu schlafen," schrieb Edmund About aus Saarbrücken. „Es steht eine große Schlacht bevor und ich kann den Sieg mit Gewißheit vorhersagen," meldete Er an Sie. „Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauten gut", log Graf Palikao den gesetzgebenden Körper an.

(Die Mitrailleusen-Kugel) ist das unmenschlichste, niederträchtigste Mord-Instrument, das man erdenken kann. Die Spitzkugel hat einen Kolben, dessen Durchmesser größer ist, als der der Kugel; dieser Kolben hat nach außen Stifte. Die Kugel wirbelt in die Wunde, da sie aus einem spiralgezogenen Lauf kommt; zerreißt also noch, nachdem sie bereits getroffen, im Innern des Körpers. Die Mitrailleusen wollen nicht blos kampfunfähig, sondern auch heilungsunfähig machen. Das ist der Fortschritt der bonapartistischen Civilisation.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 73. Samstag den 10. September 1870.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Nun laß mich zu den Gästen eilen, damit man mich nicht vermißt“ — fügte sie hinzu. „Wenn Dein Verlobter kommt, werde ich ihn hierhersenden.“

Auch sie verließ das Zimmer.

Minute auf Minute verann und der Erwartete kam nicht. Equipagen auf Equipagen fuhren vor dem Hause vor. Die Gäste, welche bereits den Saal erfüllten, fragten nicht nach dem Brautpaare, man schien als selbstverständlich anzunehmen, daß es sich nicht eher zeigen werde, als bis es zur Kirche fahre.

Der Banquier wurde von Vielen zu gleicher Zeit in Anspruch genommen, er schien noch beschäftigter zu sein, als am Abend zuvor. Seinem lächelnden Gesichte sah Niemand an, wie bange bewegt es kurze Zeit zuvor gewesen war, nur wenn er sich für einen Augenblick unbeachtet wähnte, blickte er fragend, besorgt zu seiner Frau hinüber.

Die zur Trauung bestimmte Stunde war bereits herangerückt.

„Ist Templow noch immer nicht da?“ fragte er flüchtig, an seine Frau herantretend.

„Nein!“

„Es ist mir unbegreiflich. Ich habe den Diener nochmals in seine Wohnung gesandt. Selbst Glieben und Anden sind bereits hier. Ich kann sie nicht fragen, ob sie mir Auskunft über sein Ausbleiben geben können, obschon sie seine vertrautesten Freunde sind. Sieh nach, er ist doch vielleicht schon auf Margarethe's Zimmer.“ Die Frau verließ den Saal. Die Unruhe ihres Mannes steckte sie mehr und mehr an. Auf der Treppe begegnete ihr der zurückkehrende Diener und meldete ihr, daß Templow noch immer nicht in seine Wohnung zurückgekehrt sei. Auch in Margarethe's Zimmer traf sie ihn nicht. Sie wagte nicht, ihrem Manne diese Nachricht zu bringen, sie blieb bei ihrer Tochter, um Templow zu erwarten.

In größter Aufregung stürzte der Banquier endlich in das Zimmer.

„Ist er noch immer nicht da?“ fragte er hastig, indem er den Angstschweiß mit dem feinen Battisttuche auf der Stirn trocknete. Seine Freunde, — die Gäste haben nach ihm gefragt, ich habe ihnen erwidert, daß er hier sei. Die für die Trauung festgesetzte Zeit ist längst da — der Küster hat bereits geschickt und melden lassen, daß in der Kirche Alles bereit sei — die Wagen halten vor der Thür, die Straße ist mit Menschen angefüllt, welche die Braut sehen wollen, — ich weiß nicht mehr, was ich beginnen, was ich denken soll!“

Aufgeregt, einem Verzweifelten gleich, schritt er im Zimmer hastig auf und ab.

Seine Frau wagte kein Wort zu erwidern, weil sie nicht wußte, womit sie ihn beruhigen sollte.

„Es muß ihm ein Unfall begegnet sein!“ fuhr der Banquier fort, „anders ist es mir unbegreiflich! In seiner Wohnung ist er nicht — seine Freunde wissen nichts von ihm, ich weiß nicht, wo ich ihn suchen lassen soll!“

Mit derselben Unruhe und Aufregung eilte er wieder zurück in den Saal.

Templow kam nicht.

Länger als eine Stunde war bereits verschwunden, auch die zweite schwand. Der Banquier war in der größten Verzweiflung. Er hatte den Fragen der Gäste nicht länger ausweichen, seine Aufregung nicht länger verbergen können, endlich hatte er ihnen mittheilen müssen, daß Templow noch immer nicht erschienen war. Er hatte diese Mittheilung in einer halb scherzhaften Weise machen wollen, allein dies war ihm unmöglich.

Große Bestürzung herrschte unter allen Anwesenden. Alle erfüllte nur der eine Gedanke, daß Templow ein Unfall begegnet sein müsse.

Glieben, Anden und noch einige seiner Freunde eilten fort, ihn zu suchen; der Banquier sandte seine Diener aus, um in allen Hotels nachzuforschen.

Die Zahl der Neugierigen mehrte sich auf der Straße. Durch einen Diener war die Kunde unter ihnen verbreitet, daß der Bräutigam noch nicht erschienen und nirgends aufzufinden sei — nun wollte Jeder den Ausgang abwarten.

In ungeduldiger, peinlicher Stimmung warteten die Gäste so lange als möglich, endlich entfernte sich doch einer nach dem andern, denn die Feier, welche so heiter und glänzend zu werden versprochen hatte, war in so banger Weise unterbrochen.

Die Freunde Templows und die ausgesandten Diener kehrten erfolglos zurück, von dem Vermißten war nicht eine Spur aufgefunden.

Länger hielt es der Banquier nicht aus, noch immer hatte er sich durch verschiedene Möglichkeiten zu beruhigen versucht.

„Tröste unser Kind," sprach er erschüttert zu seiner Frau. „Es hat sich ein Unglück ereignet — daran ist nicht mehr zu zweifeln — ich eile zur Polizei, um ihre Hilfe zur Nachforschung in Anspruch zu nehmen."

Hastig eilte er die Treppe hinab. Sein Auge schweifte über die Menschen hin, welche neugierig vor dem Hause standen — was kümmerten sie ihn! Nur ein Gedanke beschäftigte ihn, eine Besorgniß.

Er sprang in den Wagen und rief dem Kutscher zu: „Zu dem Polizeicomissär Münnich!"

Die Umstehenden hatten diese Worte gehört und wie ein Lauffeuer verbreitete sich unter den Versammelten die Nachricht, daß der Banquier zur Polizei fahre. Was er dort wollte, wußte freilich Niemand, allein die Menge ist nie um Vermuthungen und Ausschmückungen in Verlegenheit. Der Eine ließ die Bemerkung fallen, daß ein Verbrechen vorzuliegen scheine, da der Banquier zur Polizei fahre, der Zweite erzählte bereits weiter, daß ein Verbrechen geschehen sei und wenige Minuten später waren alle Diejenigen, welche neugierig auf der Straße standen, nur noch über das Eine verschiedener Ansicht, ob der Herr von Templow, der Bräutigam, ermordet sei, oder ob er sich selbst das Leben genommen habe. Wäre Beides zugleich möglich gewesen, so würde man Beides geglaubt haben.

Die Mehrzahl glaubte zuletzt, daß Templow ermordet worden sei, weil sie es für unwahrscheinlich hielt, daß ein junger Mann, der im Begriffe stand, das schönste Mädchen in der Stadt heimzuführen und den reichen Banquier Schwiegervater zu nennen, sich selbst das Leben genommen haben sollte.

Der Banquier traf den Polizeicommissär zu Haus. Mit kurzen Worten, hastig, theilte er ihm Alles, was er wußte, mit, und bat um seine Hilfe.

Schweigend, mit über der Brust gekreuzten Armen hatte Münnich ihm zugehört. Regungslos stand seine lange und hagere Gestalt da. Auf seinem Gesichte war nicht der geringste Zug des Erstaunens zu bemerken, nur sein graues, scharf blickendes Auge ruhte mit voller Aufmerksamkeit auf dem Munde und dem Gesichte des aufgeregten Mannes.

„Sonderbar," sprach er mit einem ruhigen, fast gleichgültigen Tone. „Es ist selten, daß ein Brätigam am Hochzeitsmorgen verschwindet. Doch welche Vermuthung haben Sie selbst darüber!"

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Der Soldat will Geld haben. Ohne Geld lebt nur Hans ohne Sorgen lustig und guter Dinge. Nach dem eigenen Geständnisse vieler Offiziere hat die Sambre- und Maas-Armee seit drei Jahren keinen Kreuzer aus Frankreich erhalten. Sichtbar genug war aber auch der allgemeine Geldmangel. Stabsoffiziersgehalt bestand monatlich nur in wenigen Gulden; in den Taschen der Subalternen waren die Spinnengewebe der Mandate zu Hause, die im heil. Röm. Reiche so wenig als in Frankreich beliebt und gangbar werden.

Der Soldat will Kleidung haben. Woher aber diese bei dem Verfalle der Finanzen, bei der üblen Verwaltung der Commissarien nehmen? Suchet und ihr werdet finden, dachte der Soldat und ergriff die Gelegenheit, seinen Heißhunger nach Kleidungsstücken zu stillen, mit beiden Händen.

Ausgehungert durch die zärtliche Vorsorge der Commissäre, abgemattet von forcirten Märschen, wenn nicht nackt, doch sehr zerlumpt, ohne Bagage und Zelte kam der französische Soldat in unser Franken, dessen Bewohner über die Kriegersitte: sich die Nothdurft auf eine etwas gewaltsame Art zu verschaffen, hinweggesehen haben würden. Allein dies schmerzte sie, daß sie ungeachtet der Jourdan'schen Proclamation auf's schändlichste bestohlen, auf's grausamste gemißhandelt wurden, daß man gewaltsame Nothzucht und Kirchenraub begieng, daß man Alles, was man zurückließ, aus übermüthiger Verschwendung lieber auf irgend eine Weise vergeudete oder verdarb, damit ja der Besitzer nichts übrig behielt!

Gewiß hätte solchen groben Versündigungen gegen Menschheit und Menschlichkeit gesteuert werden können, wenn es dem Obergeneral Jourdan Ernst gewesen wäre, Wort zu halten. Er dachte wohl nie daran, strenge Mannszucht zu handhaben. Kein civilisirtes Heer neuerer Zeiten

hat weniger Disziplin, als das französische, im Durchschnitte genommmen. Besonders excellirte in diesem Stücke abermals die Infanterie. Wer sollte aber auch dieser bessere Mores lehren? Ein großer Theil ihrer Offiziere war selbst so arm und entblößt von allem, wie der gemeine Mann, und — wozu erniedrigt nicht wirklicher oder eingebildeter Mangel?

Ein im Dienste grau gewordener Offizier, Garnier, Capitän der 67. Halbbrigade, kam eines Tages nach Euerbach und verlangte zwölftausend Pfund Brod, welche auch im nämlichen Augenblick in's Lager geschickt werden sollten. Auf die gemachte Vorstellung der Unmöglichkeit, daß man aber gegenwärtig sogleich geben wolle, was man habe, und daß man sich wegen des Uebrigen eine Frist von 2 Tagen ausbitte, binnen welcher man Korn mahlen und backen lassen würde, wenn der Capitän Garnier einen Sauvegardisten in die Mühle legen lassen wolle, damit das Getraide nicht, wie es vorher schon geschehen, von den französischen Reutern gestohlen und verfüttert werde, wurde der Amtmann Geyersbach von dem Capitän in Arrest genommen, um in's Lager abgeführt zu werden. Bei dem Transporte durch den Ort lief die ganze Gemeine zusammen, welches wahrscheinlich den unbescheidenen und eigennützigen Krieger bewogen haben mag, den Vorschlag, die 12000 Pfund Brod nach und nach in einigen Tagen zu liefern, anzunehmen. Aergerlich über sein Betragen, ging Amtmann Geyersbach von freien Stücken zum General Grenier, trug seine Klagen mündlich vor, wurde sehr wohl aufgenommen und bekam sogar den Auftrag, dem Herrn Garnier tüchtig den Text zu lesen mit dem Anhange, daß er, der General, den Hrn. Capitän des geringsten Exzesses willen, beim Kopfe kriegen würde.

Dem General waren alle Umstände, daß z. B. die Euerbacher Markung durch die französische Invasion nichts gelitten habe, daß der Ort Euerbach bisher immer glimpflich behandelt worden sei, weil man sich auch gegen die Franzosen ordentlich betragen habe, auf's genaueste bekannt. Die von ihm durch den Amtmann Geyersbach überbrachte Ordre machte den Capitän geschmeidig. Er, vorhin ein Poltergeist, betrug sich nun sammt seinen Leuten ruhig und hielt gute Mannszucht.

Als ihm bei seinem Abmarsch die Gemeide noch zwei Karolin gab, damit das Fuhrwerk, welches das Brod transportirte, wieder zurückkäme, so bescheinigte er statt erhaltener 700 Pfund über 1200 Pfund und versicherte seinen Obersten Pouton: daß in Euerbach kein Bissen Brod mehr zu haben sei. Wahrscheinlich suchte er für seinen Beutel den Regreß an dem zurückbehaltenen Vieh und Geschirre.

Nur mit äußerster Mühe glückte es den besser Gesinnten ihre Leute im Zaum zu halten. Sobald es einen Ort oder Keller zu bestürmen galt, wehrlose Leute zu arretiren oder zu mißhandeln gab, war Niemand gehorsamer als sie. Allein nur mit vieler Anstrengung und Selbstverleugnung konnte einst ein Lieutenannt seine Leute von dem Eindringen in ein respektables Haus zurückzuhalten, in dem sie Wein witterten. Unzählige Worte durfte er verschwenden und sich selbst noch dazu einen Labetrunk versagen, um den eingedrungenen Haufen wieder zum Hause hinauszubringen.

Der französische Soldat kannte damals nur zwei Strafen; Arrest und Arquebusade. Nehmen wir den Soldaten, wie und was er sein sollte, ein Mann von Ehre, so wären freilich die slavischen Prügel sehr entbehrlich.

In dem Quartier des Generals Bernadotte schoß die Schildwache eine im Hause hängende Laterne um Mitternacht in tausend Stücke. Das Geräusch erweckte das ganze Haus. Der General erschien und belachte den Streich, den der Soldat mit einem Versehen entschuldigte. Eine von Colonel Merciers Gefolge ging in der Trunkenheit dem Hausherrn mit gezücktem Säbel zu Leibe, ein Offizier wehrte ihn ab und vermehrte dadurch dessen Wuth. Sie sehen, der Mensch ist betrunken — war Alles, was er dem Eigenthümer des Hauses zum Troste und zur Beruhigung sagte. Einem Dragoner des 11. Regiments wurde von einem Kanoniere unter der linken Brust ein tödtlicher Stich versetzt, einem andern von seinen Untergebenen ein bedeutender Hieb über den linken Arm beigebracht und ihre Strafe war — kurzer Arrest.

In der Stube eines Bürgers zu Schweinfurt hieben sich Infanteristen, daß das Blut auf dem Boden floß. Ihr da logirender Capitain wurde geweckt und erschien, aber der Thäter war trotzig und brutal und kam ohne Strafe durch.

Aus diesen Beispielen leuchtet das geringe Ansehen der Offiziere hinlänglich hervor, sowie die Gleichgültigkeit, mit welcher der gemeine Soldat die Regimentsstrafe ansah.

Alles was sich der gemißhandelte Bauer versprechen konnte, war also seinen Beleidiger in's Gefängniß zu bringen? Aber wo sollte er klagen? Bei den ravagirenden Kameraden, die ihn auslachten? Bei den herumschwärmenden Chasseuren, von denen er in sein Ort zurückgejagt wurde? Bei der Generalität? Die Liebe zum Trunke, dem viele Offiziere, leider auch mehrere Generäle so vorzüglich ergeben sind, hinderte viel Gutes und verschlimmerte das Böse. Mancher in der Nüchternheit ganz menschliche General war in der Trunkenheit ein Unmensch und begünstigte oder

erlaubte, oder beging gar wohl selbst Schandthaten! —

Die gemißhandelten, ausgeplünderten Einwohner von Maibach — was erhielten sie von den ganzen Stücken Leinenzeug, die ihnen ein Stabsoffizier wieder zu schaffen versprach, wieder? — Nichts!

Die Infanterie der le Fevre'schen Division war vor Gelbersheim angelangt, und der Ort war in banger Erwartung eines ähnlichen Schicksals, wie so viele benachbarte Orte erlebten. Aber die Offiziere, die ihre Leute kannten, ließen keinen Mann einrücken, sondern vor dem Dorfe Halt machen, und daselbst mit Speise und Trank versehen. Dafür forderten sie einige hundert Thaler, die man auch gerne bezahlte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Auf Requisition ausgeschickt), verfügte sich ein badischer Unteroffizier in dem betreffenden Dorfe in einen Keller und fand dort was er suchte — Wein. Unter den Fässern lag eines mit eingeschlagenem Boden, und in diesem Fasse bei näherem Hineinsehen etwas, was der badische Kriegsmann nicht gesucht hatte, nämlich — ein französischer Kürassier mit Stiefel und Sporen. Natürlich wurde derselbe eingeladen, seine unbequeme Lagerstätte zu verlassen und ihm dagegen der ehrenvolle Auftrag zu Theil, den Schiebkarren mit dem aufgeladenen Weinfäßchen zu schieben, während der badische Soldat mit gezückter Wehr hinten drein marschirte zum großen Jubel der ganzen Mannschaft.

(Der Ausdruck „tambour battant") dient nicht, wie irrthümlich vielfach angenommen wird, zur Bezeichnung einer allgemeinen Angriffsbewegung, sondern bezeichnet den Angriff geschlossener Colonnen. Auf das Commando „Gewehr zur Attake — rechts!" schlagen die Tambours den bekannten Sturmmarsch; erst auf ca. 50 Schritt vom Feinde wird das Gewehr gefällt. Ob daher der Feind die Attake annimmt und es zum Handgemenge kommt, oder ob er die Position schon vorher verläßt, ist gleichgültig; er ist „tambour battant" angegriffen und geworfen worden.

Ueber die Uneinigkeit der französischen Commandeure werden hübsche Dinge erzählt. Bazaine weigerte sich, Leboeuf als Corpsführer an Decaen's Stelle anzunehmen und drohte, ihm seinen Degen durch den Leib zu rennen. Leboeuf drohte, Bazaine erschießen zu lassen. „Probiren Sie es, Herr Marschall," rief Bazaine, „ich fordere Sie auf, 4 Mann und 1 Corporal in der französischen Armee zu suchen, die ihre Befehle ausführen. Ich verpflichte mich dagegen in einer Stunde 10,000 brave Soldaten zu stellen, die sich ein Vergnügen daraus machen würden, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen."

(Entsetzliche Verstümmlung.) Ein aus Szarvas gebürtiger Knabe, der noch vor einigen Wochen auf dem Turer Markte gesund gesehen wurde, ist kürzlich, wie der „Ung. Lld." meldet, in Gyoma mit verrenkten Gliedern und ausgeschnittener Zunge erschienen. Er gibt mittelst Schreibens kund, daß Zigeuner ihn gefangen und so zugerichtet haben.

(ER ist Er.) Wie viele andere Städte hatte auch Köln am Abend des 1. d. Mts. illuminirt. Unter den Transparenten fand sich eines am Dom-Hotel, Napoleon im Käfig darstellend, welches mit folgendem Reim begleitet war.

„Im Käfig seht Ihr den großen
Napoleon, Kaiser der Franzosen,
Es fing IHN ab der Wilhelm Rex,
Der Krieg ist aus und ER ist Ex.

(Der civilisatorische Wortbalter.) Unter dieser Ueberschrift lesen wir im „Nürnb. Anz." folgende naturwüchsige Verse:

„Todt, oder siegreich nach Paris!"
So sprach Napoleo;
Daß oder dös a Lüg'n is,
Dös sicht mer äiza scho.

Häit denkt, Du schämst Di, su wos z'sog'n
Und doch nit halt'n nna;
D'rum, mouß mer Di fort äiz jog'n,
Dein Boub'n und a Dei Frau.

(Heine's „Grenadiere") werden im Wiener „Figaro" auf folgende Weise parodirt:

Nach Berlin zogen zwei Grenadiere
Die wurden am Gaisberg gefangen,
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.
Da hörten sie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich so güt wie verloren,
Besiegt und zerschlagen das große Heer —
Und der Kaiser, der Kaiser — blamoren!

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 385.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 74. Mittwoch den 14. September 1870.

Deutschlands Krieg und Sieg.

Von Adolf Müller.

Es war einmal ein schlauer Mann,
Der fing mit großen Lügen an
Ein Reich sich zu erwerben.

Und als er's hatte, log er fort
Gar feierlich in Schrift und Wort:
„Mein Reich ist nur der Frieden."

Das war Louis Napoleon,
Zum Hohn auf Frankreich's Kaiserthron
Vom Teufel schier erhoben.

Gleichwie der schwarze Lügenheld
Sucht' er geheim in aller Welt
Unfrieden nur zu stiften.

Und als ihm das zu Statten kam,
Schwoll Galliens großem Hahn der Kamm
Nun höher stets und höher.

Er lärmt und kräht aus vollem Hals,
Und streckt herüber nach der Pfalz,
Die Krallen nach dem Rheine.

Und das Versteckte tritt hervor —
Der Fuchsschwanz und der Lügenchor —
Er kündigt Krieg den Preußen.

Da braust's hinüber: Nein, o nein!
Nicht Preußen, Deutschland soll es sein!
Das ganze Deutschland kämpfet!

Nun schaut die Hessen, Bayern halt,
Schaut alle Stämme mit Gewalt
Begeisterung erfassen.

Und schaut — o Anblick rührend-schön! —
Ein einig Brudervolk ersteh'n,
Wie nie auf deutschem Boden.

Beseelt, gestärkt von Einem Geist,
Der Frankreichs Heere niederreißt
Gleichwie der Sturmwind Halme.

Und unaufhaltsam Schlag auf Schlag
Es glänzt den Deutschen Tag für Tag
Die schönste Siegessonne.

Sieg! Hurrah! welche neue Schlacht!
Vor Sedan's Mauern ist vollbracht —
Die schönste That im Kriege.

Wir haben ihn im Sturme flugs,
Den alten Diplomaten-Fuchs
Sammt seinem Feldmarschalle!

Dein Reich ist aus, Napoleon!
Empfang' des Weltgerichtes Lohn
Am Großen-Sünder-Pranger!

Auf Wilhelmshöhe ausgestellt,
Gedenk' des Wandels Deiner Welt,
Der Welt der Bonaparte!

In Sack und Asche bete da,
Und hör' im Jubel fern und nah
Die Stimme der Vergeltung!

Und sieh' ein deutsches Reich entsteh'n,
Ein Reich so mächtig, groß und schön,
Den Rhein in seinem Herzen;

Ein Reich in Bruder-Einigkeit,
In Freiheit und Gerechtigkeit,
Ein wahres Reich des Friedens!

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Ich kann nur die eine Vermuthung, die eine Befürchtung haben, daß Templow ein Unglück passirt ist" entgegnete Meyer, indem er den Schweiß von der Stirn trocknete.

„Bitte — was für ein Unglück vermuthen Sie?"

Der Banquier schien auf diese Frage augenblicklich keine Antwort zu haben.

„Mein Herz sträubt sich gegen den Gedanken" erwiderte er dann, „und doch drängt sich mir die Befürchtung auf, daß Templow ermordet ist. Ich vermag mir nichts Anderes zu denken, was im Stande gewesen wäre, ihn heute — heute zurückzuhalten."

„Wenn wir aufgeregt sind, malt unsere Phantasie leicht uns die schlimmsten Bilder aus," warf der Commissär ein. „Haben Sie weiter keinen Grund für diese Annahme?"

„Nein."

„Wenn wir den Gedanken, daß Ihrem künftigen Schwiegersohn ein Unglück passirt sei, vorläufig festhalten wollen," fuhr Münnich fort, „so werden Sie mir einräumen müssen, daß dasselbe auch noch ganz anderer Art sein könnte!"

„Ich verstehe Sie nicht!" bemerkte der Banquier. Er war in der That zu aufgeregt, um weiter nachzudenken. „Was meinen Sie?"

„Ich kann Ihrer Vermuthung nur eine andere Vermuthung, — eine Möglichkeit, zur Seite setzen. Der Herr von Templow hat jedenfalls Ihr Haus in der Nacht spät verlassen, auf einem Polterabende pflegt es lustig herzugehen — man wird vortreffliche Weine und Champagner getrunken haben, könnte er nicht einen kleinen Rausch gehabt haben und vielleicht in's Wasser gefallen sein? Ich bitte, verstehen Sie mich recht, ich will damit nur sagen, daß die Möglichkeit dieses Unfalls nicht ausgeschlossen ist."

Der Banquier schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe.

„Es ist kein Wasser zwischen seiner Wohnung und meinem Hause" bemerkte er.

„Wissen Sie, ob er den directen Weg zu seiner Wohnung gegangen ist?"

„Nein. Ich vermag indeß keinen Grund zu finden, weßhalb er einen anderen Weg eingeschlagen haben sollte."

Der Commissär zuckte mit den Achseln.

„Sie wünschen meine Hilfe in Anspruch zu nehmen," sprach er dann, „ich bin selbstverständlich gern bereit dazu, ich müßte unter diesen Verhältnissen ja Nachforschungen anstellen, auch wenn Sie mich nicht darum ersucht hätten. Damit ich indeß irgend einige Anhaltspunkte gewinne, gestatten Sie mir, Ihnen einige Fragen vorzulegen."

Der Banquier nickte nur zustimmend mit dem Kopfe.

„Wann hat der Herr von Templow Sie verlassen?" begann Münnich ihn zu fragen.

„Ich kann die Zeit nicht genau angeben — es mochte ungefähr zwei Uhr sein."

„Gut. Ging er allein fort?"

„Nein. Es verließen Mehrere gleichzeitig mit ihm mein Haus."

„Wer?"

Der Banquier sann nach.

„Auch dies kann ich nicht genau angeben. Ich weiß nur das bestimmt, daß der Herr von Glieben und der Herr von Anden — beide sind ja intime Freunde von ihm — zugleich mit ihm fortgingen. Dann auch noch die beiden jungen Kaufleute Maren und Albrich."

„Sehen Sie, das führt uns bereits etwas weiter," warf der Commissär ein.

„Ich weiß aber nicht, ob sie ihn begleitet haben," bemerkte Meyer.

„Das thut auch nichts zur Sache. Denn hierüber können mir die Herren selbst Aufklärung geben; haben Sie bemerkt, daß Ihr künftiger Schwiegersohn vielleicht etwas angeheitert war?"

„Ja," erwiderte der Banquier nicht ohne einiges Zögern. „Er war etwas aufgeregt und er hat auch mehr getrunken, als er sonst zu trinken pflegt."

„Das finde ich ganz natürlich. An solchen Abenden pflegt man die Gläser nicht so sorgfältig zu zählen — es kommt die Aufregung der Freude hinzu. Wie äußerte sich seine Aufregung?"

Der Banquier schwieg. Er schien die Frage nicht recht verstanden zu haben.

„Ich meine, war er sehr heiter oder vielleicht erregt, empfindlich?" fügte der Commissär hinzu. „Sie wissen, der Wein bringt ja bei verschiedenen Personen, selbst bei verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen, oft ganz verschiedene, selbst entgegengesetzte Wirkungen hervor."

„Ich sehe nicht ein, inwiefern dieser Umstand für Sie von Bedeutung sein könnte," warf der Banquier ein.

Um den Mund des Polizeibeamten zuckte ein überlegenes Lächeln.

„Für uns ist zum wenigsten kein Umstand ohne Bedeutung," bemerkte er. „Darf ich meine Frage also noch einmal wiederholen?"

„Er war sehr erregt, sehr lustig, doch zugleich in seiner Lust etwas wild," gab Meyer zur Antwort.

„Etwas wild," wiederholte Münnich langsam, nachsinnend, für sich selbst. „Vielleicht auch etwas bitter?"

„Das habe ich nicht bemerkt."

„Es scheint mir dies ganz natürlich zu sein, so weit ich den Charakter des Herrn von Templow kenne. — Nun noch eine Frage, hat sich Ihre Fräulein Tochter mit ihm freiwillig und gern verlobt?"

Diese Frage schien den Banquier in einige Verlegenheit zu setzen — er zögerte mit der Antwort.

„Sie hat sich allerdings auf meinen Wunsch mit ihm verlobt — ich zweifle indeß nicht, daß sie es gern gethan hat," erwiderte er.

Der Polizeicommissär schien dieser weiteren Mittheilung keinen Werth beizulegen, denn er fragte sofort: „Hat Ihnen der Herr von Glieben oder Anden nicht erzählt, ob sie Ihren künftigen

Schwiegersohn begleitet haben, als sie mit ihm Ihr Haus verließen?"

„Ich habe sie nicht darnach gefragt."

„Sie hätten es immerhin erwähnen können, als der Herr von Templow heute nicht kam."

„Sie haben darüber nicht gesprochen."

„Nun, Herr Meyer, ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, thun," sprach der Commissär, „ich hoffe indeß, daß keine Ihrer Befürchtungen eintreffen wird. Ich begreife vollkommen Ihre Aufregung und ihren Schmerz. Solche Störung eines Festes muß doppelt schmerzlich sein. Ich bitte Sie nur um das Eine: sobald Sie irgend etwas Näheres erfahren, theilen Sie mir es sofort mit, selbst wenn es Ihnen nur von geringer Bedeutung zu sein scheint."

Der Banquier versprach es und verabschiedete sich.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Des strengen Verbotes ungeachtet, hatten sich dennoch einzelne Soldaten in den Ort geschlichen, und wirklich schon Häuser erbrochen und allerlei Spuckereein vorgenommen. Kaum war dies den Offizieren gemeldet, so eilten sie herbei, die unsaubern Geister auszutreiben. Allein das Beschwören war bei diesen mit Fleisch und Blut versehenen fruchtlos. Der Säbel mußte zu Hülfe genommen werden, es mußte Blut und Wunden setzen, bis die Räuber wichen.

Auf der andern Seite des Ortes hatten sich zu gleicher Zeit Chasseure gelagert, die ebenfalls gespeist und getränkt werden mußten. Nach einigen Stunden kam Befehl zum Aufbruch. Trotz der Ordre blieb ein großer Theil Chasseure zurück und sobald dieser keinen Offizier mehr im Orte vermuthete, kam einer nach dem andern, um sich etliche Karolin zu holen, bis der Bürgermeister zu zahlen aufhörte. Als er noch mehr Geld schaffen sollte, stellte er den Herren sein Unvermögen vor, und erklärte sich willfährig, die Gemeindemitglieder um Vorschuß anzugehen. Das war den Chasseuren ganz recht. Nun aber bedeutete sie der Bürgermeister, daß in unsern Gegenden die Zusammenberufung der Communität durch Läuten der Glocke geschehe und daß sich demnach die Herren ob dem Schalle nicht ärgern möchten. Dies war nicht nach Wunsch — sie zogen ab, ohn. mehr haben zu wollen.

Auf der Retirade kam vor den n.mlichen Ort eines Abends eine Brigade. Der Chef verlangte von der Gemeinde 25 Karolin, so sollte keiner von seinen Leuten in den Ort kommen. Er erhielt die verlangte Summe und führte die etliche tausend Infanteristen, die sich schon auf den Ort gespitzt hatten, nebenvorbei.

Fußvolk von Championett's Division zogen eines Abends unter Jubeln auf Euerbach los; der Oberlieutenant v. Münster und Amtmann Geyersbach gingen den Commandanten mit der Bitte an: die Brigade nicht durch's Ort, sondern nebenvorbeimarschiren zu lassen. Er gewährte dies sogleich, ließ die beiden Thore durch zwei Offiziere besetzen, die auch sogleich eingeschlichene Plünderer auszutreiben bekamen, und nahm für diesen wichtigen Dienst nichts weiter, als den herzlichen Wortdank der Ortsleute an.

Das Fräuleinstift Waizenbach war unter vielen Duzend Ortschaften so glücklich, ganz ohne blaues Aug davon gekommen zu sein. Die Prälatur Bronnbach hatte sich auch einer ausgezeichnet edlen Behandlung zu erfreuen. Der erstere Ort soll dies der guten Bewirthung eines ehedem als Kriegsgefangenen daselbst einquartirten franz. Offiziers zu danken haben. Die geistlichen Herren zu Bronnbach wurden durch ihre treue Verpflegung der von den Kaiserlichen im dasigen Lazareth zurückgelassenen verwundeten und kranken Franzosen gerettet.

Ueberhaupt genommen hatten Ortschaften, die vom Lager etwas entfernt lagen, oder Einquartierungen von Cavallerie bekamen, ein etwas günstigeres Loos; das günstigste, die Dörfer, in welche die rechtschaffenen Obersten Broc, Commandant des 2 Dragoner-Regiments, la Barbee, Commandant des 11. Dragonerregiments, Barbier, Commandant des 2. Husaren-Regiments, Lattaye, Commandant des 10. Regiments schwerer Reuter, zu liegen kamen. Mit Freude und Dank erinnern sich dieser edlen Männer die Einwohner unseres Gaues.

Eine Abtheilung des zweiten und ersten Dragonerregiments rückte am 22. Juli Nachts gegen 11 Uhr in Euerbach ein. Der Lärm, den diese Krieger in dem Ort machten, der Anfall der ersten Patrouille mit bloßen Schwertern und Pistolen, die bringende, aber aus Furcht vor dem nahen Offizier ganz leise Forderung von 8 Karolinen und Uhren, deren aber wegen Dazwischenkunft des Capitäns nimmer gedacht wurde. Das Ungestümm, mit welchem für das Bivouac requirirt wurde, war zwar nichts weniger als aufmunternd. Sobald aber die Offiziere für ihre Leute gesorgt und die bereitwilligen Einwohner das Erforderliche beigeschafft hatten, war alles im Geleise, und zum Abschied

hinterließ Broc und Capitän Joller unaufgefordert, da man im Orte den Werth des kostbaren Tuches noch nicht aus Erfahrung kannte, zwei Mann Sauvegarden, denen der Ort seine Rettung verdankt.

Ein Haufe Volontär's machten des andern Tages Jagd auf das Dorf und beim Anblicke der Sauvegarde gar saure Gesichter. Sie mußten weiter ziehen, und plünderten 2 Tage Obbach rein aus. Der nämliche Haufe hatte auch Vrebersdorf und Sömmersdorf schon zuvor ganz ausgeleert und wurde an einem Vormittag von Colonel Broc über der unsaubern, unmilitärischen Beschäftigung bei seinem Durchmarsch durch Egenhausen ertappt und mit deutlichen Säbelhieben von seinen Dragonern zum Orte hinausgejagt. Kein Wunder, wenn sie nun Nachmittags von Dragonern des nämlichen Regiments auf's neue in ihrem Vorhaben gehindert, mit verbissener Wuth ihres Weges zogen und nun doppelt dem unglücklichen Obbach ihren Groll fühlen ließen.

Während General Oswald zu Niederwerrn dem Unwesen der Infanterie ganz leidend zusah, und Schloß und Garten verheeren, die Leute plündern, die Menschen mißhandeln ließ, that Colonel Lattaye wenigstens so viel er thun konnte. Eine Bauernfrau, durch Schrecken und Unruhe ihrer Sinne kaum mehr mächtig, brachte in der Verwirrung ihre in 500 fl. bestehende Baarschaft zu dem Pfarrer und warf sie, ohne zu wissen, was sie that, auf die Tafel, an welcher die Offiziere eben ihr Mittagsmahl einnahmen. Lattaye blickte die Arme, deren Zustand leicht erkenntlich war, mitleidig an, nahm das Säckchen versiegelt von dem Ortspfarrer in seine Verwahrung und gab es, als er und die ganze Division abmarschirte, treu und unversehrt wieder.

Eben so rühmlich handelte ein Oberst, der zu Krautheim lag. Er ließ die eingepackten Koffer des sehr geplünderten Pfarrers Diez zu sich bringen und stellte sie bei seiner Abreise dem dankbaren Eigenthümer wohlbehalten wieder zu.

Viel Gutes hatte General Palmeroli zu Geldersheim gestiftet; er hörte die Beschwerden des geplagten Landmanns gütig an, schaffte ihm Ruhe und strafte die Verbrecher. Viel Gutes würde er noch gestiftet haben, wenn er nicht der Laune eines daselbst liegenden höheren Generals Bannands hätte folgen müssen, der täglich die Gefühle der Menschlichkeit im Weine ersäufte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Kleine Erinnerungen.) Vor einiger Zeit veröffentlichten einige Blätter eine sogenannte „Prophezeihung von Nostradamus", nach welcher Louis Napoleon achtzehn Jahre weniger ein Viertel Jahr, nicht einen Tag länger, regieren würde. Diese Vorhersagung ist eingetroffen. Am 2. Dezember 1852, ein Jahr nach dem Staatsstreich, hatte Louis Napoleon sich zum Kaiser gemacht, und am 2. September 1870 mußte er sich den Deutschen als Gefangener übergeben. Noch eine zweite kleine Mittheilung, die im Jahre 1868 von der „Voss. Ztg." veröffentlicht wurde, möge gleichfalls in Erinnerung gebracht werden. Sie lautet wörtlich: Ein italienischer Verleger hat (nach dem Londoner „International") einen Kalender herausgegeben, der eine Uhr darstellt. In der Mitte des Zifferblattes sieht man Sein Gesicht und die Stunden sind wie folgt bezeichnet: 1 Uhr: republica, 2 Uhr: presidenza, 3 Uhr: 2. Decembre, 4 Uhr: Sebastopol, 5 Uhr: proclama di Milano, 6 Uhr: Magenta e Solferino, 7 Uhr: Villafranca, 8 Uhr: Nizza e Savoia, 9 Uhr: Messico, 10 Uhr: occupazione di Roma, 11 Uhr: guerra (Krieg) alla Prussia, 12 Uhr: cadutal de trono. (Sturz vom Throne.)

Ein eigenthümlicher Schicksalsschlag hat die Frau eines Tischlermeisters in Berlin getroffen. Dieselbe ist in dem Zeitraume von acht Jahren zum Drittenmale durch die Kriegsperiode Wittwe geworden. Im Jahre 1864 blieb ihr Mann bei Düppel, 1865 heirathete sie abermals einen Tischler, der 1866 bei Königgrätz blieb; zum dritten Male nahm sie einen Tischler zum Gatten, der bei Rezonville den Heldentod starb.

(Gärtnerantwort.) Die „Hall. Ztg." ist zufällig in den Besitz eines Originalmanuscripts aus dem Jahre 1813 gekommen, welches folgende sehr hübsche Persiflage enthält. Napoleon verlangt von seinem Hofgärtner ein Bouquet und dieser antwortete:

Erhabner, mächtig großer Herr,
Ich habe keine Blumen mehr,
Denn die Granaten sind verloren,
Die alten Lorbeern sind erfroren,
Die Immortellen sind geraubt,
Die Palmen hat der Wind entlaubt.
Die Kaiserkrone will verdorren,
Verwelkt sind auch die Rittersporen,
Die Königsblum und Löwenmaul,
Sind längst schon in der Wurzel faul,
Der Rebenblumen Eisenhut
Zerstörte jüngst des Nordwinds Wuth
Und Wunderblumen giebt's nicht mehr,
Nur Tollkraut wuchert noch umher,
Und Kreuzdorn treibet einzig Blüthen,
Drum kann ich Dir nichts Beßres bieten.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Kaiserstraße No. 383.)

Francvnia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 75. Samstag den 17. September 1870.

Die Liebe zum deutschen Vaterland.

Es tönt ein heil'ger Weihesang
Durch Deutschland jetzt, so wild
Wie bergentsprung'nen Sturmes Drang
Und doch so rein und mild.

In tausend Liedern bricht hervor
Ein Lenz mit Jugendgluth,
Und himmelstürmend schallt der Chor
Voll Gottvertrau'n und Muth.

Der Haß und Ingrimm ist vorbei
Womit wir uns bekriegt,
Verstummet ist der Zwietracht Schrei,
Die Liebe hat gesiegt.

Die Lieb' zum deutschen Vaterland,
Gehegt seit Väterzeit,
Die mächtig nun den Ausweg fand,
Durch Heldenblut geweiht.

Du heil'ger Sang, o töne fort,
Auch wenn der Schlachtruf schweigt,
Und auf die Brudergräber dort
Der Friede bald sich neigt.

Daß auch des neuen Hauses Bau
Ein Werk der Liebe sei
Und uns're späten Enkel schau'
Noch einig, stolz und frei!

L. Fahrmbacher.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Zwei Tage waren verflossen und von dem Verschwundenen war noch nicht die geringste Spur aufgefunden. Der Polizeicommissär hatte alle Kräfte aufgeboten, er galt für einen äußerst erfahrenen und scharfblickenden Polizeibeamten, er war schon manchem Verbrechen auf die Spur gekommen, hatte bereits manches Dunkel erhellt, in diesem Falle hatte er noch nichts entdeckt.

Durch die Vernehmung Gliebens, Andens und der jungen Kaufleute, in deren Gesellschaft Templow das Haus des Banquiers verlassen hatte, wußte er, daß sie in dem Weinkeller gespielt hatten, dann verlor sich jede Spur des Vermißten. Er hatte auch Templows persönlichen Verhältnissen noch näher nachgeforscht und dadurch erfahren, daß dieselben nicht die besten waren, er war nicht unbedeutend verschuldet, dieser Umstand konnte indeß mit seinem Verschwinden auch nicht in Verbindung stehen, denn am allerwenigsten würde er deßhalb eine reiche Braut aufgegeben haben.

Jeder Andere würde vielleicht in seinen Bemühungen ermüdet sein, da dieselben noch durchaus erfolglos geblieben waren und kaum ein Resultat versprachen; Münnich wurde dadurch noch mehr angestachelt, er besaß außer einer kaum zu ermüdenden Thätigkeit, einen nicht geringen Ehrgeiz. Die Schwierigkeiten eines Unternehmens spornten ihn an, es gewährte ihm Vergnügen, seine Kräfte, deren er sich bewußt war, daran zu messen.

Es kam noch für ihn hinzu, daß die ganze Stadt von Templows räthselhaftem Verschwinden sprach, daß dieser Fall das allgemeinste Interesse erregt hatte. Die abenteuerlichsten Gerüchte hatten sich verbreitet, auf die er freilich wenig gab, zum wenigsten ließ er seine eigenen Vermuthungen fast nie dadurch beeinflussen, weil er wußte, wie wenig die große Menge bei der Weiterverbreitung von Gerüchten prüft.

Ueber Templows Verschwinden hatte er sich indeß selbst noch keine feste Vermuthung gebildet und das beunruhigte ihn am meisten, weil er dadurch für seine Nachforschungen keine feste Richtung erhielt. Alle Möglichkeiten hatte er durchdacht und reiflich in Ueberlegung gezogen und das endliche Resultat davon war, daß er sie sämmtlich verwarf.

An eine zufällige Verunglückung war nicht zu denken, da Glieben wie Anden durchaus übereinstimmend ausgesagt hatten, daß Templow als er mit ihnen den Weinkeller verlassen hatte, nach seiner Wohnung gegangen sei, und auf dem Wege befand sich weder ein Wasser, noch eine andere Möglichkeit zum Verunglücken. Eine Flucht Templows war durch nichts moti-

virt, zumal da seine allerdings zahlreichen Gläubiger ihn in der letzten Zeit nicht bedrängt hatten, da sie wußten, daß er die Tochter des reichen Banquiers heirathe. Außerdem lag eine solche That durchaus nicht in Templows Charakter, er würde die Gläubiger, wenn sie ihm zu wenig Ruhe gelassen hätten, höchstens die Treppe hinabgeworfen haben.

An eine Ermordung Templows vermochte Münnich nicht zu glauben, denn er wußte aus Erfahrung, daß die Spuren einer solchen That sich nicht gänzlich verwischen lassen und er hatte, trotz der sorgsamsten Nachforschung, nicht die geringste Spur gefunden.

Täglich wurde er von vielen seiner Bekannten um den Erfolg seiner Untersuchungen befragt, allein er schwieg hartnäckig darüber, weil er nicht eingestehen mochte, daß dieselben noch durchaus erfolglos geblieben seien und weil er die feste Hoffnung hegte, daß, wenn all' seine Bemühungen nicht weiter führten, der Zufall oder sein Glück ihm helfend zur Seite treten werde.

„Sie werden Alles seiner Zeit erfahren," gab er den ihn Fragenden mit verschmitztem Lächeln zur Antwort. „Gedulden Sie sich bis dahin. Ehe ich meine Aufgabe nicht vollständig beendigt habe, eher spreche ich nicht darüber. Mögen Sie nun vermuthen, Templow sei todt, oder er lebe noch, er sei geflohen oder er befinde sich noch hier in der Stadt — die Zeit wird Ihnen Aufklärung bringen."

Selbst den Banquier, der täglich mehrere Male zu ihm kam, dem die Aufregung keine Ruhe ließ, klärte er über den Stand seiner Nachforschung nicht völlig auf.

Auf Meyer hatte Templows Verschwinden einen gewaltigen Eindruck ausgeübt. Der sonst so überaus thätige Mann, der der Erste und Letzte in seinem Geschäfte zu sein pflegte, war zu jeder Arbeit unfähig. In seiner Wohnung fand er keine Ruhe und in seinem Geschäfte schritt er in seinem Arbeitszimmer aufgeregt auf und ab. Er setzte sich wohl an den Tisch, schlug ein Geschäftsbuch auf, nahm eine Feder zur Hand, um einen Brief zu schreiben, allein im nächsten Augenblicke sprang er unruhig wieder auf.

Wäre der Polizeicommissär zu ihm in's Zimmer getreten und hätte ihm mitgetheilt, Templow sei ermordet, er habe dessen Leichnam gefunden, so würde er diese für ihn so schmerzvolle Nachricht vielleicht mit einiger Fassung aufgenommen haben, weil er sich mit diesem Gedanken ziemlich vertraut gemacht hatte — die Ungewißheit peinigte ihn tausend Mal mehr.

Vor ihm lag ein Haufen Geschäftsbriefe, welche der nothwendigen Erledigung harrten. Er wollte sich gewaltsam Ruhe erzwingen, setzte sich wieder an den Arbeitstisch und nahm einen der Briefe zur Hand. Sein Auge durchflog ihn, allein als er ihn durchgelesen hatte, war ihm der Inhalt dennoch unbekannt. Er strich mit der Hand über die Stirn, er durchlas den Brief zum zweiten Male, der Erfolg blieb derselbe, denn seine Gedanken flogen, während er las, über den Brief hinaus und irrten unstät umher, um den zu suchen, der ihm schon seit Tagen jede Ruhe geraubt hatte.

Unwillig warf er den Brief wieder auf den Tisch, erhob sich und rief seinen ersten Buchhalter.

„Träger," sprach er, als derselbe junge Mann, mit dem Margarethe an ihrem Polterabende kurze Zeit gesprochen hatte, bei ihm eintrat, „Träger, mir fehlt die Ruhe zum Arbeiten — erledigen Sie die Briefe nach Ihrem Gutachten. Ich weiß, daß ich Ihnen vertrauen kann."

Der junge Mann erfaßte die Briefe und wollte sich schweigend aus dem Zimmer entfernen. Sein Prinzipal liebte es ja, daß in dem Geschäfte so wenig Worte als möglich gemacht wurden, denn jedes Wort zu viel, jedes Wort, welches nicht durchaus nothwendig war, hielt er für eine Zeitverschwendung. Der Banquier trat zu ihm, legte die Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick," sprach er. „Träger, Sie sind seit Jahren in meinem Geschäfte, ich habe Sie vielen Anderen vorgezogen, habe Ihnen mein Vertrauen geschenkt — ich kann deßhalb auch eine Sache mit Ihnen besprechen, welche mit dem Geschäfte freilich nichts zu thun hat, die mir aber jetzt noch mehr am Herzen liegt. Sie wissen, was ich meine. Welche Vermuthung haben Sie über das räthselhafte Verschwinden des Verlobten meiner Tochter, des Herrn v. Templow?"

Er blickte den jungen Buchhalter so fragend an, als erwarte er von ihm eine Aufklärung des Geheimnisses. Träger konnte einige Verlegenheit nicht verbergen, diese Frage kam ihm ganz unerwartet, unwillkührlich richtete sich sein erster Gedanke auf seine Liebe zu Margaretha, von der sein Prinzipal nichts wußte, von der er auch nichts wissen durfte.

„Sprechen Sie", drängte der Banquier. „Sprechen Sie ihre Ansicht ganz unumwunden aus, deßhalb frage ich Sie."

„Es ist mir der Vorfall ebenso sehr ein Räthsel, wie Ihnen, wie Allen," erwiderte Träger.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Mit Ehrfurcht und Achtung wiederhole ich mir den Namen la Barbee! Glaubenswürdige Personen haben mich versichert, daß ihm viele Güter durch die Revolution ruinirt worden wären. Auf diese Weise erfuhr ich, daß er ein geborner Edelmann, durch eigene Erfahrung aber, daß er auch — was nicht immer in einer Person vereinigt ist — ein sehr edler Mensch sei. Seine Jugend verbirgt er hinter einem unbarbirten Gesichte, das ihm ein, Anfangs abschreckendes, Ansehen giebt. Seine ansehnliche Figur stack bei unserer Zusammenkunft in einer Uniform, die bei Friedberg, wo sein Regiment mit dem 6. Chasseur Regiment tapfer gestritten und viel gelitten hatte, stark gezeichnet worden ist. Ungemeine Tapferkeit, ein gerader schlichter Sinn der in Eigensinn ausartet, sobald ohne Noth seine Leute gethürängelt werden, väterliche Sorgfalt für das Regiment, dessen Chef er ist, haben ihm die Liebe seiner Leute in einem hohen Grade erworben. Nach einem vieltägigen fatiganten Campement in der Gegend von Schweinfurt, das nach seiner Meinung so gut in Cantonirung umgeschaffen werden konnte, kam es zwischen ihm und seinem Divisionsgeneral, Colland, zu einem heftigen Wortwechsel, und dieser brach zu Oberndorf, wohin selbst Kleber, den aufgebrachten la Barbee zu besäuftigen, gekommen war, bis zu der Aeußerung des Quittirens aus. Nur ein Laut davon, und sogleich rief das ganze Regiment im Einklange: „Geht la Barbee, so gehen auch wir!“ Unter allen seinen 26 Subalternofficieren denken und handeln nicht alle, wie la Barbee und sein rechtschaffener Capitain Pasquet, aber alle lieben und schätzen ihn, wie die gemeinen Dragoner. Sein Säbel ist scharf, von seinem nervösen Arm geführt, theilt er nicht blos die Epaulette, wie eines der Seinigen dividirt war. Eine Art von Panzerhemd, das er in der Action trägt, dient ihm zum Ableiten der gegenseitigen Blitze. — Es ist doch wohl begreiflich daß man einen solchen Mann von Seiten des Obercommandos schätzt und wirklich hat ihn schon, nach der glücklichen Schlacht bei Fleurys, Jourdan zum General erheben wollen. Allein unserm la Barbee mochte gemüthlicher sein, zu gehorchen als zu befehlen, auch mitunter vor der Guillotine gegrauet haben, die damals noch gewaltiger wüthete. Kurz, er blieb, was er war und noch ist, und hat dabei nichts verloren. Er nebst seinen Officieren unterhalten bei ihrem Regimente, was bei den französischen Armeen heut zu Tage etwas seltenes ist, eine vollständige Feldmusik, die mich entzückte. Brand, ein Böhme, würde als reisender Virtuose auf dem Horn sein Glück machen. Ich habe ihn in einem Augenblicke, da er sich selbst ganz überlassen war, aus dem Stegreife Variationen blasen hören, die nicht besser erfunden und nicht geschmackvoller vorgetragen werden konnten. Die Wirkung des Serpents, den ein Monsieur Gessert, ein sehr gefälliger Mann, meisterhaft mit Mund und Hand zu bedienen wußte, läßt mich bedauern, daß dieses alte Instrument durch die Fagotte, die bei dieser Feldmusik dennoch nicht fehlten, in Deutschland verdrängt worden ist. Schade, daß mir der Name des Directeurs entfiel, der mit so vielem Geschmacke die Clarinette geblasen hat.

Bei einem edeln Sinne hatte der tapfere la Barbee auch seine Eigenheiten. Er liebte den Trunk und ließ sich alsdann nicht viel widersprechen. Generale sahen ihn gerne an ihrer Tafel, allein sie retirirten sich gewöhnlich beim Nachtisch, der nicht selten mit Säbelhieben geendigt worden sein soll.

Anfangs ließ er viel Mißtrauen blicken, von dem aber kein franz. Offizier frei zu sein schien. Der Hausherr mußte immer kredenzen, ehe sie sich's schmecken ließen. La Barbee — so bald er sah, daß ein Ort Alles aufbot, für ihn und seine Leute zu sorgen, verlangte aber keine Unmöglichkeiten.

Wie viel der menschliche Commandant über Unmenschen vermag, und daß er Mannszucht unter rohen, zügellosen Leuten halten kann, sobald er will, bewies auch der Husaren-Oberst Barbier. Sein Regiment bestand größtentheils aus Elsässern und Deutsch-Lothringern, die im Durchschnitt genommen mit den Bauern weit unmenschlicher verfuhren, als geborne Franzosen. Besonders zeigten sie einen unbändigen Durst nach Geld und einen zur andern Natur gewordenen Hang zum Stehlen.

Allein Barbier und die ihm ähnlich denkenden Offiziere seines Regiments, besonders der junge Capitän Becker, wußten, wenn es sein mußte, auch mit dem Säbel in der Faust, Ordnung zu erhalten, oder wieder herzustellen.

Einem Bauersmann hatte einst ein Husaren-Corporal ein vom Wein leeres, aber mit Kleidungsstücken und Leinenzeug angefülltes Faß gewaltsam erbrochen, den Fund herausgenommen und versteckt. Der Bauer kam und klagte bei dem Capitän Becker, der eben bei Tische saß. Bereitwillig und ergrimmt über die schändliche Handlungsweise eines Unteroffiziers folgte er dem Kläger in's Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Aufklärung.) Nach der Schlacht bei Wörth stattete der Kronprinz von Preußen der engagirt gewesenen bayerischen ersten Division einen Besuch ab. Bei einer Gruppe lustig zechender Soldaten angelangt, klopfte der Kronprinz einem derselben auf die Schulter und sagte: „Lieber Kriegskamerad, das freut mich, daß ihr so heiter seid. Ich gestehe Euch offen, daß Ihr meine Erwartungen noch übertroffen habt. Ihr seid wie die Teufel ins Gefecht gegangen!" Der Soldat antwortete: „Moanen vielleicht königliche Hoheit, daß mir koan Kourasch net ham?" „Daran habe ich nie gezweifelt", sagte der Kronprinz, „ich hätte aber nicht gedacht, daß Ihr, vor dem Gefechte so ruhig, im Handgemenge so furchtbar dreinschlagen würdet." Auf diese Worte erhielt der Kronprinz die treffende Antwort: „Hätten uns Anno Sechsundsechzig nur eini lassen, königliche Hoheit, mir hätten a schon reingschlagen!"

(Die Parlamentärflagge vor Sedan.) Dem Berliner „Fremdenblatt" schreibt man: Dem Leser wird es nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß sich der Oberst Bronsart, der sich vom Schlachtfelde aus zu Napoleon in die Festung begab, in Ermangelung einer Parlamentärfahne der weißen Schürze der königlichen Kaffee-Mamsell zu diesem Zwecke bediente.

In Torgau bestand die Sage, es sei dort zu den Zeiten der Freiheitskriege in der Elbe eine Kriegskasse versenkt worden; nach wiederholten erfolglosen Nachsuchungen hat man in der That durch Baggerungen am 3. d. Mts. einen Kasten gefunden, indem sich einige Tausend Thaler befanden, und die Finder haben ihren Antheil dem dortigen patriotischen Komite überwiesen.

(Der Humor schweigt nimmer), mögen die Zeiten auch noch so ernst sein. Das Neueste in diesem Genre bildet folgende Räthselfrage: „Warum tragen alle französischen Generäle Bärte und warum hat Moltke keinen?" „Weil ihm Keiner gewachsen ist."

In der Kölnischen Zeitung wird, als Aufenthalt für Napoleon der Mäusethurm empfohlen, damit er das linke Rheinufer nicht aus den Augen verliere.

Von der Gefangennahme des französischen Exkaisers sagt man: Napoleons Erniedrigung ist Wilhelms-Höhe.

Wo das hohe C am höchsten, ist die Einnahme am größten. Theodor Wachtel hat kürzlich wohl das größte Honorar bekommen, welches ein deutscher Sänger je bekam. Die Einnahme im Karltheater betrug an dem eben erwähnten Abende 2850 fl. Da Herr Wachtel nach Abzug von 400 fl. Tageskosten die Hälfte der Einnahme erhält, so entfielen auf seinen Antheil 1225 fl.

So	Muth
Endete	Einigkeit und
Die	Tapferkeit
Anmaßung	Zertrümmert auch
Napoleons.	PARIS.

Der schon mehrfach erwähnte Füsilier Kutschke der durch das Lied: „Was kraucht da in dem Busch herum?" berühmt Gewordene, hat von den Musen abermals Begeisterung zu folgendem Gedichte erhalten:

Füsilier Kutschke's Einsprache.

Da siehst du's nun Napolium,
Mit deiner Sache ging es krumm.
Erst schreist du an die ganze Welt,
Nun hab'n sie dir schon kalt gestellt.

Was hast du Krieg auch anzufangen?
Wir hatten danach kein Verlangen;
Was hatt'st du über'n Rhein zu fallen?
Da bist du schöne reingefallen.

Krauchst zwar nicht nicht mehr im Busch herum
Doch warst du wieder gar nicht dumm —
Erst schmeißt Du deine Flinte weg
Und meinst, du hattest man bloß Pech.

Brennst dir 'nen neuen Cigarrn' an,
Und denkst, was ich davor nu kann?
Kommst dann ganz fein auf's Rangdewu
Und thust als wie: was sagst du nu?

Das geht mir sehr im Jopp herum —
Auf Wilhelmshöh Napolium? —
Was hast du da auf's Schloß zu thun
Als Prisongeh? — Das frag ich nun.

Mit Eklipaschen und Lakai'n,
Ziehst du nun doch in Deutschland ein?
Das glaub' ich, das gefällt dir so!
Das hat man von dem Schassepo.

August Kutschke im Biwak vor Metz.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Ritterstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 76. Mittwoch den 21. September 1870.

Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

Die Banner Deutschlands wehn auf Frankreichs Fluren,
Der Feind erlag; nun danket alle Gott!
Sechs Riesenschlachten zogen blutige Spuren
Von Weißenburg und Metz bis Gravelotte.
Doch hört Ihr von den großen Siegen melden,
Gedenkt der Opfer auch in treuer Pflicht;
Für Eure Freiheit starben unsere Helden:
Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

Nie sah die Welt solch ungeheures Morden
Seit Kains Tagen, wie in diesem Krieg,
Wo Frankreich selbst der Wüste schwarze Horden
Auf uns gehetzt — doch unser blieb der Sieg.
Der Boden Frankreichs dampft von deutschem Blute,
Hört, was des Kriegers brechend Auge spricht:
Mein Licht verlöscht, mein Tod kommt Euch zu Gute,
Verlaßt mein Weib und meine Kinder nicht!

Die eh'rnen Reihen wanden sich zum Knäuel
Wie Riesenschlangen im Verzweiflungskampf!
Feind rang mit Feind und Gräuel rang mit Gräuel,
Die Erde dröhnt von Krachen und Gestampf;
Vorstürmend sanken ganze Bataillone —
Die Mitrailleusenkugeln hageln dicht;
Der Helden Tod wird Euch zum Siegeslohne —
Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

Wohl ziemt dem deutschen Volksheer Ruhm und Ehre
Wenn's im Triumph einst heimkehrt aus Paris;
Es war uns eine starke Burg und Wehre,
Daran sich Frankreichs Ruhm die Stirn zerstieß.
Doch ehrt die Todten auch, die bis zur Seine
Den Weg gebahnt in schwerer Kriegerpflicht!
Um sie fließt manchen Weibs und Kindes Thräne —
Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

Friedrich Bodenstedt.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

„Ein Räthsel!" rief der Banquier. „Ein Jeder wird aber dies Räthsel auf seine Weise zu lösen suchen. Die ganze Stadt spricht davon — auch Sie werden mit ihren Bekannten darüber gesprochen haben — ich finde das ganz natürlich — welche Vermuthung haben Sie also?"

Der junge Mann zuckte leicht mit den Achseln.

„Keine," erwiderte er dann.

„Sie sprechen die Wahrheit nicht," fuhr der Banquier aufgeregt fort. „Ich glaube, ein Recht zu haben, die offene Wahrheit von Ihnen zu verlangen, weil ich Ihnen allein von all' meinen Leuten den Zutritt in meine Familie gestattet habe!"

Ein leichtes Roth fuhr über die blassen Wangen des jungen Mannes hin.

„Ich glaube nicht, daß der Herr von Templow Ihre Tochter wirklich liebt," entgegnete er endlich.

„Woraus vermuthen Sie dies?" fragte der Banquier rasch, fast hastig. „Sicherlich wird er sich gegen Sie nie darüber ausgesprochen haben!"

„Herr von Templow hat überhaupt nie mit mir gesprochen."

„Worauf stützen Sie dann Ihre Vermuthung?"

„Es ist eben nur eine Vermuthung," sprach Träger zögernd und gleichsam halb entschuldigend. „Ich bin überzeugt, Herr von Templow würde nie um die Hand Ihrer Tochter angehalten haben, wenn er nicht vor Allem auf Ihren Reichthum reflectirt hätte."

Dem Banquier schien diese Wendung des Gespräches höchst peinlich zu sein, er hatte dasselbe indeß begonnen, Träger dazu gedrängt und konnte es deßhalb jetzt nicht abbrechen. Seine kleinen dunkeln Augen schlossen sich halb und gleichsam durchdringend heftete er sie auf seinen Buchhalter, als wollte er jeden Gedanken desselben errathen.

„Sie thun ihm Unrecht," erwiderte er mit erzwungener Ruhe. „Ist Herr von Templow auch gleichsam gezwungen, ein Mädchen zu heirathen, welches Vermögen besitzt; so schließt das doch keineswegs aus, daß er die, welcher

er seine Hand reicht, liebt! — Und dann begreife ich nicht, wie Sie diese Vermuthung mit seinem Verschwinden in Verbindung bringen können. Sie pflegen sonst schärfer und richtiger zu denken."

„Ich habe sogleich bemerkt, daß Alles nur von mir ist," entgegnete Träger.

„Ganz recht, allein auch bei Vermuthungen pflegt man Sachen, die in keiner Beziehung mit einander stehen, nicht zu verbinden."

„Eine Beziehung könnte dennoch vorhanden sein," warf der junge Mann ein. „Wenn Herr von Templow nun erfahren hätte, daß er vielleicht weniger Vermögen zu erwarten habe, als er vermuthet hatte?"

Der Banquier zuckte bei diesen Worten sichtbar zusammen. Seine Augen schlossen sich noch mehr, er richtete dieselben indeß nicht mit der früheren Schärfe auf den jungen Mann, sondern rang mit sich, um seine völlige Ruhe zu bewahren.

„Ich verstehe Sie nicht," sprach er dann, sich emporrichtend und mit Gewalt in die Brust werfend. „Erledigen Sie heute noch die Briefe, dieselben haben Eile."

Das Gespräch in dieser Weise kurz abbrechend, trat er an seinen Arbeitstisch.

Träger blieb einige Secunden lang noch stehen, als sein Principal ihm indeß keinen Blick schenkte, verließ er das Zimmer.

Der Banquier schritt mit auf der Brust gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab. Die Worte seines Buchhalters hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, eine große Aufregung in ihm hervorgerufen, weil dieselben Vermuthungen dieselben Befürchtungen auch in ihm bereits aufgestiegen waren, so sehr er sie auch zu unterdrücken bemüht gewesen war.

Er hatte sich mit dem Gedanken zu beruhigen gesucht, daß Niemand den Stand seines Vermögens und Geschäftes kannte. In der ganzen Stadt galt er für außerordentlich reich, an der Börse genoß er das vollste und unbeschränkteste Vertrauen, ohne dasselbe wäre sein Geschäft ja schon längst zusammengebrochen. Durch wen hätte Templow also eine Kunde über den Stand seines Vermögens erhalten können?

Es gab nur einen Menschen, dem es gestattet war, in seine Vermögens- und Geschäftsverhältnisse einen Blick zu werfen — dies war Träger. Welches Interesse hätte er haben können? — Er zürnte ihm in diesem Augenblicke über seine dreisten und offenen Worte, dennoch traute er ihm nicht zu, daß er selbst nur durch eine Andeutung die Geschäftsverhältnisse seines Principals verrathen werde. Er kannte ihn seit Jahren und wußte, daß er ihm vertrauen konnte.

Es gereute ihn die Kürze, mit der er ihn abgefertigt hatte, — die Klugheit gebot ihm, sich den jungen Mann nicht zu verfeinden.

Noch einmal rief er ihn zu sich.

„Herr Träger," sprach er und seine Stimme klang möglichst freundlich, „Sie haben mir soeben eine Vermuthung mitgetheilt, Sie selbst haben freilich gesagt, daß es eben nur eine Vermuthung von Ihnen sei, dennoch würde es mir sehr — sehr unangenehm sein, wenn Sie gegen Andere darüber sprächen. Sie wissen, ein Zweiter erzählt die Vermuthung bereits als Gewißheit, ein Dritter vergrößert diese noch und es wäre leicht möglich, daß man in einigen Tagen sich aus dieser Vermuthung bereits die hübsche Geschichte gebildet hätte, der Herr von Templow habe sich zurückgezogen und sei schleunigst abgereist, weil ich bankerott sei."

Er sprach diese letzten Worte lächelnd, allein dies Lächeln war erzwungen.

„Ich habe doch gegen Niemand darüber gesprochen und werde auch nicht darüber sprechen," gab Träger mit Bestimmtheit zur Antwort.

„Das weiß ich — das weiß ich," fuhr Meyer fort. „Ich wollte Sie auch nur aufmerksam machen, gegen Andere mit jeder Aeußerung sehr vorsichtig zu sein, bis alles aufgeklärt ist. Noch ist mir selbst ja das Ganze ein Räthsel — ein undurchdringliches Räthsel. Der Polizeicommissär verspricht zwar, dasselbe bald zu lösen, allein ich bin überzeugt, er sagt dies nur, um mich zu beruhigen, ich würde eine Wette eingehen, daß er selbst von dem Entschwundenen noch nicht die geringste Spur entdeckt hat. — Ich verlasse mich also ruhig auf Ihre Vorsicht und Ihre Klugheit!"

Er streckte Träger die Hand entgegen.

Dieser wiederholte noch einmal seine bereits gegebene Versicherung.

Der Banquier begab sich zu seiner Tochter welche er an diesem Tage noch nicht gesehen hatte. Er hielt es für seine Pflicht, sie jeden Tag zu trösten, obschon Margarethe dieses Trostes nicht bedurfte. Wohl hielt die Ungewißheit, das Zweifelhafte auch sie in fortwährender Aufregung, allein sie empfand über den Verlust des Verlobten keinen Schmerz. Ihr Herz athmete im Gegentheil freier und leichter auf, obschon sie dies ihrem Vater zu verbergen suchte, um dessen Kummer nicht noch zu erhöhen.

Der Banquier traf sie nicht an, weil sie mit ihrer Mutter, um sich zu zerstreuen, eine Spazierfahrt unternommen hatte. Eben trat er wieder auf Margarethens Zimmer, als der Polizeicommissär ihm mit sichtbaren Zeichen der Aufregung entgegentrat. Dies mußte bei dem sonst so kalten und ruhigen Manne doppelt überraschen.

„Ich muß Sie auf einige Augenblicke sprechen," wandte er sich an den Banquier, nachdem er ihn flüchtig begrüßt hatte. „Natürlich unter vier Augen."

Schweigend führte ihn Meyer in ein Gemach, welches an das Zimmer seiner Tochter grenzte.

„Was bringen Sie mir?" fragte er, den Blick fragend auf den Polizeibeamten gerichtet.

„Eine Nachricht, die Sie erschüttern wird, die ich Ihnen aber dennoch nicht verbergen kann," entgegnete Münnich, — „es unterliegt keinem Zweifel mehr! Templow ist ermordet!"

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.
(Fortsetzung.)

Die Chasseure wurden Anfangs am meisten gefürchtet, nicht ihres grimmigen Aussehens wegen, sondern wegen der armseligen Kleidung, die an ihnen hing, und das nur zu bald fürchten ließ, weß Geistes Kinder sie seien. Größtentheils waren sie treue Spießgesellen der Infanteristen, wenn diese einen Ort zu plündern, nach einem Kirchthurme visirten. Fiel auf dieser Seite eine Trupp Fußvolk ein, so waren sicher einige Chasseure auf der andern Seite eingedrungen oder hatten sich, wenn das Dorf in einer Vertiefung lag, auf eine Anhöhe postirt, um auf den ersten Wink zum Succurse bereit zu sein.

Die schönen Ebenen im Schweinfurter Gau waren ihr Tummelplatz. Wo ein Menschenkopf über das Getraide hervorragte, dahin wurde über Dick und Dünn gesprengt und der arme Wanderer ausgeschält. Bei ihrem Einmarsche schienen sie es nur auf Geldfischerei angelegt zu haben, und wo sie einbrachen, suchten sie auch nur nach Geld. Wenn die Infanteristen jeden Behälter aufsprengten, in dem sie Kleidungsstücke und Leinenzeug vermutheten, begnügte sich der flüchtige Chasseur Anfangs — bei der Retraite nahm er's auch genauer, mit dem Eröffnen der Schreibtische und zeigte sich als einen sehr geschickten Petrus, der, wenn es ihm darum zu thun war, die schönen Meubles zu schonen, dennoch seine Visitationssucht zu befriedigen wußte.

Ihre Requisitionen betrafen bald Fuhrwerk, bald Kühe und Hämmel, bald Pferde und Lebensmittel. Bemerkenswerth bleibt es immerhin, daß zwei Chasseure, die von der nämlichen Beschäftigung von dem herrschaftlichen Schloß aus in das Pfarrhaus zu Euerbach in einem Zeitpunkte gekommen, wo außer der Magd Niemand zu Hause war, und ohne nur das mindeste zu berühren, obgleich Thüren, Kisten und Kästen offen standen, wieder weggegangen sind. Vielleicht seltene Ausnahmen von der Regel!

Kein Corps hat sich zweideutiger betragen, als die Dragoner. Hier hausten sie wie wahre Libertins, dort wie Honethommes. Bei dem ersten Falle kam ihnen das fürchterliche Aussehen, von ihren Roßschweifen erzeugt, trefflich zu statten. Bei ihrem Einmarsche flohen die Leute und nun hatten die Herren in Häusern und Scheunen freien Spielraum. Die niedrige Denkungsart der Offiziere vollendete das Elend des Dorfes, in dem sie eingezogen waren.

Dragoner waren es, die den Pfarrer zu Kolitzheim ausgeplündert und der Gemeinde auf einmal 82 Karolin abgeängstigt haben. Dragoner waren es, die am 26. Juli Zeilitzheim in Allarm setzten. Vier davon kamen Nachts 12 Uhr vor das Pfarrhaus, baten den Pfarrer Lembser sehr höflich um Bier oder Wein. Er wollte es ihnen zum Fenster hinausreichen, aber sie verlangten in eben dem höflichen Tone eingelassen zu werden. Er öffnete die Thüre, ging in den Keller, kaum aber war er wieder in der Stube, so legten sie die Maske ab, und forderten mit, ihm auf die Brust und an den Hals gesetzten Säbeln, zwanzig Karolin. Alles Demonstriren war vergeblich: er schloß endlich den Pult auf, und hier nahmen sie Geld und silberne Schnallen. Nicht damit zufrieden, machten sie eben Miene, ihn auszusuchen, als einige Schläge an das Fenstergitter, die Losung ihrer Kameraden, sie zur schnellen Retirade aus dem Orte nöthigten. Zu gleicher Zeit hatten andere den Schultheißen und Bürgermeister um einige hundert Thaler geplündert. Und nun zogen sie ab.

Nun läßt sich freilich der Reichthum dieser Dragoner ohne Wunderwerk erklären. Viele haben das Glück ihres Lebens gemacht, wenn gestohlenes Gut in Frankreich besser faselt, als in Deutschland. In dem Orte, wo ich wohne, hat eines Abends ein Dragoner gegen fünf seiner Kameraden 240, sage zwei hundert und vierzig Karolin baares Geld im Spiel verloren. Dieser hat nun wohl nicht das nämliche so geschwind wieder erobert, und wird gegenwärtig mit Schmerzen an sein Fuimus zurückdenken. Bei einer honetten Behandlung ist gewiß auch mancher dieser Libertins gezwungen worden, besser zu handeln. Aber ich habe mit Verwunderung einen Dragoner Unteroffizier, dem ich meinen festen Glauben an die Honetete der Dragoner oftmals bekannte, sagen hören: „Ach meine Kameraden sind eben solche Schufte, besonders die seit der Revolution engagirten, wie die Volontärs!" Dieß bestätigte mir ein Officier

der mir zur Warnung öfters in's Ohr sagte: „Hüten Sie sich, in Kriegszeiten ist jeder Soldat ein Dieb." Und die Dragoner selbst, wenn die Dorfsleute ihnen wegen ihrer bessern Aufführung den Vorzug vor der räuberischen Infanterie Lobsprüche ertheilten, trösteten den Landmann: „Wart Bauer, jetzt grippen wir nicht, aber bei unserer Zurückkunft grippen wir auch, wie die Fußknechte."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Stylprobe von Edmond About.

Bekanntlich war der berühmte französische Feuilletonist Edmond About bei Wörth in die Hände der Deutschen gefallen, vom Kronprinzen von Preußen aber sammt noch einem Pariser Collegen freundlichst aufgenommen und dann in Freiheit gesetzt worden. Zum Dank dafür veröffentlicht nun Herr About in Pariser Blättern einen Artikel gegen Deutschland, der das Rasendste ist, was die Franzosen bis dahin auf diesem Gebiete geleistet, und das will gewiß viel sagen! Zum Beweis dessen heben wir nur nachstehende Probe aus: „Wir kennen jetzt die Race von Schuften, mit der wir zu thun haben, und da sie uns unsern Geldbeutel und unser Leben abfordern, so werden wir uns jetzt ernstlich angelegen sein lassen, zuerst die preußische Armee und hintendrein Preußen zu vernichten. König Wilhelms Cumpane, die hier eingedrungen sind, werden nicht wieder hinauskommen. Wenn sie, wie sie prahlen, ihre ganze männliche Bevölkerung über unser Land verbreitet haben, so ist das um so besser für uns. Dann werden wir nach Berlin gehen, um dies Barbarenthum in seinem Nest zu zertreten. Alle Wege werden uns offen stehen, ich hoffe aber, daß wir den wählen, der durch Baden, Württemberg und Bayern führt. Da haben wir drei kleine Monarchien, die uns ihr Dasein verdanken, denn wir haben sie vor etwa 100 Jahren geschaffen. Und dennoch sind die Bayern Preußens Knechte geworden und auch die Württemberger haben sich die Freude gegönnt, bei uns einzufallen. Diese Kneipenwirthe, diese Kuppler, diese Schmuggler von Baden und Kehl, diese miserabelen Schurken, die unsere Stiefel mit ihren Schnurrbärten putzten, wenn wir unser Geld bei ihnen verschwendeten, sind gekommen, um die Beute des edlen französischen Volkes auf ihre Karren zu laden. Sie sind die Raben des Feindes. Wir werden dem schmutzigen Bettelpack aber Alles mit Zinsen vergelten. Wir hatten nichts Böses gegen die deutsche Race im Sinne. Wer trägt die Schuld, wenn wir ihr Feind geworden sind? Wenn Frankreich die Civilisation nicht anders retten kann, als durch Zertretung des gesammten teutonischen Ungeziefers, so muß am 1. Januar 1871 Europa von allen diesen Hohenzollern, diesen Krautjunkern, diesen behelmten Jesuiten befreit sein. Wir müssen auf unserer Ostgränze ein auf 100 Jahre zerrissenes, zerstückeltes Deutschland haben." Herr About möge zusehen, daß er dem „teutonischen Ungeziefer" nicht nochmals in die Hände fällt! —

(Freundliche Aushülfe.) Als die Preußen in Pont à Mousson eingezogen, so meldet der Berichterstatter des „Daily Telegraph," ließ der preußische General den Maire zu sich bescheiden, um ihn von den herkömmlichen Requisitionen in Kenntniß zu setzen. Am Ende der Liste figurirte auch eine Forderung von 500 Flaschen Champagner, gegen die der städtische Würdenträger mit Thränen und der Betheurung protestirte, es sei für Geld und gute Worte keine Flasche Champagner zu haben. Der preußische General war ein eigenthümlicher Mann und gerieth über diese Erklärung durchaus nicht in Zorn, sondern sagte mit der größten Ruhe: „Dann müssen Sie für den Wein zahlen." Dazu war der Maire sofort bereit und verabfolgte die betreffende Summe mit einem wahren Gefühl der Erleichterung. „So," sagte der General, „das wäre in Ordnung, und nun, Herr Maire, wenn Sie es wünschen, so will ich Ihnen einigen Champagner verkaufen. Es könnte ja sein, daß Sie wieder in die Lage kämen, eine ähnliche Forderung decken zu müssen. Ich habe 50 Dutzend Flaschen bei der Bagage des Marschalls Mac Mahon erbeutet, die Ihnen alle à 10 Frs. die Flasche zur Verfügung stehen." Was der Maire etwa darauf erwidert, verschweigt die Geschichte, so viel steht fest, er ward von Stund an nicht mehr gesehen.

(Aus dem Lazareth.) Die „Zukunft" erzählt: Ein blessirter Franzose war vor dem Kriege Privat-Secretär gewesen, und es mußte ihm nun auf ärztliche Bestimmung die rechte Hand abgenommen werden. Sich vor der Operation betäuben zu lassen, verweigerte er, er hielt dieselbe standhaft aus, nahm dann das todte Glied in die linke Hand und sagte, indem er es küßte: „Mit dieser Hand habe ich meine alte Mutter ernährt." Dann legte er sie neben sich zur Seite und drehte sich gegen die Wand.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francouia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 77. Samstag den 24. September 1870.

Theresienhain.

Süßer Hain mit Deinem Schatten,
Heile meiner Seelen Weh,
Laß ein Wörtchen mit Dir sprechen,
Höre was ich innig fleh'.

Gönne nur ein Stündchen Ruhe
Nach des Tages Sturm und Drang,
Hier des Kriegers letztes Stöhnen,
Dort des Siegers Jubelklang!

Wie die Sonne freundlich schimmert
Durch der Buchenzweige Nacht,
Selbst das Vöglein zwitschert leiser
Freuend sich der Abendpracht.

Sieh, was flimmert dort am Boden? —
Einer Spinne Tagesfleiß.
Nein, es sind die weißen Fäden
Für die Wunden tief und heiß.

Ach, was hast Du Hain versprochen,
Als ich zu Dir hergeeilt,
Der Verband ist aufgebrochen
Und das Herz noch nicht geheilt.

L. S.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

„Allmächtiger Gott!" fuhr der Banquier erschreckt zusammen „O ich dachte es mir! Ich habe es Ihnen von Anfang an gesagt, — es war ja keine andere Möglichkeit für sein Verschwinden. Ich habe es voraus gesehen und dennoch erschüttert mich diese Nachricht gewaltig, denn trotz meiner Befürchtung brach sich immer wieder die Hoffnung Raum!"

„Ich habe nicht daran geglaubt," bemerkte Münnich, „jetzt freilich kann ich nicht mehr zweifeln."

„Haben Sie seinen Leichnam gefunden?" unterbrach ihn Meyer.

„Nein — noch nicht. Meine Leute sind indeß in diesem Augenblicke beschäftigt, ihn zu suchen und ich zweifle nicht, daß sie ihn finden werden — heute noch. Allein ein anderes Zeichen macht es zweifellos, daß Templow durch ein Verbrechen um's Leben gekommen ist!"

Erschöpft warf er sich auf einen Sessel.

„Diese Geschichte hat mich in den letzten Tagen tüchtig auf den Beinen erhalten," fuhr er fort.

„Ich hatte meinen Kopf darauf gesetzt, Licht in das Räthsel zu bringen und ich wußte, daß es mir gelingen würde," fügte er mit selbstbewußtem Lächeln hinzu. „Selbstverständlich hatte ich die Nachforschungen zuerst in der Stadt vornehmen lassen; man muß systematisch in solchen Sachen vorgehen, wenn man zum Ziele gelangen will. Heute Morgen fand einer meiner Leute in dem Birkenwalde vor der Stadt, dort, wo er von dem Flusse durchströmt wird — Sie werden die Gegend kennen — einen Hut. In dem Hute stand auf einer Karte: Hugo von Templow."

„Es war sein Hut," unterbrach ihn der Banquier, für dessen Ungeduld der Commissär viel zu langsam und zu ausführlich erzählte.

„Gewiß, es war sein Hut," fuhr Münnich fort. „An dem Hute waren Blutspuren noch deutlich zu erkennen. Das war die erste Spur des Entschwundenen, dann wurde in der Nähe ein Dolch gefunden und deutliche Fußspuren welche bis zum Ufer des Flusses führten."

„Er ist ermordet und dann in den Fluß geworfen," fiel Meyer ungeduldig und aufgeregt ein. Der Commissär nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„So wird es sein," entgegnete er. „Es sprechen zum wenigsten alle Beweise für diese Annahme."

„Und der Leichnam des Ermordeten ist noch nicht gefunden?" fragte der Banquier.

„Noch nicht! Meine Leute suchen ihn. Dem Wasser ist nie fest zu trauen, es führt manchen Leichnam oft meilenweit mit sich, hält manchen lange Zeit auf dem Grunde fest. Uebrigens habe ich sogleich Auftrag gegeben, daß einige Fischer meine Leute unterstützen, die Menschen sind auf dem Wasser mehr vertraut."

„Wer — wer kann diese That begangen haben?" rief der Banquier aufgeregt.

„Halt, dies ist eine andere und für mich

die wichtigste Frage," fiel Münnich ein. „Diese Frage hat mich auch zu Ihnen geführt. Hegen Sie gegen Niemanden Verdacht?"

Der Banquier sann nach.

„Gegen Niemanden," erwiderte er dann. „Ich weiß nicht, wem ich eine solche That zutrauen könnte."

„Fangen Sie nicht von der Seite an," warf Münnich ein, „man täuscht sich sehr leicht in dem Vertrauen, welches man in die Menschen setzt. Ich für mein Theil traue fast einem jeden Menschen eine solche That zu, wenn die Verhältnisse danach sind. Fragen Sie sich zuerst: Wem konnte durch Templows Tode ein Nutzen erwachsen? Oder mit wem lebt er in Feindschaft?"

Der Banquier schwieg nachsinnend.

„Es könnte ja auch Eifersucht den Mörder zu der That geführt haben?" fuhr Münnich fort. „Bitte, überdenken Sie all' diese Verhältnisse. Wissen Sie nicht, ob Templow mit Jemandem verfeindet war?"

„Nein," entgegnete der Banquier.

„Sie kennen auch Niemanden, der aus seinem Tode irgendwie Vortheil ziehen könnte?"

„Ich kenne Niemanden."

„Dann bleibt fast nur die Annahme der Eifersucht übrig, denn zum Vergnügen begeht so leicht Niemand eine solche That."

„Ich weiß auch darüber nichts."

„Hat Ihr Buchhalter Träger mit dem Herrn von Templow in irgend einem Verhältnisse gestanden, sei es ein freundschaftliches oder ein feindseliges?"

Der Banquier blickte den Commissär erstaunt an. Er schien die Frage nicht recht zu begreifen.

„Mein Buchhalter?" wiederholte er fragend.

„Ganz recht, Ihr Buchhalter. Stand er mit Herrn von Templow in Verbindung?"

„Nein, durchaus nicht! Wie kommen Sie zu dieser Frage, Herr Commissär?"

„Sie interessirt mich," erwiderte Münnich lachend. „Ihr Buchhalter selbst wird mir vielleicht nähere Auskunft darüber geben können."

„Ich bezweifle es; ich glaube, er hat mit Templow nie ein Wort gesprochen, ich werde ihn indeß rufen lassen, wenn Sie es wünschen."

„Bitte lassen Sie," erwiderte Münnich, sich erhebend. „Ich kann Ihnen diese Mühe ersparen, denn ich werde ihn doch verhaften lassen."

Er sprach diese Worte ruhig, wie etwas Selbstverständliches, obschon der Banquier auf das Höchste dadurch überrascht und bestürzt wurde.

„Sie wollen meinen Buchhalter Träger verhaften?" rief er. „Weßhalb? — Es ist unmöglich! Der Mann ist durchaus unschuldig und rechtschaffen! Ich verbürge mich für ihn."

„Bieten Sie Ihre Bürgschaft nicht zu zeitig an," bemerkte der Commissär. „Es könnte Sie vielleicht gereuen und außerdem kann ich dieselbe nicht annehmen. Ich habe bereits zwei meiner Leute hierher bestellt, um die Verhaftung vorzunehmen."

„Weßhalb — weßhalb?" rief Meyer mit gesteigerter Aufregung. „Was hat er sich zu schulden kommen lassen?"

„Darüber kann ich Ihnen vor der Hand noch keine Mittheilung machen," erwiderte Münnich. „Es ist ja auch möglich, daß ich mich irre und daß ich ihn heute noch wieder entlasse," fügte er mit einem Lächeln hinzu, welches seinen Worten nur zu deutlich widersprach. — „Ich treffe den jungen Mann in Ihrem Geschäfte, nicht wahr? Es wird Ihnen lieb sein, wenn die Verhaftung so still wie möglich vorgenommen wird; ich habe meinen Leuten bereits angedeutet und werde es ihnen noch einmal einprägen."

Er wandte sich der Thür zu, um das Zimmer zu verlassen.

Der Banquier trat hastig auf ihn zu, erfaßte seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Sagen Sie mir, weßhalb Sie den jungen Mann verhaften wollen?" rief er erregt.

„Ich bedaure, Ihnen dies noch verschweigen zu müssen. Sie sollen Alles erfahren, sobald es die Sache erlaubt, vielleicht morgen, in einigen Tagen; wir werden ja sehen!"

Mit diesen ausweichenden Worten verließ der Commissär das Zimmer.

Träger stand ruhig an seinem Arbeitspulte und schrieb die Briefe, welche sein Prinzipal ihm zur Beantwortung übergeben hatte. Wohl fuhren ihm dann und wann, während er schrieb, andere Gedanken durch den Kopf, er dachte an Margarethe, die er seit ihrem Polterabende nicht mehr gesehen hatte, er legte sich selbst die Frage vor, wie sie das Verschwinden ihres Verlobten aufgefaßt habe und ertrage, seine Feder hielt dann wohl einige Minuten still, allein gleich darauf fuhr sie um so eifriger über das Papier hin, denn die Poststunde, in welcher die Briefe abgehen mußten, rückte immer näher heran und er war in allen Geschäftssachen an die größte Pünktlichkeit gewöhnt.

Da trat der Polizeicommissär an ihn heran, leise, fast unhörbar, denn Münnich hatte einen kaum vernehmbaren Schritt. Träger bemerkte ihn erst, als er neben ihm stand. Ohne überrascht zu sein, hielt er mit dem Schreiben inne.

„Sie sind der Buchhalter Heinrich Träger?" fragte Münnich.

„Ja wohl," lautete die ruhige Antwort.

„Dann ersuche ich Sie, mir zu folgen."

„Wohin?" fragte Träger.

„Diese Frage wird sich später erledigen — folgen Sie mir."

„Ich bin beschäftigt," erwiderte Träger überrascht, „außerdem werde ich Ihnen nicht eher folgen, als bis ich den Zweck Ihrer Aufforderung kenne."

„Sie wissen, daß ich Polizeicommissär bin," bemerkte Münnich. „Sie werden ferner wissen, daß Sie deßhalb meiner Aufforderung ohne Weigerung zu folgen haben. Ich will die Sache indeß abkürzen und Ihnen mittheilen, daß ich Sie verhafte!"

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Und doch handelten wirklich ganze Regimenter dieser Gattung Soldaten auch in Franken edler, das heißt, freilich genauer gesprochen: sie haben nicht geplündert, weil sie in der Gegenwart ihres Chefs, welche Krieger, nicht aber Räuber waren, nicht plündern durften. Aber nach meiner Erfahrung und nach Erfahrung meiner Freunde, machten auch wirklich viele Dragoner eine Ausnahme, und wenn sie auch die bessere Denkungsart nur aus Zwang heuchelten, so fällt der Ruhm desto glänzender auf die Chefs zurück, die ihre unbändigen Libertins dennoch im Zaume zu halten wußten, und bessere Mannszucht hielten, als vielleicht mancher General wünschte.

Husaren. Ein schönes Corps von verschiedenen Farben. Einige Regimenter bestehen beinahe ganz aus Elsäßern und Deutschlothringern und diese haben sich vorzüglich feindlich gegen den friedsamen Landmann betragen. Ungeschliffenere Menschen in Sprache und Betragen sind wahre Seltenheiten; auch viele Offiziere stehen um keine Stufe höher. Ein Bruder Merlins von Thionville ist Chef eines schönen Husarenregiments, bei dem er selbst in einem sehr üblen Ruf steht. Oeffentlich und laut schimpften seine Husaren gegen mich über ihn, als einen schlimmen Mann. Vielleicht ist er weiter nichts, als nur ein strenger Freund und Handhaber der Disciplin, und eben deswillen nur den Burschen, denen Schonung des Wehrlosen Thorheit, Schutz des Eigenthums Aergerniß ist, verhaßt. Vielleicht wird selbst der rechtschaffene Barbier, Commandant des 2. Husarenregiments, von seinen Leuten, weil ihm die Unordnungen verhaßt sind, nicht so geschätzt und geliebt, als er es verdiente. Daß bei aller möglichen Vorsicht des Commandanten der Husar sein Lieblingsprojekt, andere Leute um Geld und Gut zu prellen, durchzusetzen versteht, hat die Gemeinde Kronungen erfahren. Barbier hatte eines Tages ein Commando dahin beordert, um Haber herbeizuschaffen. Der Schultheis hielt dies blos für einen Vorwand, den Beutel in Allarm zu setzen und bot statt Haber etliche Karolin. Sein Anerbieten wird von dem Commando verworfen und dafür stricte auf der Haberrequisition bestanden, der man nun auch von Seiten des Schulzen mit Verwunderung: daß französische Reiterei zum erstenmale Karolin ausschlägt und Haber nimmt, Genüge leistete. Um Mitternacht kamen aber die nämlichen Husaren, während ihre Chefs im Schlafe lagen, zum zweiten Male nach Kronungen und holten sich für ihre Beutel nun auch die angebotenen Karolins, und noch etliche dazu, so daß die Gemeinde auf einmal um 20 Karolin leichter ward. Sicherlich sind aber wenige davon nach Frankreich zurückgekommen, denn gerade dieses Regiment, ehehin Chamberon war es, das, mit Bernadotte an der Spitze bei Teiningen mitten ins Feuer gejagt ist, und große Verluste erlitten hat.

„Wo stehen unsere Leute?" fragte mich ein Oberstlieutenant, deren das schwache Regiment vier hatte. „In der Nähe von Regensburg," sagte ich. „Auweh! ehe wir hinkommen, werden sie geschlagen sein," antwortete der erfahrene Soldat, und beinahe wäre seine Prophezeiung buchstäblich eingetroffen. Kaum war er mit seinen Leuten nachgeflogen, (von Mainz bis Bamberg waren sie in 5 Tagen gejagt) so ging die Action vor sich, bei welcher dies Regiment eine so kritische Rolle zu spielen bekam.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Phrasen aus den Schriften Napoleon's I.

Die Legitimität hängt an einer Degenspitze.

Man nennt gewisse Dinge rechtmäßig, weil sie alt sind, und ihre Vertheidigung sieht aus, als wäre sie unschuldig.

Nichts ist schwankender und unbestimmter, als die öffentliche Meinung, und trotz ihrer Launenhaftigkeit ist sie öfter vernünftig und gerechter, als man denkt.

Der Erfolg macht den großen Mann.

Die Armeen reichen nicht hin, eine Nation vom Untergang zu retten, während diejenige, die vom Volke vertheidigt wird, unüberwindlich ist.

In Weltangelegenheiten rettet nicht Vertrauen, sondern Mißtrauen.

Auf hundert Günstlinge der Könige kommen fünfundzwanzig, die gehängt worden sind.

Man regiert die Menschen leichter durch ihre Laster, denn durch ihre Tugenden.

Kein Mensch hat das Recht, blos seinen eigenen Vortheils wegen Andern zu befehlen.

Diejenigen, welche glauben, daß die Nationen Heerden sind, die von Gottes Gnaden wegen einzigen Familien gehören, bekennen sich weder zu unserem Jahrhundert, noch zu den Lehren des Evangeliums.

Was ist der Thron? Vier vergoldete Bretter mit einem Fetzen Sammet bekleidet. Der Thron ist in der Nation.

Es gibt Menschen, die nur tugendhaft sind, weil ihnen die Gelegenheit zu Laster fehlt.

Der verdient den ersten Platz, der sich darauf setzt.

Es gibt nur noch zwei Classen in Europa: die, welche Vorrechte verlangt und die, welche sie bekämpft.

Viele sterben unbekannt, um den Ruf eines einzigen Mannes zu vergrößern.

Alles was nicht auf physischen und mathematischen Grundlagen beruht, muß von der Vernunft geächtet werden.

Der Mensch hat etwas von der Natur des Schafes, er folgt immer dem nach, der als Leithammel vorausgeht.

Ein schönes Weib gefällt dem Auge, ein gutes dem Herzen; die eine ist ein Schmuck, die andere ein Schatz.

Die Franzosen werden ihren vollständigen Werth haben, wenn sie einmal ihren wilden Ungestüm durch Grundsätze, ihre Eitelkeit durch edlen Stolz und besonders die Jagd nach Ehrenstellen durch Liebe zu gesellschaftlichen Einrichtungen ersetzen.

In Regierungsgeschäften braucht man Gevatter; ohne dies ließe sich die Posse nicht zu Ende spielen.

Die Völker sind nur stark durch das Nationalgefühl.

Der unvermeidliche Gang zahlreicher Körperschaften ist, daß sie aus Mangel an Einheit untergehen.

Die unerträglichste Tyrannei ist die der Unterbeamten; sie tragen am meisten bei, daß man die Monarchien verabscheut.

Man verrichtet nur das gut, was man selbst verrichtet.

In Revolutionen gibt es zwei Sorten Menschen; die, welche sie machen, und die, welche Nutzen daraus ziehen.

Der Cynismus der Sitten ist der Verfall des politischen Körpers.

Die Republik hat die Vernunft, die Monarchie die Gewalt für sich; aber die eine wird bald über die andere siegen, wofern sich nicht Barbaren hineinmischen. In fünfzig Jahren ist Europa entweder republikanisch oder kosakisch.

Seit Erfindung der Buchdruckerkunst ruft man die Einsicht zur Hülfe, wenn man regieren will. —

(Der Buchstabe M bei den Napoleoniden.) Wir sind im Stande, noch weitere Belege für das in Nro. 74 d. B. berührte eigenthümliche Spiel des Zufalls beizubringen, daß auch im Leben des jetzigen Einsiedlers von Wilhelmshöhe der Buchstabe M von ominöser Bedeutung ist. Man weiß, daß Napoleon III. wie die meisten auf abenteuerlichen Wegen zur Höhe gelangten Männer der Geschichte, etwas abergläubig ist und auf Vorbedeutungen hält. So hörten wir schon vor Jahr und Tag, daß er eine geheime Vorliebe für Alles besitze, was mit einem M anfange, wie Montijo (Geburtsname seiner Gemahlin) Moniteur, Morny rc. Wir wurden wieder daran erinnert, als wir jüngst (es war zur Zeit des französisch-österreichischen Krieges in Italien) lasen, Napoleon bereite seine erste Schlacht bei Marengo vor, und als er sie zwar nicht da, sondern bei Magenta schlug, um bald darauf, nachdem er hier besonders mit Hülfe von Mac Mahon, den er sofort zum Herzog von Magenta ernannte, wie einst Pelissier zum Herzog von Malakoff, gesiegt, seinen Einzug in Mailand zu halten und die Oesterreicher aus Marignano werfen zu lassen. Darauf schlug er am 24. Juni die furchtbare Schlacht am Mincio (bei Solferino), um dann Angesichts der Wälle von Mantua Kehrt zu machen. So 1859. Inzwischen ist ihm auch bei seiner weiteren Laufbahn das M ein ominöser Buchstabe gewesen, von da ab aber meist in einem für ihn verhängnißvollen Sinn. Man überblicke nur folgende Reihe: Zuerst Mexico und Maximilian, dann die vergebliche Hoffnung auf die drei M im gegenwärtigen Kriege: Marschall Mac Mahon, Graf Montauban (Palikao) und Mitrailleuse! Am Main wollte das Napoleonische Frankreich die Wache halten, wurde aber erst auf die Mosellinie zurückgedrängt, und sein Schicksal bald darauf an der Maas besiegelt. (Sedan.) Die bevorstehende Capitulation von Metz wird seine Niederlage vollständig machen. Und das Alles, weil Napoleon dem Dritten noch ein M feindlich war, aber ein capitales: — Moltke. —

(Zur rechten Stunde.) In einer braunschweiger Landkirche wollte sich am 11. d. M. ein Brautpaar trauen lassen. Auf dem Kirchgange schaute der Bräutigam ziemlich düster drein, so daß die besorgte Frau fragte: „Is et dek doch nich gerüet?“ — „Wenn ik uprichtig sien sall — ja!“ war die Antwort. — „Meck schon lange!“ gab die Braut zurück. Sprach's und verließ mit derselben Offenheit ihn zur selbigen Stunde. Das Paar lebte schon etwa zwanzig Jahre im Brautstande.

Redaction, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 78. Mittwoch den 28. September 1870.

Schwarz-Roth-Gold.

Welch' große Zeit! Verschwunden sind die Raben,
Die um des Barbarossa's Berg gekreist;
Es ist des Lebens werth gelebt zu haben,
In dieser Zeit voll Muth und Heldengeist!
Die Weltgeschichte schreibt mit Flammenzeilen:
Wo war der Tag, der größ're Thaten sah?
Mit Rom und Hellas darf die Kränze theilen,
Den höchsten Preis das Land Germania!

Das Volk der Träumer wurden wir gescholten,
Man nannte Rausch, was unser Herz beseelt,
Doch als des Kriegs gewalt'ge Würfel rollten,
Da hat zum Kampfe nicht die Faust gefehlt!
Das Lied von Deutschlands Ruhm, sie nannten's Phrasen,
Erdacht von Schwärmern, hinterm Becher froh,
Doch als zum Angriff das Signal geblasen,
War's der Posaunenklang von Jericho!

Sie sanken nieder die lebend'gen Mauern,
Die um sein Reich der Korsenkaiser zog,
Und durch der Schlachten wilde Wetterschauern,
Ins welsche Land der deutsche Adler flog.
Es stand der Pommer fechtend bei dem Bayer,
Der Schwab beim Franken von dem Blitz umsprüht,
Hurrah, das ist die große Hochzeitsfeier,
Zum ew'gen Bündniß zwischen Nord und Süd.

Ein Boden ward genetzt vom Blut von Allen,
Und Alle folgten freudig einer Spur —
O laßt fortan ob allen Häuptern wallen
Ein deutsches Banner, o, ein einz'ges nur!
Gestorben sind der Zwietracht gift'ge Nattern,
So sei ein einzig Banner denn entrollt,
Das strahl und mög' in allen Gauen flattern,
Die alte Fahne schwarz und roth und gold!

Schwarz ist die Nacht des Todes, drin wir betten
Der Jugend Kraft in diesem heil'gen Streit!
Roth ist das Blut, das Blut, mit dem wir retten
Des Vaterlandes Ehr und Herrlichkeit,
Doch golden ist der Einheit Sonnenmorgen,
Durch den der Freiheit Lerche jubelnd schwirrt.
Der uns nach dieser Zeit, voll Gram und Sorgen,
Nach diesen Kämpfen kommen muß und wird.

Den Lorbeer für des großen Friedrichs Degen,
Das beste Schwert im ganzen Erdenreich,
Dem Bayermuthe Jubelgruß und Segen
Und ein Hurrah für jeden „Schwabenstreich."
Ein Hoch den Franken und ein Hoch den Sachsen,
Doch werde Wahrheit nun der schönste Traum:
Die Stämme all' sie müssen endlich wachsen
Zusammen jetzt zu einem Riesenbaum!

Wie wir zum Kampf uns alle eingefunden
Mit einer Losung, einem Feldgeschrei,
So laßt uns stehn im Frieden eng verbunden
Und eine Freiheit mach uns alle frei!
Geschworen sei's bei unsrer Helden Leichen:
Vereint im Frieden fest wie im Streit!
Laßt hoch sie weh'n, die schwarz-roth-gold'nen Zeichen,
Als Zeichen ew'ger deutscher Einigkeit.

Emil Rittershaus.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Unwillig trat Träger erschreckt einen Schritt zurück. Das Blut wich aus seinen Wangen, sein Auge blickte starr auf den Polizeicommissär, dessen Blick scharf beobachtend auf ihm ruhte.

„Mich verhaften! Weßhalb?" rief er, die Worte mit Mühe hervorbringend.

„Hier ist nicht der Ort zu Auseinandersetzungen," bemerkte Münnich. „Folgen Sie mir!"

„Ich gehe nicht von der Stelle, bis ich den Grund meiner Verhaftung kenne!"

„Ah, Sie belieben, sich zu widersetzen," warf der Commissär mit spöttischem Lächeln ein. „Verhaften Sie den Herrn und führen Sie ihn auf das Polizeibureau," fügte er zu zwei Polizeibeamten, welche in das Geschäftslocal getreten und an der Thür stehen geblieben waren, hinzu. „Ich werde Ihnen sogleich folgen. Widersetzt sich der Mann, so kennen Sie Ihre Pflicht. Sie bürgen mir für ihn!"

Er wandte sich ab, um das Local zu verlassen.

In demselben Augenblicke traten die beiden Polizeibeamten an Träger heran. Dieser stand regungslos da, der Schrecken hatte ihm jede Fassung geraubt.

„Ich verlange erst mit meinem Principal zu reden," sprach er erregt, als die Beamten ihn aufforderten, ihnen zu folgen, „ich werde ihm sagen, daß er sich beschwere, — ich selbst werde mich beschweren — es ist unerhört — man will mich verhaften, ohne mir den Grund mitzutheilen!"

Die beiden Beamten erfaßten ihn an den Armen und führten ihn, ohne auf seine weiteren Reden zu achten, aus dem Locale. Vor dem Hause hielt bereits ein Wagen, sie schoben ihn in den Wagen hinein und kaum eine Minute später rollte der Wagen schon rasch dem Polizeigebäude zu.

In dem Geschäftslokal des Banquiers herrschte die größte Bestürzung. Sämmtliche Buchhalter und Commis waren zusammengetreten, um den ihnen unerklärlichen Vorfall zu besprechen. Keiner fand eine Lösung desselben. Sie vermutheten wohl, daß derselbe mit dem Verschwinden Templows in Verbindung stehe, allein was hatte Träger mit Templow zu schaffen gehabt! Darüber konnte keiner von Allen einen Aufschluß geben.

Der Banquier trat kurze Zeit darauf ein. Sein Gesicht war bleich, seine Züge verriethen Bestürzung. Aller Augen richteten sich auf ihn, weil Alle von ihm eine Aufklärung des Geschehenen erwarteten. Er ging an ihnen vorüber, als ob er sie nicht bemerkte. Einer der ältesten Commis trat an ihn heran und theilte ihm mit, daß Träger soeben verhaftet worden sei. —

„Ich weiß es," erwiderte Meyer und trat in sein Zimmer ein, ohne ein Wort weiter hinzuzufügen.

4. Kapitel.

In einem engen Zimmer des Polizeigebäudes saß Träger auf einem einfachen hölzernen Schemel, das Auge starr vor sich hingerichtet. Durch das kleine Fenster fiel nur ein spärliches Licht, welches kaum hinreichte, die nackten, grauen Wände erkennen zu lassen. Schon ziemlich lange saß er regungslos da. Plötzlich richtete er den Kopf empor, strich mit der Hand über die Stirn hin und stand auf. Sein Blick fuhr durch den engen Raum hin und unwillkürlich schauderte er erschreckt zusammen.

War es nicht nur ein Traum, daß er sich in diesem Raume befand, verhaftet, ein Gefangener? Rasch trat er auf die Thür zu, um sie zu öffnen, allein das feste Schloß gab dem Drucke seiner Hand nicht nach. Er rüttelte daran, vergebens. Schon ganz andere Kräfte hatten sich an diesem Schlosse vielleicht vergebens versucht.

Die Luft des engen Raumes legte sich beklemmend und beängstigend auf seine Brust. Es war ihm, als ob die Decke sich niedriger und niedriger senke, bis sie sein Haupt erreiche und ihn allmälig erdrücke, ersticke. Er wollte das Fenster öffnen, um der frischen Luft Zutritt zu gestatten, seine Hand reichte nicht bis zu dem Fenster hinauf. Immer mehr steigerte sich seine Angst, er wollte laut um Hilfe rufen, allein er bezwang sich.

Die Bilder seiner eigenen Phantasie waren es, die bedrückend und ängstigend auf ihn einwirkten. Er raffte all' seine Kräfte zusammen, um ruhig zu werden. Er trat dicht an die Wand und betrachtete die undeutlichen Schriftzüge und Gestalten, welche vielleicht eine Hand in Verzweiflung an die Wand gekratzt hatte, er versuchte, die Worte zu entziffern, allein kaum zwei Minuten lang beschäftigte dies seinen Geist, dann nahmen seine Gedanken wieder eine ganz andere Richtung.

Wieder setzte er sich nieder. Er wollte ruhig sein, ganz ruhig, allein je mehr er sich zu einer äußersten Ruhe zwang, um so mehr steigerte sich seine innere Aufregung. Jede Minute schien sich ihm bis in die Unendlichkeit auszudehnen. Er horchte, ob auf dem Gange, welcher vor dem engen Raume durchführte, sich keine Schritte vernehmen ließen, — es blieb alles still — unheimlich still. Nur über seinem Kopfe vernahm er einen langsamen, gleichmäßigen Schritt. Derselbe gehörte vielleicht auch einem Unglücklichen an, der keine Ruhe fand, oder den engen Raum benutzte, um sich einige Bewegung zu machen.

Endlich hörte er einen Schritt auf dem Gange sich nähern. Die Thür seines Zimmers wurde geöffnet, ein Mann trat ein und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Rasch erhob er sich. Als er den Gang entlang schritt, wurde es ihm leichter um's Herz. Er gestand sich selbst, daß er ein Thor gewesen sei, der Unruhe und Angst eine solche Gewalt über sich einzuräumen. Was kam darauf an, daß er etwas längere Zeit in dem freilich sehr ungemüthlichen Raume zugebracht hatte!

Er wurde in das Zimmer des Polizeicommissärs Münnich geführt. Der Commissär stand an einen Arbeitstisch gelehnt und richtete seine kleinen Augen scharf beobachtend auf ihn. An einem zweiten Tisch saß ein Schreiber.

Träger trat ruhig hervor. Hier mochte er seine innere Unruhe nicht verrathen.

„Ich habe Ihnen Zeit gelassen, um sich zu beruhigen," sprach Münnich, „ich erwarte deßhalb, daß Sie auf meine Fragen ruhig antworten."

Träger schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.
(Fortsetzung.)

Im Ganzen völlig ihren Brüdern gleich, dachten die Reiter nur darauf, sich zu bereichern, und suchten alle möglichen Finten hervor, sich dem Landmann recht schwer, den Landmann aber so viel wie möglich leicht zu machen. Niederwerrn, Oberndorf, Gelbersheim, Eggenhausen und Schnackenwerth hatten zehn Tage lang drei Regimenter, und waren, Gelbersheim ausgenommen, schon zuvor viermal ausgeplündert worden. Auch bei diesem Corps bemühten sich einzelne Chefs dem friedlichen und freigebigen Landmann Erleichterung und Schutz gegen die Impertinenzen der Reiter zu geben, aber es waren ihnen von Männern, wie Bonnaud und seines gleichen die Hände gebunden, und es blieb dabei; der Reiter bestahl und prügelte seinen Hauswirth, machte die schönsten Zimmer zu Pferdeställen, und ließ das unvernünftige Thier das Getreide verderben, das er nicht öffentlich hatte zusammen stampfen dürfen.

Indessen gab es auch unter diesen Truppen Edeldenkende. Zu Oberndorf sagte eines Tages ein Reiter zu seinem Hauswirthe: „Bauer, Du hast Dein Geld versteckt, bring es an einen andern Ort, es ist nicht mehr sicher.“ Der Bauer leugnete, noch etwas Geld zu haben, wurde aber zum zweiten Male auf ähnliche Weise ermahnt, und sogar die Miststätte als der Verbergungsort angegeben. Wie aus den Wolken gefallen, stund der Bauer, als er dieß hörte, und mit Verwunderung, daß nicht Erdspiegel noch Wünschelruthe, die nach der fränkischen Bauern Meinung ihre Verräther wären, sondern der natürlichste Weg von der Welt den Reiter zum vergrabenen Schatze geführt hätten. „Herr, sagte jener nach einer Pause, er soll zwei Karolin von mir haben, für den guten Rath, aber ich bitt ihn, sag er mir, wie ist er hinter die Schliche gekommen? „Dein eigener Knecht hat Dich mir selbst verrathen, sprach der Reiter. Hol flugs den vergrabenen Beutel, ich will dem Burschen das Trinkgeld geben. Behende vollzog der Bauer, was ihm gesagt worden war, in Abwesenheit des Knechts“. Dieser erinnerte in der Nacht den Kriegsmann an das Versprechen, den Schatz zu graben. Seiner Sache gewiß, zeigte sich der Verräther bereit, und grub und grub im Beisein des Reiters und fand das leere Nest. Aber nun fühlte er den schweren Säbel auf seinem Rücken, der ihn deutlicher, als das gebrochene Deutsch an die verletzte Pflicht der Ehrlichkeit und Treue gegen seine Brodherrschaft erinnerte. Voll Zufriedenheit kehrte nun der Franzos zu seinem Wirthe, und ließ sich nur durch viele Vorstellungen und Zureden bewegen, die zwei Karolin anzunehmen.

Von den französischen Artilleristen ist nur wenig Gutes zu sagen. Puncto der Treue und Ehrlichkeit möchte ich sie nicht zu Nachbarn, wegen ihres gewissen Visirs nicht zu meinem Gegenpart haben. Indessen sollen sie auch gar oft die Scheibe sammt dem Scheuerthore fehlen, und hätten also dieß mit den besten Schützen gemein. Respectabel bedient soll aber immer die französische Artillerie sein.

Eine andere Erfahrung aber, daß die Wagenknechte die häßlichste, zügelloseste Waare von der Welt sei, habe ich leider gemacht. Ich erinnere mich, ohnlängst gelesen zu haben, daß man die ans stupide grenzende Physiognomie der preußischen Wagenknechte, die größtentheils aus Polen waren, im Reiche angestaunt habe. Der Franke aber erstaunte noch mehr, über die französischen Wagenknechte, welche bei der menschlichsten Gesichtsbildung übler als die Hunnen wirthschafteten. Wenn ein Trupp davon aus dem Lager ausrückte, so geschah es meistens in Gesellschaft mehrerer Infanteristen und Artilleristen und wehe dem Ort wo sie einfielen. Am unvergeßlichsten bleibt mir die Gesichtsbildung eines Wagenknechtes, Namens Rollet, dessen Silhouette der selige Musäus, bei näherer Bekanntschaft, in seine physiognomische Reisen aufgenommen haben würde. Eine niedlichere Bildung läßt sich kaum denken. Mit der treuherzigsten Miene von der Welt versicherte er mir: »Ohne Furcht, sie riskiren nichts, wir sind ehrliche Kerls.« Und doch konnten diese ehrlichen Kerls nicht dulden, daß die Ortsleute beständig meine Stube bewachten; und waren bitterböse, wenn die von den ehrlichen Wagenknechten sorgfältig zugeriegelte Hofthüre von den voreiligen Bauern wieder geöffnet wurde.

Monf. Rollet wußte anders zu intoniren, wenn es für seine Ohren lieblich klingen sollte. Alle seine Spießgesellen wurden nun zu dem Concerte versammelt. Er selbst begann mit dem Introitus, den er, weil ich seine Finten durch Stillschweigen vereiteln wollte, viermal wiederholte: »Wir kennen uns schon; lange waren wir ja in einem Kloster bei Paris beisammen, Sie sind ein Emigrant.“ Zum Glücke hatte ich lebende Zeugen genug um mich, die mich secundirten, und ihn beschämt haben würden, wofern er das Erröthen nicht gänzlich verloren hätte. Nun löste ihn ein grimmiger, mit Blut befleckter Volontair ab, und berührte eine ernsthaftere Saite: „Man hätte ihm in meinem Hause seinen verlornen Säbel vorenthalten, den er durch Rauben und Mordbrand rächen würde.“

Dem Dritten wollten es die Bauern nicht recht gemacht haben; der Vierte bot sich zum Deserteur an. Allen wurde gesagt, was zu sagen war, und ihrem Gutdünken überlassen, was sie thun wollten. Die Zusammensicht und die beständige Aufmerksamkeit der Ortsleute vereitelte das plump angelegte Concert, das sie in einem benachbarten Orte mit mehr Glück aufgeführt haben mußten, denn sie kamen mit einem Wagen voll geraubter Habseligkeiten hier an; selbst die am Leibe getragenen Hemden waren mit allerlei Ingredienzen angepfropft, und die Gurte, wenn nicht zum Strotzen voll, doch auch nicht leer; Hut, Hemden, Hosen, Jacken, Schuhe, Stiefel ächt fränkisch, und die Kerls, die in ihnen stacken, halb selig von Wein. War ihr ganzer Plan verunglückt, so mußten wir doch ein ganzes Fuhrwerk aufopfern und die von ihnen ergangenen Forderungen an Wein und Brod u. a. Lebensmitteln verdoppelt fortführen sehen. Sie schieden mit dem Versprechen, des andern Tages wieder einen Besuch zu machen, allein zu unserm Glücke mußten sie noch in der Nacht weiter marschiren.

Ein Kanonier aus dieser kleinen, aber auserlesenen Gesellschaft kam mit der freundschaftlichen Aeußerung zu mir: „Sie sollen nichts riskiren, ich bleibe hier, bis alle diese Spitzbuben (so nannte er seine Begleiter) aus dem Orte sind." Im Geist that ich mir darauf wirklich etwas zu gute; und der Ehrenmann ging hin, erbrach ein herrschaftliches Gebäude und plünderte. Zum Glücke sah ich ihn nicht wieder.

Für leere Mägen zu sorgen, waren diese Vögel ausgeflogen, mit vollen Mägen kehrten sie heim. Das, was Chasseure, Dragoner, Husaren, Gros-Cavallerie und Infanterie noch zurückgelassen hatten, ward nun vollends erst von ihnen abgeholt.

Ihre Conducteure — erhielten einst strenge Ordre. Monsieur Delestre ärgerte sich waidlich darüber, daß der benachbarte Commandant ihn für alle von seinen Leuten begangene Excesse für verantwortlich erklärt hatte. Die Parodie auf den bekannten Marseiller Marsch, die er mir auf einem Spaziergange wiederholt vorgesungen hat: Allons enfants, à la pillage — verliert sich nie aus meinem Ohre. Dieser Singsang verbunden mit der Aeußerung gegen seinen besser scheinenden Kameraden, Coupigny: „Hier bei diesen H— ist nichts zu machen," machte uns bedenklich. Indessen wurde von ihm nichts weiter versucht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein schreckliches Unglück) wird aus New-York gemeldet. Während einer Circusvorstellung in Kingston, einem kleinen Städtchen am Hudson, brach unlängst ein heftiges Gwitter über die Stadt herein, das leider von den traurigsten Folgen begleitet war. Zuerst schlug der Blitz eine 12. Fuß große Oeffnung in das Leinwanddach der Arena, zog dann merkwürdiger Weise über die Köpfe der erschreckten Zuschauermenge hinweg und schlug demnächst durch eine große Oeffnung in einen Weidenbaum, wo er ein dort angebundenes Pferd tödtete und den dabei befindlichen Mann besinnungslos niederwarf, dessen Kleider versengte und ihm die Sohlen von den Stiefeln riß. Aus der Menschenmenge in der Nähe des Baumes wurden fünf augenblicklich getödtet und nahezu 200 mehr oder weniger verwundet, während Niemand in der Nähe des Baumes mehrere Minuten nach dem Einschlagen des Blitzes sich überhaupt nur bewegen konnte; Alle waren gelähmt, bewußtlos und lagen umher, wohin der Blitz sie geschleudert hatte. Alle Getödteten sind Neger. Der Regen goß in Strömen, und während im Circus die Vorstellung für die nächsten Minuten ihren Fortgang nahm, ergossen sich wahre Fluthen durch die Oeffnung des Daches auf die Zuschauer. Bald jedoch erfuhr man innen die außerhalb stattgefundene schreckliche Katastrophe, und da gab es kein Halten mehr; man stürzte ins Freie und machte dem Schauspiel summarisch ein Ende. Jetzt erst zeigte sich, daß der Blitz innerhalb des Circus wenn auch Niemand getödtet, doch Unheil genug angerichtet hatte. Massen Leute konnten ihre Sitze nicht verlassen, sie saßen da wie Statuen, stieren Auges, und konnten nicht ermuntert werden. Nach einer Stunde war das Gewitter vorüber, und die Scene glich einem Schlachtfelde: Todte, Sterbende und Verwundete lagen überall umher, Freunde jammerten und die unbeschädigten waren damit beschäftigt, den hülflosen Verwundeten Hülfeleistung zu bringen. Niemals hat Amerika eine so schreckliche Calamität in Folge eines Blitzes erlebt; das Ereigniß liefert einen unvergeßlichen Schluß des Sommers 1870, der sich durch auffallend heiße Witterung und heftige Gewitter ausgezeichnet hat. —

(Der beste Dolmetscher.) Dieser Tage wurde ein verwundeter preußischer Husar auf dem Bahnhof in Darmstadt gefragt, wie es ihm in Frankreich mit der Sprache gegangen. „Das ist unser Toussaint-Langenscheidt", erwiderte der Husar, auf seinen Säbel deutend.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 79. Samstag den 1. Oktober. 1870.

Zu Deutschlands Wiedergeburt.

Welches Heil nach Fluch und Wahn
Nach so manchem eiteln Ringen:
Unverhofft auf Siegesschwingen
Kommt die gute Zeit heran.

Ist es doch in diesem Krieg,
Wie wenn Geister mit uns föchten,
Als ob sie verdoppeln möchten,
Uns den wunderbaren Sieg.

Als ob Jeder im Verein
Stiege mit des Volkes Werthe.
Als ob mit geweihtem Schwerte
Deutschland schlüge fromm darein.

Solche reich gelohnte Müh'
Solche helle Schicksalsloose,
Solche Tage heiliggroße
Wahrlich nie noch sah man sie!

Könnten nur die Brüder auch,
Die den Heldentod gestorben,
Wissen, was sie uns erworben,
Mit dem letzten edlen Hauch.

Martin Greif.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Sie kennen den Herrn von Templow?" fragte der Commissär.

„Ja."

„In welcher Verbindung haben Sie mit ihm gestanden?"

„In keiner."

„Haben Sie ihn bereits gekannt, ehe er sich mit der Tochter Ihres Prinzipals verlobte?"

„Ja."

„Woher kannten Sie ihn?"

„Ich kannte ihn, wie ich sehr viele Menschen hier in der Stadt kenne."

„Also nur vom Ansehen?"

„Nur vom Ansehen!" bestätigte Träger.

„Sie haben nie mit ihm gesprochen?"

„Nie."

„Besinnen Sie sich genau und sagen Sie überhaupt die Wahrheit."

„Ich spreche die Wahrheit. Ich sehe auch keinen Grund, weßhalb ich sie verschweigen sollte."

„Sie waren mit ihm zusammen an dem Abende seines Polterabends in dem Hause Ihres Prinzipals."

„Ganz recht."

„Haben Sie auch dort nicht mit ihm gesprochen?"

„Nein."

„Wann verließen Sie an dem Abende das Haus Ihres Prinzipals?"

„Genau kann ich die Zeit nicht angeben — es möchte ungefähr zwei Uhr sein."

„Gingen Sie allein fort?"

„Ja."

„Man hat gesehen, daß sie gleichzeitig mit dem Herrn von Templow das Haus Ihres Prinzipals verließen."

„Das mag sein, ich habe nicht darauf geachtet. Es gingen Mehrere fort, als ich das Haus verließ."

„Wohin begaben Sie sich dann?"

„In meine Wohnung."

„Sofort?"

„Nein, nicht sofort," erwiderte Träger — diese Frage schien ihn in Verlegenheit zu setzen „ich ging erst noch einige Straßen auf und ab."

„Das ist eigenthümlich. Wenn man so spät aus einer Gesellschaft kommt, pflegt man nicht noch erst spazieren zu gehen."

„Ich hatte an dem Abende etwas mehr getrunken als ich sonst zu trinken pflege, mein Blut war erregt, ich wollte mich abkühlen."

„Wann haben Sie sich denn von Ihrem angeblichen Spaziergange in Ihre Wohnung begeben?"

„Ich habe nicht nach der Uhr gesehen, und kann deßhalb auch nicht die Zeit angeben."

„Sie werden jedenfalls doch ungefähr wissen, wie lange Sie spazieren gegangen sind?"

„Nein."

Glauben Sie, daß es länger gewährt hat, als eine Stunde?"

„Es ist möglich — ich weiß es nicht."

„So geben Sie an, durch welche Straßen

Sie gegangen sind. Aus der Entfernung wird sich dann die Zeit ermessen lassen."

Träger nannte mehrere Straßen.

„Uebrigens bin ich in den Straßen wiederholt auf und abgegangen," fügte er hinzu.

„Weßhalb wählten Sie diese Straßen? Sie liegen von Ihrer Wohnung ziemlich entfernt."

„Ich kann dafür keinen Grund angeben, weil es allein vom Zufall abhing. Ich hätte ebenso gut auch in anderen Straßen spazieren gehen können."

„Sind Sie noch nicht im Stande, sich auf die Zeit, wie lange Sie spazieren gegangen sind, zu besinnen?"

„Nein."

„Sie sind erst heute Morgen in Ihrer Wohnung angelangt. Wo sind Sie so lange gewesen?"

„Ich habe bereits angegeben, daß ich spazieren gegangen bin."

„Haben Sie während der Zeit den Herrn von Templow gesehen?"

„Ja, er ging im Anfange mit einigen Herren vor mir her die Straße entlang."

„Wohin begab er sich?"

„Das weiß ich nicht — ich habe nicht darauf geachtet."

„Und doch gingen Sie in nicht großer Entfernung hinter ihm? Ich muß Ihrem Gedächtnisse wohl etwas zu Hilfe kommen. Sie folgten ihm, bis er mit mehreren Herren in einen Weinkeller ging, Sie gingen, während er in dem Keller war, die Straße fortwährend auf und ab und folgten ihm, als er den Keller verließ, aufs Neue. Sie sehen, ich bin einigermaßen unterrichtet. Verhält es sich so?"

Eine flüchtige Röthe schoß über Trägers bleiche Wangen hin. Dies schien er nicht erwartet zu haben. Woher wußte der Commissär Alles?

„Ich bin ihm nicht gefolgt," entgegnete er.

„Ich habe Zeugen, welche das Gegentheil beweisen. Man hat Sie auf der Waldstraße in einiger Entfernung hinter dem Herrn von Templow hergehen sehen!"

„Das ist möglich, denn die Waldstraße führt zu meiner Wohnung."

„Ganz recht — sie führt aber auch zu dem Birkenwalde!"

Münnich sprach diese Worte mit besonderem Nachdrucke, er sprach sie langsam und seine halb geschlossenen Augen blickten den jungen Mann scharf beobachtend an.

Träger schwieg.

„Sie kennen doch den Birkenwald?"

„Ja."

„Sie sind auch in ihm in der Nacht gewesen?"

„Nein," erwiderte Träger rasch. „Ich habe mich sofort in meine Wohnung begeben."

„Dort sind Sie erst gegen Morgen angelangt."

„Ich bin lange Zeit spazieren gegangen."

„Ah, Sie wußten vorhin nicht anzugeben, ob die Zeit lang oder kurz gewesen sei."

„Ich kann sie auch jetzt noch nicht genau angeben."

„Sie sind sogar mit dem Herrn von Templow in dem Birkenwalde gewesen. Was haben Sie dort gemacht?"

„Ich bin nicht dort gewesen," wiederholte Träger.

„Und wenn ich Ihnen auch dafür Zeugen bringe?"

„Ich bin nicht dort gewesen."

„Nun — wir werden ja sehen. Ich habe noch eine andere Frage an Sie zu richten. Kennen Sie diesen Dolch?"

Münnich nahm bei diesen Worten einen Dolch, welcher auf dem Schreibtische lag und den er bis dahin durch seinen Körper verborgen hatte. Er hielt ihn Träger vor.

„Nein," gab dieser zur Antwort.

„Betrachten Sie ihn genau."

„Ich kenne ihn nicht."

„Er soll Ihnen gehört haben."

„Ich habe nie einen Dolch besessen!"

„Es handelt sich nur um diesen Dolch."

„Er hat nicht mir gehört, ich kenne ihn nicht."

„Nun ich will Ihnen Zeit lassen, sich genau zu besinnen."

Auf Münnichs Geheiß las der Schreiber, welcher über Trägers Aussagen ein Protokoll aufgenommen hatte, dasselbe vor. Träger unterschrieb es. Seine Hand zitterte, unwillkürlich mußte er zweimal mit der Feder ansetzen, um seinen Namen zu schreiben, der ihm so geläufig war.

Der Polizeicommissär klingelte, zwei Polizeidiener traten ein und er gab ihnen den Auftrag, Träger in das Gefängniß zurückzuführen.

„In das Gefängniß zurück!" rief dieser erschreckt zurückfahrend. — „Ich werde nicht entlassen!"

„Haben Sie das wirklich vermuthet?" bemerkte Münnich.

„Ja! Ich bin unschuldig! Ich habe nichts mit Templow zu schaffen gehabt!" rief Träger aufgeregt.

„Das wird die fernere Untersuchung herausstellen. Vorläufig bleiben Sie in Haft. Führen Sie den Verhafteten zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.
(Fortsetzung.)

Gesittete französische Offiziere erschienen, wenigstens bei Tische in einer anständigen Kleidung, Delestre aber, was das Pedal betrifft, beinahe wie ein Discalcent. Er ist aus Arras gebürtig, und seine meisten Verwandten sind von seinem Landsmanne Robespierre der Guillotine übergeben worden.

Man denke sich die Lage der unglücklichen Landleute, die von allen diesen Truppen ausgesaugt und ausgeplündert wurden. Wären erst alle Bauersleute so unvorsichtig gewesen, wie ihre Landsleute an der Grenze des fränkischen Kreises. Allein jene zeigten diesmal mehr Lebensklugheit, trauten den glatten Worten Jourdans nicht so gerade zu, und retteten, besonders durch das allgemein laut gewordene Gerücht von dem schlechten Betragen der Truppen bei ihrem Einrücken in unser Vaterland, wenigstens den größten Theil ihrer Habseligkeiten und ihr baares Geld durch Verstecken und Vergraben. Ward auch etwas gefunden, so ging doch nicht alles verloren. Diese aber, wenigstens Anfangs, hatten höhere Begriffe von der feierlichen Versicherung eines Generals — und verloren, wenn nicht eine Sauvegarde Schutz und Sicherheit gewährt hätte, mehr, als sie je wieder erwerben kann. Freilich kam diese Rettung etwas spät.

Der Verwalter Keller zu Bonnland wurde ausgeraubt und so mißhandelt, daß er lieber beinahe ganz entblößt in die nahen Wälder flüchten, als ein noch schlimmeres Schicksal von dem unersättlichen Troß erwarten wollte. Endlich erschien sein Beschützer, der General Grenier, der den geängsteten Flüchtling aufsuchen und in sein verwüstetes Wohnhaus wieder zurückbringen ließ. Von diesem edelmüthigen Mann erhielt er nun eine Sauvegarde, die bis zur Retirate bei ihm verblieb, und die, als bei dieser Gelegenheit ein anderer Haufen in das Amthaus eindringen und rauben wollte, aus ihrem eigenen Beutel eine Karolin den eindringenden Räubern zum Besten gab.

Weit anders dachte und handelte ein Husar, den General Jacobin auf dem Rückmarsch im Oberamthause zu Forchheim gelassen hatte. Der General war noch nicht vor den Mauern der Stadt, so drang dieser saubere Sauvegardist in die Stube des Oberamtmanns, und verlangte eine Karolin, für die Dienste, die er leisten müsse. Es wurde ihm mehr versprochen, wenn er seine Schuldigkeit gethan hätte; allein er hörte nicht, und erpreßte die verlangte Summe. Flugs eilte er in die Küche und ängstete daselbst die Domestiken, um den Ort zu erfahren, wo man das vorräthige Silber und Geld verborgen hätte.

In Niederwern ging ein als Sauvegardist zurückgelassener Reiter gegen alle Ordre nach Bergrheinfeld ab, weil man ihm von dort aus mehr Diäten versprochen hatte. Im nämlichen Orte sahen Sauvegardisten ganz gelassen dem Unfuge der Infanterie zu, den ihre Kameraden verübten, sondern nahmen sichs auch heraus, selbst mitzuplündern, wodurch natürlich die Verwirrung auf das Höchste steigen mußte.

In einem andern Orte ließ sich ein Dragoner des 7. Regiments seine 24stündigen Dienste nicht nur mit 8—9 Karolin bezahlen, sondern bestahl auch noch den Boten, der ihm den Weg auf ein benachbartes Ort zeigen sollte, und der selbst ein armer Mensch war, auf dem Marsche.

Das Reichsdorf Sennfeld erhielt ebenfalls Sauvegarde, die acht Tage blieb, aber sich unter der Drohung, sogleich abzugehen, an jedem Morgen 8 Karolin vorausbezahlen ließ.

Genügsamer und ehrlicher bezeigte sich der wackere Sergeant Merciers Brigade, der mit seinen Leuten zu Obbach gelegen ist. Er vertheidigte mit dem besten Erfolge das Dorf gegen die Erpressungen der Marodeurs, hielt unter seiner Mannschaft die strengste Mannszucht, war mit einem billigen Douceur äußerst zufrieden, und versprach, im Falle einer Retirate, die ihm als einem erfahrenen Soldaten nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich dünkte, selbst, im Falle der Gefahr sogar als Sauvegarde wieder zu kommen; und siehe da, kaum war seine Division nach einem ermüdenden Marsche zu Schweinfurt angelangt, so eilte er, sein Versprechen als ehrlicher Mann zu erfüllen, und bemühte sich, von seinem Obersten Bedeckung für das ausgeplünderte Ort schriftlich zu erbitten, die aber, weil die le Fevre'sche Division beordert war, weiter südwärts durch die Rhön-Gebirge zu dringen, als überflüssig ausgeblieben ist.

In Euerbach hat Colonel la Barbee drei Mann Sauvegarde zurückgelassen, wovon sich zwei, Ditt, bis zur ersten Affaire bei Speier Mainzischer Infanterist und Brigadier Possignol als sehr brave Männer auszeichneten. Unter ihrem Schutze war das Dorf so geborgen, daß der Einwohner unbesorgt seines Geschäfts warten, und die Einsammlung der Feldfrüchte ungestört vollbringen konnte. Der Letztere schied ungern und so zufrieden, daß er wie der wackere Sergeant wiederzukommen versprach, wenn der Fall einer Retirade einträte, um den Ort zu schützen. Am 3. Sept. war sein Regiment zwei Stunden hinter Schweinfurt angelangt, er verachtete die Finsterniß der Nacht und ritt noch vier Stunden weiter. Zu keiner gelegeneren Zeit hätte er wieder in das Dorf kommen können, wenn ge-

rade dieser Tag, noch mehr die darauf folgende Nacht, in welcher der Artilleriepark durchzog, war der stürmischste Zeitpunkt für Euerbach. Seine Gegenwart flößte Trost und Muth ein und von der ausnehmend zahlreichen Escorte wurde nicht der mindeste Exceß begangen. Er, dem das Dorf einen großen Theil seiner ruhigen Lage zu danken hatte, ruhte nun auch ganz unbekannt mit der Furcht, welche seine Kameraden vor den schlimmen Bauern blicken ließen, in der Mitte derjenigen Personen, die ihn als Schützer liebten, sanft; aber ach! er erwachte nicht eher, als bis die kaiserlichen Vorposten durch das Dorf jagten. Indeß das Vorwort des Ortsvorstehers, der Gemeindeglieder und die Empfehlung des Gutsbesitzers, des würzburgischen Oberlieutenants Freiherrn von Münster, haben ihm bei dem rechtschaffenen kaiserlichen Husaren-Obrist von Gottesheim die beste Aufnahme zu Wege gebracht.

Viele Offiziere ließen sich für ihre Sauvegarden tüchtig bezahlen, und man gab gerne, wenn man nur dafür sein Eigenthum und seine Person gesichert sah. Allein Männer, wie la Barbee und Jollet waren auch in dieser Rücksicht ganz uneigennützig, und begnügten sich an den herzlichen Segenswünschen, die ihnen beim Abschied nachfolgten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Einem Soldatenbriefe entnimmt die Breslauer Morgztg.: „Nach der Schlacht vom 1. Sept. marschirten verschiedene Truppen auf Paris zu, unter anderen auch das Garde-Jäger-Bataillon, welches am 11. Sept. in zwei Dörfern einquartirt wurde. Die dritte und vierte Kompagnie hatte das Vergnügen in einem Felsendorfe, Passy, unweit Laon, Quartier zu nehmen und daselbst einen Ruhetag ohne Appell zu haben. In einer Vormittagsstunde des Tages schwärmten einige Jäger der dritten Kompagnie in den nahen Felsenpartien umher, theils um die schöne Aussicht zu genießen, theils um Abenteuer zu suchen. Einer dieser Jäger (ein Nimrod Oberschlesiens) pirschte in einem auf 400 Fuß hohem Abhang befindlichen Gehölz umher, woselbst er auf einen frisch betretenen Pfad stieß und auch sofort die frischen Spuren verfolgte; er gelangte nach einigen Schritten an den Felsenrand des Abhanges, wo der Pfad in eine 2 Fuß im Quadrat messende Oeffnung mündete, aus der ein Paar Füße eines Menschen hervorragten, die aber bei seinem Näherhinzutreten sofort verschwanden. Der gewandte Nimrod kletterte nun mit Kraftanstrengung den Abhang herunter und bemerkte, an der Oeffnung angelangt, daß dieselbe in eine weitere Höhle führte. Der in seinen Kampfeseifer vom 1. September verfallende Chasseur zog sofort seinen Hirschfänger, den er am Felsen wetzte, und forderte die Bewohner des Schlupfwinkels auf, an das Tageslicht zu kommen und ihm Mann gegen Mann die Stirn zu bieten. Anstatt nun Commandos oder Schüsse von französischen Militärs (Mobilgarden) zu vernehmen, drang hingegen ein Weinen und Schluchzen zu seinen Ohren, welches verrieth, daß die Besatzung aus weiblichen Personen bestehe. Es gesellten sich nun noch drei Waidgenossen hiezu, denen er mit kurzen Worten die Geschichte erzählte. Vereint beschlossen nun dieselben, den Inhalt der Höhle auf alle Fälle zu prüfen, worauf sie auch sofort an's Werk gingen und behufs dessen Einer nach dem Andern in den finstern Schlund krochen. Weiter vordringend, gewahrten sie eine ungefähr 18 Fuß im Quadrat und 10 Fuß hohe Höhle, in der sie mehrere weibliche Personen entdeckten, die ein mörderisches Geschrei von sich gaben. Die galanten Nimrode beschwichtigten das Lamentum und förderten sieben hübsche hoffnungsvolle Französinnen an's Tageslicht, die von ihren durch das Spektakel hinzugekommenen Vätern und Müttern in Empfang genommen wurden. Die jungen Damen fühlten sich später übrigens ganz behaglich in der Gesellschaft der preußischen Garde-Chasseurs. Auf ähnliche Weise wurden auch französische Waffen und Munition der Mobilgarden von den Jägern in solchen Höhlen aufgefunden."

(Neues Panzerhemd.) Eine besorgte Mutter hat einem rheinischen Grenadier ein seidenes Vorhemdchen geschickt, welches ganz mit harten Thalerstücken wattirt war.

(Was ist „schwarz?") Wenn ein schwarzer Turkos in einer Neumondnacht in einer engen unerleuchteten Straße in einem dunklen Keller aus einer schwarzen Tasse schwarzen Kaffee trinkt, dazu aus einer schwarzen Pfeife schwarzen Tabak raucht und dabei schwarze Gedanken hegt.

(Einer hat nicht gewollt.) Wie viel Todte? fragte ein Hospitalarzt bei der Visitation. „Neun!" lautete die Antwort des Inspektors. Ich gab Ihnen doch Arznei für zehn.

„Ja, aber einer hat nicht einnehmen wollen, und der ist noch am Leben."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francònia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 80. Mittwoch den 5. Oktober. 1870.

Verleicht a niet!

„Europa ist's, das wir regieren,"
Der Kaiser sprichts, sie betens nach,
ER läßt sich wieder plebisciren,
Und knechtet weiter Tag für Tag. —
„In Mexiko, der Krim, Italien,
„Hat unser Waizen einst geblüht,
„In Deutschland feiert Saturnalien,
„Dort erntet nun!" — „Verleicht a niet!"

Der Spanier sucht nach langem Wählen,
Sich einen deutschen Prinzen aus,
Der Stamm ist gut, es kann nicht fehlen,
Ein tücht'ger König kommt ins Haus.
ER reibt die Hände still und lächelt;
„Den hätten wir," der Erbprinz zieht!
Und während SIE sich Kühlung fächelt,
Spricht Leopold: „Verleicht a niet!"

Im Auftrag seines Kaisers eilet,
Benedetti nach Ems ins Bad,
Er sucht den König, der dort weilet,
Und trifft ihn auf der Promenad.
Er grüßt, er räuspert sich ein wenig,
Und wie er so voll Eifer glüht —
„Fahr ab Griseldis!" spricht der König,
„Ein andermal!" — „Verleicht a niet!"

Der Feldzugsplan ist längst schon fertig,
Wir siegen und die Preußen fliehn,
Und des Erfolges längst gewärtig,
Ziehn wir mit Glanz ab nach Berlin.
Doch Moltke prüfte Leboeufs Pläne,
Und während er sein Facit zieht,
Murmelt er leise durch die Zähne:
So! Nach Berlin! „Verleicht a niet!"

Und mit Begeisterung und mit Feuer,
Tritt Deutschland in des Kampfes Reihn,
„Ja kommt nur", sprechen Schwab und Bayer,
„Wir tränken Euch die Gränze ein."
Nur unsre Kammer-Patrioten
Pfeifen zum letzten Mal ihr Lied,
„Neutralität" ward uns geboten
„Neutralität" — „Verleicht a niet!"

Und unsrer Heere Banner flogen
Voll Kampfeslust zur Wacht am Rhein.,
Des Feindes Truppen langsam zogen
In Elsaß und Lothringen ein.
Mac Mahon, der trotz Kugelspritze
Doch für der Schönheit Reize glüht,
Mac Mahon kommt nun in die Hitze
Und sammelt sich — „Verleicht a niet!"

Bei Weißenburg und Wörth die Siege,
Bei Mars la Tour und Gravelotte,
Vor Metz und Sedan nahm die Lüge
Des Kaiserreichs ein End mit Spott.
Wie ER zum ersten Mal den Degen,
Jedoch sammt seiner Scheide zieht
Eilt er dem Könige entgegen,
Recht kaiserlich — „Verleicht a niet!"

Der Neffe sitzt sammt großer Sippe
Auf Wilhelmshöhe würdig da,
Der Onkel saß auf Felsenklippe,
So einsam auf Sanct Helena.
Gebeugt und würdig! daß gebogen,
Er sitzt, ich glaubs, und krank und müd,
ER, der die ganze Welt betrogen,
Betrog auch uns — „Verleicht a niet."

Auf, nach Paris! heißt die Parole,
Den Raub heraus, das Loosungswort,
Wir schlagen dann zu Deutschlands Wohle,
Der Schlachten letzte siegend dort.
Wir ließen lange Euch gewähren,
Nun schmieden wir, das Eisen glüht,
Wir ließen unser Recht verjähren,
Verjähren? So! „Verleicht a niet."

Und unsern Brüdern unsern Söhnen,
Die blutend ringen dort im Streit,
Und die schon todt, in ernsten Tönen,
Sei dieses volle Glas geweiht.
Und an der Seine fernem Strande,
Begrüße sie ein frisches Lied!
Ein Lied vom deutschen Vaterlande —
Die Wacht am Rhein, wer singt dann mit!

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Träger mußte sich an der Lehne eines Stuhles halten — seine Kniee schwankten — seine Augen waren starr auf den Polizeicommissär gerichtet. Er bewegte die Lippen, allein kein Wort kam über dieselben.

Die Polizeibeamten erfaßten ihn am Arme und führten ihn zum Zimmer hinaus. Er folgte ihnen schweigend, willenlos.

Münnich warf sich, als Träger aus dem Zimmer entfernt war, in seinen Arbeitssessel. Seine Hand erfaßte den vor ihm auf dem Tische liegenden Dolch, und prüfend ruhte sein Auge darauf.

Es war eine feine Waffe, sehr zierlich und doch äußerst dauerhaft gearbeitet. Die Klinge schien aus dem besten Stahle angefertigt zu sein, der Griff war mit Elfenbein zierlich ausgelegt. Vergebens hatte Münnich schon mehrere Male nach irgend einem Fabrikzeichen auf dem Dolche gesucht — er fand auch jetzt ein solches nicht. Er erfaßte den Griff, um zu probiren, ob er bequem in der Hand ruhe, um einen kräftigen Stoß damit auszuführen. Derselbe erschien ihm fast zu klein.

Halb in Gedanken versunken, legte er den Dolch wieder auf den Tisch. Er war mit dem Resultate des mit Träger angestellten Verhöres nicht zufrieden. Zweifelte er auch keinen Augenblick lang, daß der junge Buchhalter Templow ermordet habe, so war er über das Motiv, welches denselben zu dieser That getrieben haben konnte, völlig im Unklaren. Er sagte sich selbst, daß Niemand einem Andern nur zum Vergnügen das Leben nimmt. Alle Nachforschungen, welche er an diesem Tage über Träger angestellt hatte, hatten bestätigt, daß er mit Templow in durchaus keiner Verbindung gestanden hatte. Es war nicht anzunehmen, daß Träger mit Templow zufällig in Streit gerathen sei, daß er im Zorne die That ausgeführt habe, alle Anzeichen sprachen dafür, daß die That eine sorgfältig überlegte und vorbereitete gewesen war.

Träger war Templow gefolgt, er war, während dieser in dem Weinkeller gespielt hatte, unermüdlich auf der Straße vor dem Keller auf- und abgeschritten, und er war ihm dann auf's Neue gefolgt.

Wie waren sie aber in den Birkenwald gerathen? Was konnte Templow veranlaßt haben, Träger dorthin zu folgen?

Auf alle diese Fragen vermochte sich Münnich keine Antwort zu geben. Er hatte natürlich sofort nach Trägers Verhaftung eine genaue Durchsuchung der Wohnung desselben vorgenommen — auch diese hatte nicht das geringste Resultat ergeben, nichts, was auf diese räthselhafte That irgend ein näheres Licht geworfen hätte.

Ein Polizeibeamter trat in das Zimmer.

Münnich erhob sich rasch und ungeduldig.

„Haben Sie den Leichnam gefunden?" fragte er, ehe der Beamte noch ein Wort hervorzubringen vermochte.

„Nein."

„Nun weßhalb kommen Sie?" fuhr Münnich unwillig und ungeduldig fort.

„Wir haben den Fluß bis zur Mühle durchforscht, weiter könnte der Leichnam ja auf keinen Fall gekommen, dort müßte er durch die Mühle aufgehalten sein."

„Und Sie haben nichts — nichts gefunden?"

„Nichts," gab der Beamte zur Antwort.

„Es ist mir unerklärlich!" rief Münnich erregt. „Ein solcher Körper kann nicht spurlos verschwinden, ein Fisch kann ihn nicht verschlungen haben und stromaufwärts kann er ebensowenig getrieben sein."

„Er kann am Grunde im Flusse liegen."

„Jeder Leichnam wird nach einigen Tagen, durch die Gase, welche die Verwesung in ihm hervorbringt, an die Oberfläche geführt — Sie sollten dies wissen."

„Er kann durch irgend einen Gegenstand am Grunde festgehalten werden."

„Durch einen zufälligen? Daran glaube ich nicht. Es bliebe nur die Möglichkeit, daß der Körper durch irgend einen Gegenstand, durch einen Stein oder dergleichen beschwert wäre."

„Das ist möglich."

„Gut, dann müßte er aber noch an der Stelle liegen, wo er hineingeworfen ist und die Fischer haben diese Stelle in meiner Gegenwart auf das Genaueste untersucht."

Der Polizeibeamte zuckte mit den Schultern.

„Ich weiß nicht, wo wir noch suchen sollen," erwiderte er. „Wenn der Ermordete nun gar nicht in den Fluß geworfen worden wäre?"

„Die Spuren führten deutlich bis an das Ufer."

„Wenn sie absichtlich gemacht wären, um uns auf eine falsche Fährte zu locken," warf der Mann wieder ein.

In dem Commissär schien ein Gedanke rasch aufzutauchen. Forschend richtete er das Auge auf den Untergebenen.

„Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?" fragte er.

„Es ist nur eine Vermuthung von mir."

„Und Sie haben keinen anderen Grund?"

„Nein."

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.
(Fortsetzung.)

Es ist unglaublich, wie viel Gewicht und Respekt ein berittener Sauvegardist in den Augen der Volontairs hatte, sobald es ihm Ernst war, seine Pflicht zu erfüllen. Ich war einst Augenzeuge davon. Mein Wohnort wäre beinah ein Opfer des plündernden Gesindels geworden. Zum Glücke entdeckte man noch ihren Marsch, der gerade auf die Thurmspitze gerichtet war, ehe sie das Thor erreicht hatten. Der Sauvegardist eilte mit mir dahin. „Halt Kamerad," rief er dem Anführer zu. „Halt, dies ist mein Quartier hier ist nichts für Euch!" Dies war kein lieblicher Klang für Ohren, die sich auf einen besser lautenden gespitzt hatten. Der Chef mit übereinandergeschlagenen Armen, in welchen Säbel und Pistole lagen, verbiß seinen Groll, sah die versammelten Ortsleute mit Ingrimm an, und fragte endlich: „Was sollen wir anfangen?" Das kümmert mich nichts, antwortete ihm die Sauvegarde, in dies Ort dürft Ihr nicht. „Wohin denn?" Da seht Ihr zu. Und nun erging die Forderung nach Trank und Brod ganz leise und bescheiden; man trug beides herbei. Während dessen fiel dem Anführer dieser Räuber noch die Ausflucht ein, daß der Sauvegardist nicht als solcher zu erkennen sei, weil er nicht in voller Ausrüstung erschienen wäre. Nur ein Wink, und sogleich zeigte er sich armirt, und die Gaunerbande — einer solchen sah die löbliche Gesellschaft weit ähnlicher, als ein Ei dem andern — zog sich — nach einer andern Kirchthurmspitze, wo sich zu ihrem Glück, zum Unstern des Ortes aber, eben keine Sauvegarde ihren saubern Absichten widersetzte.

Gingen Offiziere auf solchen diebischen Schleichwegen, so wußten sie freilich, auf den eintretenden Fall, sich gegen den Schutz der Sauvegarden Rath zu schaffen. Ein Aide de Camp, der mit 8 Mann in ein Dorf einfiel, stieß zu seinem Mißvergnügen auf den Sauvegardisten desselben Ortes. Diesen mußte er, als Offizier doch respektiren. Um aber für die Zukunft nicht wieder gehindert zu werden, rief er den Sauvegardisten ab, der ungern gehorchte, und hinterher die Thorheit dieses Gehorsams einsah und beseufzte. Der habsüchtige Offizier brandschatzte nun in zwei andern Dörfern, und nahm retour einem Bauern von Gelbersheim noch zwei Pferde vom Pfluge hinweg, mit sich fort. Der Bauer ging sogleich zum damaligen Commandanten nach Schweinfurt, Namens Vaegelin, (einem Elsässer, der noch nicht lange die Nadel mit dem Säbel vertauscht hatte) um sich zu beklagen, wozu er sich durch das damals mit dem fränkischen Kreise schon getroffene Arrangement hinlänglich berechtigt war, und erhielt die gnädigste Audienz, bestehend in Rippenstößen und Säbelhieben. Der Aide de Camp war dem Landmann schon zuvorgekommen, und — wer am Ersten kommt, mahlt zuerst. In großem Ansehen mag Herr Vägelin wahl auch nicht gestanden sein, denn der Herr Aide de Camp erlaubte sich in Gegenwart fremder Personen allerlei Anspielungen auf seine jetzt bekleidende hohe Würde, als wenn sich nicht aus manchen Menschen allerlei machen ließe. Und man sieht doch wohl aus dem Verlauf der Sache, daß Herr Vägelin seine Person auf das handvesteste zu repräsentiren wußte. Auch mit Vortheil wußte er seine Rolle zu spielen, denn er nahm eine gespickte Chatoulle und eine hübsche Frau mit sich aus Franken.

Drollichte Auftritte fielen auch zuweilen vor, und man konnte sich mitten im Jammer des Lachens oft nicht enthalten, wenn man den Bauersmann, der oft so ungerne Hand und Fuß bewegt, nun im höchsten Grade mobil, als Koch oder Kellermeister leben und weben, den scrupulösen Juden Schweine schlachten und unkoschern Wein trinken sah. In vielen Orten ging es noch weiter. Am 31. Juli griffen ungefähr 1000 Franzosen ein kaiserliches Corps in und bei Gerolzhofen an, wurden aber mit blutigen Köpfen abgewiesen. Diese stürzten sich denn Nachts 9 Uhr auf Zeilitzheim, campirten zwar, allein den Bauern wurden unmäßige Lieferungen auferlegt. Zum Unstern regnete es den andern Tag, und die Truppen quartierten sich im Orte ein. Ein Jude wurde genöthigt, Schweinefleisch zu kochen, und ihm zugleich angedeutet, in seinem größten Hafen Bier zu holen. Gehorsam nahm er ein zehnmäßiges Gefäß, und brachte darin eine Maas Bier. Die durstigen Lebern hatten viel erwartet, und als sie sich getäuscht sahen, flog Hafen und Bier dem Juden an den Kopf, und er wurde condemnirt, in ein gleich großes Gefäß mehr Bier zu holen. Auf dem Rückwege raubte man ihm beides, er kam leer nach Haus, holte sich eine tüchtige Tracht Schläge und mußte zum dritten Male in die Schenke. Da er aber dießmal eine Bedeckung mitbekam, so fiel endlich die Mission nach Wunsch aus.

Die Weibspersonen hatten sich größtentheils versteckt; statt ihrer mußten nun die Männer Hühner und Gänse kaput machen, rupfen und braten; so unaufgelegt sie auch waren, mit ihren Gästen tanzen, sich mit ihnen toll und voll trinken und dergl. mehr.

Der Verzagte kam immer schlimmer weg, als der sich beherzt stellte. Ein Bauer zu Krautheim, dem gegen 30 Mann einquartirt worden waren, setzte sich gleich dadurch in Respekt, daß er

den ersten, den besten, der ihm oder seiner Frau das geringste Leid zufügte, oder zu plündern sich unterstünde, mit den Holzbeile niederzuschlagen drohte. Dieß war von der besten Wirkung. Ein Metzger zu Schweinfurt, dessen Haus erbrochen werden sollte, postirte sich in der Tenne und annoncirte mit dem Instrumente in der Hand, das schon manches vierbeinige Stück Vieh in den Ruhestand versetzt hätte, jedem Einbrechenden eine tüchtige Ohrfeige und die Raubthiere gingen vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Historisches.) Das größte Heer, welches je durch Capitulation an den Feind übergeben wurde, war das österreichische (26,000 Mann stark) unter dem österreichischen General Mack, am 17. Oktober 1805, durch die Uebergabe von Ulm. Wie sonderbar, jetzt muß ebenfalls ein General Mac (Mahon) mit einem Heer von 80,000 Mann sich den siegreichen Deutschen übergeben. Am 2 December 1852 bestieg der Corse Napoleon III. durch Verrath den französischen Thron und am 2. September 1870 brach die morsche französische Dynastie durch glänzenden Erfolg der deutschen Waffen in sich zusammen. Louis Napoleon Bonaparte III. Gefangener der Deutschen. Sedan, eine alte französische Festung an der Maas, wird in der Kriegsgeschichte der deutschen Waffen ein leuchtender Stern sein. Deutschland, du nahmst herrliche Revanche für die Schmach, die dir einst der Mordbrenner Türenne zugefügt. Marschall Türenne wurde am 11. September 1611 in Sedan geboren und hat seinen Ruhm durch die grausame Verwüstung der Pfalz verdunkelt.

(Ein Glücksthaler.) Der Infanterist Johann Schuhmacher von der 9. Compagnie des 28. Regiments trug einen Siegesthaler aus dem Jahre 1866 in einem sogenannten Soldatentäschchen auf der Brust. Während einer der letzten Schlachten fuhr ihm gerade in dem Augenblicke, als er sein Gewehr gegen den Feind angelegt, eine Chassepotkugel gegen die Brust, durchbohrte den Waffenrock, fuhr an der linken Seite wieder heraus und verletzte den linken Oberarm. Zugleich rollte sein Siegesthaler, von der Kugel eingedrückt, zur Erde. Später hinter eine Mauer geführt, um verbunden zu werden, traf General Steinmetz den Blessirten, und als Letzterer diesem seinen vierfach durchlöcherten Rock und seinen Siegesthaler zeigte, griff der General in seine Tasche und gab ihm einen andern Thaler mit den Worten: „Diesen hier geben Sie aus, mein Sohn, den aber heben Sie zum ewigen Andenken auf!" Der glücklich Gerettete weilt jetzt bei den Seinigen in Königswinter.

(Füsilier Kuschke, Poet a. D.) In unserer Zeit wünschen so Viele Dichter zu sein ohne daß es ihnen gelingt. Dem Füsilier Kuschke ist das Gegentheil passirt. Gegen seinen Willen, aber mit großem Unrecht, wird er als Dichter des Liedes „Was kraucht da in dem Busch herum?" genannt; man sammelt für den „Volksdichter" und Studenten schicken ihm aus Anerkennung eine werthvolle Tabakspfeife. Dieses drastisch komische Gedicht entstand aber bereits zur Zeit des ersten Napoleonischen Kriegs und ist uns durch den Volksmund überliefert worden. Der tapfere Kutschke hat im besten Falle einige Verse hinzugethan. Jedem das Seine.

Im Bette des Grafen Bismarck wurde, wie dem „P. L." berichtet wird, am 16. Sept. Abend in Meaux ein etwa 4 Wochen altes lebendes Kind gefunden. Der Hergang dieser Sache wird von dem Correspondenten folgendermaßen geschildert: Im Hauptquartier Meaux bewohnte der König die vorderen Zimmer des erzbischöflichen Palais, Graf Bismarck die rückwärtigen im Erdgeschosse. Die Fenster von Bismarcks Zimmer führten in den weitläufigen Garten, und durch diesen muß es der Person gelungen sein, in das Zimmer des Grafen zu bringen und das Kind dort auszusetzen. Am Abend 10 Uhr kam der Graf von einer Conferenz aus den königlichen Gemächern zurück und wollte, da er den Tag über ritt, sich zur Ruhe begeben, da hörte er ein Geräusch beim Bette, dasselbe wurde immer deutlicher vernehmbar, der Graf suchte nach der Ursache des Geräusches. Als er die Bettdecke zurückschlug, lag ein in grobe Linnen gewickeltes Kind im Bette. Als man später das Kind näher untersuchte, fand man einen Zettel, worauf geschrieben stand: Mein „Mann fiel bei Sedan ich habe kein Brod und die Verzweiflung treibt mich zu diesem Schritte, mein einziges Kind von mir zu geben. Das Kind ist auf den Namen Vincent getauft." Die Mutter selbst wurde erhängt aufgefunden. Als man dem Grafen dies mittheilte, sagte er: „Nun komme ich gar in Meaux zu einem Kinde," und der König äußerte zu einem Soldaten: „Im Krieg muß man manches hinnehmen, sogar kleine Kinder." Es wurde befohlen, das Kind nach Berlin zu bringen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 81. Samstag den 8. Oktober. 1870.

An die Sonne.

In der Schanze lag begraben,
Lange schon ein badischer Mann,
Kalte Erde war sein Lager
Und das Kissen trof und rann.

In die dicke Decke schlugen,
Manche schwere Kugeln ein,
Bis er sollte sich erheben
In dem schönen Sonnenschein.

Ach, da traf aus heitern Himmel
Ihn des Franzen scharfer Blitz,
Und er wußte, was bedeute,
Straßburgisches Grobgeschütz.

F. S.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Dennoch schien der einmal erregte Gedanke in Münnich weiter zu wirken. Nachsinnend, die Hände auf dem Rücken, schritt er auf und ab.

„Nein," sprach er endlich. „Es ist nicht der Fall. Hätte der Mörder mit solcher Ueberlegung gehandelt, so würde er auch den Hut und den Dolch nicht vergessen haben. Wo sollte der Leichnam des Ermordeten geblieben sein? Die Fortschaffung desselben würde Spuren hinterlassen haben, zumal da sie von einer Person ausgeführt sein mußte. — Templow könnte freilich an einem ganz andern Orte ermordet sein," fügte er halb für sich selbst hinzu. „Es ist mir sogleich aufgefallen, daß ich keine Spur eines stattgefundenen Kampfes bemerkt habe. Aber wo? wo?"

„Wir haben ja Alles durchforscht," bemerkte der Polizeibeamte.

Münnich setzte seinen Gang durch das Zimmer fort.

„Kommen Sie!" rief er dann rasch. „Der Leichnam eines Menschen kann nicht spurlos verschwinden, ich muß ihn finden und werde ihn finden!"

Er verließ mit dem Unterbeamten das Zimmer.

Der Banquier Meyer saß allein in seinem Zimmer. Nach der fortgesetzten Aufregung der letzten Tage war eine Abspannung seiner Kräfte eingetreten. In einem weichen Fauteuil saß er da, den Kopf auf die Brust geneigt, während sein Auge starr auf den Blumen des Teppichs zu seinen Füßen ruhte.

Zu viel war mit einem Male auf ihn eingestürmt. Der Verlobte seiner Tochter, auf dessen Namen er stolz war, mit dem er glänzen wollte, verschwunden, sein tüchtigster Buchhalter, dem er allein die Führung seines Geschäftes hätte anvertrauen können, der allein in seine Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade eingeweiht war, verhaftet — verhaftet wegen des dringenden Verdachtes, Templow ermordet zu haben! Und gerade jetzt konnte er diese Hilfe am wenigsten entbehren, jetzt, wo auch im Geschäfte Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten sich häuften, die sein gequälter Kopf zu bewältigen nicht mehr im Stande war. Dies Alles war binnen weniger Tage, fast mit einem Male auf ihn eingestürmt und es war ihm, als ob Alles über ihn zusammenbrechen werde.

Mit Gewalt wollte er sich zusammenraffen und dem drohenden Sturze entgegenstemmen, und er war nicht einmal im Stande, seine Gedanken ungetheilt auf sein Geschäft zu richten. So oft er es versuchte, schweiften sie wieder ab auf Templow, auf Träger — auf Margarethe, auf all' die Verlegenheiten, die ihm hieraus erwachsen mußten.

Er hatte ein außerordentlich erregbares Blut dennoch war er durch die Abspannung fast schon dahin gekommen, sich in dumpfer Gleichgiltigkeit und Unthätigkeit in Alles zu ergeben. Er hielt seine Kräfte zu schwach, um das abzuwenden, was ihm bedrohte und nun verzagte er gänzlich.

Schwache Charaktere verlieren gar zu leicht das Vertrauen zu sich selbst. Sie besitzen nur so lange Muth und Kraft, als das Glück ihnen zur Seite steht, verläßt sie dieses, so verlassen sie sich selbst. Der wirklich starke Charakter gibt sich nicht auf, so lange ihm noch so viel Kraft übrig bleibt, um einen Finger rühren zu können — er grübelt nicht, er handelt, er sinnt nicht über die Ursachen seines Mißgeschickes nach,

sondern stemmt sich diesem thatkräftig, entschlossen entgegen und nicht selten gelingt es ihm dadurch, dasselbe zu überwinden.

Vergebens hatte der Banquier schon Stunden lang gegrübelt, was Träger zu einer solchen That bewogen haben könne. Er hatte keinen Grund gefunden, den er als nur einigermaßen wahrscheinlich hätte festhalten können.

Er wurde aus seinem brütenden Nachsinnen durch Margarethe aufgescheucht, welche hastig, mit den Zeichen der größten Aufregung in das Zimmer trat. Er erhob sich, um ihr entgegen zu gehen, er strich rasch mit der Hand über die Stirn hin, damit sie nicht bemerke, welche tiefe Furchen die Sorge dort gezogen hatte.

Er hätte es nicht nöthig gehabt, Margarethens Auge würde sie dennoch nicht bemerkt haben.

„Vater ist es wahr, daß Templow ermordet ist?" fragte sie.

Der Banquier zuckte zusammen. Er hatte Alles aufgeboten, damit ihr diese traurige Nachricht so lange wie möglich verborgen bleibe.

Kind, Kind, wer hat Dir das mitgetheilt?" fragte er.

„Sag mir nur, ob es Wahrheit ist oder nicht," drängte Margarethe.

„Du bist aufgeregt — beruhige Dich Kind — zu einer anderen Zeit wollen wir darüber sprechen."

„Vater sage mir die Wahrheit! Diese halbe Ungewißheit, dieses Ausweichen auf meine Frage peinigt mich hundert Mal mehr."

„Margarethe," sprach der Banquier mit leise bebender Stimme, indem er die Hand seiner Tochter erfaßte. „Ich wollte diesen Schmerz so lange als möglich von Dir fern halten. Ein Unberufener ist mir zuvorgekommen. Ja, es ist wahr, das Schreckliche ist geschehen, es unterliegt keinem Zweifel mehr — ertrage das Unabwendbare mit Fassung, Kind. Sei ruhig, sei stark — Margarethe!"

Die Genannte hörte diese letzten Worte kaum. Keine Muskel ihres Gesichtes zuckte.

„Und wer — wer hat diese That begangen?" fragte sie.

„Ich weiß es nicht — es ist noch nicht erforscht!"

„Vater, ist es wahr, daß Träger verhaftet ist, daß man ihn im Verdacht hat, die That begangen zu haben?"

„Auch das ist leider wahr!"

„Allmächtiger Gott!" rief Margarethe laut. „Und Träger sitzt noch im Gefängnisse?"

Der Banquier nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Vater, Du hast es geduldet, daß er verhaftet ward?" fuhr das Mädchen in größter Aufregung fort. „Du hast nicht Alles aufgeboten, dies zu verhüten? Du bist nicht vor den Polizeicommissär hingetreten und hast ihm gesagt, daß Träger unschuldig sei, daß er mit Templow nie etwas zu schaffen gehabt habe, daß er nicht im Stande sei, eine solche That zu vollbringen!"

„Kind, die Nachricht kam für mich zu unerwartet, zu überraschend. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, leider ist der Verdacht nur zu sehr begründet."

„Nein — nein!" rief Margarethe, ihn unterbrechend. „Träger ist unschuldig! Er hat die That nicht begangen — er kann sie nicht begangen haben!"

„Auch ich habe mich gegen den Gedanken daß er schuldig sei, gesträubt, ich konnte nicht daran glauben, ich kenne ihn ja seit Jahren, ich habe nie über ihn zu klagen gehabt, er war stets fleißig, zuverlässig, ehrlich, ich würde ihm mein ganzes Geschäft anvertraut haben und es ist mir unbegreiflich, was ihn zu der unheilvollen That getrieben haben kann!"

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Glückliche Einfälle haben ebenfalls oft gute Wirkung gehabt. Einem Caplane wollte ein Husar die Stiefel ausziehen; sie schienen schon verloren, aber die glückliche Laune des Eigenthümers rettete sie. Er debattirte lange ohne Wirkung, endlich sagte er: „Halt, ich bin auch Husar; ein Bibelhusar; du Kamerad reitest, ich muß laufen; du brauchst die Stiefel also nicht so nothwendig, wie ich." Der Schnurrbart stutzte, lächelte und gab seine Ansprüche auf die Stiefel auf.

Ein Plünderer hatte in einem angesehenen Hause ein Packetchen, in welchem silberne Löffel mit vielem Papier umwickelt, sich befanden, schon in der Hand. Was ist das? fragte er den Hausherrn, der ganz ohne alle Verlegenheit zur Antwort gab: „Zuckerwaaren für meinen Jungen." „Da hast du den Dr—ck", sprach der Gripper und gab die Löffel ab.

In das Kloster Gerlachsheim war kein Franzose gekommen. In der Erwartung ihres Besuchs aber bekam jeder Ordensmann auf unvorherzusehende Fälle eine gewisse Portion Geld. Den Prior aber drückte die Begierde, Franzosen zu sehen, so sehr, daß er mit voller Börse und lustigen Sprüngen Würzburg zueilte. Bald hatte er das Glück, zwei Chasseure zu erblicken,

diese gaben sich die Ehre, ihn rein auszuplündern und das Kloster erlebte das Vergnügen, den Herrn Prior ganz erleichtert, nach einer kurzen Abwesenheit wieder bei sich zu sehen.

Der Dechant Warmuth zu Maibach mußte mit einer Orgel, nach welcher man Kanarienvögel pfeifen lehrt, den General Mortier und seine Gesellen unterhalten, und oft stundenlang orgeln, wozu die Offiziere tanzten.

Der Pfarrer Muck zu Euerbach half, um die schüchternen und verlaufenen Leute zur Beihülfe und Eilfertigkeit zu ermuntern, Heu in Rationen binden.

Der Caplan Schemmel zu Rannungen mußte die Stelle einer Wäscherin vertreten und die Wäsche, die der Pfarrer in der Hoffnung, die würden kein nasses Weiszeug rauben, hatte einweichen lassen, in Ermangelung weiblicher Arme, mit eigenen Händen auswinden und einpacken. Für seine Bemühung erhielt er einen Blumenstrauß. — Dem Pfarrer Döpfler zu Rannungen, der nach einem Ueberfalle zu frühzeitig aus einem Walde ins Dorf eilte, bekamen einige Chasseur in die Mitte, und zwangen ihn zu einem jämmerlichen Geschrei. „Schrei zu Pastor!“ hieß es, wenn er ermüdete, „wir thun dir nichts!“ Sie schwangen nun aufs neue die Säbel, als wenn sie ihn in Stücken hauen wollten, trösteten ihn immerzu, unbesorgt zu sein, und nur aus Leibeskräften zu schreien. Nach einer solchen Procession rings ums Dorf erreichten sie endlich ihre Absicht; der Pfarrer wurde mit 200 fl. von der Gemeine ausgelößt. — Das Orgeln des ehrwürdigen, durch Plünderung und Mishandlungen gebeugten Dechants ausgenommen, haben gewiß die drei übrigen geistlichen Herren ihre sonderbaren Rollen zu Erschütterung des Zwergfelles unbefangenen Zuschauer gespielt. —

Traurige Lage der Stadt Schweinfurt. Schon am 22. Jul. rückten die Franzosen in der Reichstadt Schweinfurt ein; die Kaiserlichen machten ihnen jeden Schritt streitig, und retirirten sich durch die Stadt unter unaufhörlichen Plänkeleien. — Ein Corps Republikaner war längs dem Maine gegen Würzburg gezogen, das am 24. Jul. mit Accord überging. Nach dieser Expedition folgte ein Corps über Kitzingen, Mt. Einersheim Langenfeld dem General Gray auf dem Fuße nach; eine schwächere Collone über Kloster Ebrach dem General Werneck. Das Hauptcorps, das den General Wartensleben gegen sich hatte, hatte sich in und um Schweinfurt unter Commando des Obergenerals Jourdan gesammelt, und rückte wegen verzögeter Uebergabe der Festung Königshofen nur langsam vorwärts. Der dasige Commandant, General Drachsdorf, hielt sich so lange, bis den 2. Aug. General Le Fevre selbst vor die Festung rückte. Der rühmliche Eigensinn des Commandanten war die Veranlassung, daß verschiedene Regierungsmitglieder zu Würzburg in der Nacht arretirt, unter Bedeckung aufs Rathhaus geführt, und zur Verantwortung gezogen wurden. Denn man glaubte fanzösischer Seits nichts anders, als daß eine geheime Ordre der fürstl. Regierung dem Festungscommandanten die Verzögerung der Uebergabe eingebunden habe. Die Verhafteten hatten sich aber hinlänglich legitimirt, und erhielten sogleich ihre Freiheit wieder.

Nicht so vorübergehend war der Schrecken, den eine so zahlreiche Armee einer so kleinen Stadt, wie Schweinfurt ist, einjagen mußte. Zwar durfte in den Ringmauern derselben der Soldat nicht so ungeahndet und kraß plündern, nothzüchtigen und mißhandeln; allein dennoch fehlte als nicht an Excessen jeder Gattung. — Gar bald lag alles Gewerbe darnieder; die Läden waren geschlossen, die Häuser gesperrt. — Neben der starken Truppeneinquartirung war auch das Hauptquartier Jourdans acht Tage lang daselbst. Nur allein das Feldpostamt dieses Generals bestand aus einem Director, 18 Secretairen, 20 Courieren, 40 Postillons und ungefähr 80 Pferden. Und dieß war doch noch ein unbedeutender Appendix.

Generalität zu Schweinfurt. Drückender wurde die Anwesenheit der vielen Generale zum Theil nicht ihrer eigenen Person wegen, mehr wegen ihren Leuten, die sich auf's feine Ausmelken und Hudeln der Menschenkinder meistermäßig verstanden. Vom 26. Juli bis 3. September waren folgende Generale zu Schweinfurt im Quartier: Jourdan, General en Chef, Kleber, Bernadotte, Championet, Grenier, Olivier, le Fevre, Mortier, Richepance, Bastoulo, Soult, Leval, Cayla, D'hauport, Collaud, Sorbier, Dumuy, Debelle, D'ory, Mireur, Boimont, Klein, la Croix, Ernouf, Feraitel, Salliner, Joubert, Dalemes, Damas, Bonnard, Jacobin, Rabe, Coulange, Bonnaud, Simon, Rochefort, le Grand Ney, Oswald, Sarazin, Ormencier, Milule, Puquet, Barbour, D'Espagne, Malleraud.

Größtentheils waren es Männer von Genie, vor der Revolution noch Subalternoffiziere, in ihren besten Jahren und nicht selten Muster der persönlichen Tapferkeit, die willig mit ihren Truppen jede Gefahr theilten. Jourdan wäre beinahe deßwegen in der Gegend von Haßfurt beim Recognosciren in Gefangenschaft gerathen. Schon war er umringt, von einem kaiserlichen Husaren beinahe schon erreicht, als ein gewagter Satz über einen Graben und die herbeieilende Escorte ihn noch zur guten Stunde rettete. Er trug eine leichte Wunde davon, und mußte auf einige Tage das Oberkommando dem General Kleber überlassen. Bernadotte, dessen Division in der Pfalz am meisten in die Klemme kam, attaquirt an der Spitze des zweiten Husaren-

regiments persönlich die kaiserliche Cavallerie, drängt sie mehrmals zurück, und hält sich so lange, bis die zum Succurs geführte kaiserliche Infanterie endlich die gänzliche Niederlage seiner Division bewirkte.

Einige dieser Generäle sind Deutsche; einige Ausländer unter ihnen sprachen die deutsche Sprache fertig und nett. Verschiedene waren weit entfernt, die unvermeidlichen Uebel des Krieges den unschuldigen Einwohnern der überschwemmten Länder durch ihr eigenes Benehmen noch zu vermehren; manche betrugen sich zweideutiger, handelten an verschiedenen Orten auch wieder so verschieden, daß man in ihnen ganz irre ward; einige benahmen sich aber nicht wie Generäle, sondern wie der Roheste ihrer Soldaten. Von der Nation gering besoldet, nahmen solche Herren zu den niedrigsten Erwerbsmitteln ihre Zuflucht, setzten volle Dörfer in Contribution, entlehnten, ohne ans Wiedergeben zu denken, schrieben beträchtliche Requisitionen nach Geld, Tüchern und Leinenzeug 2c. aus, nahmen beim Abschiede die weißen Bettüberzüge und Betttücher mit, drohten, wie Mortier zu Malbach mit Mord und Mordbrand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Beim Berliner Magistrat lief, wie die „Spen. Ztg." mittheilt, vor einigen Tagen aus Belgien ein Brief ein, dessen Inhalt Preußen mit Tod und Verderben drohte, der aber auch äußerlich in sofern Aufsehen erregte, als der betreffende Beamte, der den Brief öffnete, sofort von heftigem Kopfweh befallen wurde. Ebenso ging es einem Diener, der mit diesem Briefe sich beschäftigen mußte und dem Postsekretär, der den Brief zu expediren hatte. Eine Untersuchung hat ergeben, daß der Brief wahrscheinlich mit Veratrin getränkt gewesen ist, und hätte ein sorgfältiges Lesen des absichtlich sehr verlängerten Briefes wahrscheinlich schlimme Folgen haben können, da dieses Gift durch die Nase nach dem Gehirn zieht und dort verderbliche Folgen bewirkt.

(Beispiellose Kaltblütigkeit.) Ein Gefreiter der Wiesbadener Artillerie-Abtheilung ward durch einen Granatsplitter so verwundet, daß der rechte Arm nur noch an einem Hautzipfel an der Schulter hängt. Sich den Arm haltend, trat er zu seinem Hauptmann und sagte: „Ich bitte austreten zu dürfen, ich bin verwundet."

Aus Essen hört man daß zwei neue Belagerungsgeschütze aus der Krupp'schen Werkstatt nach Paris abgehen sollen. Dieselben werfen 600 pfündige Bomben. Wie groß die Wirkung dieser Bomben ist, erhellt aus dem Umstande, daß Wurfgeschosse gleichen Kalibers bei einem auf dem Tegeler Schießplatz angestellten Versuche tief in den Erdboden drangen und beim Krepiren einen Trichter von 12 Fuß Durchmesser warfen.

Champagner-Krisis. Zu den vielen Fragen, welche der Krieg heraufbeschworen hat, gehört auch die: „Wer soll in Zukunft den Champagner trinken?" In Deutschland hat man sich stellenweise verschworen, keine französischen Phrasen und keinen französischen Wein über die Lippen zu bringen, und nun hat auch der Franzose dem Champagner den Krieg erklärt. Der „Wine Trade Review" wird aus Paris gemeldet, daß unter den Restaurateuren der Stadt eine schon mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Erklärung folgenden Inhalts die Runde macht: „In Anbetracht des schmachvollen Benehmens der Bürgermeister von Chalons und Epernay erklären die Endesunterzeichneten, daß in ihren Etablissements fernerhin keine Flasche Champagner mehr verabreicht werden soll, die aus den Häusern Möet in Epernay oder Perrier in Chalons kommt." Wer soll da den Champagner trinken? Wir halten uns an Göthe's Spruch im „Faust":

Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

(Eine vergessene Million.) Wie der „Sun" erzählt, ist in den Gewölben der Bank Bengalen eine Million Pfund Sterling entdeckt worden, Eigenthum des Nawab Nazim von Bengalen, welche dort vor dreizehn Jahren deponirt wurde und in Vergessenheit gerieth. Die Zinsen dieser Summe, zu 6 Prozent, belaufen sich nun wieder zu einer Million.

(Börsenwitz.) An der Berliner Börse circulirt folgendes Räthsel: Wer hat bei dem Kriege das lebhafteste Geschäft gemacht? — Antwort: Mac Mahon, er hat zwei große Lager geräumt.

(Recept.) Als vorzügliches Mittel gegen die Ruhr bezeichnet ein Menschenfreund die Spitzen der Blätter der Brombeerstaude als Thee getrunken.

(Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertstraße No. 383.)

französischen Wein noch ...
und nun hat auch der Fran-
ner den Krieg erklärt. Der
..." wird aus Paris gemeldet,
...itaurateuren der Stadt eine
...en Unterschriften bedeckte Er-
... Inhalts die Runde machte
...des schmachvollen Benehmens
... von Chalons und Epernay
...unterzeichneten, daß in ihren
...erhin keine Flasche Champagner
...erden soll, die aus den Häusern
...y oder Perrier in Chalons
...ll da den Champagner trinken?
...ns an Göthe's Spruch im

...er Mann mag keinen Franzen
leiden,
...e trinkt er gern.

...rgessene Million.) Wie der
...ist in den Gewölben der Bank
...Million Pfund Sterling entdeckt
...um des Nawab Nazim von Ben-
...er vor dreizehn Jahren deponirt
... Die Zins...

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 83. Samstag den 15. Oktober. 1870.

Die Trompete von Gravelotte.*)

Sie haben Tod und Verderben gespie'n:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt —
Kürassiere wir und Uhlanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt,
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet' und er hauchte hinein,
Da, — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klaglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde,
Eine Kugel hat durchlöchert ihr Erz —
Um die Todten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhob' sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann, —
Und wir dachten der Todten, der Todten!

Ferdinand Freiligrath.

*) Nach einem jüngst durch die Blätter gegangenen Schreiben des Majors im magdeburgischen Kürassierregiment Grafen Schmettow ist das im Gedicht Mitgetheilte eine Thatsache.

Verschwunden!

Von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Ich begreife Sie nicht, Commissär," fuhr Glieben fort, „wie Sie das ewige Arbeiten aushalten können, ohne zu ermüden!"

„Gewohnheit," entgegnete Münnich, mit den Achseln zuckend. „Unsereiner kann sich nur durch Arbeit emporbringen."

„Haha! Ich verstehe. Sie wollen Polizeidirektor — Polizeipräsident werden!" rief Glieben lachend. „Ich weiß, daß Sie sehr hoch hinaufstreben und Sie werden auch dahin gelangen. Ich gehe jede Wette ein, daß Sie in wenigen Jahren Polizeidirektor und in zehn Jahren Polizeipräsident sind. Es ist zwar manches faul in unseren Zeiten, allein eine solche Fähigkeit und Arbeitskraft, wie Sie besitzen, bricht sich Gott Lob noch immer Bahn."

„Ich denke nicht so hoch hinauf, wie Sie vermuthen," bemerkte Münnich, „ich werde auch nie dorthin gelangen, denn dazu fehlen mir zwei Eigenschaften — der Adel und die Fähigkeit, mich in den höheren Kreisen mit der nöthigen Gewandtheit und Geschmeidigkeit zu bewegen."

„Thorheit, Thorheit," unterbrach ihn Glieben schmeichelnd, „das Alles ersetzt Ihr Kopf, Ihr scharfer Blick — a propos! wie steht es mit der Angelegenheit meines Freundes? Noch immer nichts Gewisses?"

Ein trüber Schatten flog über Münnichs Stirn hin.

„Diese Sache scheint den guten Ruf, dessen ich mich als Polizeicommissär erfreue, zu vernichten," erwiderte er. „Mein Kopf reicht nicht aus, um in das räthselhafte Dunkel Licht zu bringen. Von Ihrem Freunde noch nicht die geringste weitere Spur, obgleich ich die Nachforschungen mit dem größten Eifer habe fortsetzen lassen. Man ist in höheren Kreisen bereits ungeduldig und unwillig geworden, weil noch immer kein bestimmtes Resultat sich ergeben hat und doch gebe ich Ihnen die Versicherung, daß diese Sache mir bereits mehr als eine schlaflose Nacht bereitet hat."

„Der Mörder befindet sich jedoch in Ihren Händen,“ warf Glieben ein. „Der Buchhalter des Banquiers. Ich habe gehört, daß er meinen Freund aus Eifersucht ermordet hat und daß er die Kühnheit gehabt hat, sein Auge zu dem schönen Mädchen zu erheben; er hat noch kein Geständniß abgelegt?“

„Ich werde ihn heute erst noch einmal vernehmen, ehe ich ihn dem Untersuchungsrichter übergebe. Der Verdacht gegen ihn ist sehr groß, allein noch liegt kein bestimmter, unzweifelhafter Beweis gegen ihn vor. Hiernach habe ich in den letzten Tagen, seitdem ich erfahren habe, daß er Templows Verlobte liebte, geforscht. Vorher war mir das Motiv der That ein Räthsel, nun sich dies aufgeklärt hat, hoffte ich zum wenigsten einen bestimmten, zweifellosen Beweis gegen ihn aufzufinden — vergebens. Er ist Templow an dem Abende gefolgt, er hat auf ihn gelauert, während Sie in dem Keller spielten, er ist ihm auch dann gefolgt — er haßte ihn als Verlobter des Mädchens, welches er liebte, auf dessen Hand er Hoffnungen gehegt hatte, — das ist Alles — Alles, was ich weiß, was ich trotz aller Mühe erforscht habe. Glauben Sie mir, daß mir diese Angelegenheit hundert Mal mehr durch den Kopf fährt, als Ihnen, als irgend einem seiner Bekannten, selbst als Meyer, denn an ihm hängt mein Ruf als Polizeibeamter! — Es läßt sich doch ein Mensch nicht mit einem Dolche ermorden, ohne daß diese That irgend eine Spur zurückläßt; der Todte kann nicht spurlos bei Seite geschafft sein. Ich habe die Kleider, welche Träger während der Nacht getragen hat, mit einer solchen Sorgfalt untersucht, daß mir nicht die kleinste Blutspur entgangen sein würde. Ich habe Alles aufgeboten, um zu erforschen, wem der Dolch gehört hat — vergebens! Daß er nicht Trägers Eigenthum gewesen ist, kann ich mit ziemlicher Gewißheit annehmen.“

„Sollte das Gefängniß den Menschen nicht endlich mürbe machen, so daß er die That offen eingesteht?“ warf Glieben ein.

Münnich schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

„Er würde nur dann gestehen, wenn ich ihm einen zweifellosen Beweis vorhalten könnte.“

„Mich dünkt, die Beweise gegen ihn seien hinreichend, um eine Verurtheilung herbeizuführen,“ bemerkte Glieben.

„Es wäre möglich, daß die Richter sie für ausreichend erachteten — mir genügen sie nicht, denn sie lassen immer noch die Möglichkeit offen, daß er unschuldig ist.“

„Bah, Sie sind allzu gewissenhaft,“ warf Glieben mit leichtfertigem Lächeln ein.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Einer der genügsamsten Generale, Palmeroli, hatte die ungenügsamsten Bedienten, deren Anzahl noch überdies beträchtlich war. Wenn andern nicht kostbar genug aufgeschüsselt werden konnte, so verlangten diese in Rücksicht der Quantität und Varietät eine tüchtige Ladung. Ihr Frühstück, das sie sich selbst bestimmten, bestand in unserer Gegend in Folgendem: In Karminat, Kaffee mit weißem Brod, Butterbrod und Wein, Kalbsschlegel.

Sie wären vielleicht später mit einem dieser Artikel beim Mittagsmahle sehr wohl zufrieden gewesen!

Die Generalität traf zu Schweinfurt die nothwendige Verfügung, daß nur für die Generalstafeln weißes Mehl gemahlen, weißes Brod gebacken werden sollte. Dieß geschah zwar, aber der Bürger wurde von Bedienten und Soldaten wegen des Mangels an Weizenbrod gepeinigt und mißhandelt.

Ein Reitknecht des Generals Jacobin hielt vor einem ansehnlichen Hause, in dem sein Herr im Vorbeimarsche dinirte, mit den Pferden. Der Bediente des Hauses brachte ihm einen Krug Bier; er war äußerst ungehalten, daß man ihm nicht zugleich auch ein Glas offerirt hatte, und ruhte nicht eher, als bis auch dieses kam. Unterdessen brachte auch der Hausherr, ein angesehener Mann, dem General auf dem Teller einige Schnitte schwarzes Brod, alles was im Orte zu haben war. Der Reitknecht bat ebenfalls um etliche Bissen, die ihm im Vorbeigehen der Herr vom Teller weg geben wollte. Er reichte sie ihm in der Hand dar, aber der 15jährige Bube antwortete ihm: Comment Bougre, tu me brends pour un mendiant? und nahm erst dann die Gottesgabe, als sie ihm der Bediente des Hauses formell auf dem Teller präsentirte.

Edle Handlungen einzelner Generale.

Jourdan — — — — — — — — — —

Sein wird nimmermehr vergessen und sein Name bleibet für und für, prophezihte Sirach von ihm. Er lebt nun removirt zur Ehre der französischen Nation, und harrt seiner politischen Auferstehung entgegen!

Klober machte auch nicht eine Requisition zu Schweinfurt und zahlte sogar noch einen beträchtlichen Apothekerconto aus seinem eigenen Beutel.

Grenier hat durch die dem Verwalter

Keller zu Bonnland ertheilte Sauvegarde sowohl, als durch die Unterredung mit dem von Münster'schen Amtmann Geyersbach;

Le Fevre hat durch den, der Greiß'schen Pfarrerfamilie zu Zell ertheilten Schutz, viel Menschlichkeit gezeigt.

Ney nahm einen bambergischen Schiffmann, der bei Obereisensheim von einigen gemeinen Soldaten angehalten wurde, in Schutz, versprach ihm, sein Eigenthum solle sicher sein, was jedoch kaiserliches Gut wäre, das müßte confiscirt werden. Das Schiff wurde hierauf untersucht, und nichts gefunden. Die Soldaten, damit nicht zufrieden, drangen auf eine neue Untersuchung und da fand sich denn kaiserliche Offiziers-Bagage.

Bernadotte bat sich von einer reichen Kaufmännin ihren Wagen zur Reise aus. Er war schon verschmerzt, als eines Tages von Köln ein Danksagungsschreiben des Generals mit dem Beifügen einlief, daß, da die Chaise viel zu übel zugerichtet wäre, um sie ohne Gefahr ihres gänzlichen Ruins zurücksenden zu können, er für die Auszahlung des Werthes durch ein Frankfurter Haus Sorge tragen werde.

Dumuy hat sich von mehreren Seiten als einen edlen Mann gezeigt. Was er benöthigt war forderte er mit aller Bescheidenheit, und war nicht ungehalten, wenn man seine Wünsche und Erwartungen unbefriedigt lassen mußte. — Auf der Retirade bemerkte er in der Nähe der Stadt, daß die von muthwilligen Soldaten bestürmte Bleiweißfabrik der Kaufmännin Schmid, bei welcher er beim Vorrücken einquartiert worden war, aufs Neue attaquirt werden sollte. Er sandte sogleich von seiner Suite eine Bedeckung dahin ab, und ließ die durch so viele Attention gerührte Besitzerin nebst einem sehr verbindlichen Compliment davon avertiren.

Bei einer verwittweten Bürgersfrau waren zwei Dragoner im Quartier, wovon ihr einer in der Trunkenheit häßliche Zumuthungen machte, und als diese fruchtlos waren, Gewalt brauchen wollte. Erboßt durch den tapfern Widerstand, ergriff der Wütherich den Säbel, und stieß ihn der armen Frau per pudenda in den Leib. Sie starb nach wenigen Viertelstunden. Dumuy, von der schändlichen That instruirt, eilte selbst in das unglückliche Haus; der Thäter war entflohn, und nach langer Zwischenzeit nur sein ebenfalls flüchtig gewordener Kamerad auszufinden. Dieser leugnete, etwas von dem Zufluchtsorte des Mörders zu wissen; allein der General bedeutete ihm sehr ernstlich, daß er todt geschossen werden sollte, wenn er seinen Kameraden nicht zur Stelle brächte. Nun kam dieser zum Vorschein und mit den flehentlichsten Bitten zu dem gerechten Dumuy, der ihn sogleich criminaliter setzen, und dem unterdessen eingerückten Generale le Fevre übergeben ließ. Dieser konnte zwar die Execution nicht gleich vornehmen lassen; daß sie aber, wenn auch nicht zu Schweinfurt, erfolgen würde, versicherte er der Municipalität schriftlich. Und wirklich ist der viehische Dragoner nachher in Köln todtgeschossen worden.

Wenn doch alle Generale diesen Männern ähnlich gewesen wären. Ihre Soldaten würden keine Unmenschen geworden sein, die ihrer eigenen Nation Schande und Schrecken verursachen!

Neben diesen edeln Chefs mag auch noch der Name

Guittet, der Name eines Mannes stehen, den zwar das Glück noch nicht an die Spitze eines Corps gestellt hatte, der aber, da das Herz den Werth eines Menschen bestimmt, sich mit den ersten Menschen messen kann. Guittet hat als Commandant Schweinfurts die Lage der Stadt nie muthwillig verschlimmert, und auch nicht eine Requisition für seine Person ausgeschrieben. Dafür wurde ihm bei seinem Abmarsche von der Municipalität ein Douceur zugedacht; aber sein Edelmuth hätte beinahe die Stadtobrigkeit um das süße Vergnügen gebracht, ihre Dankbarkeit auf eine reelle Art an den Tag zu legen. Nur nach vielen Vorstellungen ließ er sich bewegen, die ihm zugedachte Summe anzunehmen.

Es thut dem Referenten in der Seele wehe, sich von solchen humanen Menschen zu trennen, um von den Peinigern der Menschen, von den französischen Commissären auch ein Wörtchen zu reden. Zuerst mögen die Namen derer, die in Schweinfurt ihr Wesen getrieben haben, hier stehen: Dubreton, Radaud, Feres, Dumont, Mandiot, Tacheret, Malraison, Lacbaussee, Hubert, Chapotot, Blanquet, Decounis Schade, daß es mir unmöglich ist, die Namen noch drei Anderer angeben zu können! Aber wehe dem Lande, in das nur das obige Dutzend einfällt.

Sie waren Rabenväter der Armee. Da ihnen kein General, nicht einmal Jourdan etwas zu befehlen hatte, so ist kein Wunder, wenn sie als Independenten mehr für sich, als für die Armee sorgten. Selbst die ersten Offiziere kannten sie von dieser Seite, und gaben ihnen das Zeugniß der abgefeimtesten Spitzbübereien, wodurch sie sich zu allen Schandstrafen hinlänglich qualificirten. Sie ließen die Truppen leiden, die, wie schon erwähnt, unter andern zwei Tage unter allgemeinem Brodmangel marschiren mußten, und veranlaßten dadurch als erste Ursache jene mit den schändlichsten Mißhandlungen verknüpften gewaltthätigen Plünderungen, die den betrogenen Landmann aufbrachten und die Niederlage der Jourdan'schen Armee bewirken und befördern halfen. (Forts. f.)

Mannigfaltiges.

(Ein Musikantenstückchen) wird der „Schles. Zeitung" berichtet: „Das 4. posen'sche Infanterie-Regiment Nummer 59 hatte in der Schlacht bei Sedan zum Vorgehen das Gepäck abgelegt und nur wenige bewaffnete Leute, so wie das Musikcorps, zur Bewachung der Tornister zurückgelassen. Die Ersteren waren, nachdem sie ihre Gewehre abgelegt, mit einem Theile der Hautboisten, um Wasser zu holen, in das Dorf St. Monge hinabgestiegen, als plötzlich einer der zurückgebliebenen Hautboisten dem Musikmeister Müller meldete, daß er an der nahegelegenen Waldlisière feindliche Infanterie und Cavallerie gesehen habe. Der Musikmeister rief sofort einige seiner zuverlässigsten Leute zu sich, bewaffnete dieselben mit den Gewehren der Musketiere, zog seinen Degen und rückte an der Spitze seiner todesmuthigen Schaar gegen die bezeichnete Lisière vor. Wirklich sah auch er hier mehrere Infanteristen und Cavalleristen, welche den Saum des Waldes besetzt hielten. Ohne Besinnen ließ er das Gewehr fällen und eilte, unter lautem Hurrah seinen Degen schwingend, stürmend gegen den Wald vor. Einige Schüsse aus demselben hielten den Sturmlauf eben so wenig auf, als sie schaden thaten, und als die Lisière glücklich erreicht war, streckten 10 Infanteristen und 3 Cuirassiere vor den braven Hautboisten ihre Waffen. Das freudige Erstaunen der aus dem Gefechte spät zurückkehrenden Bataillone über diese Waffenthat ihres friedlichen Musikcorps, das seitdem die todbringenden Zündnadel-Gewehre längst wieder mit Piccolo und Clarinette vertauscht hatte, kann man sich denken. Dem braven Musikmeister W. Müller aber wurde für sein tapferes Verhalten vor dem Feinde das eiserne Kreuz verliehen — eine Auszeichnung, an welcher das ganze Regiment um so freudigeren Antheil nimmt, als der Brave sich wesentliche Verdienste dadurch erworben hat, daß er bei allen Gefechten, die das Regiment bis jetzt bestanden hat, mit seinen Leuten stets die Verwundeten aus dem Gefechte getragen hat."

(Die Schnupfer werden es zu würdigen wissen), was es heißt, daß den Soldaten im Felde der Schnupftabak fehlt. Mancher tapfere Soldat klagt jämmerlich in seinen Briefen in die Heimath. Cigarren und Tabak wurden in Menge nachgesandt, an die Schnupfer dachte Niemand. Es ging aber auch ohne Schnupftabak, obgleich dieser bei großen Feldherren eine Rolle spielt. Der Tabak schärft bekanntlich den Verstand und die Augen und stärkt das Gedächtniß. Der alte Fritz war, wie Jeder weiß, ein gewaltiger Schnupfer, so gewaltig, daß er sich in seine Schoßweste zwei lederne Taschen machen ließ und kurzweg aus der Tasche schnupfte. In kritischen Augenblicken nahm er ein Dutzend Prisen hintereinander. Auch Napoleon I. war ein Schnupfer, er trug aber keine Dose, hatte auch keine lederne Westentasche, seine Generale ließen ihn schnupfen, um ihn bei guter Laune zu erhalten, er aber nahm oft in Gedanken nicht nur die Prise, sondern auch die goldene Dose und steckte sie ein. Der Kammerdiener hatte dann Morgens seine Noth, alle die Dosen wieder an den rechten Mann zu bringen. Ob Moltke auch ein Schnupfer ist, weiß ich nicht, hell genug sind ihm Augen und Verstand und am Ende kann man auch ohne Tabak ein großer Feldherr sein. Mancher General schnupft, ohne Siege zu erfechten; es findet auch hier das Wort von Wallenstein Anwendung: Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.

(Ursprung der 101 Victoriaschüsse.) Die Gepflogenheit, bei den höchsten feierlichen Gelegenheiten 101 Kanonenschüsse abzufeuern, hat folgenden Ursprung: „Als Kaiser Maximilian I. einst siegreich in Augsburg einzog, sollten 100 Kanonenschüsse ihm zu Ehren abgefeuert werden. Es geschah; aber der Constablermeister wußte zuletzt nicht, ob er sich nicht im Zählen geirrt habe, und um sicher zu sein, ließ er das Geschütz noch einmal feuern. Von da zog der Kaiser nach Nürnberg; auch diese Stadt wollte die neue Begrüßung anwenden; um aber der Stadt Augsburg nicht nachzustehen, welche einen Schuß, wenn auch irrthümlich, als Zugabe ertheilt hatte, feuerte sie auch 101 Kanonenschüsse ab, und so erhielt sich diese Sitte bis auf die neueste Zeit. Andere Historiker leiten wieder die Zahl 101 von dem altdeutschen Gebrauche ab, zu Allem 1 zuzugeben, ein Brauch, der sich auch im deutschen Rechte und beim Handel (z. B. 13 pro 12 7 pro 6 u. s. w.) bis jetzt erhalten hat. — In Spanien darf kein Edelmann zu lebenslänglicher Haft verurtheilt werden. Einer wurde einst zu 100 Jahren und 1 Tag Gefängniß verurtheilt, man hat aber keine Nachricht, daß er seine Strafe überlebte. In Italien war es im Gebrauche, jene Verbrecher, welche von jeder Amnestie ausgeschlossen waren, zum lebenslangen Kerker und „noch auf ein Jahr" zu verurtheilen."

(Eine günstige Chance.) Einer soeben aus Utah eingelaufenen glaubwürdigen Meldung zufolge ist Brigham Young glücklicher Vater von 24 heirathsfähigen Töchtern (die Gesammtzahl seiner Kinder beträgt bekanntlich 76), für welche „um einem längstgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen" Gatten gesucht werden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 333.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 84. Mittwoch den 19. Oktober. 1870.

Tanzlied.

Frau Germania zum Tanze
Lud der übermüth'ge Franze
An den Rhein auf freien Plan;
Kaum daß sie den Ruf vernommen,
War sie schon herangekommen,
Schmuck und stattlich angethan.

Bracht' auch mit viel Musikanten,
Die zum Tanz zu stimmen brannten
Ihre Instrumente all';
Bliesen Flöten, die von Eisen,
Bliesen gute deutsche Weisen,
Weisen von gewalt'gem Schall.

Franze bis ins Herz erschrocken,
Sah um's Haupt die goldnen Locken
Flattern seiner Tänzerin;
Sah ihr Antlitz rosig glühen,
Ihre Augen Funken sprühen,
Und es schwindelt ihm der Sinn.

Doch gefaßt von ihren Armen,
Muß er tanzen ohn' Erbarmen,
Tanzen auf dem Plan am Rhein;
Flüssen dann vorbei und Bächen,
Ueber Höhen, über Flächen,
Bis zur Stadt Paris hinein.

Dort erst mit durchwetzten Schuhen
Läßt verschnaufen ihn und ruhen
Tänzerin Germania;
Spricht darauf zum müden Franzen:
„Auch die uns gespielt zum Tanzen,
Meine Musiker, sind da!“

„Die mit Flöten, uns von Eisen
Bliesen ihre kräftigen Weisen,
Heischen nun verdienten Dank.
Wer zum Tanze lädt mit Prahlen,
Muß die Musikanten zahlen,
Und die Zeche baar und blank.“

Feodor Löwe.

Folgen der Strohwittwerschaft.

Humoreske von Thekla Grabowska.

Herr Professor Lämmel ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, zuweilen mit einem Seufzer einen Blick auf den in der Hand haltenden offenen Brief werfend. Es waren nur wenige Zeilen, welche die offenbare Mißstimmung des sonst friedlichen Herrn Professors erregt hatten und lauteten:

„Lieber Mann! Leider schlägt meine Badekur nicht gut an, denn wie können sich meine leidenden Nerven beruhigen, wenn ich immer in Sorge und Aufregung wegen Dir und meiner vernachlässigten Wirthschaft sein muß, abgesehen davon, daß die Witterung bisher äußerst ungünstig war. Ich zittere bei dem Gedanken, was Du während meiner Abwesenheit für Unheil und dumme Streiche angerichtet hast. Was würde aus Dir werden, wenn ich Dir nicht immer schützend zur Seite stünde? Ich sehe ein, es ist besser, ich opfere meine Gesundheit und kehre baldigst zurück, und zwar werde ich am 22. d. M. Abends mit dem letzten Zuge eintreffen. Ich erwarte Dich auf dem Bahnhofe und hoffe, daß ich zu Hause Alles in gehöriger Ordnung vorfinde. Deine Gattin Iduna.“

Der Herr Professor faltete mit einem nochmaligem Seufzer den Brief zusammen. „Fuimus troes!“ murmelte er wie in wehmüthiger Rückerinnerung eines schnell entschwundenen Glückes, dann zog er den Klingelzug. Ehe die gewünschte Person erschien, vernahm man ein lebhaftes Murren und Knurren, worin man unschwer die Mißfallsäußerungen der durch die Glocke aus ihrer Behaglichkeit aufgescheuchten Dienstmagd erkennen konnte. Endlich erschien diese selbst, eine kräftige Dorfschöne mit hochrothem Gesicht, die sich durch ihren langjährigen Aufenthalt im Hause ein gewisses Stimmrecht erworben hatte.

„Höre Auguste,“ begann der Professor mit dem docirenden Tone, dessen er sich nie entschlagen konnte, „in der Welt findet fortwährend ein Stoffwechsel statt, Alles ist einem ununterbrochenen Wechsel unterworfen. Kein Zustand kann bleiben, wie er ist, nirgends sehen wir —“

„Ach Gott,“ seufzte die böse Köchin bei sich,

wo wird das hinzielen!“ Ihr Geliebter, der Unteroffizier, wartete in der Küche, um mit ihr nach dem Thiergarten spazieren zu gehen.

„Daß ich's kurz mache,“ fuhr der Professor fort, „ich habe vorhin einen Brief bekommen, meine Frau meldet mir, daß sie bereits heute Abend wieder aus dem Seebade eintreffen wird.“

„Was,“ rief Auguste verblüfft aus, „schon heute? Sie wollte 4—5 Wochen bleiben und sind noch keine 14 Tage aus!“

„Die Kur bekommt ihr nicht,“ entgegnete kleinlaut der Professor. „Ich soll sie vom Bahnhofe abholen und — und sie erwartet, daß sie im Hause Alles in gehöriger Ordnung vorfinden werde.“

„In Ordnung!“ murmelte die in ihrer Eitelkeit Verletzte, „wo ich bin, da ist stets Ordnung; in der ganzen Nachbarschaft ist keine so tüchtige ——“

Der Herr Professor verschwand vor dieser Schutz- und Trutzrede eiligst in das Nebenzimmer, welches er fest hinter sich verschloß, während die aufgebrachte Auguste ihrem Unteroffizier die Hiobspost überbrachte, und in eine Elegie über das Jammerleben dieser Welt ausbrach. Sie sah die so schnelle und unerwartete Rückkehr ihrer Herrin für ein Mißtrauensvotum, für eine persönliche Beleidigung an. Man konnte ihr den Unmuth auch nicht ganz so verargen, denn die Frau Professorin übte auf ihre Köchin einen harten Druck aus und hatte namentlich den Fehler, daß sie für das zarte Verhältniß derselben sich gar nicht begeistern wollte. Sie sah es nicht einmal gern, wenn der Unteroffizier in die Küche kam, und nur einen Sonntag um den andern erhielt Auguste Erlaubniß zum Ausgehen. Keller und Speisekammer hütete die geizige Frau wie ein Cerberus, während es dem Herrn Professor gar nicht einfiel, seine Cigarren zu verschließen. Es war ihrem Herzen in den letzten Tagen eine Befriedigung gewesen, den Geliebten für die langen Entbehrungen entschädigen zu können.

Hatte aber Jemand Ursache, die Rückkehr der Frau Professorin noch nicht sobald zu wünschen, so war es ihr Gatte. Das Pantoffelregiment, welches diese über ihn ausübte, war ihm oft recht unbequem, und doch besaß er weder Kraft noch Muth, sich zu befreien. Er war eben einer jener Stubengelehrten, die vor lauter Wissenschaft und Studium gar nicht zu sich selber kommen. Auf Schritt und Tritt beobachtete und beargwöhnte die Frau Professorin ihren Gatten und hofmeisterte ihn wie einen Knaben. Ihre größte Schwäche war ihre Eifersucht, und diese war bei den gesetzten Jahren des Professors und bei seiner angeborenen Blödigkeit dem schönen Geschlechte gegenüber eine vollständig grundlose und lächerlich. Obschon er bescheidenen, geselligen Freuden nicht abhold war, so wagte er doch aus Respekt vor der Souveränität seiner Gemahlin nur selten Theil daran zu nehmen und hockte die meiste Zeit in seiner Studirstube über seinen Büchern. Es war ihm nicht zu verargen, daß er sich, während er selbst das häusliche Interregnum führte, freier athmete und sich freier bewegte. Fast allabendlich gab er sich einer unschuldigen Zerstreuung hin; er besuchte ein Concert, Spargnapani oder zu Kuhn auf den Werder'schen Markt. Wie herrlich schmeckten ihm die verbotenen Früchte, mit welchem Behagen genoß er seine Freiheit! Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und die Gattin schreitet schnell! Aber noch einmal, bevor ihn wieder die enge Studirstube umschloß und er nur an der Seite seiner Gattin frische Luft schöpfen durfte, wollte er seine Freiheit genießen. Noch hatte er bis zur Ankunft des letzten Zuges einige Stunden, genug Zeit, um sich bei Kuhn nochmals des Genusses des herrlichen 57er hinzugeben. Dieser Gedanke belebte ihn. Schnell zog er seinen neuen blauen Ueberzieher an, wie sie vor einigen Jahren in Berlin allgemein Mode waren, setzte den Hut auf den Kopf und verließ das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge

aus dem Einfalle der

Franzosen in Unterfranken

im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Sie waren Vampyren für die überschwemmten Länder. Unmäßig in ihren Forderungen, sahen sie mit kaltem Blute das Opfer, das der arme Bürger mit blutendem Herzen darbrachte. Eines Tages mußten alle Bürger zu Schweinfurt ihren Mehlvorrath, den die meisten selbst erkauft, die wenigsten erbaut hatten, alles vorräthige Salz, das ebenfalls von Kissingen oder Salzungen beigeführt wird, alles Stroh, sogar das kümmerliche Lagerstroh, das dem Verarmten statt des Bettes bisher diente, in die Magazine abliefern.

Unbescheiden bei den bescheidensten Remonstrationen, erlaubten sie sich sogar Mißhandlungen, und gingen so weit, daß z. B. einer von ihnen ein Mitglied des Magistrats auf freier Straße geprügelt haben würde, wenn dieses nicht ausgewichen wäre. Und der Grund dieser Wuth war die Unmöglichkeit, ein zu der Laune des Commissärs quadrirendes Gebäude zum Brodmagazine sogleich herzaubern zu können.

Blind gegen das allgemeine Elend, taub bei

den dringendsten Bitten, verleugneten sie nur allein das Gefühl für Gold und Silber nicht. Ungeheuere Forderungen verdünsteten, wenn mit einigen Röllchen nachgeschürt wurde.

Die erste Requisition, die von Chapotot zu Forchheim, binnen 24 Stunden zu liefern, ausgeschrieben wurde, bestand in 40,000 Laib Brod, 40,000 Pfund Fleisch, 10,000 Maß Branntwein, 500 Malter Haber, 15,000 Rationen Heu und eben so vielen Rationen Stroh. Auf eingereichte Remonstration erging statt Milderung der ungeheuren Summe von Seiten des Commissärs ein Monitorium, „daß die vier und zwanzig Stunden bald verstrichen wären, und man nach Verfluß dieser Frist zu ernstlichen Zwangsmaßregeln schreiten würde." Darauf schlug man von Seiten des Magistrats einen andern Weg ein. Man übergab eine Bittschrift und für Herrn Chapotot zugleich eine Rolle mit 100 Dukaten, nebenbei seinem vielvermögenden Nevee 20 dergleichen, und flugs wurden Branntwein, Stroh und Haber gestrichen. Das Uebrige, nur das Fleisch ausgenommen, mußte abgeliefert werden, und noch überdieß 400 Ellen blaues, eben so viel weißes feines Tuch, 50 Ellen Scharlach, eine Quantität Leinwand für die Generalität, für General Ney ein Reitpferd mit Sattel und Zeug, das um 40 Karolin erkauft wurde, und für General Collard gleichfalls fünf Reitpferde, die mit genauer Noth im Fürstenthum Bayreuth aufgetrieben werden konnten. Kaum war auch wegen des Fleisches Richtigkeit gemacht, als die nämliche Quantität zum zweitenmale verlangt wurde.

Chapotot ging darüber nach Schnattach ab, ohne auf der neuen Requisition ernstlicher bestanden zu sein. Allein es langte dieserwegen bald ein anderer Commissär in Begleitung eines Offiziers zu Forchheim an, um die Fleischlieferung zu betreiben. Er beharrte ernstlich auf dem angesetzten Quantum, wollte überdies keinen Ochsen höher als zu 3 Ctr. annehmen, — bis man endlich ein Wörtchen von Recognaissance fallen ließ. Nun ging er mit seinem Secretär zu Rathe und das Resultat fiel dahin aus: statt der Lieferung in natura fünfhundert Karolin anzunehmen; endlich begnügte er sich mit 150, nach andern Nachrichten mit 200 Karolin, welche der Armee gewiß nicht zu gut kamen. Eilends setzte er einen Empfangsschein für die bestimmte Anzahl Ochsen auf und machte sich auf den Weg. Unterwegs mochte ihm noch ein Coup beigefallen sein, er kam mit der Forderung zurück, ihm ein Attestat auszustellen, „daß vor der Stadt von der gelieferten Anzahl Ochsen so und so viel sogleich wieder gefallen seien."

Woher hätten auch die Commissäre ihren Reichthum, wenn sie nicht auf eine so schmutzige Art dazu gelangt wären? Ihr Salär würde sie nicht fett machen, da, seitdem die Holländer aufgehört haben, die Sambre- und Maasarmee zu besolden, der Sold gar spärlich zugemessen ist. Ihre Sparsamkeit ist ebenfalls von geringer Erheblichkeit. Sie schmausen gern etwas Leckeres, spielen gerne ein hohes Spiel, und lassen sich auch gegen barmherzige Damen nicht knickerhaft finden, wenn der Bissen nach Gusto ist. Diese Herren schwelgten, und gleichwohl strotzten ihre Beutel.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Auffinden der telegraphischen Verbindung von Paris) mit dem Süden und Norden hat den deutschen Truppen viel Zeit und Mühe gekostet, aber alle Mühe war vergebens; da führte, wie der „Bund" schreibt, ein Zufall darauf: Graf Bismarck, General Moltke und der Kronprinz von Preußen erhielten seit 6 Tagen Briefe von einer Damenhand geschrieben, — worin sie gebeten werden, den Mann der Dame aus dem Gefängniß in Montereau befreien zu lassen, wofür ihnen als Dank ein wichtiges Geheimniß eröffnet werden solle. Da derlei Anerbietungen täglich zu Hunderten kommen, so wurden diese Briefe nicht beachtet. Am 25. September früh jedoch wurde dem Grafen Bismark eine junge Dame gemeldet, die dringend mit ihm zu sprechen wünschte; nachdem dieselbe vorgelassen, erzählte sie dem Grafen, sie sei die Schreiberin jener Briefe, ihr Mann sei ein Ungar von Geburt, mit Namen Joseph Lunzer aus Preßburg (Israelit), als naturalisirter Franzose bisher als Ingenieur beim Generaltelegraphenbetrieb in Paris engagirt gewesen, und habe vor der Cernirung der Hauptstadt die Aufgabe erhalten, die unterirdischen Telegraphen zwischen Paris und Tours, sowie nach Rouen einzurichten, und nach Vollendung zur Bewachung nach Montereau zu gehen, um von dort aus etwaige Fehler zu repariren. An den Mauern der Stadt wurde ihm von General Trochu ein anscheinender Empfehlungsbrief mitgegeben. Als er jedoch in Montereau ankam, wurde ihm eröffnet, daß er, da er eigentlich von Geburt ein Deutscher sei, vorläufig unter Aufsicht gestellt werde. Vor einigen Tagen kam der Maire und stellte an ihn folgendes Ansinnen: Es seien in Montereau an der Bahn drei Minen gelegt worden, um die deutschen Truppen bei ihrem Einzug in die Luft zu sprengen, er solle nun die Minen durch eine electrische Batterie verbinden, und so einrichten, daß sie mit Leichtigkeit entzündet werden können. Mein Mann, so erzählte die Dame weiter, wies dieses Ansinnen

mit dem Bemerken zurück, daß er nur beordert sei, den Telegraphen zu bewachen, und nicht einen zu legen. Auf diese Erklärung hin wurde er mißhandelt und sitzt im Gefängniß; sie bitte daher ihren Mann zu retten, indem ihm der Tod drohe. Nachdem sich die Frau näher legitimirt, besprach sich Bismarck mit Moltke und nach drei Stunden wurde eine Expedition mit einer Escadron Husaren unter Beobachtung großer Vorsichtsmaßregeln nach Montereau angeordnet. Abends trafen die Truppen in der überraschten Stadt ein, der noch mehr überraschte Maire wurde festgenommen und der jüdische Ingenieur aus dem Gefängniß unter preußische Aufsicht gestellt, die angegebenen Minen wurden vorgefunden und zerstört, auch die geheime Telegraphenverbindung nach vier Richtungen im Bette der Seine wurde zerstört.

(**Kampf zwischen zwei Luftschiffern.**) Belgische Blätter erzählen von einem aërostatischen Kampfe zwischen zwei Luftschiffern. Als der Luftballon Nadar's, „L'Intrépide", einige tausend Metres über dem Fort Charenton erschien, tauchte ein zweiter Ballon am Horizonte auf; beide Ballons suchten sich offenbar einander zu nähern, und als die Entfernung zwischen ihnen eine mäßige geworden, da wurde die Luft durch einen fürchterlichen Knall erschüttert, und nun folgte Blitz auf Blitz, Knall auf Knall, ein Geschützkampf war zwischen den Ballons entwickelt, aus dem schließlich das Luftfahrzeug Nadar's als Sieger hervorging, während sein Verfolger flügellahm schnell zur Erde niedersank, wo er von Ulanen, welche den Kampf längst mit Interesse verfolgt hatten, auf- und in Schutz genommen wurde.

(**Das größte Landgut der Welt**) ist wohl dasjenige, welches sich im Besitz des Generals Urquiza in Buenos Ayres befindet. Dasselbe umfaßt 300 Quadratmeilen und ernährt große Mengen von Rindern, Pferden, Schafen und Vieh aller Gattungen. Es liefert zum Verkauf jährlich allein 50,000 Stück Schlachtvieh, und ganze Schiffsladungen mit Wolle gehen von dort nach Europa.

(**Das Schlachtfeld der gegenwärtigen Campagne und die Buchdruckerkunst.**) In „Notes and Queries" macht ein „Eingesandt" auf die Thatsache aufmerksam, daß das Schlachtfeld der gegenwärtigen Campagne als Hauptsitz der Buchdruckerkunst frühzeitig Berühmtheit erlangt hat. Metz war eine der ersten Städte, wo diese Kunst betrieben wurde, und noch jetzt existiren viele alte Werke aus dortigen Officinen. Strasburg soll längere Zeit die Heimath Gutenberg's gewesen sein, obgleich kein Buch aus einer früheren Periode als 1471 vorhanden ist. Toul wird als der Ort bezeichnet, wo die ersten Versuche mit Stereotypie gemacht wurden. Die Sedan-Ausgaben concurriren nach Ansicht der Büchersammler mit denen von Elzevirs und sind prachtvolle typographische Kunstwerke. Kehl war der Sitz der Baskeville'schen Typen, mit denen Beaumachais eine Ausgabe von Voltaire's Werken auf blauem Papier für den an Augenschwäche laborirenden König Friedrich den Großen druckte. Auch in Reims und Verdun wurde schon früh die Buchdruckerkunst betrieben; letzterer Platz hat außerdem noch das besondere Interesse, daß dort den von Napoleon I. internirten englischen Gefangenen erlaubt wurde, das gewöhnliche englische Gebetbuch zu drucken. Ob unsere Sedan-Stühle ihren Namen von der Stadt Sedan erhalten haben, oder ob in dieser Beziehung auf das italienische Wort „sedente" zurückgegangen werden muß, darüber herrschen noch einige Zweifel.

(**Ein Gottesdienst der Turkos.**) In Ulm befinden sich derzeit über 300 Turkos. Einem Herrn Lowitz, lange Zeit Prediger in Algier, der des Arabischen kundig ist und im Auftrag einer englischen Gesellschaft die Turkos besucht, ward von der Militärbehörde erlaubt, eine Ansprache an sie zu halten. Sie wurden daher zu einem Gottesdienste in einem Vorwerk der Festung commandirt. Viele Offiziere wohnten demselben bei, um die Sache mit anzusehen. Zuerst trat ein Priester hervor, der sich unter ihnen befand, und las ein Kapitel aus dem Koran vor, aber mit so leiser Stimme, daß die Zuhörer nach und nach sich langweilten und ihm zuriefen: „Hör' auf, es ist genug." Da trat Herr Lowitz vor, nahm den Koran dem Priester aus der Hand, las das erste Kapitel aus demselben vor und ließ es Satz für Satz von den Turkos nachsprechen. Das gab Leben unter ihnen, und als er hierauf eine Ansprache an sie hielt, riefen sie oft und viel, wobei sie sich neigten: „Das ist wahr, ganz wahr." Am Schluß betete er und die Turcos kamen nun herbei, ihm die Hand zu küssen, wobei sie sagten: „Du bist von Gott gesandt."

(**Die Fliegen**) schreibt eine „Wisconsiner Zeitung" haben in diesem Sommer so erschreckend überhand genommen, daß einige unserer vorzüglichsten Kirchenbesucher am vergangenen Sonntag während der Dauer der ganzen Predigt wach bleiben mußten.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 86. Mittwoch den 26. Oktober. 1870.

Die Geister der Helden.

Wer reitet so spät in der stürmischen Nacht
Vorbei am gewitternden Himmel?
Sind's Geistergeschwader entboten zur Schlacht?
Ist's wandelndes Wolkengewimmel?
Sind's Geisterschwadronen in dämmernden Reih'n
Die Lüfte durcheilend im mondlichen Schein,
Ihr Marschall voran auf dem Schimmel.

Die Tapferen sind's aus der vorigen Zeit,
Entstiegen den dumpfigen Grüften;
Trompeten hörten sie werben zum Streit,
Da zwang sie's den Rasen zu lüften;
Sie reiten auf Wolken im mondlichen Schein
Hoch über die Berge hinüber zum Rhein,
Und reißen das Schwert von den Hüften.

Es führt sie der Blücher auf brausendem Roß,
Wie flattert sein Mantel im Winde!
Und Gneisenau folgt ihm, der treue Genoß,
Daß der Rath mit der That sich verbinde,
Und der finstere York und der schneidige Kleist,
Und Bülow, — was weiß ich, wie jeglicher heißt!
Sie reiten mir viel zu geschwinde.

Doch der dort auf grauem getigerten Hengst
Gleicht Württembergs tapferem Sohne;
Als der Königs Nestor vertauscht' er unlängst
Mit dem Sarkophage die Krone;
Nun reitet er wieder so rüstig und froh,
Als wär' er noch einmal bei Montereau
Bonapartes Bataillone.

Und einen noch hab' ich mit Freuden erschaut,
Auf schwarzem gespenstischem Pferde,
Ans Herze drückt er die eiserne Braut
Mit jugendlich froher Geberde:
Willkommen, o Körner, mein Sänger und Held!
Bist erwacht vom Schlummer auf Wöbbelins Feld?
Willkommen mit Leier und Schwerte!

So kommen die Geister herüber zum Rhein
Auf jagenden Wolken geflogen,
Tief unten da wälzt er im Mondenschein
Am Loreleifelsen die Wogen.
Sie schaun ob die Söhne der Väter noch werth,
Sie sorgen, daß nimmer das tapfere Schwert
Von der Feder wird listig betrogen.

Willkommen als Helfer im heiligen Kampf,
Ihr Helden aus vorigen Tagen!
Schwebt über den Heeren im Pulverdampf
Wenn unten die Schlachten sie schlagen,
Die Feinde zu schrecken mit Furcht und mit Graus,
Die Freunde zu stärken im blutigen Strauß,
Und die Todten gen Himmel zu tragen!

Karl Gerok.

Folgen der Strohwittwerschaft.

(Schluß.)

Der Herr Professor saß noch lange unbeweglich und starrte nach der Stelle, die seine Gattin verlassen hatte.

Während dieser Scene trug sich eine ähnliche im Nachbarhause zu. Der Rath Müller saß mit seiner Ehehälfte am Kaffeetisch.

„Ich muß doch sehen," sagte die junge Frau, mit einem Lächeln aufstehend, „ob Du mir gestern etwas mitgebracht hast," und ging nach dem an der Thür hängenden Ueberzieher, in dessen Taschen sich zuweilen für sie Confect, Kuchen oder andere Süßigkeiten befanden, die der galante Ehemann seiner Gattin mitbrachte. Schnell zog sie ihre Hand mit Karls Brief zurück.

„Ei, sieh da, Geheimnisse," sagte sie schelmisch, als sie die bestürzte Miene ihres Gatten gewahrte, welcher rasch aufstand, um ihr das Papier zu entreißen. Frau Müller war eine Frau daher neugierig. „Laß mich erst lesen," sagte sie und versteckte das Papier, es fest in der Hand haltend, hinter dem Rücken.

„Es ist wirklich nichts für Dich, Luise, ich bitte Dich, Schatz, gib mir den Brief zurück."

„Erst wenn ich ihn gelesen habe," war die Antwort.

Bei der sichtlichen Verlegenheit ihres Mannes war ihre weibliche Neugierde nur noch mehr erhöht worden.

„Was Du weißt, lieber Mann, kann ich ja auch wissen."

Mit diesen Worten entschlüpfte sie ihm, da er sie festzuhalten versuchte, um sich mit Gewalt des Papieres zu bemächtigen.

„Ich sage Dir," rief Herr Müller, „es ist besser für Dich, Du liesest es nicht, Du machst

Dir vielleicht gar allerlei närrische Gedanken darüber."

Pfeilschnell war Frau Müller zur Thür hinaus und riegelte dieselbe fest hinter sich zu. Erst nach geraumer Zeit kam sie mit gerötheten Augen zurück und setzte sich schluchzend auf das Sopha. Sie hatte den Brief Karl's an seinen Vater gelesen und glaubte nicht anders, als daß dieser Karl der Sohn ihres Gatten sei, dessen Existenz er ihr bis jetzt verschwiegen habe. Es ist einer noch jungen Frau nicht gleichgültig, ob ihr alternder Gatte einen Sohn und Erben hat oder nicht.

„Mich so zu hintergehen," sagte sie weinend, „es ist abscheulich von Dir."

„Beruhige Dich doch, es ist ja längst eine abgethane Thorheit; ich wollte Dir schon immer davon erzählen."

„Hätte ich das geahnt, hätte ich das nur früher gewußt!" schluchzte sie.

„Aber meine Liebe, ich versichere Dich, daß ich längst davon nichts mehr wissen mag, seit ich Dich habe. Sie schreibt es ja auch selbst."

„Ja, er schreibt es, und ich soll davon nichts wissen! Vermuthlich ist es die neue Sommermaschine, die Du bei ihm bestellt hast."

„Sommermaschine? Wie kommst Du auf diesen Gedanken, von wem sprichst Du denn eigentlich?"

„Nun, von ihm."

„Aber ich spreche doch von ihr," sagte ungeduldig werdend, der Gatte.

„Nun, also von der Maschine?

„Mein Gott, was hast Du nur mit der Maschine?" sagte, leicht mit dem Fuße stampfend, Herr Müller; „ich meine die Gertrud."

„Gertrud?" fragte höchst erstaunt Frau Müller, „wer ist Gertrud? ich denke, Du sprichst von Deinem Sohn."

Herr Müller brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Frau, was fällt Dir ein, wie soll ich zu einem Sohn kommen!"

„Ich will es Dir schwarz auf weiß zeigen," sagte gereizt Frau Müller und holte in der Nebenstube Karl's Brief, das corpus delicti.

Kaum hatte Herr Müller einen Blick darauf geworfen, so lachte er abermals laut auf.

„Wie, Du willst nun wohl läugnen," sagte bitter Frau Müller; „o mein Gott, wie werden wir armen Weiber betrogen und hintergangen!"

Sie fiel schluchzend auf das Sopha zurück.

„Aber Kind, siehst Du denn nicht, daß dies eine arge Verwechslung ist? Der Brief ist ja gar nicht an mich."

Ueberrascht sah Frau Müller in die Höhe.

„Es hat ihn mir jedenfalls ein Bekannter aus Schabernack in meine Tasche gesteckt, anders wüßte ich es mir nicht zu erklären."

Noch nicht völlig überzeugt erhob sich die Frau Räthin. „Ich muß einmal diese Taschen einer genauen Revision unterwerfen, vielleicht findet sich noch etwas, was nicht hinein gehört," sagte sie mit leichtem Spott.

Auch der Herr Rath begann den Rock einer eingehenden Besichtigung zu unterwerfen.

„Aber siehe da, das sind ja größere Knöpfe und helleres Futter!"

„Es ist ja gar nicht mein Rock!"

„Nein ich sehe es auch, er ist es nicht," sagte Frau Müller. „Du hast ihn vertauscht."

Es fiel ihr bei dieser Wahrnehmung eine Centnerlast vom Herzen.

„Wem aber mag er sein?" sagte nachsinnend Herr Müller, welcher gestern Abend nicht blos in einer Restauration gewesen war.

„Hier habe ich noch etwas gefunden," rief Frau Müller und zog aus einer Seitentasche eine Visitenkarte hervor. „Vielleicht gibt uns diese Aufschluß."

Christian Lämmel,
Professor der Naturwissenschaften,
N.straße 34.

stand darauf.

„Jetzt wird mir's klar, der Rock ist unserem Nachbar," sagte erfreut der Herr Rath. „Wir waren gestern zusammen bei Kuhn. Ich werde gleich selbst zu ihm hinübergehen."

Noch immer saß in stummem Hinbrüten die Frau Professorin eingeschlossen in ihrem Zimmer. Wie jeder Besuch, so wurde auch der des Herrn Rath Müller angemeldet. Sie schien unschlüssig, ob sie ihn annehmen wollte. Da dieser aber dem Dienstmädchen ausdrücklich erklärt hatte, er habe nur mit dem Herrn, nicht mit der Frau Professorin zu sprechen, und da er zu so ungewöhnlich früher Stunde kam, so wurde er angenommen, noch dazu, da die Frau Professorin den Drang fühlte, ihr kummerbeladenes Herz zu erleichtern und die Schändlichkeiten ihres Gatten zu offenbaren.

Der Herr Rath Müller horchte hoch auf, und als die Frau Professorin zur Bekräftigung ihrer Aussagen den Unglücksbrief hervorzog, erkannte ihn dieser sofort als sein Eigenthum und klärte die nicht wenig betroffene Frau über den wahren Sachverhalt auf. Warum ihr Gatte den ihm gemachten Vorwürfen nicht widersprochen habe, war ihr zwar nicht klar, doch löste sich auch dieses Räthsel schnell, als ihr Herr Müller Karls Brief übergab und sie nun das unglückselige Mißverständniß durchschaute.

Sie hatte trotz ihrer Schwächen ein gutes Herz, und fühlte, wie Unrecht sie ihrem Professor

gethan hatte. Mit freundlichen, liebevollen Worten bat sie ihn um Verzeihung, die ihr, nachdem auch ihm der ganze Sachverhalt klar geworden war, sehr gern ertheilt wurde. Lachend war Rath Müller inzwischen mit eiligen Schritten aus der Stube gegangen.

Wähend man aber hier noch über den Friedensverhandlungen saß, klopfte es abermals und herein trat der Rath Müller, in jeder Hand eine Flasche Champagner. „Liebe Leute", sagte er, „so etwas ist noch nicht dagewesen, da muß zur Feier des Tages eine Mine springen!

„Was denn?" fragte der Professor zerstreut.

„Was? Alter Freund, da fragst Du noch? Ist es Dir schon einmal passirt, daß Dir Jemand die Fähigkeit zugetraut hätte, ein galantes Abenteuer zu bestehen? Professor der Naturwissenschaft Lämmel — und eine heimliche Liebschaft? Gibt es denn zwei größere Gegensätze in der Welt? Und die Frau Professorin hält's doch für möglich! Die ganze Welt bricht in schallendes Gelächter aus, wenn ich Verrath übe. Ich erhebe aber mein Glas, der Liebesritter und sein böslich verlassenes Ehegespons sollen leben!

Die Professorin begriff die Situation, stieß mit an und nahm sich eine gute Lehre für die Zukunft.

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.
(Fortsetzung.)

(Erfolg von dieser Uebereinkunft.) Die Freude über dies Arrangement war von kurzer Dauer. Daß von k. preuß. Seite gegen den 12. Artikel eine Motion gemacht wurde, wodurch dieser Punkt eine Abänderung erlitt, war ohne Nachtheil für's Ganze. Allein bedenklicher und leicht vorher zu sehen, war die Abneigung Jourdans, das Arrangement zu ratificiren. Da sich nicht leugnen ließ, zu dessen Abschluß den General Ernouf mit gehöriger Vollmacht versehen zu haben, so suchte man darin etwas wesentlich Hinderliches, daß die Kreisgesandtschaft zu voreilig die Uebereinkunft bekannt gemacht habe. Kurz, Jourdan genehmigte sie nicht. Allein die Kreisgesandten von Zwanziger und von Rhodius, bewirkten die Gültigkeit derselben persönlich und unmittelbar bei dem Direktorium zu Paris, jedoch mit der Umänderung der acht Millionen Livres in zehn.

Unterdessen wurde Bamberg, das am 4. August von den Franzosen besetzt worden war, folgendes zu liefern angesetzt:

4 Millionen Livres in klingender Münze, 10,000 Hemden, 100,000 Paar Schuhe, 50,000 Kamaschen, 10,000 Paar Stiefel, 400 Pferde.

Nürnberg, seit 9. August in den Händen der Republikaner, erhielt folgenden Conto an Contributionen und Requisitionen zu entrichten:

$2\frac{1}{2}$ Millionen Livres, 10,000 Paar Stiefel, 50,000 Paar Schuhe, 50,000 Kamaschen, 50,000 Hemden, 300 Pferde, 600 Holzstämme, ohne was sich sonst zuträgt. Da die Termine nicht eingehalten werden konnten, so wurden nicht nur in diesen beiden Hauptstädten, sondern auch zu Würzburg und Schweinfurt, die beim Ausschlag der Contributionssumme ebenso reichlich bedacht waren, Geiseln ausgehoben und nach Charlemont transportirt.

Schweinfurt wurde bei der Ankunft Jourdans mit

500,000 Livres in klingender Münze, 3000 Centner Korn, 1500 Centner Waizen, 2000 Centner Haber, 2000 Centner Heu, 2000 Ctr. Stroh angesetzt, nachdem schon zuvor Mortier Geld, Tücher von allerlei Sorten und Farben &c. unter dem Titel: „Brandschatzung", von der Stadt sich ausgebeten hatte, und ausnehmend beträchtliche Requisitionen von Commissären ergangen und abgeliefert waren. Unter die Pfiffe dieser Herren gehört auch noch der, über einzelne Summen schlechterdings Quittungen zu verweigern, So hatte Schweinfurt eine Bescheinigung über 200 Mltr. Haber nicht erwirken können; nun konnte man schon in einer andern Stadt für andere angesetzte 200 Mlt. Haber zweihundert Louisd'ore nehmen und die Rechnung blieb doch richtig!"

Würzburg hatte, exclusive der immer fortgehenden und noch weiter zu erwartenden excessiven Natural- und Verpflegungsrequisitionen, noch als Contribution auferlegt erhalten: 5 Mill. Livres in klingender Münze, 600 Pferde, 100,000 Paar Schuhe, 25,000 Paar Stiefel, 100,000 Hemden, 100,000 Paar Kamaschen.

Der Druck des Kriegsübels war nach der Zeit des Arrangements erträglich, aber vielleicht mehr wegen der beträchtlichen Entfernung der Armee, die nach Zurücklassung schwacher Besatzungen, unterdessen in die Oberpfalz eingerückt war, und die lang gewünschte Vereinigung mit der Moreau'schen Armee in der Gegend von Donauwörth glücklich bewirkt hatte. — Auf einmal aber änderte die Schlacht an der Nab die Scene. Nach der Niederlage der Bernadotte'schen Division griffen Tags darauf (23. August) die Kaiserlichen den Mittelpunkt der französ. Armee an, und Jourdan wurde zur Retirade gezwungen. Nun erlebte seine Armee das traurigste Schicksal. Nicht die kaiserliche Armee allein war es, von denen sie verfolgt und stündlich beunruhigt, häufig abgeschnitten, und beinahe nur eine Straße

zu nehmen gezwungen wurde. Der Geist der Nachsucht war bei den Bauern erwacht, denen man Sicherheit der Person und des Eigenthums zwar in einer öffentlichen Urkunde verheißen, aber nichts von alle dem gehalten hatte.

Zu den Plünderungen und Verstümmelungen, zu den Beraubungen der Kirchen, zu den Greueln der Nothzucht waren noch neue Quellen des allgemeinen Elendes gekommen, Verlust des Viehes und Mordbrand.

Viel Vieh wurde bei Einquartierungen geschlachtet; vieles mußte zum Schlachten eingeliefert werden; vieles wurde muthwilliger Weise umgebracht oder verstümmelt, wie solches namentlich die le Fevre'sche Division zu Oberlauringen gethan hat; sie umringte den Ort, trieb das Vieh in's Freie, und massacrirte und ruinirte die unschuldigen Thiere nach Herzenslust.

Vieles Vieh ging durch Requisitionen an Fuhrwerk verloren. Viele Rheinbayern waren noch zu Haßfurt bei der französischen Armee; unsere Frankenländer standen in der vierten Woche noch bei Amberg. Vier Wochen nur, hieß es, müßten sie aushalten, und wenn sie es thaten, brachten sie in der vierten Woche gerade so viel davon, als sie bei einer Desertion in den ersten Tagen heimbrachten — sich selbst. Auch solche, deren Entlassung durch schriftliche Zeugnisse beurkundet war, kamen mit ihren Pässen nicht weit. Sie wurden ihnen von der Arriergarde gewöhnlich zerrissen und Mann und Fuhrwerk aufs Neue in Beschlag genommen. Manche Ortschaften in Franken waren so sehr entblößt von Fuhrwerk, daß viele ihrer Früchte nicht eingesammelt werden konnten, und auf dem Felde, oft noch auf dem Halme verderben mußten. Es gab Ortschaften, in denen man für 1 Schober Getreid zu 60 Garben einzuführen, gerne 48 Kreuzer bezahlte, und oft vergebens geboten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Correspondenzkarten.) Ein Dresdener Blatt bringt folgende Geschichte, die wir wohl nur als Humoreske aufzufassen haben: Gegen Ende der diesjährigen Badezeit erhielt ich von einem Bekannten mittelst Correspondenzkarte folgende Einladung: „So eben ist mir durch eine unglückliche Verwechselung meine Börse mit drei Napoleons in hiesiges Schwimmbassin gefallen. Sie muß ganz nahe der Pegelsäule in etwa 10 Fuß tiefem Wasser liegen. Da ich Sie als guten Schwimmer und Taucher kenne, möchte ich Sie bitten, mich heute Abend 7 Uhr in die Schwimmschule zu begleiten, wo Sie unzweifelhaft das Verlorne mit leichter Mühe heraufholen werden." Sehr pressirt und ungeduldig erschien schon Abends 6 Uhr mein unglücklicher Freund, wiederholte seine Bitte mündlich und ruhte nicht eher, bis wir muntern Schrittes in der Schwimmschule anlangten. Unmittelbar vor uns waren zwei Briefträger eingetreten, welche, auf der Gallerie angelangt, sich eiligst entkleideten, in's Wasser stiegen und ohne Weiteres in der Nähe des Pegels zu tauchen anfingen. Nach und nach erschienen acht bis zehn andere Postangestellte, darunter namentlich die bekannten Gesichter vom Schalter. Jeder schien verdutzt über die bereits Anwesenden zu sein, machte sich aber doch nach einigem Zaudern in's Wasser und fing ebenfalls beim Pegel zu tauchen an. In der sonst so stillen Ecke spielte zu meiner steigenden Verwunderung die drolligste Scene, belebt von 12 langbeinigen Gestalten, die mit der Grazie geängstigter Frösche unverdrossen auf- und abtauchten. Mein armer Freund schien darüber seinen Verlust zu vergessen und verfiel aus seiner Leichenbittermiene in pudelnärrisches Lachen. Ich gab mich ebenfalls mit Behagen dem Genuß dieser urkomischen Scene hin. Das mochte eine Weile gedauert haben, als plötzlich mein Freund sich gegen die Wand dreht und in großen Buchstaben mit Kreide an die Wand schreibt: „Das Briefgeheimniß ist garantirt!" Jetzt erscheinen ein, zwei, fünf, zehn ellenlange Gesichter über dem Wasser, starren entsetzt auf die Wand, auf meinen Freund, der ihnen mit beiden Händen eine unermeßliche Nase dreht, und auf den Büreauchef, der eben daran war, vom Springbrett hinunter ebenfalls in's Bassin zu gehen. „O du brillanter Eulenspiegel!" rief ich meinem Freunde nach, als er unter der Thüre nochmals seine ausgestreckten zehn Finger an die Nase legte, um spornstreichs zu verschwinden. Mit dem schönen Bewußtsein, rechte Narren gewesen zu sein, verließen wir gesenkten Hauptes dreizehn Mann hoch das Lokal. Der Schlingel hatte nur zu sicher darauf gerechnet, daß das Postpersonal die Correspondenzkarten umwende und lese, und daß ich kindlich genug sei, sein Märchen zu glauben.

(Wirksame Verheißung.) Vor der Schlacht von Weißenburg, in welcher sich die Bayern so rühmlich ausgezeichnet haben, trat der Major eines Bataillons vor die Fronte mit der Uhr in der Hand und ertheilte folgenden Bataillonsbefehl: „Schaun's Leute, jetzt ist's neun Uhr, z'Weißenburg wird um zwölfe a frisches Fäßl angezapft." Als die Leute dies hörten, warfen sie Zephirs, Turcos, Zuaven, Infanterie, Artillerie, Cavallerie über den Haufen und waren um 12 Uhr richtig beim frischen Fäßl in Weißenburg.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 87. Samstag, den 29. Oktober. 1870.

Zur einstigen Heimkehr unserer Soldaten.

Nun kommt der Herbst heran mit Macht,
Schon fängt es an zu reifen;
Der Tag wird kurz und kalt die Nacht,
Bald wird zum Holz man greifen.

Und wen beherbergt Dorf und Stadt,
Daheim wie in den Schenken,
Wer noch ein Herz im Leibe hat —
Wer möcht' an Eins nicht denken?

Gar weit hinweg an freies Feld
Und unsere Soldaten,
Die ohne Haus wie ohne Zelt
Des Obdachs jetzt entrathen.

Und schicken wir auch warm Gewand
Fürs frostige Campiren,
Trotz all der Lagerfeuer Brand,
Wie wird sie's dennoch frieren!

Doch daß nur ihre Herzen nicht
Zuletzt vor Frost sich härmen!
Mit unsrer eignen Herzen Licht
Will sie ja jeder wärmen.

O daß sie doch zur Stunde schon
Allnächtlich all' es wüßten
Welch' reichen, warmen Dankeslohn
Wir ihnen jetzt schon rüsten!

Ja, kehrt ihr heim einst Mann für Mann,
Beschmutzt und abgerissen,
Wir schwören's euch, daß wir euch dann
Bei Gott! zu ehren wissen!

Jedwede Stadt im deutschen Land
Soll Festtag dann halten,
Wie wird im frohen Festgewand
Sie grüßen euch und [illegible]!

Bei jedem neuen Bataillon,
An uns vorbeigeschritten,
Zeug' unser dankbar Herz davon,
Was ihr für uns durchlitten.

Vom höchstgestellten [illegible]
Bis zu dem Trommlerbuben,
Indeß gar warm und sicher wir
Gesessen in den Stuben.

Indeß wir Trinkspruch ausgebracht,
In Siegesrausch verloren,
Da ihr gekämpft in wilder Schlacht,
Gehungert und gefroren!

Indeß fürs Reich nach neuem Schnitt
Wir Jüngerschaft geworben,
Da ihr als deutscher Einheit Kitt
Geblutet und gestorben!

Ja zieht getrost einst bei uns ein,
In stolzgeschlossnen Flanken!
Wir wollen nicht bescheiden sein,
Und danken, nichts als danken.

Denn, kommt bald unsre Zeit herbei,
Ein einig Volk zu werden,
Ein deutsches Reich, so groß wie frei,
Der Völker Volk auf Erden.

Wird dieses höchste Flehn erhört,
Dann, deutsches Volk in Waffen,
Bei Metz und Sedan wie bei Wörth
Hast Du es uns geschaffen.

Oscar von Redwitz.

Der Rosenstrauß.

Vor zwei Jahren machte ich die Bekanntschaft einer so geistreichen, wie liebenswürdigen und freundlichen alten Dame, die in meiner Nähe wohnt. Da sie eine leidenschaftliche Blumenfreundin ist, so habe ich meine Freude daran, ihr manchen schönen Blumenstrauß zu überreichen, und bin jedesmal entzückt, wenn ich ihr Staunen über eine Blume sehe, die ihr entweder noch unbekannt, oder hier zu Lande wenigstens neu ist.

Als ich sie gestern besuchte, traf ich einen alten Herrn bei ihr, der seit einem Jahre Eigenthümer einer großen Besitzung ist, welche ihm von einem entfernten Verwandten unter der Bedingung vermacht wurde, daß er sich nach dem Gute nenne. Demnach heißt er nun Herr Desboudrales.

Er ließ sich bei meiner alten Freundin einführen, und gab mir bald Grund, einigermaßen

eifersüchtig auf ihn zu werden; denn die Leutchen hatten sich bald so lieb gewonnen, daß sie beinahe jeden Abend miteinander Trictrac spielen.

Als ich eintrat, machte ich eine stumme Verbeugung, um die Partie nicht zu stören, und verhielt mich ruhig, bis dieselbe zu Ende war, worauf ich Mme. Lorgerel dann den Strauß von gelben Rosen überreichte, den ich ihr mitgebracht hatte.

Meine Rosen waren schön und um so schöner weil die gelben Rosen bei der anhaltenden Nässe dieses Sommers überall schlecht geblüht haben; die meinigen, die unter dem Schutze eines Ueberbaues am Hause stehen, sind vielleicht die einzigen, die zu voller Entfaltung kamen; Mme. Lorgerel war deshalb von meinem hübschen Bouquet entzückt.

Herr Descoudrais stimmte mit keiner Silbe in die Lobrede ein, aber es ging augenscheinlich in ihm etwas vor. Da ich mir die räthselhafte Wirkung meiner gelben Rosen nicht recht erklären konnte, so nahm ich den alten Herrn mit einiger Verwunderung schärfer aufs Korn. Mme. Lorgerel brachte jedoch das Gespräch bald wieder auf einen andern Gegenstand und schon glaubte ich mich in meiner Vermuthung getäuscht zu haben, als Herr Descoudrais mit fast jugendlicher Verschämtheit, die dem Greise jedoch sehr gut stand, lächelnd äußerte:

„Was sagen Sie dazu, daß mich dies Bouquet wie durch Magie mitten in meine schönste Jugendzeit zurückversetzt! Seit fünf Minuten ist mir's, als ob ich plötzlich wieder Jüngling von zwanzig Jahren wäre, seit fünf Minuten bin ich von Neuem sterblich in ein Frauenzimmer verliebt, das jetzt an die sechzig Jahre sein muß, wenn es nicht längst im Grabe ruht. Sie sehen mich verwundert an; ich muß Ihnen den Fall erzählen, denn das Ereigniß hat auf mein ganzes Leben einen so überwiegenden Einfluß gehabt, daß das Andenken daran, selbst heute, wo mein Blut eben nur noch so warm ist, wie es zum Leben und Trictracspiele nöthig, mich in einer Weise aufregt, die mit meinen grauen Haaren allerdings im Widerspruche steht.

„Es ist jetzt an die vierzig Jahre her, ich war damals erst zwanzig Jahre alt und hatte eben das College verlassen, wo man in jener Zeit die Jugend etwas länger als jetzt festhielt. Nachdem ich reiflich mit mir zu Rathe gegangen und über die Wahl meines Berufs dennoch zu keinem rechten Entschlusse gelangt war, kündigte mein Vater mir eines Morgens an, er habe für mich eine Lieutenantsstelle in dem Regimente ** erlangt, das in einer Stadt der Auvergne in Garnison liege, ich solle mich also marschfertig machen, um übermorgen die Reise auf meinen Posten anzutreten.

„Diese Nachricht überraschte mich, aber nicht weniger als angenehm; denn ich hatte mehr als einen Grund, über diese Wendung betroffen zu sein. Erstens nämlich war die militärische Laufbahn nicht nach meinem Sinne, doch diese Abneigung wäre immerhin leicht zu besiegen gewesen; die Aussicht auf eine glänzende Uniform, das Anspornen des Ehrgeizes und der Ruhmsucht durch einige schönere Redensarten und ein bischen Janitschaarenmusik und was dergleichen mehr, pflegt bei einem jungen Manne seine Wirkung nicht zu verfehlen. Kurz, ich würde mich mit meinem Schicksale bald ausgesöhnt und von Achill und Cäsar geträumt haben, wenn nicht etwas ganz Anderes meine Sinne bestrickt hätte. Ich war nämlich verliebt.

Meine Verlegenheit war grenzenlos. Um keinen Preis hätte ich dem gestrengen Herrn Papa eine Sylbe von meiner Herzensgeschichte verlauten lassen; seine einzige, mit mathematischer Gewißheit vorauszusehende Antwort wäre der Befehl gewesen, daß ich statt übermorgen noch diesen Abend abreisen solle.

„Aber ich hatte einen Oheim und welch einen Oheim! Er war ein Mann, der damals in meinen jetzigen Jahren stand; doch er hatte sich ein jugendliches Herz bewahrt, nicht jedoch für seine eigene Person, denn schwerlich wohl mochte ein Greis dem Beelzebub, seinem Pompe und seinen Werken mit heitererem Gesichte den Laufpaß gegeben haben; aber er war jung für die Jugend geblieben. Er liebte was frisch und was jugendlich war, denn er verstand die neue Generation aus dem Grunde. Ohne sie mit neidischen Augen zu betrachten oder sich zu beklagen, daß er alt geworden, war er doch keineswegs der Meinung, daß Altersschwäche ein Vorzug und weißes Haar nothwendig Weisheit in sich schließe. Ueberaus wohlwollend und vernünftig wie er war, bestand sein schönstes Glück im Beglücken so daß er nur für Andere lebte und sich so des Lebens freute. Bei allen rosigen Jugendträumen, bei allen Thorheiten, denen etwas Gutes und Edles zu Grunde lag, bei allen unsern Schwänken und Streichen durften wir auf seine Nachsicht, wo nicht auf seine Protektion rechnen; er war der Vertraute und Beschützer unserer Freuden und Leiden; er war in unsere Liebeshändel, Schulden, Hoffnungen und Befürchtungen eingeweiht, und wußte so als Mitwisser und Rathgeber Alles zum Besten zu lenken.

„An ihn wandte ich mich in meiner Noth. Ich ging sofort zu ihm und begann gar kleinlaut:

„Lieber Onkel, ich bin recht unglücklich."

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Einfalle der

Franzosen in Unterfranken

im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Zu diesen Uebeln kam noch das Schlimmste — die Rindviehseuche, welche die zahlreichsten Heerden vermindert oder gar weggerafft hat, und trotz des eintretenden Winters nicht zu wüthen aufhörte. Nur sehr wenige Orte in ganz Franken sind zur Zeit noch davon frei geblieben.

Kam zu diesen Greueln noch Mordbrand, dessen sich die französischen Truppen schon beim Avanciren schuldig gemacht hatten, — und bei der Retirade schien es mit in ihren Plan zu gehören, Orte anzuzünden; so war es kein Wunder, wenn der Bauer — nun zum Bettler herabgesetzt, in der Wuth sich zu Excessen berechtigt glaubte. Freilich wurden die Theilnehmer an den kriegerischen Ereignissen scharf gezüchtigt. Bernadotte ließ auf einmal, in der Gegenwart des Oberamtmanns vier Bauern von Kirchehrenbach bei Forchheim erschießen. Ebermannstadt wurde angezündet, und zum Theil in einen Aschenhaufen verwandelt. In den Oberämtern Ebermannstadt und Göß sind an zwölf, bisher blühende Ortschaften, darunter das unglückliche Strullendorf bis auf wenige Häuser abgebrannt. Auch in der Gegend von Viret, gegen Eltmann, hatten viele Orte gleiches Schicksal. Selbst bei Bamberg haben die Franzosen am 29. und 30. August einige Gartenhäuser in Brand gesteckt. Die Stadt sogar wurde ebenfalls mit Feuerverwüstung bedroht, weil die Einwohner einige Forderungen der französischen Offiziere nicht auf der Stelle befriedigen konnten. Diese Maßregeln sollten den Bauersmann geschmeidig machen, allein sie bewirkten gerade das Gegentheil. Das Fünkchen wurde dadurch nur noch mehr angefacht.

Gleichwohl hatte die Armee noch eine gefährliche Passage, entweder links durch den Spessart, oder rechts durch die Rhön-Gebirge. Die Bewohner beider Gegenden sind geborene Scharfschützen, des Lokales kundig und Waghälse.

Noch ehe die Armee nach Franken sich zurückgezogen hatte, rotteten sich die Bewohner der waldigen Rhöngebirge zusammen, zwar nicht gereizt durch die Ausschweifungen der französischen Truppen — bei der Invasion hatten sie keinen Mann zu sehen bekommen — aber von dem Durste nach Geld getrieben, das sie bei den Franzosen zu finden hoffen konnten. Zu Anführern hatten sie meistens Deserteure. zu Waffen Flinten, und wer kein Schießgewehr besaß, Sensen und Heugabeln von ungeheuerer Länge.

Ihre erste Expedition war auf Kissingen gerichtet, wo dazumal ein Lieutenant mit 50 Chasseuren lag. In der Nacht des 24. August wurden die Stadthore erbrochen, die Chasseure geplündert, und was sich nicht durch die Flucht rettete, gefangen genommen. Durch die reiche Beute noch mehr lüsterner, durch ihr Waffenglück dreister gemacht, wagten sie sich nun aus ihren bergigten Gegenden in die Ebene. Auf einen Artillerieoffizier wurde aus den Waldungen bei Greßthal gefeuert, einem andern nach Aschaffenburg fahrenden Schwerblessirten wiederfuhr bei Sömmersdorf das nämliche; beide kehrten bis Eurbach zurück, wo sie sich sicher glaubten, um so mehr, da der Ort den nämlichen 27. August einige Mannschaft Einquartierung erhalten hatte. Allein gegen Abend erblickte man bei Kützberg und Sömmersdorf mehrere Wachtfeuer; ein dahin gesandter Dragoner rapportirte, daß er bei denselben bewaffnete Bauern angetroffen habe, die ihn zwar durchjagen ließen, aber sogleich mit Hörnern ein Zeichen gegeben hätten, worauf alle, sehr zahlreichen Wachtfeuer ausgelöscht worden wären. Nach langem Deliberiren beschloß sämmtliche Mannschaft, noch in der Nacht nach Schweinfurt aufzubrechen, ein Vorschlag, der um so eiliger ausgeführt wurde, da von dem nahen Gehölze aus, wirklich schon einige Flintenschüsse auf den Ort gefallen waren. Wenige Viertelstunden nach dem Abzug der Soldaten rückten auch die bewaffneten Rhönbauern ein, schimpften auf die Einwohner mit untermischten Drohungen, weil sie die Franzosen hätten entwischen lassen, hieben nach dem Dorfschulzen zum Fenster hinein und schwelgten auf Kosten der Gemeine.

Am 28. Aug. trafen über Kronungen und Maibach mehrere ihrer Landsleute zur Verstärkung ein. Und nun attaquirten sie die Einquartirung zu Geltersheim, wo es Blut und Beute setzte. Von hier zogen sie sich zurück bis Niederwern, wo mehrere Haufen, nun auch mit Trommeln versehen, sich nach und nach versammelten, um — was sie sogar der Stadt voraus wissen ließen, auf Schweinfurt los zu gehen. Die schwache, und durch die Affaire in Kissingen geschreckte Besatzung, verstärkte sich durch bürgerliche Mannschaft, die im Falle der Noth, den Republikanern gegen die anrückenden Bauern wirklich beizustehen von freien Stücken sich anheischig gemacht hatte.

Die zu Gel'ersheim von den friedlich gesinnten Einwohnern versteckten und dadurch geretteten Officiere und Gemeine hatten unterdessen von der friedlichen Gesinnungsart der Einwohner sowohl, als von der Attaque der Rhönbauern, bei welcher ein Chasseur geblieben ist, dem Commandanten Rapport abgestattet und dadurch den Ort geteilet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der elektrische Kugelsucher), ein neues chirurgisches Instrument, wurde am 30. Sept. zum ersten Male vom Stabsarzt Dr. Kemperdick aus Solingen angewendet. Der Kugelsucher ist nach einem englischen Modell von Dr. Witte durch den königlichen Instrumentenmacher Schmidt in Berlin folgendermaßen ausgeführt: Eine Sonde besteht aus zwei feinen, leicht biegsamen Metallstäben, welche unten sondenknopfförmig zugehen. Jeder dieser Stäbe ist in seiner ganzen Länge bis an die Spitzen mit Seide übersponnen, also einer vollständig von dem andern isolirt, und dann beide zusammen noch einmal übersponnen und lackirt, so daß das Ganze einer Kerze gleicht, aus welcher ein metallener Sondenknopf hervorsteht. Die Sonde steht durch Leitungsschnüre mit einem electrischen Läute-Apparat in Verbindung. Berührt man nun mit jenem Knopfe, welcher also die beiden Pole des elektrischen Apparates bildet, irgend einen metallenen Körper, so wird die bisher durch die zwischen den Stäben bestehende Isolirung unterbrochen gewesene elektrische Kette geschlossen, der Contact kommt in Bewegung und das an demselben befindliche Hämmerchen schlägt unaufhörlich an die Glocke. Bei der ersten Anwendung gelang es Dr. Kemperdick bei einem Verwundeten eine zwischen den Knochen des Hinterfußes eingedrungene Kugel, die man 6 Wochen lang vergeblich gesucht hatte, sofort durch Berührung mit der elektrischen Sonde zu entdecken und somit dem Patienten zur Radicalheilung zu verhelfen.

(Ueber die Art, wie man in Persien Geld macht) berichtet die Post von Persien folgende Historie: „Vor einiger Zeit besuchte der Schah von Persien das Indo-Europäische Telegraphenbureau in Teheran, und nachdem er sich hatte ganz genau erklären lassen, wie so ein Apparat zusammengestellt ist und wie man arbeitete, erklärte er dem Beamten, er wäre vollständig bezaubert von dem Gesehenen. Darauf bat er den Inspector, ihn doch auch einmal telegraphiren zu lassen; dies geschah auch, jedoch hatte es keinen Erfolg, da er meinte, dergleichen sei für ihn zu schwer, er würde sich aber freuen, wenn man ihm erlaubte, einen gelernten Eingeborenen mitzubringen und den telegraphiren zu lassen, was der Schah wolle. Diese bescheidene Bitte ward auch gewährt, und er gab seinem Telegraphisten 9 Telegramme, die er befördern solle. Diese aber lauten wie folgt: Nummer 1. An den Gouverneur von Kóum. Wie viel Geld hast Du für Deinen Herrn, Schah? — Antwort: Wenn der Herrscher des Weltalls befiehlt, so wird ihm sein Sclave geben, so viel in seinem Besitz ist. Nummer 2. Wie viel ist das? — Antwort: 10,000 Tomans (4000 Pf. St.). — Nummer 3. Gut, der Schah ist befriedigt, sende das Geld! — Nummer 4. An den Gouverneur von Kaschan: Oh Khan, der Schah gebraucht Geld, wie viel hast Du ihm zu geben? Antwort: Was das Licht der Welt befiehlt, steht ihm zu Diensten. Ich habe 5000 Tomans (2000 Pf. St.). — Nummer 5. Zu wenig. Sende sofort 20,000 Tomans (8000 Pf. St.), der Schah will es. — Nummer 6. An den Gouverneur von Ispahan: Khan, Du weißt, Dein Sitz ist eine Goldgrube. Was willst Du dem Schah geben, um Deinen Sitz zu behalten? Ein Mann hat mir 50,000 Tomans (20,000 Pf. St.) für Deinen Platz geboten. Sage an, schnell! Der Schah ist es, der wartet! Antwort: O König der Könige, Du kennst meine Treue und brauchst nur zu sprechen. Ich habe 60,000 Tomans (24,000 Pf. St). — Nummer 7. Du bist weise, Khan. Schicke das Geld. — Nummer 8. An den Gouverneur von Schiraz: Es gibt Leute, o Khan, die Dir übel wollen und Deinen Platz verlangen. Bist Du weise und freigebig? Antwort: Wenn der Schah spricht, zittert die Welt. Ich habe 30,000 Tomans (12,000 Pf. St.). — Nummer 9. Kleiner Mensch, Du bist wahnsinnig, ich kann 45,000 Tomans für Deinen Platz bekommen, sende sofort 50,000 (20,000 Pf. St.). Antwort: Ich werde 50,000 Tomans senden. — Dieser eine Morgen brachte dem Schah die ungeheuere Summe von 60,000 Pf. St. und zwar aus den Privatcassen seiner Statthalter. Nach diesem Morgenvergnügen versicherte der Schah die Herren Beamten seiner ferneren Huld und empfahl sich mit ungeheurer Grandezza.

Bei Wundstarrkrämpfen empfiehlt ein in Schlesien hochgeachteter Arzt, der Physikus Dr. Heer in Oppeln, die Anwendung des wiederholt von ihm bewährt gefundenen salpetersauren Silbers. Die Art der Anwendung des Argentum nitricum war höchst einfach und leicht. Die Patienten erhielten anfangs zwei- später dreistündlich 1/10 Gran (0,006 neuen Gewichtes) Silber pro dosi, in reinem destillirtem Wasser gelöst, ohne jeden andern Zusatz, aus einem Porzellanlöffel, und durften eine halbe Stunde lang weder etwas nachessen noch nachtrinken. Alle anderen Arzneimittel blieben ausgeschlossen.

(Schwieriger Posten.) In Illinois ist auch eine Briefträgerin angestellt. Wie schwer muß es ihr fallen, Tag für Tag ihre Neugierde zu bekämpfen!

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertstraße No. 383)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 88. Mittwoch den 2. November. 1870.

Verschwunden!

(Fortsetzung)

„Es liegt ja noch nicht einmal der zweifellose Beweis vor, daß Templow ermordet ist," sagte Münnich zu Glieben.

„Wo sollte er geblieben sein?"

„Die Frage habe ich mir genugsam selbst vorgelegt, ohne mir eine Antwort darauf geben zu können."

„A propos!" fiel Glieben ein. „Haben Sie noch nichts von dem Gerüchte gehört, welches heute die Börsenkreise der Stadt durchläuft?"

„Welches Gerücht meinen Sie?" fragte Münnich.

„Es laufen über das Geschäft des Banquiers Meyer schlimme Nachrichten um. Er soll bedeutende Verluste erlitten haben und kaum im Stande sein, sich zu halten."

„Ich habe davon gehört, halte die Gerüchte indeß für übertrieben. Meyer gilt für sehr reich, und ich glaube, er ist es auch. Ich glaube, das räthselhafte Verschwinden Ihres Freundes ist an der Entstehung dieses Gerüchtes nicht ohne Einfluß gewesen."

— „Kaum möglich. Templows Vermögen würde dem Geschäfte keine Stütze gewährt haben," entgegnete Glieben mit spöttischem Lächeln, „er suchte im Gegentheil, wie ich Ihnen im Vertrauen mittheilen kann, seine zerrütteten Verhältnisse durch das Vermögen eines reichen Schwiegervaters zu ordnen — dies der Grund zu seiner auffallenden und sonderbaren Verlobung."

„Ich weiß es" entgegnete Münnich ruhig. „Das bürgerliche Geld sollte ihn retten. Ich habe jetzt einen klaren Blick in seine Verhältnisse gewonnen, sie waren arg zerrüttet und unhaltbar. Dies war übrigens bereits vorher kein Geheimniß mehr. — Ich hörte heute die Ansicht ausgesprochen, Templow sei geflohen, weil er erfahren habe, daß das Vermögen seines künftigen Schwiegervaters nicht so groß sei, als er erwartet habe!"

„Unsinn!" rief Glieben. „Deßhalb würde er wahrhaftig nicht geflohen sein und seine alten Freunde hier verlassen haben."

„Ich halte auch diese Ansicht für Unsinn, allein es ist doch möglich, daß sie das Gerücht über die Vermögensverhältnisse des Banquiers hervorgerufen hat. Sie werden wissen, daß an der Börse oft der verrückteste Gedanke Glauben findet, daß er sich mit außerordentlicher Schnelligkeit weiter verbreitet und demjenigen, den er betrifft, großen Schaden zu bereiten im Stande ist. Unser ganzes Börsentreiben ist ein Spiel und alle Spieler sind leichtgläubig. Es kommt noch hinzu, daß Meyer seit einigen Tagen nicht an der Börse erschienen ist; ich finde dies indeß durchaus natürlich, denn der Mann hat sich den Unfall, der ihn und seine Tochter betroffen hat, außerordentlich zu Herzen genommen."

„Ich will Ihnen auch noch ein anderes Gerücht mittheilen, welches mir heute zu Ohren gekommen ist," sprach Glieben. „Man erzählt sich, Templows Verlobte habe um die Ermordung ihres Verlobten gewußt, sie sei mit Träger im Einverständniß gewesen. Man erzählt sogar, daß sie am Polterabend gegen Templow sehr kalt gewesen sei, und dies ist mir auch aufgefallen."

„Sie scheinen diesem Gerüchte in der That Glauben zu schenken," warf Münnich ein.

„Nein, allein ich sehe auch nicht ein, weßhalb es außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt. Das Mädchen liebte den Buchhalter — doch wie gesagt, ich habe es Ihnen nur als ein Gerücht erzählt."

„Als ein solches fasse ich es auch nur auf."

Eine Zeit lang sprachen sie noch über gleichgültige Gegenstände, dann ging Glieben wieder fort.

Münnich ließ sich an seinem Schreibtische wieder nieder, allein auf die Arbeit, welche ihn vorhin beschäftigt hatte, warf er nicht einen Blick. Zurückgelehnt in dem Sessel saß er da. Ihn beschäftigte die Angelegenheit, welche seit Tagen seine ganze Kraft in Anspruch genommen hatte. Noch immer lag dieselbe dunkel und unaufgeklärt vor ihm, noch immer begriff er sie nicht. Das peinigte ihn. Er war gewöhnt, die meisten Sachen nach kurzer Untersuchung klar zu überblicken.

Aufgeregt sprang er endlich auf und begab sich nach dem Polizeigebäude, in dessen Räumen Träger noch immer in Haft sich befand.

„Führen Sie den Verhafteten, — den Buch-

halter Träger, zu mir!“ befahl er einem der Polizeidiener, als er sich auf sein Bureau begab. — „Er muß seine That eingestehen!“ fuhr er zu sich selbst redend fort. „Ich werde die nöthige Aufklärung von ihm erzwingen, er soll mir angeben, wo er den Entwendeten gelassen hat.“

Wenige Minuten später trat Träger ein. Seine Wangen waren noch bleicher, als das letzte Mal, wo er zum Verhör geführt war, sie waren eingefallen und ließen die großen, dunkeln Augen noch größer erscheinen. Die Gefängnißluft übt ja auf Manchen einen ganz außerordentlichen Einfluß aus! Sie zehrt in manchen Fällen in sichtbarer Weise an dem Leben.

Der sonst so ruhige Polizeicommissär konnte eine gewisse Aufregung nicht verbergen. Er trat dicht vor Träger hin, ließ den Blick in durchdringender, man hätte fast sagen können, in einschüchternder Weise auf ihm ruhen und fragte ziemlich barsch: „Haben Sie sich nun eines Besseren besonnen und sich entschlossen, ein offenes Geständniß abzulegen?“

„Ich habe nichts weiter zu gestehen, als was ich Ihnen bereits mitgetheilt,“ erwiderte Träger.

„Und wenn ich Ihnen nun zweifellose Beweise entgegen halte?“

„Das ist unmöglich, weil ich mit der That, deren Sie mich beschuldigen, nichts zu schaffen gehabt habe.“

„Wir werden sehen. Sie wären der Erste, dem es gelänge, durch Leugnen sein Verbrechen zu verbergen! Sie scheinen nicht zu wissen, daß Sie trotz Ihres Leugnens verurtheilt werden können!“

„Ich weiß es, allein jedenfalls nicht ohne Beweise, welche darthun, daß ich das Verbrechen begangen habe!“ warf Träger ein.

Münnich nagte mit den Zähnen an den Unterlippen. Er hatte einen Mann vor sich, der die Lage in der er sich befand, klar überblickte, er mußte auf hartnäckigen Widerstand gefaßt sein.

„Sie kennen die Tochter des Banquiers Meyer, Ihres früheren Prinzipals?“ fragte er.

„Gewiß, ich bin seit Jahren und häufig in dem Hause und in der Familie meines Prinzipals verkehrt.“

„In welchem Verhältnisse standen sie zu der Tochter?“

Ueber Trägers blasse Wangen schoß eine flüchtige Röthe hin, das Zucken seiner Lippen verrieth seine innere Aufregung. Einen Augenblick schienen ihm die Worte zu fehlen, um zu antworten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rosenstrauß.

(Fortsetzung.)

„„Ich wette zwanzig Louisd'or, daß Du es nicht bist!““ antwortete er, gemüthlich lachend.

„Ach, Onkel, scherzen sie nicht! Uebrigens würden Sie die Wette jedenfalls verlieren.“

„„Wenn ich verliere, so zahle ich. Das würde Dich wahrscheinlich kuriren. Hab' ich's getroffen?““

„Nein, Onkel, das Geld hat mit meiner Noth nichts zu schaffen.“

„„Hm, was gibts denn? Laß hören, Junge.““

„Mein Vater kündigte mir soeben an, daß ich als Lieutenant nach dem Regimente ** abgehen solle.“

„„Ein schönes Unglück! Eine glänzende Uniform, Offiziere, jeder Zoll ein Cavalier... was willst Du mehr?““

„Bester Onkel, ich will nicht Soldat werden.“

„„Wie, Junge, Du willst nicht Soldat werden? Alle Wetter, Du bist doch keine Memme? Du bist mein Neffe und schlügest Dich nicht wie ein Löwe?““

„Das wollen wir dahin gestellt sein lassen, Onkel. Uebrigens gestatte ich nur Ihnen eine solche Frage, denn ein Zweifel an meinem Muthe...“

„„Da haben wir's, junger Cid! ... Aber Freundchen, warum willst Du denn nicht Soldat werden?““

„Weil... weil... sehen Sie, Onkel, weil ich heirathen will.“

„„Hm, hm... heirathen? Du? ... Hm, hm!““

„Sie haben gut Hm-hm sagen, Onkel... ich bin verliebt.“

„„Verliebt, alle Wetter, und das nennst Du ein Unglück? Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich noch einmal so recht herzhaft verliebt wäre. Und wer ist der Gegenstand dieser Paradiesesflamme?““

„Ach, Onkel, ein Engel.“

„„Das brauchst Du mir nicht zu sagen, die erste Liebe gilt immer einem Engel, und schlimm, wenn's nicht so wäre. Späterhin thust Du freilich besser, wenn Du ein Weib liebst; doch das kommt schon von selbst. Aber wie lautet denn der irdische Name Deines Engels, Junge?““

„Noemi, Onkel.“

„„Versteh mich recht, Noemi — das ist Dir freilich genug, auch gefällt mir der Name sehr wohl. Aber ich, der ich wissen will, wer Dein Engel ist und welchem Hause er angehört, ich muß den Familiennamen hören.““

Ich zauderte mit der Antwort, wurde blutroth und stammelte endlich:

„Mlle. Normi Amelot, Onkel."

„Hm, hm, mehr als ein Engel das, eine hohe, schlanke Brünette mit schwarzen Sammetaugen! Du hast Geschmack, Junge."

„Ach, und wenn Sie erst ihre schöne Seele kennten!"

„Ich weiß, ich kenne . . . Und sie liebt Dich wieder?"

„Das weiß ich nicht."

„Wie, das weißt Du nicht? Du bist Tag für Tag in dem Hause und weißt nicht, ob Du geliebt wirst? Wo hast Du denn die Augen?"

„Bester Onkel, sie weiß noch nicht einmal daß ich sie liebe."

„Albern Geschwätz, Neffe! Das verstehe ich besser. Wenn sie ein echtes Weib ist, und das ist sie, so merkt sie mindestens fünfzehn Minuten früher, als Du selbst, daß Du sie liebtest."

„Das weiß ich nicht, aber wenn sie nicht mein wird, so . . ."

„So jagst Du Dir eine Kugel durch den Kopf, willst Du sagen. Das wäre der dümmste Streich, den Du machen könntest. Sich aus Liebe todtschießen, dazu gehört wenig; aber seine Liebe trotz Tod und Teufel durchfechten, dazu gehört viel. Wohl erwogen ist so ziemlich Alles gegen Dich. Dein Vater ist reicher als der ihrige und gibt ihr deßhalb seinen Sohn nicht."

„Dann weiß ich, was ich zu thun habe."

„Gut, wenn Du das weißt; nur bitte ich mir's aus, daß Du keine Dummheit machst. Ich will Dir was sagen."

„Ich höre, Onkel."

„Erstens kannst Du mit zwanzig Jahren noch nicht heirathen."

„Warum nicht?"

„Zum Teufel, weil Du nicht kannst, weil ich's nicht will und weil ohne mich aus der Heirath ganz gewiß nichts wird."

„Ach, bestes Onkelchen!"

„Wenn das Mädchen Dich liebt, wenn es verspricht, drei Jahre auf Dich zu warten."

„Drei Jahre, unmöglich!"

„Keinen Widerspruch, oder ich sage vier! Wenn sie verspricht, drei Jahre zu warten, so gehst Du zum Regimente."

„Aber, Onkel!"

„Zum Regimente, sage ich, doch nicht nach Clermont, verstanden? Ich mache mich anheischig, Dich in einem Regimente unterzubringen, das in der Nähe von Paris steht, so daß Du alle Vierteljahr bis zu deinem Examen hierher kommen kannst."

„Wie erfahre ich aber, ob sie mich liebt und so lange warten will?"

„Einfältige Frage! Du fragst sie."

„Lieber Onkel, das wage ich nicht."

„So schnüre Dein Bündel, und gehorche Deinem Vater."

„Sie haben leicht reden, aber Sie haben keinen Begriff davon, wie mir's mit Normi geht. Schon hundertmal wollt' ich ihr sagen, daß ich sie liebe; ich machte mir über meine kindische Schüchternheit die bittersten Vorwürfe, setzte mir den Kopf zurecht, bereitete mich förmlich vor, lernte die Worte auswendig, schrieb Briefe: Alles umsonst! Wenn ich reden wollte, versagte mir die Zunge den Dienst. Ihr Blick ist so mild, und doch zugleich streng. Mit den Briefen ging mir's noch schlimmer, denn wenn ich sie ihr überreichen wollte, kamen sie mir so albern, so fad vor, daß ich sie nicht genug in Stücke zerreißen zu können meinte."

(Schluß folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge

aus dem Einfalle der

Franzosen in Unterfranken

im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Die in Niederwern unterdessen eingezogenen Rhönbauern wurden durch den eben durchreisenden Gutsherren, den Fuldaischen Geh. Rath und Oberamtmann zu Fürsteneck, Freiherrn von Münster, von ihrem thörichten Vorhaben abgemahnt, und ersucht, den Ort und die Gegend die bei einem friedlichen Betragen bisher besser gefahren sei, und durch ihre unverlangte Dazwischenkunft leicht ohne Schuld unglücklich werden könnte, zu verlassen, und nach Hause zu gehen. Während dieser Haufen seinen Vorstellungen Gehör gab, drang ein anderer, halsstarrigern Sinnes ein — und retirirte sich nur alsdann, da ein Commando französischer Infanterie und Cavallerie gegen das Dorf anrückte. Was vorausprophezeit war, traf hier genau ein. Die wüthenden Dragoner hieben jedes menschliche Wesen nieder, das ihnen in den Weg kam. Bei dieser Gelegenheit verunglückten viele Dutzend unschuldiger Leute, während die schuldigen Rhönländer mit sich über Oberwern, Kronungen und Poppenhausen unter beständigem Nachsetzen der Franzosen, und mit dem Verlust manchen Waffenbruders, nach ihrer Heimath zurückzogen. In Kronungen gerieth eine mit 180 Schobern Getraide angefüllte herrschaftliche Scheune, die durch ein schreckliches Feuer den Untergang des verlassenen Ortes bedrohte, in Brand. An der Wehrn wurden viele aus den benachbarten Mühlen heimkehrende schuldlose Menschen gefährlich verwundet, aber alle, die Schiebkarren bei sich hatten, zur Ehre der Dragoner sei es gesagt, blieben verschont. Dem Freiherrn von Münster, zu dem sich ein Haufe, mit ihm zugleich aus Schweinfurt in ihre Ortschaften zurückkehrender friedlicher Bauern ge-

fellet hatte, ereilten auf der Anhöhe einige Chasseure, die diese zahlreiche Escorte für eine Abtheilung flüchtiger Bewaffneter und ihn für den Anführer derselben halten mochten; nur seine Fertigkeit in der französischen Sprache und seine Suade rettete in dem Augenblicke, da zwei Säbel ihm den Kopf zu spalten drohten, ihn und den Haufen seiner erschrockenen und dankbaren Begleiter.

Bei dieser Gelegenheit widerfuhr es auch dem Pfarrer Felgheim zu Niederwerrn, daß man ihn eines Einverständnisses mit dem thörigten Bauernhaufen aus keinem andern Grunde, als weil er ihre groben Forderungen nach Brod einigermaßen befriedigte, nicht nur beschuldigte, sondern auch dieserwegen nach vielen vorhergegangenen Mißhandlungen nach Schweinfurt abführte, wo er aber von dem Commandanten, der sich von seiner Unschuld überzeugte, gar bald wieder auf freien Fuß gestellt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Auch ein Argument.) Zwei Mädchen in Newyork stritten über den europäischen Krieg. Eine behauptete, die Deutschen würden siegen, die Andere neigte sich auf Seite der Franzosen. Endlich brachte die Deutschfreundin ein unwiderlegliches Argument vor. „Ich weiß", sagte sie, „daß die Deutschen Schläge austheilen werden. Mein Papa ist ein Franzose und meine Mama eine Deutsche. So oft sie sich schlagen, bekommt immer Papa Prügel."

(„Du bist ä Luder, Barchewitz"), heißt eine Zeile aus einem alten, schönen, in Sachsenland gar populären Liede, in welchem von einem Leipziger Stadtsoldaten, Namens Barchewitz, u. A. erzählt wird, daß er in heldenmüthiger Bravour „schonst unter'm ollen Fritz einst zwee Terken halb erschossen habe." — Später kommt Barchewitz dann in Berührung mit Napoleon dem Ersten, der ihn in richtiger Würdigung seiner Verdienste mit den Worten haranguirt: „du bist ä Luder, Barchewitz!" — In einem der Gefechte, die der Katastrophe von Sedan vorangingen, schoß ein sächsischer Braver fast in einem Tempo zwei Franzosen nieder; „du bist ä Luder, Barchewitz", rief ihm sein Nebenmann zu und mit Windesschnelle verbreitete sich das populäre Wort durch die Reihen der Sachsen. — Du bist ä Luder, Barchewitz — tönt es bei jedem ferneren Schusse und als es aus war, durfte Barchewitz's würdiges Antlitz befriedigt aus den Wolkenhöhen herniederblicken auf Sachsens tapfere Söhne.

(Victor Hugo) wird immer komischer. Er ist mit einem neuen Manifest gegen die deutschen Truppen ins Feld gerückt. Hören wir einige seiner Aeußerungen des Paroxismus: „Wir sind nur noch ein einziger Franzose, ein einziger Pariser, ein einziges Herz, es gibt nur noch einen einzigen Bürger, der seid Ihr, der bin ich, der sind wir Alle. Wo die Bresche sein wird, da werden unsere sämmtlichen Brüste sein. Widerstand heute; Befreiung morgen. Darin liegt Alles. Wir sind nicht mehr von Fleisch, sondern von Stein. — Ich kenne meinen Namen nicht mehr, ich heiße Vaterland! Front gegen den Feind! Wir alle heißen Frankreich, Paris, Mauer!"

(Schrecklicher Tod.) Die Londoner „Pall Mall Gazette" erzält: Herr und Frau Marks aus dem englischen Städtchen Liskeard machten ihre Hochzeitsreise und wollten nebst einer Freundin in Begleitung dreier Führer den Montblanc ersteigen. In einer bedeutenden Höhe angelangt, machten die Damen mit einem Führer Halt, während der junge Engländer mit den zwei anderen Führern die Ersteigung fortsetzte. Die Damen, die mittlerweile von der Kälte sehr belästigt wurden, stiegen mit dem einen Führer bergab, wobei sich alle Drei an einem Seile festbanden und Frau Marks sich überdies auf den Arm des Führers stützte. Plötzlich riß der Strick und in demselben Augenblicke verschwanden auch der Führer und die junge Frau in einer tiefen, nur leicht mit Schnee überbrückten Eisspalte. Trotz der bald zur Stelle geschafften Hülfe konnten nicht einmal die Leichen der Verunglückten aufgefunden werden.

(Flüssiges Brod.) Bekanntlich hat man den Gerstensaft bezüglich seines Nahrgehaltes mit dem Brode auf gleiche Linie gestellt und ihn geradezu flüssiges Brod genannt. Diesen Fingerzeig ließ sich die Magd eines Brünner Gastwirthes nicht umsonst gegeben sein. Wegen des Abganges von 20 Flaschen Bier, die beseitigt zu haben sie im dringenden Verdachte stand, zur Verantwortung gezogen, entschuldigte sie sich damit, daß sie das Bier vor Hunger ausgetrunken hätte.

(Arsenikesser.) Die Apotheker in Cincinnati behaupten, daß sich in der Stadt und deren nächster Umgebung über 1000 Arsenikesser befinden. Das größte Contingent stellt das schöne Geschlecht. Arsenik ist jedenfalls das billigste, aber auch das gefährlichste Mittel, den Körperformen eine gefällige Rundung, dem Auge Feuer und Glanz zu verleihen.

Redaktion, Druck und Verlag von [illegible] Reichardt in Schweinfurt. ([illegible])

Francovia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 89. Samstag den 5. November. 1870.

Verschwunden!

(Fortsetzung)

„Ich verstehe Sie nicht," erwiderte er.

„Und doch habe ich deutlich genug gesprochen. In welchem Verhältnisse standen Sie zu der jungen Dame?"

„In einem solchen, wie es durch meine Stellung in dem Geschäfte ihres Vaters bedingt war."

„Sprechen Sie sich bestimmter aus. Sie kannten die junge Dame näher?"

„Ich bin seit Jahren mit ihr bekannt — sie ist unter meinen Augen fast aufgewachsen."

„Nahmen Sie nicht ein besonderes Interesse an derselben."

Wieder flog eine leichte Röthe über Trägers Wangen hin.

„Ich nahm dasselbe Interesse an ihr, wie an der ganzen Familie meines Prinzipals, die mich stets mit besonderer Güte und Aufmerksamkeit behandelt hat."

„Mehr nicht?"

Träger schwieg. Unwillkürlich wich sein Auge dem scharfen Blicke des Commissärs aus.

„Mehr nicht?" wiederholte Münnich noch einmal.

„Mehr nicht," gab Träger langsam, fast gepreßt zur Antwort.

„Gut. Ich werde dies ihr mittheilen, denn sie selbst hat ihrem Vater gestanden, daß sie Sie liebe und daß sie von Ihnen wieder geliebt werde!"

Träger zuckte sichtbar überrascht zusammen. Offen blickte er zu dem Commissär auf.

„Sie hat dies gestanden?" rief er, und sein dunkles Auge leuchtete.

„Ihr Vater selbst hat es mir mitgetheilt."

„Und was hat er — was hat er darauf erwidert?" fragte Träger fast hastig.

„Darauf wird für Sie wenig ankommen können," entgegnete Münnich kalt. „Sie gestehen also, die junge Dame zu lieben?"

„Ich gestehe es, da sie es selbst gestanden hat!" rief Träger.

„Soeben noch sagten Sie, daß Sie nicht mehr Interesse an ihr nähmen, als an der ganzen Familie?"

„Ich hielt mich nicht für berechtigt, das Geheimniß, welches unsere Herzen verbindet, zu verrathen. Margarethe selbst hat es jetzt gestanden, nun gestehe ich es auch ein!"

„Sie hegten die Hoffnung, einst die Hand der jungen Dame zu erlangen?"

„Wer hegt solche Hoffnung nicht, wenn er aufrichtig liebt! Ich habe es gehofft, bis ein Anderer zwischen uns trat, bis Margarethe unsere Liebe, ihr eigenes Glück dem Wunsche ihres Vaters zum Opfer brachte!"

„Ah — Sie kommen meiner Frage entgegen. Dieser Andere war der Herr von Templow. Er vernichtete Ihre Hoffnungen, es war natürlich, daß Sie ihn deßhalb haßten, daß Sie Ihre Hoffnung nur dann wieder aufrichten konnten, wenn er aus dem Wege geräumt war."

Träger blickte ihn mit großem, starrem Auge an. Diesen Ideengang, diese Folgerung schien er nicht erwartet zu haben.

„Templow stand Ihnen im Wege," fuhr Münnich fort, und er sprach jedes Wort langsam, besonders scharf betonend. „Deßhalb — deßhalb haben Sie ihn in der Nacht vor seiner Hochzeit ermordet!"

„Nein, nein!" rief der junge Mann erschreckt, weil der Verdacht der blutigen That immer näher an ihn heranrückte, weil er wie ein Netz sich über ihm zusammenzog. „Ich habe nichts damit zu schaffen gehabt!"

Münnich lächelte spöttisch.

„Anfangs war mir das Motiv, welches Sie zu der That getrieben haben könnte, unbegreiflich — jetzt liegt Alles klar da. Deßhalb folgten Sie Templow während der Nacht, lauerten vor dem Keller, in den er sich mit einigen Freunden begeben hatte, folgten ihm, als er denselben wieder verließ, lockten ihn in den Birkenwald . . ."

„Nein — nein!" unterbrach ihn Träger auf's Neue. „Ich habe Templow gehaßt, weil er meine ganzen Lebenshoffnungen vernichtete, allein nie ist in mir der Gedanke aufgestiegen, ihn zu ermorden!"

„Und weßhalb folgten Sie ihm in jener Nacht? Um sich abzukühlen, schritten Sie vor dem Keller auf und ab, nicht wahr?"

„Nein, nicht deßhalb! Ich wußte, daß Margarethe nie mit ihm glücklich werden könne, daß die Ehe eine unglückliche werden müsse, da wollte ich gleichsam Stoff sammeln, um späterhin von ihr jeden Vorwurf fern zu halten, um beweisen zu können, daß Templow sie nie aufrichtig geliebt, daß er nur getrachtet hatte, in den Besitz ihres Vermögens zu kommen! Welcher Bräutigam denkt wohl noch daran, zu spielen, wenn er am Polterabend soeben seine Braut verlassen hat! Es war mir auch gleichsam ein Gefühl der Genugthuung, daß er Margarethe nicht liebte — es war um so weniger Gefahr vorhanden, daß sie mich je vergessen werde."

Mit einem spöttischem Zuge um den Mund hatte der Polizeicommissär ihm zugehört.

„Ich will annehmen, Sie hätten wirklich die Wahrheit gesprochen, dann hätte es Ihnen ja genügen müssen, daß Sie überhaupt sahen, wie er sich in den Keller begab und spielte. Mehr brauchten Sie nicht zu wissen."

„Ich wollte mich überzeugen, wie lang er spielte."

„Das konnte Ihnen ja gleichgültig sein. Sie folgten ihm auch noch, als er den Keller verlassen hatte?"

„Ja."

„Weßhalb?"

„Ich wollte mich überzeugen, wohin er ging."

„Wohin ist er gegangen?"

„Ich folgte ihm nur bis zu der Straße, wo er abbog, um zu seiner Wohnung zu gelangen."

„Weßhalb folgten Sie ihm nicht noch weiter?"

„Ich war sehr ermüdet, und ich zweifelte nicht, daß er sich wirklich in seine Wohnung gegeben werde."

„Das ist nicht wahrscheinlich. Es war nur noch eine kurze Strecke bis zu seiner Wohnung Sie hatten Stunden lang auf ihn gewartet, und sollten nun den kurzen Weg gescheut haben?"

„Ich hatte die feste Ueberzeugung, daß er in seine Wohnnung gehe."

„Sie haben sich direkt in Ihre Wohnung begeben?"

„Direkt."

„Wie ist es da möglich, daß Sie mit Templow in dem Birkenwäldchen gewesen sind?"

„Ich bin nicht dort gewesen."

„Sie sind dort gewesen!" rief Münnich laut und mit größter Bestimmtheit.

„Ich bin nicht dort gewesen," wiederholte Träger noch einmal.

„Ich habe Sie bereits darauf aufmerksam gemacht, daß Ihr Leugnen nichts hilft, wo so viele Beweise gegen Sie vorliegen. Sie haben Templow ermordet, mit dem Dolche ermordet — wo haben Sie den Leichnam des Ermordeten hingebracht?"

„Herr Polizeicommissär!" rief Träger, dessen Geduld endlich zu schwinden schien. „Ich habe mit der That nichts zu schaffen gehabt. Was ich gethan habe, habe ich offen eingestanden, und es ist unverfänglich, mehr weiß ich nicht und mehr habe ich nicht gethan. Beweisen Sie mir mehr oder geben Sie mir die Freiheit zurück — Eins von beiden verlange ich!"

„Sie verlangen es?" fragte Münnich, nicht ohne Spott.

„Ja, ich verlange es!" rief Träger. „Sie haben kein Recht, mir die Freiheit länger zu entziehen!"

Der Polizeicommissär blickte ihn einen Augenblick fest an, dann ergriff er, ohne ein Wort zu erwidern, die auf dem Tische stehende Glocke und klingelte.

„Führen Sie den Gefangenen zurück," rief er dem eintretenden Polizeidiener zu und wandte sich, von Träger ab, dem Fenster zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rosenstrauß.

(Schluß.)

„Das finde ich sehr begreiflich, aber, armer Junge, zu einer Entscheidung mußt Du kommen. Höre den Grund! Dein Vater hat Dir nicht Alles gesagt, er schickt Dich nach Clermont, weil der Oberst des Regiments sein Freund ist und eine Tochter hat, weil diese Tochter eine glänzende Partie ist und Deine Frau werden soll. Aber... wende mir nichts ein, ich weiß was das zu bedeuten hat, wenn man liebt. Eine Liebe, wie die Deinige, ist eine kolossale Thorheit, aber doch eine Thorheit, die ich noch in meinen alten Tagen machen würde, wenn ich liebte. Nur Strohköpfe und Memmen begehen keinen dummen Streich dieser Art. Alte Leute schelten das freilich Illusionen, aber es ist die Frage, ob sie nicht selber Illusionen haben. Die Brille, welche die Gegenstände verkleinert, täuscht gerade so, wie die, welche dieselben vergrößert. Die einzige Frage, die hier gilt, ist, ob sie Dich liebt. In diesem Falle darfst Du für sie Alles wagen. Klug ist es freilich nicht, aber es ist gut und gut ist besser als klug. Also Du mußt vor allen Dingen wissen, ob sie Dich liebt. Es ist die höchste Zeit. Auch ihre Eltern haben Absichten mit ihr, man will sie verheirathen. Du wirst blaß, Neffe? Nicht wahr, Du hast Lust, Dich mit dem Nebenbuhler auf Schwertlänge zu messen? Wende Deinen Muth besser an, bewähre ihn Deiner schönen Noemi gegenüber. Man will sie verheirathen; Du bist reicher als sie, doch Dein Nebenbuhler ist reicher als Du;

noch mehr, er hat einen Titel, ist ein gemachter Mann; Du sollst erst ein solcher werden. Geh zu Noemi, sag ihr, daß Du sie liebst; Du sagst ihr zwar nichts Neues, aber gesagt muß es sein, es gehört zur Sache. Frage sie ferner, ob sie Dich wieder liebt, und wenn dies — und alle Wetter, sie liebt Dich gewiß, denn Du bist jung, ehrlich, hast Herz und Kopf auf dem rechten Flecke! — Wenn dies also, so bitte sie, daß sie Dir verspricht, drei Jahre zu warten und daß sie mir es schreibt. Dann verpflichte ich mich, jene andere Partie zu Wasser zu machen, Dich in einem andern Regimente unterzubringen und Euch in drei Jahren zu verheirathen, Deinem Vater, dem Teufel und aller Welt zum Trotz. Verstanden?"

„Ja, Onkel! Da kommt mir eine Idee."

„Laß hören."

„Ich schreibe ihr."

„Das ist Deine Sache! Verschaffe Dir ihr Jawort, mir die schriftliche Zusage und ich sorge für den Rest."

„Mit leichterem Herzen eilte ich vom guten Oheim auf mein Zimmer und brachte den Brief zu Papiere. Das Schreiben war eine Kleinigkeit, denn es war nicht das erste Mal; aber das Abgeben des Briefes war desto schwieriger. Da mir indeß keine Wahl blieb, so faßte ich mir ein Herz, kaufte einen stattlichen gelben Rosenstrauß, faltete mein Briefchen klein zusammen und steckte es mitten in das Bouquet. Sie werden lächeln, aber es ist mir, als ob ich gestern erst den Brief geschrieben hätte. Nach dem Bekenntniß meiner Liebe bat ich um Gegenliebe und um die drei Jahre, die der Oheim als Bedingung stellte; schließlich ersuchte ich Noemi, Abends eine von den Rosen am Busen zu tragen: nur so, setzte ich hinzu, werde ich den Muth haben, um mein Glück, ich wage nicht zu sagen, unser Glück, zu sichern."

„In den Strauß steckten Sie das Billet?" fragte jetzt Mme. Lorgerel.

„Mitten in den Strauß, Madame."

„Und dann?"

„Und dann ging ich Abends zu Noemi und sie trug keine Rose am Busen. Da war Alles aus. Ich wollte mir eine Kugel durch den Kopf jagen, aber der Oheim ließ mich, als ich vernichtet heim kam, nicht wieder aus den Augen, packte mich in den Wagen, brachte mich nach Clermont und blieb acht Wochen bei mir; schloß mit den Offizieren Freundschaft, bot Alles auf, mich auf andere Gedanken zu bringen und bewies mir, daß Noemi mich nie geliebt habe und diese Wendung ein Glück für mich sei."

„Aber, Onkel" wandte ich ein, „sie war oder schien wenigstens so glücklich, als ich in's Zimmer trat, ja sie machte mir sogar Vorwürfe, daß ich so spät komme und bedankte sich so herzlich für das Bouquet."

„Die Weiber lieben die Liebe jedes Mannes von Herz, aber es gibt Personen, für die sie trotz aller Liebe keine Gegenliebe empfinden, und dies ist Dein Fall."

„Nach und nach wurde ich ruhiger, fand mich in mein Schicksal und heirathete später die mir bestimmte Tochter meines Obersten; nach acht Jahren war ich Wittwer und stehe seitdem allein auf dieser Welt, denn mein Oheim starb bald nach dem Scheiden meiner ersten Liebe, mein Schmerz hatte ihn tiefer berührt, als er mir und sich selber es eingestehen wollte. Und seitdem ist Noemi mein liebster Gedanke, sie steht noch immer, wie damals, als Jungfrau von siebenzehn Jahren vor mir, ihre schwarzen Sammetaugen, wie mein guter Oheim sagte, blicken mich so freundlich an, sie blieb mir ewig jung, und doch ist sie längst hinübergeschlummert oder jetzt eine betagte Matrone."

„Haben sie nie erfahren, wie es ihr später ging?"

„Nein, ich vermied Alles, was mich noch unglücklicher machen konnte, als ich ohnehin war; auch hatte ich es meinem Oheim versprochen."

„Sonderbar!... Erlauben Sie mir die Frage, Sie nannten sich früher nicht Descoudrais?"

„Nein. erst seit ich Besitzer dieses Landgutes bin. Mein eigentlicher Name ist Edmund von Altheim."

„Gott... wär' es möglich?"

„Sie zweifeln, Madame?"

„Nein, aber jetzt sollen Sie auch erfahren, wie es Noemi ging."

„Wie... Sie?..."

„Ich kann Ihnen sagen, daß Noemi Sie liebte."

„Unmöglich... die gelbe Rose?"

„Noemi hatte ihr versteckes Billet nicht gefunden, Ihre Abreise kostete ihr viele Thränen, dann fügte sie sich in ihr Geschick und heirathete Herrn von Lorgerel, weil es der Wunsch ihrer Eltern war."

„Herrn von Lorgerel?"

„Und lebe hier nun schon so manches Jahr nach meines Mannes Tode der Erinnerung.."

„Wie... Sie Noemi Amelot?"

„Wie Sie und wie Sie wieder nicht Edmund von Altheim."

„Großer Gott, wer hätte das gedacht, daß wir uns einst wiedersehen und nicht wiedererkennen würden!"

„Und uns blos wiederfinden sollten, um mit einander Trictrac zu spielen."

„Aber der Rosenstrauß?"

„Hier, sehen Sie!"

Mme. Lorgerel trat an ihren Schreibtisch, nahm ein Ebenholzkästchen heraus, öffnete es,

und zog einen verdorrten Rosenstrauß mit zitternder Hand hervor.

„Lösen Sie ihn auseinander!“ rief Herr Descoudrais.

Und das verblichene Band wurde gelöst und das Billet, das dort 42 Jahr verborgen war, hervorgezogen.

Beide standen einander mit gesenktem Haupte lautlos gegenüber. Ich wollte mich leise entfernen, auch Herr Descoudrais schwankte der Thür zu. Mme. Lorgerel reichte ihm die Hand und sagte:

„Sie haben recht... Dieser jugendliche Ungestüm will zu unsern grauen Haaren nicht mehr passen. Der Jugend die Liebe, dem Alter die Freundschaft!... Auf Wiedersehen, wenn wir ruhiger geworden... Den Abend unseres Lebens wird, so Gott will, noch schön und glücklich werden.“ —

Seitdem ist die liebenswürdige alte Dame von dem herzlichen alten Herrn unzertrennlich. Nie habe ich ein ähnliches Verhältniß gesehen, auch wüßte ich nicht, wie ich es nennen sollte. Es ist nicht Freundschaft, nicht Liebe, nicht Jugend, nicht Alter, und doch alles dies zugleich. Stunden lang sitzen sie traulich beisammen und erzählen sich von ihrer 42 Jahre lang ein Räthsel gebliebenen ersten Liebe. Zwei Herzen, die sich früh gefunden, treu geblieben; wahrlich ein seltenes Paar! Sie haben keine Familie, sie sind selbstständig, sie brauchten keine Rücksichten zu nehmen, und doch — und dies ist wiederum so zart und eigenthümlich — sie möchten gerne mit einander verheirathet sein, aber sie wagen es nicht.

Anekdoten und Charakterzüge
aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Unglücklicher fiel der blutige Tag für einen sehr wackern und eben so schuldlosen Einwohner des nämlichen Ortes aus. Er hatte von dem Kirchthurme herab den Anmarsch der Soldaten kaum bemerkt, als er auch von diesen bemerkt wurde. Da ihnen gleich das Geringste verdächtig vorkam, so darf man sich nicht wundern, wenn ihnen ein Beobachter auf dem Thurme sogleich der gefährlichste Spion dünkte. Die Reiter eilten mit verhängtem Zügel gegen die Kirche, versetzten dem Schulmeister und Schultzen gefährliche Hiebe; Heusinger, so hieß der junge Mann, der merken mochte, daß es auf ihm abgesehen sei, suchte sich durch einen Sprung über die Kirchenmauer zu retten, wurde aber gleich eingeholt und niedergehauen. Er schwamm im Blute, man wollte ihn ein Haus bringen, aber es wurde verwehrt. Endlich sah ihn ein grausamer Infanterieoffizier, und durchbohrte ganz langsam mit dem Degen den unglücklichen Menschen, der gleichwohl noch 21 Stunden winselte, bis er verschied.

Je näher die französische Armee gegen Franken anrückte, desto häufiger versammelten sich die Rhönbauern, nun zu Tausenden an der Grenze ihres Territoriums postirt, erwarteten sie die Ankunft der reichen Plünderer. Jourdan würde sicherlich die gangbarere Straße vorgezogen haben, wenn es in seiner Wahl gestanden wäre. Allein der Erzherzog Karl hatte ihm die Marschroute vorgezeichnet, und Jourdan, bei Burgebrach zurückgeschlagen, mußte sie wohl acceptiren. Das rechte Ufer des Mains, der nächste Weg nach Würzburg, das für die Franzosen immer noch ein sehr wichtiger Posten blieb, war verscherzt.

Jourdan mußte über Haßfurt nach Schweinfurt, welcher Stadt sich von Gerolzhofen und Gochsheim aus eine Anzahl kaiserlicher Truppen näherte.

Als die beiden Armeen noch hinter Nürnberg und gegen Bamberg und Burgebrach im Anzuge waren, kamen in der Nacht etliche 30 Cürassiere nach Gerolzhofen, wie wenn sie aus den Wolken gefallen wären. Prinz Karl hatte sie, wie man nachher erfuhr, um Verwirrung zu verbreiten, dahin abgeschickt, und sie flogen binnen 24 Stunden von Altdorf bis Gerolzhofen. Diese rekognoscirten die Gegend fleißig, und sprengten bald dies, bald jenes Gerücht aus. Gar zu gerne hätten sie sich der Schiffsbrücke bei Wipfeld bemächtigt. Einstmals, als Jourdan noch bei Forchheim und Bamberg um den nächsten Weg über Ebrach nach Würzburg vergebens kämpfte, ritten einige dieser Wagehälse nach Zeilitzheim, und trugen einem Maurer auf, die Schiffbrücke bei Wipfeld einzusehen und auszukundschaften, ob sie besetzt wäre oder nicht. Dieser nahm seinen Gesellen, einen sehr großen und starken Burschen mit dahin. Dem letztern befiel unterwegs Gelüsten nach Beute. Nachdem sie sich mit eigenen Augen überzeugt hatten, daß die Brücke zwar noch, jedoch ohne alle Besatzung, existirte, besuchten sie das Wirthshaus. Kaum da einquartiert, bemerkte der Geselle einen durchreitenden Franzosen.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. ... in Schweinfurt. (Kufertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 90. Mittwoch den 9. November. 1870.

Verschwunden!

(Fortsetzung)

Ohne Widerstand, mit fest aufeinander gepreßten Lippen ließ der junge Mann sich in das Gefängniß zurückführen.

Münnich befand sich erst einige Minuten wieder allein, als eine verschleierte Dame hastig in das Zimmer trat. Mit Erstaunen blickte er sie an, als sie indeß kaum zwei Schritte von ihm entfernt stehen blieb und den Schleier zurückschlug, fuhr er fast bestürzt zurück — es war Margarethe, welche vor ihm stand.

Die Aufregung hatte ihr die Wangen geröthet, und es mußte für das sonst so schüchterne Mädchen ein schwerer Entschluß gewesen sein, diesen Schritt zu thun. Sie mußte erst einige Minuten lang nach Fassung ringen, ehe sie hinreichende Kraft gewann, um den Grund, der sie hiergetrieben hatte, mitzutheilen.

„Herr Polizeikommissär," sprach sie und ihre Stimme zitterte. „Sie errathen vielleicht, was mich zu Ihnen treibt. Ich komme, für einen Unschuldigen und Unglücklichen zu bitten, den Sie verhaftet haben. Träger ist unschuldig, glauben Sie mir! Er kann eine solche That nicht begangen haben, ich kenne ihn zu genau!"

Münnich gerieth, trotz seines ruhigen und kalten Charakters, dem jungen und hübschen Mädchen gegenüber in Verlegenheit.

„Setzen Sie sich," bat er, indem er einen Sessel näher rückte. „Ich begreife Ihre Theilnahme, ich weiß, weßhalb Sie für ihn bitten, allein es liegt nicht in meiner Macht, etwas für ihn zu thun!"

Margarethe hörte seine Aufforderung zum Niedersetzen kaum. Mit einer aufgeregten, namenlosen Angst hatte sie ihre großen Augen auf sein Gesicht geheftet.

„Alles liegt in Ihrer Hand!" rief sie. „Sie haben ihn verhaftet — Sie können ihn auch wieder in Freiheit setzen. Sie müssen es thun, denn auch Sie haben kein Recht, einem Unschuldigen die Freiheit vorzuenthalten!"

„Glauben Sie, daß ich dies wagen würde, wenn nicht ein schwerer Verdacht gegen Träger vorläge?" entgegnete Münnich. „Fräulein, ich habe nur so gehandelt, wie meine Stellung mir vorschreibt."

„Ich will Ihnen auch keine Vorwürfe machen," fuhr Margarethe fort, „denn wodurch könnte Träger, der nie ein Unrecht gethan hat, Sie beleidigt haben? Sie haben sich indeß täuschen lassen durch den Schein. Ich schwöre Ihnen, daß Träger unschuldig ist, daß er mit Templow nie ein Wort gesprochen, daß er mit der blutigen That nichts zu schaffen hat. Auch Sie würden nicht einen Augenblick an seiner Unschuld zweifeln, wenn Sie so genau mit ihm bekannt wären, wie ich es bin!"

„Fräulein, ein Polizeibeamter darf der persönlichen Ueberzeugung nur wenig Raum gestatten," erwiderte Münnich, die Aufregung des Mädchens möglichst schonend. „Die Thatsachen sind für ihn das Maßgebende und Zwingende. Glauben Sie mir, wenn Träger mein innigster Freund, wenn er mein Bruder wäre, so hätte ich ihn verhaften lassen müssen, wenn ein solcher Verdacht gegen ihn vorläge!"

Margarethe ließ sich auf dem Sessel nieder. Sie schien nicht mehr die Kraft zu besitzen, sich aufrecht zu halten. Starr blickte sie vor sich hin. — —

„Fräulein," fuhr der Commissär fort, der in aufrichtiger Weise mit ihr Mitleid fühlte. „Ich begreife Ihren Schmerz, — ich möchte denselben gerne schonen, allein es steht nicht in meiner Macht. Sie lieben Träger, Sie kennen sein Herz nur von der edelsten Seite, auch Ihr Vater hat ihm ja das beste Zeugniß ausgestellt und zugestanden, daß er der beste und zuverlässigste Arbeiter in seinem Geschäft gewesen sei — vergessen Sie indeß nicht, welcher Aufregung und welcher That die Eifersucht fähig ist. Er liebte Sie; sobald Sie Ihre Hand in die Templows vor dem Altare gelegt hatten, waren Sie auf immer für ihn verloren, er durfte selbst nicht einmal die Hoffnung in sich nähren. Mit der Besonnenheit eines Mannes hat er vielleicht auf Sie verzichtet, er hat Ihnen nicht gezeigt, wie unendlich viel er verlor, wie tief ihn der Verlust schmerzte, er hat vielleicht selbst geglaubt, den Schmerz zum größten Theile bereits überwunden zu haben, denn in jedem Schmerze tritt zuletzt ein Zustand dumpfer Erschlaffung ein,"

der fast an Leichtsinn grenzt. Da beging er die Unvorsichtigkeit und erschien auf Ihrem Polterabend, er sah Sie in dem Schmucke der Braut, sah Sie an Templows Seite. Mit einem Male tauchten all' die Schmerzen, die er bereits erdulbet, in ihm auf's Neue auf, er trank vielleicht einige Glas Wein mehr, um die Aufregung und den Schmerz mit Gewalt niederzudrücken. Der Wein rief die entgegengesetzte Wirkung hervor und erhöhte seine Aufregung, ein Gefühl der Verzweiflung erfaßte ihn, da tauchte, vielleicht zum ersten Male, der Gedanke in ihm auf, denjenigen, der sich zwischen Sie und ihn gestellt, für immer aus dem Wege zu räumen, und Mehrere, welche ihn an dem Abende gesehen haben, bekunden, daß sein Blick finster war, daß er sich vom Tanzen ferne hielt, daß er nur ein Auge für Sie hatte. In dieser Aufregung folgte er Templow, als dieser das Haus Ihres Vaters verließ. Er wartete lange Zeit auf ihn, während derselbe mit einigen Freunden sich im Weinkeller befand, er schritt, ohne zu ermüden, lange Zeit vor dem Keller auf und ab, er war allein, die Einsamkeit und Stille der Nacht kam dazu — und, Fräulein, es ist ja meine Aufgabe, die Verbrechen und die Gelegenheiten, welche dieselben hervorrufen, zu studiren — es liegt eine dämonische Gewalt in der Dunkelheit und Einsamkeit der Nacht! Mancher finstere Entschluß, den der helle, warme Sonnenschein sofort zum Weichen bringen würde, wird durch sie befestigt und zur That getrieben. Nacht legt sich gleichsam auch um die Seele — ein einziger heller Sonnenblick wäre vielleicht nur nöthig, um die finstere That zu verhüten — die Nacht begünstigt sie."

Schweigend, bebend hatte Margarethe dagesessen. Das Gesicht hielt sie mit beiden Händen bedeckt.

„Allmächtiger Gott!" rief sie, „dann hat ihn meine eigene Liebe zum Mörder gemacht! — Doch nein — nein!" fügte sie hinzu, indem sie aufgeregt aufsprang, „Träger ist kein Mörder — er ist kein Verbrecher! Herr Polizeikommissär, lassen Sie mich nur eine Minute, nur eine halbe Minute mit Träger sprechen! Hier in Ihrer Gegenwart. Ich will nur die Frage an ihn richten, ob er die That begangen hat und aus seinem Munde sollen Sie hören, daß er unschuldig ist. Oder glauben Sie, daß er im Stande wäre, mir die Unwahrheit zu sagen? Glauben Sie, daß ich aus seinem Auge nicht Alles lesen würde? Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich mit ihm sprechen."

Einen Augenblick lang schien Münnich unentschlossen zu sein, ob er dem Wunsche Margarethens nachgeben sollte.

„Fräulein, ich darf es nicht thun," entgegnete er dann. „Es wird mir schwer, Ihnen diese Bitte abzuschlagen, allein es ist wahrhaftig eine der unangenehmsten Seiten eines Polizei-Commissärs, daß seine Stellung ihm gebietet, keine Rücksicht zu nehmen, wo sein Herz ihn dazu drängt.

„Dann — dann habe ich hier nichts mehr zu suchen," erwiderte Margarethe, scheinbar mit der größten Ruhe, allein diese gewaltsam erzwungene Ruhe verrieth nur zu deutlich, wie mächtig die innere Aufregung war.

Sie wollte sich erheben — ihr fehlte die Kraft dazu.

„Erholen Sie sich noch kurze Zeit," bat Münnich.

Margaretha schwieg. Sie suchte sich zu fassen, allein ihre Kraft reichte dennoch nicht aus, denn plötzlich brachen ihre Thränen auf das Heftigste hervor, sie schluchzte laut.

Vergebens bemühte sich Münich, sie mit Worten zu beruhigen, sie hörte dieselben nicht einmal. Der heftige Schmerz des Mädchens brachte ihn in die größte Verlegenheit. Er wollte ihr helfen und wußte nicht wodurch, er wollte Hilfe herbeirufen und doch wagte er nicht, Jemand zum Zeugen dieses Auftrittes zu machen.

Endlich gewann Margarethe hinreichende Kraft, sich zu beruhigen, langsam erhob sie sich. Er erbot sich, sie zu begleiten, sie lehnte dies ab.

„Entschuldigen Sie den Schmerz eines unglücklichen Mädchens," sprach sie leise, kaum hörbar, „und gestatten Sie mir noch eine Frage: sind Sie wirklich der festen — sicheren Ueberzeugung, daß Träger — daß Träger Templow — ermordet hat?"

„Fräulein, ein Jeder kann irren", erwiderte Münnich ausweichend.

„Sagen Sie mir die Wahrheit, — ich werde sie ertragen. Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich Sie durch Thränen auf's Neue in Verlegenheit setzen werde."

Münnich schwieg.

„Sagen Sie mir die Wahrheit!" wiederholte Margarethe noch einmal.

„Ich habe die Ueberzeugung," erwiderte der Commissär.

Ohne ein Wort zu sagen wandte sich Margarethe der Thüre zu. Nur ihr schwankender Gang verrieth, was sie litt!

5. Kapitel.

Der Banquier befand sich in seinem Geschäftslokal, in aufgeregter Weise schritt er darin auf und ab. Er war allein, denn die Thüre, welche das Zimmer mit dem Raume verband, in welchem sich seine Buchhalter und Commis befanden, war geschlossen, er konnte von Niemanden beobachtet werden und legte sich deßhalb nicht den geringsten Zwang auf.

Wer ihn in diesem Augenblicke betrachtet

hätte, dem müßte nothwendig die große Veränderung in seinem Gesicht aufgefallen sein, die sich seit kurzer Zeit in demselben ausgebildet hatte. Er schien um Jahre gealtert zu sein. Die tiefen Furchen auf seiner Stirn schienen früher nur angedeutet zu sein, jetzt waren sie scharf und schroff hervorgetreten. Das wohlgefällige Lächeln, welches sonst fast immer seinen Mund umzuckte, war verschwunden, die Brauen waren zusammengezogen, und mehr als einmal suchte er der bedrängten Brust durch einen tiefen Seufzer Luft zu verschaffen.

Die Sorgen um seine Tochter, das räthselhafte Verschwinden Templows, das Aufsehen, welches dieser Vorfall in der ganzen Stadt hervorgerufen, hatten ihn so sehr in Anspruch genommen, daß er unfähig zur Arbeit geworden war und sich um sein Geschäft nur wenig bekümmert hatte. Er hatte an Träger eine Kraft besessen, auf die er sich in allen Fällen verlassen konnte, auch sie war ihm jetzt genommen — er hatte Niemanden, der ihm unterstützend zur Seite stand.

Und doch bedurfte er der Hilfe jetzt mehr als je zuvor. (Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge

aus dem Einfalle der

Franzosen in Unterfranken

im Jahre 1796.

(Fortsetzung.)

Er eilte zum Dorfe hinaus dem Reiter nach, der auf den ersten Anruf hielt. Der Bursche fiel dem Pferde in die Zügel, gebietet dem Reiter eilends abzusteigen. Ein Knüttel, so voller Energie, wie sein Handhaber, bewirkte augenblicklichsten Gehorsam. Das zweite Gebot betraf Geld; der Franzose betheuerte keines zu haben, und gab zitternd und willig seinen leeren Gurt und die volle Brieftasche her. Der Deutsche anfangs im Begriffe, den Franzosen in den Main zu werfen, an dessen Ufer die Scene vorfiel, ließ sich durch das fußfällige Bitten des Gefangenen bewegen, ihm Leben und Freiheit zu schenken. Jedoch mußte er das Pferd zurück lassen und zu Fuße weiter wandern. — Während dessen waren die Wipfelder herzugelaufen, und machten Ansprüche auf das erbeutete Pferd, nahmen es auch wirklich in Beschlag, arretirten dafür den Maurergesellen, und setzten ihn auf's Rathhaus. Hier renommirte er fürchterlich, foderte vieles und gutes Essen und Trinken, und drohte Ofen, Fenster und Thüren zu zertrümmern. Die Bauern waren ganz auf seiner Seite, nur der Schultheiß und das Gericht hatten ihn festsetzen lassen. Nach genauerer Uegerlegung der Sache, aus Furcht von strenger Ahnung von Seiten der Kaiserlichen, denen der Meister während dieses Vorgangs Rapport abstattete, entließen ihn endlich die Ortsvorsteher seines Arrestes. Allein nun will der Arrestant schlechterdings nicht aus seiner Gefangenschaft weichen, vielmehr die Kaiserl. Cürassiere erwarten, die ihn im Triumph abholen, und seine Gefangennehmung ahnen würden. Ein möglicher Fall war aber auch, die Zurückkunft des losgegebenen Franzosen in Gesellschaft mehrer seiner Kameraden, die in der Nähe von Schweinfurt, Dettelbach etc. noch zu Haufen lagen; und da sah es schlimm um den Helden des Stücks aus. Da sah er endlich selbst ein, und retirirte sich aus Wipfeld, wo sein Pferd zurück behalten wurde. — Abends kamen die Cürassiere wircklich, zerstörten die Brücke, holten das Beutepferd, und verließen den Ort unter heftigen Drohungen. — Die Brieftasche war ein reicher Fund; sie enthielt 65 Briefe. Mehrere waren vom Directorio an Jourdan, Kleber, Ernouf, Bernadotte u. a. Generale; viele aus Straßburg, Landau und mehreren Grenzfestungen an andere hohe und niedere Offiziere. Der Befehlshaber dieser Cürassiere zu Gerolzhofen, sehr erfreut über den Fang, schickte die Brieftasche unverzüglich an den Erzherzog.

Wen die Kühnheit dieser Reiter Wunder nimmt, der erinnere sich der Dreistigkeit, mit welcher andere ihrer Waffenbrüder die Amberger Geisseln zu Bamberg befreit haben. Diese Stadt, zwar stark besetzt, aber schlecht bewacht, wurde auf Ordre des Fürsten von Lichtenstein von etwa 40 kaiserl. Carabinieren, unter dem Commando des Oberlieutenant Grafen von Precourt, mit dem Anbruch des 28. Aug. überrumpelt. Sie zerstreuten entweder die Thorwachen, oder nahmen sie gefangen, verbreiteten in der Stadt durch einen fürchterlichen Lärmen allgemeine Verwirrung, befreiten unter dem Schutze derselben die Geiseln, und dazu 5 Kaiserliche, und machten 72 Franzosen zu Gefangenen. Am Tage, als Jourdan, bei Burgebrach nach Bamberg zurückgedrängt, durch diese Stadt seine Leute zu führen gezwungen war, tournirte ein einziger Kaiserlicher Husar, der bei einer Brücke Posto gefaßt, und durch Abfeuern und andere Pfiffe sich den Augen und Ohren der Franzosen vervielfacht hatte, die ganze franz. Armee, daß sie durch ein enges Gäßchen sich durchzwängte.

Eben so viel, ja noch ungleich mehr Patriotismus als der Maurergeselle, legte der Hirte zu Sennfeld an den Tag. Seine edle Handlung verdient bekannt gemacht zu werden. — Am 3. Sept. in der Nacht auf den 4. suchte der Commandant der kaiserl. Vorposten zu Sennfeld einen Mann, der den Weg bis an die Thore Schweinfurts sondirte. Freiwillig bot sich der

Hirte und zwar aus dem Grunde dazu an, weil er weder Frau noch Kinder habe, die, im Falle er verunglücken sollte, durch seinen Tod unglücklich würden. Instruirt durch zwei ihm mitgegebene Husaren, beobachtete er alle Regeln der Klugheit, und fand, daß das Wachtfeuer, so wie das vor der hölzernen Brücke befindliche Fischerhäuschen verlassen und die Brücke selbst abgebrochen sei. Da die leichten Husarenpferde, von zwei Reitern zu sehr beschwert, im Sande und Schlamme stecken blieben, mußte sich der arme Mann gefallen lassen, sechs und achtmal hintereinander durch einen Arm des Maines bis an die Achseln im Wasser zu waden, ehe er alles auskundschaften bis auf einen kleinen Pistolenschuß auf dem Bauche neben einer Hecke hinkriegend sich der Wache nähern, und die ungefähre Anzahl derselben bestimmen konnte. Das Lokale bestimmte die Möglichkeit seiner Handlung, die ihm folgende Patrouille fand seine Aussage richtig. Bei seiner Zurückkunft wollte ihm der kaiserl. Offizier ein wohlverdientes Trinkgeld geben; der wackere Mann schlägt es aber großmüthig aus, und bittet sich nur die Erlaubniß aus, um nach Hause gehen und sich im Bette erwärmen zu dürfen. — Die Schildwache wurde durch Husaren beunruhigt, und alle Anstalten gemacht, daß mit Tages Anbruch die Brücke in brauchbaren Stand gesetzt und Schweinfurt, aus dem sich während der Nacht alle Franzosen gezogen hatten, besetzt werden konnte.

Von der linken Mainseite war Schweinfurt seit den letzten Tagen des Augusts mit franz. Truppen umgeben. Dem Obergeneral schien es vielleicht so unmöglich noch nicht, Würzburg zu entsetzen. Er eilte dies zu bewerkstelligen. Allein Erzherzog Karl hatte durch forcirte Märsche ihn überflügelt, und die Stadt Würzburg schon am 1. Sept. besetzt, die nun von der Festung aus so lange heftig beschossen wurde, bis der Prinz dem Commandanten andeuten ließ: daß wenn er das Feuern nicht gleich einstellte, er ihn beim Kopfe nehmen würde. Am 2. Sept. griff Jourdan die kaisrl. Armee, deren Schwäche an Reiterei ihm gar wohl bekannt war, mit Muth an; am 3. Sept. wurde die Schlacht in der Gegend von Pleichfeld und Bibergau fortgesetzt, und durch die Dazwischenkunft des Erzherzogs, der früh um 2 Uhr bei Schwarzenau den Main passirt hatte, Abends 4 Uhr zum Nachtheile der Franzosen entschieden. Sie retirirten sich theils über Arnstein, theils über Euerbach, theils über Kissingen in's Fuldaische noch in der Nacht, nachdem zuvor noch Randersacker, Mühlhausen, Langefeld, Grumbach, Arnstein, Pleichfeld, und wer weiß wie viele Orte sonst noch von ihnen geplündert und angezündet worden waren. Der letztere Ort liegt beinahe ganz in der Asche; 26 Personen büßten bei dem fürterlichen Brande das Leben ein, unter andern erstickte eine Mutter mit 6 Kindern im Keller. Einige Personen wurden von den Franzosen ins Feuer geworfen. — Am 4. Sept. ergab sich auch die Citadelle bei Würzburg. Die unter den Gefangenen sich befundenen Kriegscommissaire wurden für die aus Würzburg abgeführten Geiseln in Beschlag genommen, und bald darauf nach Königshofen transportirt.

Bei der einige Tage früher vorhergegangenen Abführung der Würzburgischen Geiseln, erlebte man daselbst ein rührendes Beispiel der kindlichen Liebe. Den Senator und Oberraths Assessor Endres traf das Loos. Sein Sohn, ein geschickter und hoffnungsvoller junger Mann, der seine Studien noch nicht vollendet hatte, bat die Municipalität, den Vater seiner Familie und dem Staate, dem er jetzt bessere Dienste leisten könne, zu überlassen, und dafür ihn, den Sohn als Geißel mitzugeben. Ein edles Anerbieten, das auch mit allgemeinem Beifalle der Mitbürger angenommen wurde.

Als ein Beispiel von Resignation für Patriotismus verdient angeführt zu werden, daß Schweinfurt seinen ersten und verdienten Stadtarzt, den Hofrath Stoll, als Geisel erkiest hatte, dessen Platz aber nachher ebenfalls von seinem Sohne eingenommen worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(„Ach! wäre nur unsere Armee so organisirt gwesen, wie die Toilette der Kaiserin!") So seufzte einer der Mitarbeiter des „Rappel" als er die Gemächer Eugeniens im Tuilerienpalast besichtigte. Er gibt über die Einzelheiten der majestätischen Toilette folgende Mittheilungen: „Die Kleider sind eine ganze Institution. Sie nehmen auf den Böden ausgedehnte Räumlichkeiten ein. Rund herum befinden sich alle Zimmer der Näherinnen. Es ist ein sehr hübscher Mechanismus in's Werk gesetzt, um sie herunterzuschaffen: eine kleine Eisenbahn mündet in's Zimmer der Kaiserin aus. In einem Saale der Appartements fand man zwei große photographische Albums, welche so zu sagen das ganze kaiserliche Regime resumiren. In dem einen das vollständige Balletcorps, im andern die ganze Majorität u. s. w.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 91. Samstag den 12. November. 1870.

Verschwunden!

(Fortsetzung.)

Es ist ein altes Sprichwort, daß ein Unglück selten allein kommt — an dem Banquier schien sich die Wahrheit desselben in ganzer Schwere bewähren zu wollen. Harte Schläge hatten sein Geschäft in den letzten Tagen betroffen. Zuviel mit seinen Familienangelegenheiten beschäftigt, hatte er dieselben leichter genommen, als er durfte und als er zu jeder anderen Zeit gethan haben würde. Er befand sich in einem solchen Zustande der Abspannung, daß ihm dieselben gering erschienen.

Sie waren indeß nicht gering. Als er an diesem Tage zum ersten Male seit dem unglücklichen Polterabende die Bücher wieder zur Hand nahm und in ruhiger Weise die Verluste, welche ihn betroffen hatten, berechnete, nahm er zu seinem Schrecken wahr, daß er vernichtet war, wenn er nicht Hülfe fand.

Er glaubte anfangs, daß er sich selbst täusche, er wollte und konnte den Gedanken nicht fassen; als er indeß von der ganzen Größe und der Gefahr sich überzeugte, brach er fast zusammen.

Wie ein Verzweifelnder raffte er sich wieder empor. Die Hoffnung, daß er Hilfe finden werde und müsse, gab ihm neue Kräfte. Wie manches Geschäft hatte sich nicht schon in ähnlicher Lage befunden und ihm war dennoch geholfen, es hatte Zeit gewonnen, sich wieder emporzuraffen. Es war eine schwere Krisis, welche freilich seine ganzen Kräfte in Anspruch nahm, die er aber dennoch überwinden mußte.

Er hatte von jeher in allen Geschäftsangelegenheiten einen etwas zu weit getriebenen Stolz besessen, der Gedanke, daß er je Andere um Hilfe werde bitten müssen, war ihm so peinlich gewesen, daß er ihn kaum in sich hatte aufkommen lassen — jetzt mußte er sich doch zu diesem Schritte entschließen — es blieb ihm kein anderer übrig.

Er wurde ihm schwer. Er ging zu mehreren Geschäftsfreunden, indeß zu allen vergebens. Er fand bei Allen Bedenken und Ausflüchte, welche ihn verletzten. Anfangs schrieb er dieselben einer feindseligen Stimmung zu, zuletzt konnte er sich indeß nicht mehr verhehlen, daß der Credit seines Geschäftes gebrochen, vernichtet war.

Noch immer gab er sich nicht für verloren; in dem Unglücke, welches über ihn hereingebrochen war, schien er stärker zu sein, als im Glücke. Oder war es nur die Kraft der Verzweiflung, welche sich auch gegen ein einstürzendes Haus anstemmt, als ob die schwachen Arme die wankenden Mauern halten könnten?

Da alle Versuche in der Stadt vergebens gewesen waren, eilte er zurück in sein Geschäftszimmer. Er telegraphirte an einen auswärtigen Geschäftsfreund, seit Jahren stand er mit demselben in Verbindung, er hatte ihm mehrere Gefälligkeiten erwiesen; der Freund war reich — er konnte ihn nicht im Stiche lassen. Es war das die letzte Hoffnung, welche ihm blieb, allein er klammerte sich mit ganzer Kraft an dieselbe.

Der Abend war bereits hereingebrochen, noch hatte er keine Antwort erhalten. Seine Leute hatte er sämmtlich nach Schluß des Geschäftes fortgehen lassen, seiner Familie die Nachricht gesandt, daß er an diesem Tage später kommen werde. Weder seine Frau noch seine Tochter hatten eine Ahnung davon, welche Gefahr ihn bedrohte — sie sollten es auch nicht erfahren, wenn es ihm gelang, dieselbe zu überwinden.

So schritt er ungeduldig, unruhig im Zimmer auf und ab.

Am folgenden Tage hatte er bedeutende Wechsel zu decken, dieselben befanden sich in den Händen eines Mannes, mit dem er verfeindet war, von dem er am wenigsten Schonung erwarten konnte.

Die Beine versagten ihm den Dienst, er warf sich in seinen Arbeitssessel nieder, um gleich darauf wieder emporzuspringen und die Wanderung durch das Zimmer von Neuem zu beginnen.

Endlich wurde heftig an die Thür gepocht, er öffnete dieselbe mit zitternder Hand, weil er richtig vermuthete, daß ihm die telegraphische Antwort des Freundes gebracht werde. Noth besaß er volle Kraft, sich zu beherrschen. Mit ruhiger Miene zahlte er dem Boten des Telegraphenamtes den Betrag und füllte die Quit-

tung aus — er mochte Niemandem zeigen, was in ihm vorging.

Einige Secunden lang hielt er, als der Bote sich entfernt und er die Thür wieder verschlossen hatte, die Depesche in der Hand und die Hand zitterte heftig. Es fehlte ihm der Muth, das Siegel zu erbrechen. Da erfaßte ihn der Gedanke, daß seine ganze Angst eine Thorheit sei, der Freund konnte ihn ja nicht im Stiche lassen, nur seine aufgeregte Phantasie hatte ihn mit so finstern Bildern geschreckt. Ein Lächeln zuckte um seinen Mund, er erbrach die Depesche, warf einen Blick hinein, sein Auge ruhte starr, starr darauf, und mit dem Rufe: „Ich bin verloren!“ sank er bewußtlos nieder.

Es währte lange, ehe er wieder zu sich kam, und nur langsam vermochte er sich auf die Verhältnisse, welche ihm das Bewußtsein geraubt hatten, zu besinnen. Seine Kraft, sein Muth war gebrochen. Es gab keinen Weg der Rettung mehr für ihn und er gab sich auch keine Mühe mehr, einen solchen zu finden. Erdrückend schwer lastete es auf seinem Kopfe, nur der Gedanke an die Schmach des Bankerotts beschäftigte ihn. —

Er raffte sich empor und trat an seinen Arbeitstisch. In einem Kasten desselben lag ein Pistol — vor Jahren hatte er dasselbe gekauft und dorthin gelegt, um, wenn er spät arbeite, gegen jeden etwaigen Ueberfall, gegen eine Beraubung gewaffnet zu sein. Das Pistol war geladen. Der Lauf desselben funkelte in dem Schimmer des Gaslichtes.

Der Gedanke, den Lauf auf seine Stirn zu drücken und mit einem Schusse all' den Qualen und der Schande ein Ende zu machen, durchzuckte ihn. Was hatte er noch vom Leben zu erwarten? Sollte er von Neuem beginnen, um des Lebens Unterhalt zu arbeiten und sich zu mühen, sollte er mit einem Male all' dem Luxus, an den er seit Jahren gewöhnt, der ihm zum Bedürfniß geworden war, entsagen? — er besaß nicht die Kraft dazu.

Und er besaß auch nicht den Muth, den einen kurzen Schritt, der seinem Leben ein Ende gemacht hätte, zu thun. Zitternd, hastig warf er das Pistol wieder in den Kasten. Es überkam ihn nach all' der Anstrengung und Aufregung dieses Tages eine Abspannung, so daß er sich nur nach Ruhe sehnte.

Er verließ das Zimmer, schloß die Thüre und stieg hinauf in seine Wohnung.

Es war spät in der Nacht geworden — es war still. Als er an dem Zimmer seiner Tochter vorüberschritt, bemerkte er durch das Schlüsselloch, daß noch Licht in demselben war. Er wollte sich vorüberschleichen, allein mit unbewußter Gewalt zog es ihn zu der Thür hin, und ohne daß es seine Absicht war, öffnete er dieselbe und trat ein.

Margarethe saß am Schreibtische und schrieb. Sie fuhr erschreckt empor, als sie ihren Vater eintreten sah. Kaum hatte sie dessen bleiches, durch Schmerz, Aufregung und Abspannung fast verzerrtes Gesicht erblickt, so eilte sie ihm mit dem Rufe: „Allmächtiger Gott! Vater, was ist geschehen?“ entgegen.

Meyer wollte seinem Kinde verbergen, was ihn so schwer drückte — er war es nicht im Stande. Er fühlte auch das Bedürfniß, zum wenigsten ein Herz zu besitzen, gegen welches er sich aussprechen konnte. Erschöpft sank er auf einen Stuhl und dann theilte er Margarethe Alles mit. Er verschwieg ihr sogar nicht, daß sein Fall zum Theil durch eigene Schuld mit herbeigeführt sei.

„Durch eigene Kräfte hatte ich mich emporgearbeitet,“ sprach er. „Du wirst Dich aus Deinen Kinderjahren kaum noch entsinnen, wie unermüdlich und rastlos ich damals gearbeitet habe, manche Nacht bin ich nicht in's Bett gekommen, ich hatte meinen Kopf darauf gesetzt, reich zu werden, in Glanz und Reichthum zu leben wie Andere, zuvorthun wollte ich es dann Allen an Luxus. Ich habe erreicht, was ich damals erstrebte — ich habe Vermögen erworben, und ein Haus gemacht, wie Wenige in der Stadt — ich war in meiner Verblendung stolz darauf und ich hatte keine Ahnung, daß dies meinen Sturz herbeiführen würde. Nicht die Ausgaben allein, welche mein Haushalt kostete, haben mich zu Grunde gerichtet, ich konnte sie bestreiten, aber dieser Luxus verweichlichte und entnervte mich, ich mochte und konnte zuletzt nicht mehr so fleißig und ernst arbeiten, wie früher. Das Glück verließ mich zugleich und jetzt — jetzt bleibt mir, wenn ich mir den Namen eines ehrlichen Mannes retten will, außer der Schande des Bankerottes nichts übrig — nichts, wovon ich Deine Mutter erhalten kann!“

Er hatte, während er dies Alles erzählte, starr vor sich hingeblickt.

Margarethe war Anfangs erschreckt zusammengezuckt, sie hatte in ihrem ganzen Leben Noth so wenig kennen gelernt, daß sie der Gedanke daran unwillkürlich erbeben machte, allein kaum hatte sie einen Blick auf das schmerzentstellte Gesicht ihres Vaters geworfen, so fühlte sie auch, daß sie Alles thun müsse, um ihn aufzurichten. Für sie hatte ohnehin all' der Luxus und Reichthum nie viel Werth gehabt, ihr Herz hatte längst empfunden, daß dies nicht im Stande sei, ihr Glück zu begründen.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Einfalle der
Franzosen in Unterfranken
im Jahre 1796.
(Schluß.)

Mutantur tempora, et nos mutamus in illis.

Der muthlose Bauer wurde durch die Verheerungen der Franzosen kühn, und erschwerte in dem Rhön-Gebirge, durch das Jourdan seinen Rückzug zu nehmen gezwungen wurde die Retirade ungemein. Viele hundert, viele tausend Franzosen fanden dort ihr Grab. Von der kaiserl. Armee mit Munition versehen, sogar durch Reiterei und Kanonen gedeckt, besetzten sie die ihnen bekannten Schlupfwinkel, bis zur günstigen Gelegenheit, die manchen von ihnen zum reichen Mann machte. So ruhig der Frankenländer sich bei Plünderungen und Mißhandlungen verhielt, so tapfer wehrte sich der Rhönländer seines Eigenthums und seiner Haut. Mitten im Walde liegt ein einsames Försterhäuschen, das ein vorbeiziehender Trupp Infanterie ansichtig wurde und sogleich für eine gute Prise erklärte. Wirklich hätten sie hier einen guten Fang gethan, denn es war voll gepfropft von geflüchtetem Gute. Aber die Schützen lauerten im Dickicht, und schossen durch sieben Schüsse eben so viele Raubsüchtige todt, wodurch die andern zum ruhigen Vorüberziehen bewogen wurden. — Ein Jäger, der sich an der Waldspitze ganz passive verhielt, wurde von zweien Chasseuren zum Wegweiser ersucht. Er ging auch in dieser Absicht ruhig voraus; als der eine Chasseur ihn übertritt und sogleich mit einem Säbelhiebe regalirte. Noch auf dem Boden knieend, ergriff er seine Doppelbüchse, und auf zwei Schüsse lagen auch die beiden Mörder in ihrem Blute. — Durch den Aufstand der Rhönländischen Bauernmasse erlitten die Franzosen auch einen beträchtlichen Verlust an Bagage, den besonders die le Fevrische Division hart fühlte. — Wehe dem Franzmann, der vom 4. September an einem Bauern in die Klauen gerieth! Unfern einer Mühle holte ein kaiserl. Husar einen franz. Infanteristen ein, der ihn um Pardon bat. Er schenkte ihm zwar das Leben, aber hieb ihm die Flechsen an beiden Füßen so ganz ab, daß dieser nur mit Mühe auf den Händen zu einer nahen Staße hinkriechen konnte. Und eben hier fand ihn ein Bauer, dem er Tags zuvor unter den gröbsten Mißhandlungen sein Bischen Armseligkeiten geraubt hatte. Der Eifer überwältigte den Bauern so, daß er mit Verleugnung aller Menschlichkeit den Franzosen über die steinerne Brücke in die Tiefe hinabstürzte und mit kleinen spitzigen Steinen ganz langsam zu Tod warf. Der strenge Moralist wird diese Handlung tadeln, aber — oder er müßte ein ganz anderer Mensch, wie wir übrigen Franken! — in der Lage des Bauern vielleicht nicht menschlicher mit einem Teufel in Menschenhaut, der den Bettler sogar noch berauben kann, verfahren seyn.

Ueber die plötzliche Umwandlung der Bauern, die bisher geduldige Schafe, nun nach dem Scheren, reißende Wölfe wurden, waren auch die Generäle sehr ungehalten. Kleber sagte einst über Tisch: „Ich will eine ganz neue Art, Krieg zu führen, in Gang bringen; jeden Bauern mit einer Tafel: „Schnapphahn, der die Franzosen mordet" brandmarken und bei den Zehen aufhängen; jedem Beamten bis zum Aufplatzen des H—tern Prügel geben; durch meine Mordbrenner jeden Ort in Brand stecken lassen, und mitten durch diese Illumination mit meinen Truppen ziehen; und wenn noch ein Gott im Himmel lebt, so wird er applaudiren und sagen müssen: „Bravo, Franzosen, dies ist wohlgethan." Man denke sich diese pathetische Rede aus dem Munde eines Klebers!

Jourdan, ganz niedergeschlagen über den verunglückten Plan, betäubt über die Tage der Rechenschaft, nun vollends wüthend über den Aufstand der Rhönbauern, hörte man auch öfters wiederholen: Il faut brûler, il faut massacrer! toujours! toujours!

Mortier ist mit diesen Drohungen wirklich hervorgetreten; zum Glück aber geldgieriger, als grausam gewesen.

Colland scheint vor der Rhön gewaltigen Respekt gehabt zu haben. Noch einige Stunden davon entfernt, versicherte er an einem Orte gar ernstlich, förmlich quittirt zu haben, weil er unter und neben so schlimmen Menschen — so er hatte sich noch deutlicher ausgedrückt — nicht mehr dienen wolle.

Die Commissaire lenkten auch etwas ein. Einer verlangte bei Annäherung der kaiserl. Armee von dem Kammerdirector Goldmeyer zu Würzburg mit viel Heftigkeit die Auszahlung der rückständigen Contributionen. Dieser bat sich die Erlaubniß aus, dies der Bürgerschaft nur zum Fenster hinaus insinuiren zu dürfen, und jener sprach zu Ferner kein Wörtchen mehr von diesem kitzlichen Punkt.

Bei dem gemeinen Soldaten bemerkte man diese Transmutation des Herzens und Sinnes recht eigentlich. Wo sie das Uebergewicht hatten, handelten sie weit grausamer, als zuvor, hieben säugenden Müttern die Brüste ab, schossen, was ich erforderlichen Falles mit einem Haufen Beispiele erweisen könnte, und hauten, besonders wenn sie von Versammlungen der Gemeine, oder vom Stürmen mit Glocken nur einen Laut vernahmen, auf den Wehrlosen ein, steckten Ortschaften in Brand, und zeigten weit mehr Bosheit beim Plündern. Der Traiteur Heilmann

zu Kissingen hatte seine besten Habseligkeiten in den Keller geschafft und sie durch eine neu aufgeführte Mauer sichern wollen. Die Soldaten zählten von außen und ihnen die Kellerlöcher, und kamen dadurch der Sache auf die Spur. Alles wurde nun von ihnen hervorgezogen. Das schönste Tisch- und Bettzeug, Betten und anderes Vergrabene auf einen Haufen gethan — und verbrannt. Meistentheils suchten sie die Grillen, das Andenken an die Gefahren des morgenden Tages, durch einen ewigen Rausch zu verscheuchen. —

Wo sie sich zum Widerstande zu schwach fühlten, oder Gefahr witterten, war Niemand geschmeidiger, als sie. Wer zuvor nie einen Hut oder Mütze abgenommen hatte, beobachtete nun diese Landessitte. Alle Brutalität war verschwunden. Der reichste Dragoner gab sich nun für so arm aus, daß man in Versuchung gerieth, ihm einen Zehrpfennig zuzuwerfen. Wer zuvor den Boden mit Wein oder Bier getränkt hatte, begnügte sich jetzt, seinen Hauswirth um ein Glas Wasser für den Magen zu bitten. Tausend Verwünschungen über die Schurken von Kameraden, die den Bauersmann mißhandelt und gereizt hätten, hörte man heute aus dem nehmlichen Munde, der gestern noch zu einer solchen militärischen Heldenthat encouragirt hatte. „Bauer viel schlimm, gibt er drei Stich, hab ich neun Loch" hörte man viele sprechen, denen die dreizackichten Mistgabeln der Bauern etwas zu nahe auf den Leib gekommen waren.

Seit dem 4. Sept. ist Franken von seinen lästigen Gästen befreit, denen der Himmel ihr schlimmes Betragen verzeihen wolle! — Ob sie je wohlgezogener werden? Das Directorium wünscht es mit den Edeln der Nation. So lange man aber den Truppen nicht einen guten Sold in klingender Münze, ordentlich und pünktlich zu entrichten im Stande ist, so lange ist jede Bemühung, Zucht und Ehrbarkeit bei der Armee herzustellen, wohl vergebens. — Vom General an, bis zu dem Diener des Wagenknechts, war Geld! Geld! Geld! der große Punkt, auf den sich das Auge richtete. Hang zum Wohlleben auf der einen Seite, auf der andern immerfort Mangel, bringen bei dem Franzosen wie bei dem Deutschen, die nehmlichen Wirkungen hervor. Des Betteins schämt man sich, man erwählt demnach das Graben nach Anderer ehrlichen Leute Güter, bis endlich der Gräber selbst in die von ihm gegrabene Grube fällt. Geht auch der gute ehrliche Name dabei mit zu Grabe — was kümmert sich um das Urtheil der Welt ein Mensch, wie Mortier und seines Gleichen, wenn nur der Beutel gefüllt, das lustige Leben fortgesetzt werden kann. —

Ob sie wieder nach Franken kommen werden? Möglich ist eine zweite Invasion, wenn sie auch nicht mehr die Eroberung Wiens zum Hauptzweck haben sollte. Aber eben so wahrscheinlich ist auch ein zweiter Fehlschuß. So lange die Insubordination und Ausschweifungen der franz. Armee auf dem Grade, wie sie waren, sind, zerstöret sie sich sebst.

Mannigfaltiges.

Mittel gegen Ruhr. Da jetzt so viele unserer tapferen Krieger an Ruhr leiden, so dürfte es zweckmäßig sein, an das Mittel zu erinnern, das die Steppenvölker Hochasiens mit bestem Erfolg dagegen anwenden (Buttermilch.) Der Wiener Arzt Pollak, der die persische Armee auf dem Kriegszug gegen Afghanistan begleitete, versichert, daß die meisten Kranken bei Anwendung desselben gerettet wurden, während sie bei Gebrauch der in Europa gebräuchlichen Arzneimittel, die er mit sich führte, starben. Ein altes, bewährtes deutsches Hausmittel sind auch Schwarzbeeren, in Absud genossen oder mit etwas Fett und Milch zu Brei gekocht.

(**Ein seltener Genuß**) wurde dieser Tage einem Reisenden zu Theil, welcher auf der hinter Eisenach gelegenen Eisenbahnstation Guntershausen dem Extrazug begegnete, welcher unter andern 120 Postillone von Berlin nach Frankreich überführte. Dieselben hatten ihren Morgenkaffee eingenommen und befanden sich in der fröhlichsten Stimmung; kurz vor der Weiterfahrt aber bildeten sie einen dichten Kreis und bliesen auf ihren Hörnern mit vieler Präcision die „Wacht am Rhein". Alle Zuhörer waren von dem unvorbereiteten Concert förmlich electrisirt.

Eine nette Anekdote erzählt Gerstäcker von einem Bayer, der sich zuvor bei einem Anderen nach einigen der nothwendigsten französischen Worte wie z. B. „essen" und „trinken", erkundigt hatte und sich diese auch merkte. Als er nun in's Quartier kam, holte er seine Uhr aus der Tasche und das Zifferblatt gegen den Wirth haltend sagte er, indem er langsam mit dem Zeigfinger der rechten Hand auf die 6, 9, 12, 3, und wieder 6 zeigte: „Manger hier, hier, hier, hier — und hier boire" und der Zeigefinger ging ein paarmal rasch um das ganze Zifferblatt herum.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schwabach. [illegible]

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 93. Samstag den 19. November. 1870.

Verschwunden!

(Fortsetzung.)

„Commissär, ich erkenne Sie wahrhaftig nicht wieder,“ rief der Advokat laut lachend. „Ich habe Sie oft um Ihren ruhigen, scharfen und kalten Verstand beneidet — wo ist derselbe geblieben! Sie scheinen wahrhaftig noch zu glauben, Templow sei eines besseren Gefühls fähig gewesen! Haha! Der Mensch, der unmittelbar aus den Armen seiner Braut an seinem Polterabend in einen Weinkeller eilt, um dort Hazard zu spielen und seinen Freunden das Geld abzunehmen! Er verlobte sich mit der Tochter des Banquiers, nicht weil sie schön und liebenswürdig war, sondern weil er sie für sehr reich hielt, weil er glaubte, mit dem Gelde ihres Vaters den Großen spielen zu können — ich möchte jede Wette darauf eingehen, daß er früher als irgend ein Anderer den Vermögensstand des Banquiers richtig erkannt hat. Ich glaube zwar nicht, daß Meyer selbst ihn darüber aufgeklärt hat, dazu ist er zu klug, allein Templow besaß in Allem was das Geld betraf, einen fast wunderbaren Instinkt. Er hat den Bankerott im Voraus gewittert und ein bankerotter Schwiegerpapa konnte ihm wenig nützen. Zudem hat er auch gewußt, daß seine Braut ihn nicht liebte — das würde ihn freilich wohl weniger gestört haben.“

„Sie glauben also, daß Templow geflohen ist?“ fragte der Polizeicommissär.

„Natürlich glaube ich das,“ antwortete Holten. „Ich will Ihnen sogar sagen, wie er calculirt hat. Wenige Stunden später sollte er sich mit seiner Braut für immer verbinden, eine Frau, ohnehin eine bürgerliche Frau ohne Vermögen behagte ihm nicht, von der Verbindung im letzten Augenblicke zurücktreten konnte er nicht, ohne ein auch für ihn sehr unangenehmes Aufsehen hervorzurufen, er würde sich dadurch auch einem Hauptsturme seiner Gläubiger ausgesetzt haben, er hatte seinen Freunden in dem Weinkeller einige hundert Thaler abgenommen, vielleicht hat er in den Taschen des Todten noch etwas mehr gefunden und damit hat er sich auf die Reise begeben, um in einem anderen Lande sein Glück zu versuchen. Behält er noch Geld übrig, so wird er es schnell durchbringen und dann in derselben Weise leben wie hier: von Spiel und Schulden.“

Münnich schritt mit auf den Rücken gelegten Armen im Zimmer auf und ab. Nachsinnend blickte er vor sich hin auf die Erde.

„Und Träger wäre demnach unschuldig,“ erwiderte er endlich. „Und doch liegen gegen denselben so viele Beweise vor, daß er Templow ermordet hat!“

„Halt!“ fiel Holten ein. „Münnich, das ist der Punkt, der Sie befangen gemacht hat. Sie haben sich einmal fest in den Kopf gesetzt, der arme Buchhalter, den ich übrigens gar nicht kenne, müsse Templow durchaus ermordet haben, weil er dessen Braut geliebt hat und ihm an dem Abende nachgelaufen ist. Einen anderen Beweis gegen ihn haben Sie nicht. Dies hat sich bei Ihnen zur fixen Idee ausgebildet. Wirken Sie dahin, daß der arme Teufel auf freien Fuß gesetzt wird, er hat seine Thorheit, Templow nachgelaufen zu sein, ohnehin schon schwer genug gebüßt.“

„Es steht nicht mehr in meiner Macht, die Untersuchung gegen ihn niederzuschlagen,“ entgegnete Münnich. „Ich würde es auch nicht thun, bis ich den Beweis hätte, daß Templow noch am Leben ist.“

„Der Himmel möge einen jeden bewahren, daß nicht der Verdacht der Polizei auf ihn fällt,“ fuhr Holten fort. „Commissär, wenn Sie nun den klaren, unumstößlichen Beweis erhalten, daß Temploch noch lebt, wenn er Ihnen sebst schreibt, daß er mit Träger nie etwas zu schaffen gehabt hat, daß er an jenem Abende in keiner Weise mit ihm zusammen getroffen ist, was dann — was dann?“

„Dann wird Träger noch an demselben Tage auf freien Fuß gesetzt werden.“

„Haha! Auf freien Fuß!“ lachte Holten laut auf. „Und wodurch wollen Sie ihn entschädigen, daß er seit Wochen ganz unschuldig im Gefängnisse geschmachtet, daß er seine Stellung, seinen unbefleckten Namen verloren hat? Womit wollen Sie ihm all' die Qualen, die er erduldet hat, ersetzen? Oder glauben Sie, es sei einem solchen Menschen, wenn er auch nur Buchhalter ist, gleichgiltig, wenn er wie ein Verbrecher behandelt und eingesperrt wird? Wenn er nun wahnsinnig

geworden ist, wenn ihn die engen grauen Mauern des Gefängnisses verrückt gemacht haben, was dann — was dann?"

Der Commissär zuckte mit den Achseln.

„Münnich, ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie meinen, dann ließe sich durch besondere Verwendung für ihn die Begünstigung erwirken, daß er auf Staatskosten in ein Irrenhaus gesteckt werde! Haha! Eine herrliche Vergünstigung! — Münnich, Sie sind mein Freund, aber dennoch kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ein Justiz- ein Polizeimord an ihm begangen wäre. — Ich weiß Alles, was Sie mir einwenden können, daß die Polizei kraftlos werde, wenn sie nur dann einschreiten und Jemand verhaften dürfe, wenn ganz zweifellose Beweise gegen denselben vorlägen — das mag wohl sein, obschon ich es nicht zugebe, allein geschieht dies im Interesse des Rechtes, des Gesetzes, der allgemeinen Sicherheit! — gut, so hat der Staat die Verpflichtung, den Unschuldigen für jedes ihm widerfahrene Unrecht zu entschädigen, er muß ihm zum Wenigsten, da er dies nicht anders kann, jede Stunde, die ihm an seiner Freiheit geraubt ist, mit Geld aufwiegen."

„Sie mögen Recht haben," warf Münnich ruhig ein. „Ich habe die Gesetze indeß nicht gemacht."

„Sie dienen aber den Gesetzen, die ungerecht sind," warf Holten, dessen Lieblingsidee hiermit berührt war, ein. „Man erzählt sich in der Stadt sogar, der Banquier habe nur deßhalb Bankerott gemacht, weil er in Träger seinen tüchtigsten Buchhalter, die tüchtigste Kraft seines Geschäftes, ja, die Seele desselben verloren habe. Das mag sein — dies will ich Ihnen wahrhaftig nicht anrechnen, denn der Mann würde nach meiner Ueberzeugung doch gestürzt sein. Aber der arme Buchhalter, Freund, denken Sie an Den, thun Sie Alles für ihn, was in Ihren Kräften steht — und nun leben Sie wohl!"

Er ergriff seinen Hut, um sich zu entfernen. Münnich erfaßte seine Hand, um ihn zurückzuhalten.

„Bleiben Sie noch," sprach er, sichtbar aufgeregt.

„Nein, Freund, meine Zeit ist abgelaufen. Der Mensch ist nicht mehr als eine Uhr, welche je nach den Geschäften gestellt wird."

Holten ging.

Münnich warf sich auf seinen Arbeitsessel. In Gedanken versunken, grübelnd saß er regungslos da. Der Freund hatte Gedanken in ihm wachgerufen, Zweifel, Vermuthungen — mit Gewalt wollte er dieselben von sich fern halten, — es giebt indeß Gedanken, welche stärker sind als des Menschen Wille.

7. Kapitel.

Eine neue Spur und Münnichs Besuch bei einer Dame.

Schon am andern Tage kam Holten wieder zu Münnich, der vergebens seinen Kopf angestrengt hatte, das Geheimniß, welches über dem Tode des Unbekannten schwebte, zu lösen.

„Commissär," rief er, als er in das Zimmer trat, „hat Sie meine gestrige Auseinandersetzung überzeugt und belehrt?"

Münnich schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Ich habe noch keinen Grund gefunden, meine Ansichten zu ändern."

„Es hält verteufelt schwer, Euch Menschen von der Polizei zu einer besseren und richtigen Ansicht zu bringen," fuhr Holten fort. „Münnich, gestehen Sie es nur, meine Worte sind Ihnen doch in sehr störender Weise durch den Kopf gefahren, Sie haben nicht so ruhig geschlafen, als Sie sonst zu schlafen pflegen! Was geben Sie zum Besten, wenn ich Ihnen heute einen Lichtstrahl bringe, der im Stande ist, das ganze Dunkel zu erhellen?"

Münnich blickte ihn überrascht und fragend an.

„Haha! Sie blicken mich noch sehr ungläubig an," rief der Advocat lachend. „Nun, ich werde es Ihrem eigenen guten Geschmacke und Ihrem Ehrgefühle überlassen, selbst die Weinsorte zu bestimmen, welche Sie heute Abend für meine Nachricht zum Besten geben werden. Ich mache indeß zur Bedingung, daß Sie Alles aufbieten, um dem armen Buchhalter heute schon, spätestens Morgen die Freiheit zurückzugeben. Ich habe es Ihnen schon gestern gesagt, daß der Mensch unschuldig ist. Zugleich müssen Sie Ihre Ansicht über Templow noch um einige Grad herabstimmen."

„So sprechen Sie endlich!" rief Münnich ungeduldig.

„Freund, ich habe bis jetzt fast in einem Zuge gesprochen, sogar mehr als meiner Lunge dienlich ist. Ich werde Ihnen zuerst einige Fragen vorlegen, je kürzer und präciser Sie mir dieselben beantworten, um so schneller werden Sie Alles erfahren. Also zuerst: kennen Sie eine gewisse Dame Ida Landmann?"

„Gewiß. Sie ist bekannt genug in der Stadt."

„Gut — es wäre auch unverantwortlich, wenn Sie als Polizeicommissär von der Existenz dieser Dame keine Kenntniß hätten. Sie wissen, wo sie wohnt?"

„Vor dem Thore, in einem [illegible] Garten gelegenen Hause."

„Ganz recht. Ich sehe zu meiner Befriedigung, daß Sie ganz gut unterrichtet sind. Wissen Sie auch, daß Templow mit dieser Dame verkehrte?"

„Es verkehren sehr viele Herren mit ihr — sie lebt davon."

„Weichen Sie meiner Frage nicht aus, Com-

missär. Sie müssen mir präcis antworten. Also?“

„Nein,“ gab Münnich zur Antwort.

„Ich will zugeben,“ fuhr Holten in scherzhaftem Tone fort, „daß es schwer ist, in dieser Beziehung genau der Vergangenheit des verschwundenen Herrn nachzuforschen, denn der Wege, die er gewandelt, sind sehr viele und sehr verschlungene, und doch ist dieser Weg sehr bedeutungsvoll, weil er ihn noch in der letzten Nacht, welche er hier in der Stadt gewesen ist, noch in der Nacht seines Polterabends betreten hat.“

Münnich blickte überrascht auf.

„Templow war in der Nacht bei der Landmann?“ fragte er.

„Gewiß, nachdem er seinen Freunden im Spiel das Geld abgenommen hatte, stattete er dieser Dame noch einen Besuch ab.“

„Woher wissen Sie das?“ fiel der Commissär ein.

„Halt, Freund, ich habe nicht Lust, Sie in meine Karten blicken zu lassen. Nur im Vertrauen kann ich Ihnen mittheilen, von einem Freunde, der seine eigene Bekanntschaft mit der Landmann nicht gern zur allgemeinen Kenntniß bringen möchte. Sie werden dies begreifen, und deßhalb Rücksicht nehmen, übrigens habe ich auch mein Wort gegeben, den Namen meines Freundes nicht zu nennen. Sie können ja bei der Landmann selbst nachforschen.“

„Das werde ich thun,“ fiel Münnich ein. „Heute noch.“

„Ich bin mit meiner Mittheilung noch nicht zu Ende,“ fuhr Holten fort. „Templow ist bei der Landmann mit einem unbekannten Herrn zusammengetroffen, es hat einen heftigen Wortwechsel zwischen beiden gesetzt und sie haben zusammen das Haus verlassen. Mehr weiß ich nicht, allein dieser Faden wird für Sie ausreichen, um daran weiter zu forschen. — Nun, Commissär, welche Sorte geben Sie heute Abend zum Besten?“

„Welche Sie wollen!“ rief Münnich freudig aufgeregt.

„Das ist vernünftig gesprochen,“ entgegnete Holten lachend. „Seien Sie überzeugt, daß ich meinem und Ihrem Geschmacke keine Schande machen werde.“

„Hat Ihr Freund diese Mittheilung von der Landmann selbst?“ fragte der Commissär, in welchem wieder Bedenken aufzusteigen schienen.

„Von ihr selbst,“ entgegnete Holten.

„Ich muß offen gestehen, es steigen Zweifel an der Wahrheit in mir auf,“ fuhr Münnich fort.

„Haha! Sie trauen Templow nicht zu, daß er an dem Abende seines Polterabends eine frühere Geliebte besucht habe,“ fiel der Advocat ein. „Commissär, Sie trauen sonst den Menschen Alles zu, nur Templow halten Sie für besser als er war, und doch wissen Sie so gut wie ich, welche Entsittlichung und Verworfenheit zum großen Theil bei denjenigen herrscht, welche sich zu den vornehmen Ständen rechnen. Giebt es nicht noch mehrere Männer hier in der Stadt, welche einem alten adeligen Geschlechte angehören, welche ihr Vermögen in lüderlicher, wüster Weise vergeudet haben und nun, trotzdem sie schon älter sind, als Templow war, dasselbe Leben fortsetzen ohne daß die meisten Menschen wissen, wovon sie leben! Sie wahren in manchen Punkten und öffentlich wohl den äußeren Schein, sie gehen so lange ihre Mittel dies gestatten, fein gekleidet und vornehm einher, allein sie sind zu jeder That fähig.“

„Ich weiß — ich weiß,“ fiel Münnich ein. „Templow gehörte indeß nicht zu den Schlimmsten.“

Holten lachte laut auf.

„Sie haben ihn nur nicht hinreichend gekannt. Er war nicht besser, als viele seiner Genossen, nur klüger und berechnender, deßhalb vorsichtiger. Forschen Sie bei der Landmann nach, vielleicht erfahren Sie von ihr noch mehr, als sie meinem Freunde mitgetheilt hat.“

Ohne Zögern machte sich Münnich zu der Dame auf den Weg.

Dicht vor dem Thore der Stadt lag das kleine Haus, in welchem dieselbe wohnte. Dasselbe war in einem Garten fast versteckt und entzog sich dadurch fast vollständig den Blicken Neugieriger. Rasch schritt der Commissär auf dasselbe zu.

Ida Landmann mochte ungefähr dreißig Jahre zählen. Sie war Schauspielerin gewesen, hatte indeß für diese Kunst nur geringe Anlagen und auch nur ein geringes Interesse besessen. Trotzdem hatte sie durch ihre Schönheit Aufsehen erregt. Noch jetzt verriethen ihre große schlanke Gestalt, ihre wenn auch schnell gealterten, dennoch fein geschnittenen Züge dieselbe deutlich.

Sie war von den Herren umgeben und fast angebetet, reiche Geschenke waren ihr von allen Seiten entgegen gebracht und von ihr nicht zurückgewiesen. Sie wollte das Leben genießen und ihr leidenschaftliches Blut stürzte sich unbekümmert in den Strudel der Freuden und Vergnügungen, welche ihr geboten wurden, hinein.

Es lebte ein fast dämonischer Geist in ihr. Das Leben hatte nur Werth für sie, so lange sie die Freuden desselben genießen konnte; wären ihr diese plötzlich versagt, so würde sie nicht gezögert haben, dasselbe als eine Bürde von sich zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Mittel gegen Rheumatismus.) Vielen Lesern dürfte unbekannt sein, daß dem Bienenstich eine große Heilkraft gegen den Rheumatismus innewohnt. Dem Einsender Dieses ist ein Fall bekannt, in welchem ein Mann von heftigem Rheumatismus im rechten Arm geplagt wurde, so daß er die Hand kaum bis auf den Kopf heben konnte. Trotzdem mußte er eine nicht aufzuschiebende Operation an einem Bienenstocke vornehmen und erhielt einen sehr empfindlichen Stich unter den Daumen des kranken Armes. Rasch trat die gewöhnliche Geschwulst ein, und verbreitete sich von der Hand auch bis in den Arm. In dem Maße aber, wie sie fortschritt, ja fast noch schneller, verschwand aller rheumatische Schmerz aus dem Arme; binnen einer kleinen halben Stunde war derselbe völlig davon befreit. Nach Verlauf von einigen Monaten litt derselbe Arm des Mannes nach einer heftigen Durchnässung wieder an Rheumatismus; derselbe ließ sich nunmehr absichtlich auf die Oberhand stechen. Der Erfolg war ganz derselbe: alsbaldige Geschwulst und Verschwinden des rheumatischen Schmerzes nach kaum 15 Minuten. Herr Schmitt, Redacteur der „Eichstädter Bienenzeitung", sagt in derselben ebenfalls, daß er durch ein paar tüchtige Bienenstiche in wenigen Stunden von einem hartnäckigen Rheumatismus im Arme geheilt worden sei.

„Peuple Français" giebt einen ganzen Katalog von Tödtungsmitteln, welche wie das große Gericht über die Preußen hereinbrechen werden. Da ist zuerst die „Mitrailleuse Montigny", wirft 481 Kugeln in der Minute. Die Bomben Monestrol, vervollkommnete Granaten, von denen jede tausend Feinde kampfunfähig machen kann. Die Stinkbomben: Sie haben die besondere Eigenschaft, mehrere Stunden hindurch in einem hinreichend ausgedehnten Umkreise, die Personen zu ersticken, welche nicht getödtet sind. Die Satansrakete, welche ein ganzes Armeekorps auf Distanz von vier und fünf Kilometern in Flammen aufgehen läßt. Als Nippes für patriotische Damen werden die „Finger Gottes" gerühmt. Es ist ein Kautschuk-Fingerhut, an dessen Spitze sich ein feines Röhrchen mit Blausäure befindet. Ein Preuße kommt in die Nähe, man berührt ihn und er ist ein todter Mann.

(„Hat ihn schon!") Ueber die Entstehung dieses geflügelten Wortes wird der „Magdeb. Ztg." von glaubwürdiger Seite Folgendes mitgetheilt, was gerade in der heutigen Zeit doppelt der Mittheilung werth erscheint: „Es war in den dreißiger Jahren, kurz nach dem Bekanntwerden des Becker'schen Liedes „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein ꝛc.", zu einer Zeit, wo das Vertauschen schlechter Cylinderhüte mit guten gäng und gäbe war. Diese Sitte, oder vielmehr Unsitte, war so allgemein, daß sich Niemand, auch nicht der Gebildetste, scheute, davon zu profitiren, und daß die größte Wachsamkeit selten im Stande war, einen neuen „Cylinder" vor dem annectirt- oder vertauscht werden zu schützen. Eingeklebte Visitenkarten wurden nicht beachtet, sondern noch obendrein herausgenommen und in den schlechten Hut befestigt. Der Berichterstatter, damals in einer Stadt der Rheinprovinz lebend, glaubte in der ersten Zeile des Becker'schen Liedes den Talisman gefunden zu haben, der ihm seinen neuen Hut sichern würde, und begab sich daher sorgloser denn je, nachdem er auf die eingeklebte Visitenkarte „Sie sollen ihn nicht haben" geschrieben hatte, in den Club. Plötzlich abgerufen, suchte er vergebens nach der unentbehrlichen Kopfbedeckung, bis ihm endlich ein ganz schäbiges Exemplar einer solchen in die Hände fiel, auf dessen Boden er seine Karte mit dem dennoch machtlosen Zaubersprüchlein entdeckte, zu dem aber noch darunter geschrieben war: „Hat ihn schon!" Damals ahnte er nicht, daß diese höhmische Glosse sich zum geflügelten Worte aufschwingen werde."

(Neues Räthsel.) Der thaten- und sangesreiche Füsilier Kutschke hat als neuestes poetisches Product ein Räthsel vom Stapel gelassen, welches wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Dasselbe lautet:

Die Erst', von Feind und Freund begehrt,
Acht Groschen ist nach preuß'schem Werth.
Die Zweite liefert Fleisch und Brüh';
Bald fehlet den Parisern sie,
Des Schneiders Nadel hat die Dritt';
Die Zündnadel nur braucht sie nit.
Das Ganze kraucht im Busch herum,
Ist dennoch nicht Napolium.

Die Auflösung ist — Franctireur (Franc — Thier — Oehr).

Folgenden Scherz erzählt die Straßburger Zeitung: Eine alte Frau kaufte bei einem Seifensieder Talglichter und erfuhr, daß diese in Folge des Krieges theurer geworden seien. „Barmherziger Gott!" rief sie verwundert aus, „so fechten sie gar noch bei Licht!"

Aus Metz.

Groß ist bei uns des Krieges Graus —
Wo könnt er größer sein?
Der Hunger zog zum Thor hinaus,
Der Kummer*) zog herein.

*) Landwehr-Divisions Kummer.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Kucherstraße No. [illegible])

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 94. Mittwoch den 23. November 1870.

Verschwunden!

(Fortsetzung)

Schon seit Jahren hatte sie der Bühne gänzlich entsagt. Ihre Freunde sorgten für sie und sie hatte viele Freunde; die meisten derselben gehörten den vornehmeren Ständen an. In dem kleinen Hause, welches sie bewohnte, ging es oft sehr laut und lustig zu, Champagnerpfropfen knallten und der Wein floß, manche Orgie wurde dort gefeiert — die Polizei wußte darum, allein sie schritt nicht ein, weil sie Rücksichten zu nehmen hatte; sie wagte nicht, den Beschützern dieser Dame entgegen zu treten, denn es ist nichts gefährlicher, als die begünstigten Damen vornehmer Herren zu beleidigen.

Als Münnich zu der Landmann in das Zimmer trat, saß dieselbe auf dem Sopha in halb liegender Stellung, mit dem Arme auf ein Kissen gestützt, in einem Buche lesend. Sie hob den Kopf bei seinem Eintreten langsam empor. Ohne überrascht zu sein, sprach sie: „Ah, Herr Polizeicommissär, was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?"

Nur ein leichtes Roth, welches flüchtig über ihre Wangen hinglitt, verrieth, daß sie die Ursache ahnte.

Münnich nahte sich ihr mit mehr Artigkeit, als man bei seinem sonst schroffen Wesen hätte erwarten können.

„Ich wünsche einige Fragen an Sie zu richten," erwiderte er.

„Bitte, nehmen Sie Platz," bemerkte die Dame ohne Befangenheit zu verrathen, indem sie langsam mit der Hand auf einen ihr gegenüberstehenden Sessel deutete. „Ich stehe zu Ihrer Disposition, weil ich weiß, daß man der Polizei gehorchen muß."

Sie sprach diese letzten Worte mit einem halb schalkhaften und halb spöttischen Lächeln. „Oder kommen Sie nicht als Polizeicommissär zu mir?" fügte sie fragend hinzu.

„Mich führt allerdings meine Pflicht zu Ihnen," entgegnete Münnich.

„Wie hart das klingt," fuhr die Dame fort, sichtbar bemüht, von vornherein einen leichten, gefälligen Ton einzuführen. „Sollte man nicht glauben, ich hätte ein Verbrechen begangen und Sie kämen, um Nachforschungen anzustellen?"

Der Commissär hatte der Dame gegenüber Platz genommen, weil er einsah, daß er seinen Zweck am leichtesten erreichen werde, wenn er auf diesen Ton der Unterhaltung einging.

„Ich traue Ihnen nicht zu, daß Sie ein Verbrechen begehen könnten," erwiderte er. „Zum wenigsten würde es sicherlich ein leicht zu entschuldigendes sein."

„Herr Polizeicommissär, ich bewundere Ihren scharfen Blick. Der Vorwurf, den mir all' meine Freunde machen, besteht darin, daß sie behaupten, mein Herz sei zu gut. Ich glaube es selbst, denn ich bin überzeugt, daß meine Freunde nicht lügen. Wenn ich das Vergnügen hätte, näher von Ihnen gekannt zu sein, so würden auch Sie diese Ansicht theilen. Mein gutes Herz kann mich wohl zu einer Thorheit verleiten, wer beginge diese nicht, so lange er jung ist, allein nie zu einem Verbrechen!"

„Ich stimme Ihnen durchaus bei. Nun gestatten Sie mir aber, einige Fragen an Sie zu richten."

„Bitte."

Die Dame lehnte sich ruhig, halb lächelnd auf dem Sopha zurück.

„Sie kannten Herrn von Templow?" fragte Münnich. „Sie waren mit ihm befreundet?"

„Herr Polizeicommissär, Sie bringen mit dieser Frage in meine Herzensgeheimnisse! Das sollte ich eigentlich nicht gestatten, man muß der Polizei indeß gehorchen. Ja, Templow war mein Freund."

„Wie lange kannten Sie ihn?"

„Schon seit Jahren. Er hat mich stets fleißig besucht, weil er es liebte, eine Tasse Thee oder ein Glas Wein bei mir zu trinken und mit mir zu plaudern."

Ueber Münnichs Gesicht zuckte ein Lächeln hin.

„Sie wußten, daß er sich verlobt hatte?"

„Gewiß, er hat es mir selbst gesagt. Wir waren ja nur befreundet. Herr Commissär, ein Mann kann sich doch verloben und verheirathen, und trotzdem noch eine Freundin besitzen."

„Gewiß, gewiß! Freundschaft und Liebe sind ja zwei ganz verschiedene Empfindungen."

„Es freut mich aufrichtig, daß Sie selbst dies eingestehen!"

„Sie wissen, daß Templow verschwunden ist?"

„Natürlich! Es konnte mir doch kein Geheimniß bleiben, wovon die ganze Stadt sprach?"

„Wie erklären Sie sein Verschwinden? Sie waren mit ihm ja näher bekannt?"

„Herr Commissär, dies ist für mich dasselbe Räthsel, wie für seine Freunde, für Sie — für die ganze Stadt!"

„Es hat sich indeß fast ein Jeder eine Vermuthung darüber gebildet, und ich wünsche auch nun Ihre Vermuthung zu hören. Die Damen besitzen oft einen außerordentlich scharfen Blick."

„Ah, Sie schmeicheln! Was könnte Ihnen an meiner Vermuthung gelegen sein, da Ihr Blick hundert Mal weiter reicht? Offen gestanden, ich habe mir gar keine bestimmte Vermuthung darüber gebildet. Die Einen behaupten, er sei durch den Buchhalter des Banquiers ermordet, Andere sagen, er sei entflohen, ich weiß selbst nicht, was ich glauben soll, weil mir beides unmöglich erscheint."

„Weßhalb unmöglich?" warf Münnich ein.

„Gegen eine Ermordung sträubt sich mein Gefühl, und weßhalb er am Abende vor seiner Vermählung mit einem schönen und reichen Mädchen geflohen sein sollte, ist mir unbegreiflich."

„Sie wissen, daß der Reichthum des Banquiers sich nicht bewährt hat."

„Ganz recht, allein damals hielt ihn die ganze Stadt für reich — auch Templow."

„Woher wissen Sie das?"

Die Landmann lächelte.

Glauben Sie, er würde sich sonst mit der Tochter des Banquiers verlobt haben? Mit einem bürgerlichen Mädchen? Die Herren vom Adel sind alle stolz."

„Er liebte seine Braut also nicht?"

Die Landmann zuckte mit den Achseln.

„Das weiß ich nicht," erwiderte sie.

„Wann war Templow das letzte Mal bei Ihnen," fuhr der Commissär in leichter, fast unterhaltender Weise in seinem Forschen fort.

Die Gefragte schwieg einen Augenblick, ihr Auge wich dem Blicke aus.

„Ich kann mich nicht darauf besinnen. Er kam oft, zuweilen nur auf kurze Zeit, dann wieder blieb er länger."

„Sie können sich wirklich des Tages nicht mehr genau entsinnen?"

„Nein."

„Ich will Ihrem Gedächtniß etwas zu Hülfe kommen. Es war spät in der Nacht — gegen Morgen."

„Ich weiß es nicht mehr."

„Es war in der Nacht nach Templows Polterabend."

Die Verlegenheit der Landmann steigerte sich zusehends. Sie schien zu überlegen.

„Ah, ganz recht, jetzt entsinne ich mich," sprach sie rasch, als ob sie nun einen bestimmten Entschluß gefaßt habe.

„Kam er allein zu Ihnen?"

„Ja."

„Waren Sie allein?

Wieder zögerte die Gefragte mit der Antwort.

„Fräulein Sie werden bemerken, daß ich bereits einigermaßen unterrichtet bin, in Ihrem Interesse rathe ich Ihnen, Alles, was Sie wissen zu gestehen."

Die Landmann konnte ihre Angst nicht länger verbergen, sie mühte sich, die Thränen zurückzuhalten, endlich brachen dieselben doch gewaltsam hervor.

„Ich will Alles offen gestehen!" rief sie schluchzend." Herr Commissär, ich bin wahrhaftig unschuldig. Templow kam in der Nacht zu mir, ich hatte ihn nicht erwartet, weil ja sein Polterabend war, er konnte indeß zu jeder Zeit zu mir kommen, weil er einen Schlüssel zu der Thür des Hauses besaß. Er traf einen Herrn bei mir, er war erbittert darüber, Beide geriethen —"

„Halt!" fiel Münnich ein. Sie gehen mir zu schnell. Wer war dieser Herr?"

„Ich kannte ihn nicht — ein Fremder."

„Ich muß Sie noch einmal darauf aufmerksam machen, daß es in Ihrem Interesse liegt, die volle Wahrheit zu sagen."

„Ich habe Ihnen gesagt — ich kannte ihn nicht", erwiderte die Landmann sichtbar erregt.

„Wie kam er zu Ihnen?"

„Ich weiß es nicht, — er kam."

„Ist dies auch die Wahrheit? Ich weiß, daß der Herr nicht hier aus der Stadt war, Sie selbst haben gesagt, er sei fremd gewesen, wie sollte er Ihre Wohnung gefunden haben? Sie dürfen mir nicht zumuthen, daß ich durchaus Unwahrscheinliches glaube. Ich bitte also um die Wahrheit."

Die Landmann bedeckte schluchzend ihre Augen mit einem Tuche.

„Ich ging an dem Abende spazieren," gab sie zur Antwort, „er begegnete mir und fragte mich, ob er mich begleiten dürfe — ich gestattete es ihm."

„Haben Sie den Herrn früher schon gesehen?"

„Nie."

„Woraus schlossen Sie, daß er fremd sei?"

„Er sprach nur gebrochen Deutsch, er erzählte mir auch, daß er erst an dem Abende hier in der Stadt angelangt und im Hotel abgestiegen sei."

„In welchem Hotel?"

„Er hat mir dasselbe nicht genannt."

„Beschreiben Sie mir seine Persönlichkeit."

„Er war ein großer Herr —"

„Größer als Templow?" fiel Münnich ein.

„Ja."

„Bitte fahren Sie fort."

„Er trug einen vollen schwarzen Bart und sehr feine Kleidung."

„Können Sie sich derselben noch genau entsinnen?"

„Ich weiß nur, daß sie aus dunklem Stoffe bestand."

„Welcher Nationalität schien ihnen derselbe anzugehören?"

„Ich vermuthe er sei ein Pole oder ein Russe."

„Weßhalb?

„Die Gründe kann ich selbst nicht näher bezeichnen."

„Er war mehrere Stunden bei Ihnen?"

„Ja."

„Hat er Ihnen nicht ein Geschenk gemacht?"

Die Gefragte nickte nur bejahend mit dem Kopfe."

„Worin bestand dasselbe?"

„Er schenkte mir zwei Goldstücke."

„Besitzen Sie dieselben noch?"

„Nein."

„Woraus nahm er dieselben?

„Aus einer gehäkelten Börse."

„Bemerkten Sie vielleicht, ob er noch mehr Goldstücke in derselben hatte?

„Ja, es fiel mir sogar auf, daß dieselbe mit Gold gefüllt war."

„Wie groß schätzen Sie ungefähr die Summe, welche er in der Börse bei sich trug?"

Die Gefragte besann sich einen Augenblick.

„Das weiß ich nicht."

Ich wünsche die Summe auch nur annähernd zu erfahren. Schätzen Sie dieselbe auf einige hundert Thaler?"

„Gewiß, ich glaube sogar, daß sie größer war."

„Haben Sie vielleicht diesen Ring bei dem Herrn bemerkt?" fragte Münnich, indem er den bei dem Todten gefundenen Ring aus der Tasche zog.

Die Landmann hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als sie ausrief: „Ja, ja! — Zum wenigsten einen ganz ähnlichen," fügte sie hinzu „denn so genau habe ich den Ring, den er am Zeigefinger der rechten Hand trug, nicht betrachtet, um mit Bestimmtheit sagen zu können, daß es dieser Ring sei. Mir fiel nur die Größe des Steines auf."

Haben Sie ein Wappen darauf bemerkt?"

„Das weiß ich nicht mehr."

„Trug der Fremde eine Uhr?"

„Ja, sogar eine sehr werthvolle goldene Uhr an schwerer Kette. Mir fiel namentlich die Kette auf und ich schloß daraus, daß der Herr sehr reich sein müsse."

„Ist Ihnen sonst noch etwas an ihm aufgefallen?"

„Nein."

„Trug er vielleicht eine Waffe bei sich? — Einen Dolch?"

„Das habe ich nicht bemerkt."

„Bitte, erzählen Sie mir das Zusammentreffen des Fremden mit Templow. Sie wollten sagen, daß beide in Streit gewesen seien."

„Ganz recht, sie geriethen beide in Streit und verließen mich dann."

„Ich möchte dies doch ausführlicher erfahren. Kannten sich beide Herren?

„Ja."

„Woraus schlossen Sie das?

„Als Templow eintrat, erhob sich der Fremde, der neben mir hier auf dem Sopha saß, in verlegener und überraschter Weise und trat ihm mit den Worten: „Ah, Herr von Templow!" entgegen."

„Und Templow? Nannte er nicht den Namen des Fremden?"

Nein. Er schien den Herrn im ersten Augenblicke nicht zu erkennen. Als er ihn erkannte, erwiderte er einige Worte, die ich nicht verstand, ich sah nur an seinen Augen, daß er sehr aufgeregt war."

„Bitte, suchen Sie sich der Worte zu entsinnen."

„Ich habe sie nicht verstanden."

„Es ist auffallend, daß sie Ihnen entgangen sein sollten, da Sie die Worte, welche der Fremde sprach, sehr genau gehört haben."

„Ich befand mich selbst in einer peinlichen Lage. Es war mir unangenehm, daß Templow einen fremden Herrn bei mir traf."

„Gut, erzählen Sie, wie der Streit weiter verlief"

„Templow wandte dem Fremden den Rücken und forderte mich auf, denselben aus dem Hause zu weisen."

„Thaten Sie dies?"

„Nein. Der Herr antwortete beleidigend darauf."

„Was antwortete er?"

„Ich kann mich der Worte nicht ganz genau mehr entsinnen."

„Erzählen Sie mir nur, was Ihnen im Gedächtnisse geblieben ist."

„Er sagte, daß er nicht hierher gekommen sein würde, wenn er hätte ahnen können, einer so unangenehmen Persönlichkeit zu begegnen. Er halte es durchaus nicht für ehrenvoll, einen Weg zu betreten, auf dem Templow vor ihm gegangen sei!"

„Und was erwiderte Templow darauf?"

(Fortsetzung folgt.)

Professor Dr. v. Nußbaum schreibt aus Orleans unterm 24. v. Mts.: Habe ich das letztemal über die Operationen geschrieben, so möchte ich heute ein Wort über die weitere Behandlung der Wunden sagen. Wenn ich gefragt werde, wie ich Schußfrakturen und übelaussehende Schußwunden überhaupt verbunden wissen möchte, so lasse ich gar keine Wahl, sondern empfehle auf das Dringendste den Karbolsäure Verband. Man taucht ein Stückchen Lint in die mit einigen Tropfen Wasser verflüssigten Karbolsäure Krystalle, stopft diesen Lint, nachdem die Wunde von fremden Körpern und ganz losen Knochensplittern gereinigt ist, in die Wunde, läßt ihn 1—2 Minuten liegen, zieht ihn dann heraus und breitet ihn über die Wunde aus. Das Blut der Wunde hat den Lint kleberig gemacht, so daß er ganz gut hält. Ueber diesen Lint legt man sodann Stanniol oder das englische Oilet Silk, eine Art Wachstaffet; dann bringt man die passenden Schienen oder Streckapparate an, die eben zu Gebote stehen. Bei starker Eiterung kann das ausgebreitete Lintstückchen nicht liegen bleiben, sondern muß jetzt täglich, während sanft extendirt und contraextendirt wird, die Wunde mit einer ganz leichten wässerigen Karbolsäure-Solution (1 : 50) ausgespritzt und mit Lint wieder verbunden werden, welcher in eine Solution getaucht ward von 1 Theil krystallinischer Karbolsäure und 6 Theilen Leinöl. Diese ölige Solution ist das Mittel, welches in der That für Spitäler nicht hoch genug zu schätzen ist. Die Wunde ist bedeckt, wird nicht trocken, wird nicht zu stark geätzt, kann granuliren, und die Desinfektion ist eine vortreffliche. Nachdem man weiß, daß Pilze und Infusorien es sind, welche unsern Blessirten das Leben rauben, nachdem man weiß, daß die Karbolsäure erreichbar ist, selbe nicht anzuwenden. Leider war ich in diesem Feldzuge nicht immer im Stande genügende Quantitäten Karbolsäure aufzutreiben, nachdem die Zahl der Verwundeten meinen eigenen Vorrath schnell verbraucht hatte. Vor Allem aber ist die Charpie und wenn man eine Spritze bei der Hand hat, auch der Schwamm zu vermeiden. Es geht mir immer ein Stich durch das Herz, wenn ich Schußwunden oder gar Amputationswunden mit trockener Charpie bedeckt finde. Etwas schlechteres, sagte mir Obermedizinalrath v. Pettenkofer vor 12 Jahren schon, kann nicht gefunden werden. Ich ließ mir diese Warnung auch gesagt sein und habe die Charpie seither sehr gemieden. Charpie wie Schwämme sind sehr poröse Körper, welche alles Schlechte rasch aufnehmen und Zersetzungsprodukte vermöge ihrer enormen Oberfläche sehr begünstigen. Abgesehen von dieser gefährlichen Porosität ist die Charpie an und für sich etwas ganz unreines und ekelhaftes. Was waren diese Leinfäden nicht schon Alles, bevor sie Charpie wurden: Hemden, Leintücher, welche so und so viele Typhusstühle vielleicht aufnahmen, dann schnitt man endlich Kompressen daraus, die oft und oft von Eiter beschmutzt waren und wieder gewaschen wurden, endlich zupften die Kranken mit ihren feuchten Händen im stinkenden Krankensaale Charpie daraus, welche kürzere oder längere Zeit im Krankenzimmer liegt, bis sie endlich durch und durch vergiftet auf die Wunden gelegt wird. Gibt es auch Charpie, deren Lebensgeschichte etwas besser ist, so wird man doch nicht leugnen können, daß Tausende von Kranken täglich Charpie zupfen, und mein so eben gegebenes Bild ein wahres ist. Aber auch die schönste und reinste Charpie ist wegen ihrer großen Porosität gefährlich, namentlich, wenn selbe länger im Krankenzimmer aufbewahrt wurde. Und doch sieht man leider immer und immer wieder trockene Charpie auf den Wunden. Hat man keine Spritze zur Hand, so kann man Schwämme zum Uebergießen und Abschwemmen, nie aber zum Berühren der Wunde benützen. Jede Kanne versieht übrigens den gleichen Dienst. Ich bitte also als besten Verband Lint in eine ölige Karbolsäure-Solution getaucht (1 Theil krystallisirte Karbolsäure, 6 Theile Leinöl) zu benützen und überzeugt zu sein, daß das Beste gewählt ist, was man bis zur Stunde kennt. Für ganz leichte Verwundungen möge man eine leinene Kompresse in eine wässerige Karbolsäuresolution (1:40) getaucht anwenden und darüber Gutta percha Papier wickeln, welchen Verband ich in diesem Feldzuge viele hundertmale in Anwendung brachte. Unsere bisherigen Mortalitäts Verhältnisse sind sehr glückliche gewesen, und ich zweifle nicht, daß die angewandte Carbolsäure viel dazu beitrug, obwohl ich das Hauptverdienst der fleißigen Evakuation zuschreiben möchte, denn ich sah wiederholt stark fiebernde Kranke mit schlecht aussehenden Wunden in den neuen Räumen rasch besser und ihre Wunden rein und schön roth werden. Das Verlassen eines 14 Tage lang überfüllten bereits stinkenden Zimmers, wo Vorhänge, Bettwäsche und Alles bereits riecht, ist schon ein enormer Gewinn. Die gute Luft von Wiesen und Wäldern, durch weche der evakuirte Kranke gefahren wird, die neuen Räume, neue Bettwäsche — das sind große und mächtige Heilmittel, von welchen ich nie Schaden, aber sehr oft Nutzen beobachtete. Wird nun gar der Blessirte in sein Vaterland zurückgebracht und hat dort endlich nach die Freude, nur von Siegen und nie von Niederlagen erzählen zu können, wie unsere braven Soldaten, so wird eine Evakuation ein Wunder wirken, welches den Ungläubigsten bekehren müßte. Kräftige gute Nahrung ist im Felde auch oft schwer erreichbar und wird in der Heimath ebenfalls nicht verfehlen, die Heilung zu fördern.

Redaction, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 883.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 95. Samstag den 26. November 1870.

Verschwunden!

(Fortsetzung)

„Er sagte, daß er dem Fremden wenig Ehre zutraue, aber hoffe, daß er noch so viel Ehrgefühl besitzen werde, um ihm Genugthuung zu geben."

„Und der Fremde?"

„Er erwiderte ihm, daß er ihm sofort Genugthuung geben werde. Beide verließen darauf sofort mein Haus."

„Und Sie ahnten nicht, worum es sich handelte?"

„Ich wußte es."

„Weßhalb versuchten Sie nicht, dieselben zurückzuhalten und zu versöhnen? Templow war ja Ihr Freund?"

„Der ganze Streit währte kaum zwei Minuten lang. Ich war so sehr überrascht, daß ich nicht wußte, was ich thun sollte."

„Versuchten Sie, ihnen zu folgen?"

„Nein."

„Sie haben jedenfalls sofort am folgenden Tage erfahren, daß Templow vermißt wurde?"

„Ja."

„Weßhalb haben Sie von dem, was bei Ihnen vorgefallen, nicht Anzeige gemacht?"

„Ich schämte mich, einzugestehen, daß die Herren sich bei mir getroffen haben, zumal so spät in der Nacht."

„Wie erklärten Sie sich Templows Verschwinden?"

„Ich glaubte, beide Herren hätten die Stadt verlassen, um sich zu duelliren. Einer von beiden könnte leicht das Leben dabei eingebüßt haben, der andere sei entflohen."

„Haben Sie nicht erfahren, daß an dem Ufer des Flusses im Birkenwäldchen Templows Hut und ein Dolch aufgefunden sei?"

„Ich habe es erfahren."

„Sie wußten, daß ich unablässig bemüht war, der Spur des Verschwundenen nachzuforschen, es stand in Ihrer Macht, mich sofort auf den richtigen Weg zu lenken, und trotzdem haben Sie dies nicht gethan."

Die Landmann schwieg.

Weßhalb haben Sie dies nicht gethan?" fuhr Münnich fragend fort.

„Ich mochte nicht bekennen, daß bei mir der Streit der beiden Herren entstanden war, ich fürchtete auch, vor Gericht verhört zu werden."

„Wenn Sie mir die volle Wahrheit gestanden haben, so haben Sie für sich nichts zu befürchten."

„Mein Ruf mußte darunter leiden."

„Und deßhalb haben Sie ruhig gestattet, daß sich der Verdacht, Templow ermordet zu haben auf einen Unschuldigen lenkte und daß dieser bis heute im Gefängnisse schmachtet!"

„Ich war überzeugt, daß der Buchhalter, wenn er unschuldig war, von selbst wieder freigelassen werde müsse," entgegnete die Landmann. „Ich wußte ja auch nicht, ob er wirklich unschuldig war, ich wußte nicht, was aus den beiden Herren, nachdem Sie meine Wohnung verlassen hatten, geworden war."

„Sie haben ferner gehört, daß in dem Flusse der Leichnam eines Unbekannten aufgefunden worden ist. Sie mußten sich selbst sagen, daß dieses der Fremde sein werde; weßhalb haben Sie nun nicht wenigstens mir Alles mitgetheilt?"

„Ich wollte Alles vermeiden, was im Stande war, mich in diese Sache zu verwickeln."

Münnich stand unwillig auf.

„Sie haben unverantwortlich gehandelt," sprach er. „Ich will in Ihrem Interesse wünschen, daß Sie nicht noch weiter in diese Sache verwickelt sind."

„Nein, nein!" rief die Geängstigte. „Ich habe Ihnen Alles offen gestanden. Ich bin ja unschuldig — ich hatte keine Ahnung, daß beide sich bei mir treffen könnten, daß sie in Streit gerathen würden. Ich habe nichts gethan, um denselben hervorzurufen."

Sie stand bittend, flehend vor dem Polizeicommissär da und er glaubte ihr.

„Es ist unwahrscheinlich, daß Templow nicht auch des Fremden Namen genannt haben sollte!" entgegnete Münnich. „Nennen Sie ihn, wenn Sie ihn wissen, Sie ersparen sich selbst Unannehmlichkeiten dadurch."

„Ich weiß ihn wahrhaftig nicht!"

„Haben Sie nicht versucht, zu erforschen, wer der Fremde gewesen sei? Er hat Ihnen ja selbst erzählt, daß er hier in einem Hotel abgestiegen sei."

„Nein, ich habe Alles vermieden, was den

Verdacht erregen könnte, ich sei bei dieser Angelegenheit betheiligt."

„Ich will Sie noch einmal darauf aufmerksam machen, daß Sie durch die geringste Unwahrheit mich nöthigen, Sie verhaften zu lassen!"

Die Landmann brach auf's Neue in Thränen aus und Münnichs Hand erfassend, beschwor sie ihn, sie zu schonen, indem sie noch einmal versicherte, Alles der Wahrheit gemäß gestanden zu haben.

„Ich will Ihnen glauben," fuhr der Commissär fort. „Noch eine Frage: welche Farbe hatte die Börse des Fremden?"

„Sie war grau."

„Ich muß eine Durchsuchung Ihres Hauses vornehmen."

Die Landmann schien zu erschrecken.

Münnich bemerkte dies.

„Haben Sie mir die Wahrheit gesagt, so haben Sie ja nichts zu befürchten und können ganz ruhig sein."

„Und wenn Sie nichts finden, werden Sie mich dann auch nicht verhaften?"

„Dann habe ich vorläufig keinen Grund dazu."

Er trat an das Fenster, öffnete dasselbe, ließ auf einer kleinen silbernen Pfeife einen kurzen, aber durchdringenden Pfiff ertönen und gleich darauf näherten zwei Polizeidiener sich dem Hause. Indem er dem Einen derselben den Auftrag gab, die Landmann zu überwachen, durchsuchte er mit dem andern das Zimmer und das ganze Haus, ohne indeß irgend Etwas zu finden, was einen Verdacht gegen sie begründet hätte.

Als er wieder in das Zimmer trat, richtete die Landmann den Blick fragend auf ihn.

„Ich habe nichts gefunden," sprach er.

Sie erhob sich und trat dicht an ihn heran. Darf ich noch eine Bitte an Sie richten?" fragte sie.

„Sprechen Sie."

„Ich habe Ihnen die volle Wahrheit gesagt nun schonen Sie mich möglichst — Sie wissen, meine ganze Existenz hängt davon ab."

Münnich versprach es und verließ mit den beiden Polizeidienern das Haus.

8. Kapitel.

Endlich kommt der Tag der Freiheit. Zwei Herzen finden sich und zwei Freunde verständigen sich.

Die Nachforschungen Münnichs, um zu erfahren, in welchem Hotel der Fremde abgestiegen war, blieben ohne Erfolg, zum wenigsten erfuhr er den Namen desselben dadurch nicht. Der Wirth des ersten Hotels erinnerte sich zwar, daß vor einiger Zeit gegen Abend ein Fremder angekommen sei, derselbe habe ein Zimmer bestellt und sei dann fortgegangen und nicht zurückgekehrt, seine Beschreibung der Persönlichkeit stimmte auch mit der des aufgefundenen Todten einigermaßen überein, indeß konnte er den Tag nicht bestimmt angeben und wußte eben so wenig den Namen des Fremden.

Auffallend war der Umstand, daß der Fremde ohne alles Gepäck angekommen war.

Der Commissär forschte auf dem Bahnhofe nach, ob der Fremde sein Gepäck vielleicht dort gelassen habe, auch dies führte zu keinem Resultate.

Einen sehr wichtigen Anhaltepunkt hatte Münnich indessen durch die Aussagen der Landmann erhalten. Sie hatte ihm mitgetheilt, daß der Fremde ihrer Vermuthung nach ein Pole oder Russe gewesen sei, sie hatte ferner erzählt, daß er Templow gekannt und dessen Namen genannt habe — diese beiden Thatsachen, an deren Richtigkeit er nicht zweifelte, waren für ihn sehr wichtig.

Templow war vor Jahren eine Zeit lang bei der Gesandtschaft in Petersburg beschäftigt gewesen, und es lag deßhalb die Vermuthung nahe, daß er dort die Bekanntschaft des Fremden gemacht habe. Münnich wandte sich an die Polizei in Petersburg und sandte derselben einen Abdruck des Wappens, welches sich auf dem Siegelringe befand, sowie die drei Buchstaben, welche sich als Zeichen in der Wäsche des Todten gefunden hatten, zu.

Nach einiger Zeit erhielt er die Mittheilung, daß das Wappen allerdings einem altadeligen russischen Geschlechte, Garin, angehöre, der Name Nikolaus sei in demselben sehr häufig; da es indeß sehr verzweigt sei und die einzelnen Zweige der Familie in den entferntesten Gegenden Rußlands wohnten, so habe sich nicht ermitteln lassen, ob ein Mitglied derselben vermißt werde. Die russische Polizei versprach jedoch weitere Nachforschungen anzustellen.

Der Polizeicommissär wartete diese nicht ab. Es schien ihm jetzt keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß Träger unschuldig war. Templow war mit dem Fremden in der Nacht nach seinem Polterabend zusammengewesen, in Streit hatten sie das Haus der Landmann verlassen, er glaubte mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß Templow den Fremden erstochen habe und geflohen sei.

Ungern gestattete er dieser Ueberzeugung in sich Raum, allein er konnte sie nicht zurückweisen. All' seine Vermuthungen hatten sich als falsch erwiesen, es war natürlich, daß ihn dies peinlich berührte, denn sein ganzer Ruf als tüchtiger Polizeibeamter schien dadurch auf das Spiel gesetzt zu werden. Dennoch war er zu gewissenhaft, um nicht selbst jetzt Schritte zu Trägers Entlassung aus dem Gefängnisse zu thun. Er fühlte Mitleid mit dem jungen Manne,

der auf seine Veranlassung so lange Zeit der Freiheit beraubt war.

Als Trägers Freilassung durch das Gericht verfügt war, ließ Münnich ihn erst noch einmal zu sich führen. Ruhig trat Träger zu ihm in's Zimmer, die Nachricht, daß er die Freiheit erhalten, die er Tag und Nacht ersehnt hatte, schien wenig Eindruck auf ihn gemacht zu haben, fast gleichgiltig hatte er sie angehört. Sein Gesicht war bleich, seine Wangen waren eingefallen, das Feuer seiner dunklen Augen schien erloschen zu sein.

Unwillkürlich drängten sich Münnich bei dem Anblicke des jungen Mannes die Worte in das Gedächtniß, welche Holten einige Zeit zuvor zu ihm gesprochen hatte. Wer trug die Schuld, wenn das Leben und die Hoffnung Trägers für immer gebrochen waren? Er war sich bewußt, seine Pflicht gethan zu haben und dennoch konnte er den Zwiespalt in seinem Innern nicht verhehlen.

Durch ein inneres Gefühl getrieben trat er auf Träger zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich freue mich, daß Sie unschuldig und wieder in Freiheit gesetzt sind," sprach er. „Eine ganze Reihe von unglückseligen Zufälligkeiten hatten sich vereint, um den Verdacht auf Sie zu lenken. Sie haben schlimm dadurch gelitten, allein was ist unser ganzes Leben mehr als eine lange Reihe von Zufälligkeiten. Sie treten schon an uns heran, wenn wir das Licht der Welt erblicken und gehen uns zur Seite bis wir sterben."

Träger hatte ihm ruhig zugehört. Ein bitteres Lächeln glitt über sein Gesicht hin.

„Also ist auch das Gesetz nur eine Zufälligkeit, welches gestattet, einen Unschuldigen zu verhaften und als Verbrecher zu behandeln, und Wochen, ja Monate lang der Freiheit zu berauben!? Hätten Sie zufällig auf eine andere Person Ihren Verdacht geworfen, so würde ich nicht verhaftet worden sein!"

„Ich begreife Ihre Bitterkeit," entgegnete Münnich ruhig. „Stände es in meiner Macht, so würde ich Sie gern für das, was Sie erduldet haben, entschädigen — ich durfte nicht anders handeln, als ich gehandelt habe. Daß Templow nicht ermordet, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach geflohen ist, nachdem er selbst einen Mord begangen, wird der Untersuchungsrichter Ihnen mitgetheilt haben — ich habe Sie zu mir führen lassen, um Sie über einige andere Verhältnisse aufzuklären, ehe Sie dieses Haus verlassen."

Träger schwieg. Nicht einmal ein Zug der Neugierde machte sich auf seinem Gesichte bemerkbar.

„Durch die Untersuchung habe ich einen Einblick in Ihr Leben und in Ihr Verhältniß zu der Familie des Banquiers gewonnen," fuhr Münnich fort, „in Ihre Zelle wird kaum eine Kunde von dem gedrungen sein, was sich während der Zeit Ihrer Haft zugetragen hat — Meyer ist bankerott...!"

„Bankerott!" rief Träger ihn unterbrechend, indem seine Augen aufleuchteten. „Nein, das ist nicht möglich! Und doch kann es mich eigentlich wenig in Erstaunen setzen — es mußte ja einst so kommen! Aber ich glaubte, der Ruf seines Geschäftes würde dieses länger aufrecht gehalten haben."

„Seine Bekannten sagen, er habe zuletzt den Kopf verloren," bemerkte Münnich. „Ich glaube es selbst. Templows Verschwinden — Ihre Verhaftung — der Gedanke, daß Sie Templow ermordet hätten, dies Alles hat außerordentlich auf ihn eingewirkt. Es kam hinzu, daß er wähnte das Glück seiner Tochter sei durch das Verschwinden ihres Verlobten vernichtet."

„Was macht Margarethe?" fiel Träger ein, und eine flüchtige Röthe bedeckte seine bleichen Wangen.

„Sie pflegt ihren Vater, den das Unglück, welches ihn betroffen, auf das Krankenlager geworfen hat," entgegnete Münnich. „Ich war gestern bei dem Banquier, die Gefahr für sein Leben ist überwunden, allein er blickt ohne jede Hoffnung, ohne Muth in die Zukunft. Der Gedanke, daß die Seinen dem gewohnten Luxus entsagen, daß sie sogar vielleicht darben müssen, verläßt ihn nicht, — man ist allerdings hart mit ihm verfahren und hat ihm nichts gelassen."

„Er leidet Noth?" fiel Träger hastig ein.

„Noch nicht, allein ich befürchte selbst, daß dieselbe ihm späterhin nicht fremd bleiben wird. Erst durch sein Unglück hat sich herausgestellt, daß er viele Feinde hat und sein Stolz wird sich schwer daran gewöhnen, von Anderen Unterstützung anzunehmen."

Träger stand einige Augenblicke nachsinnend, regungslos da. Münnich theilte ihm mit, daß der Banquier noch immer in seiner Wohnung sich befand, in der ihm einige Zimmer überlassen waren, er schien es kaum zu hören. Hastig entfernte er sich dann, er war ja frei und Niemand konnte ihn mehr zurückhalten.

Als er das Gebäude verließ, indem er so manche qualvolle Stunde zugebracht hatte, als er die freie Luft wieder athmete und wieder aufblicken konnte zum Himmel, dehnte sich seine Brust unwillkürlich. Alles erschien ihm größer und weiter zu sein, die bekannte Gegend blickte ihm fast fremd entgegen. Er hatte freilich seit Wochen nur die grauen Wände des engen Haftzimmers gesehen. Er begriff nicht, daß die Menschen gleichgiltig an ihm vorübereilen konnten, daß sie ihn nicht ansahen, was in seinem Innern vorging, daß sie nicht hörten, wie sein Herz

schlug; sie Alle hätte er als Bekannte begrüßen und ihnen zurufen mögen, daß er nun endlich frei, daß seine Unschuld erkannt sei.

Unbewußt schlug er den Weg zu des Banquiers Wohnung ein, denn zu Margarethe zog es ihn. Erst als er auf den Flur des ihm so wohl bekannten Hauses trat, als ihm dort Alles noch wie früher entgegen blickte, stand er zögernd still. Zu ihr wollte er, an der sein Herz mit so treuer, leidenschaftlicher Liebe hing, an die er stündlich während der langen Zeit seiner Haft gedacht hatte, und erst jetzt drängte sich ihm die Frage auf, ob auch ihr Herz noch mit der alten Liebe an ihm hing. Konnte nicht auch sie dem Verdachte, daß er Templow ermordet habe, Raum gegeben haben?

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Deutschland unter einem Hut.) Etwa achtzig mehrentheils Berliner Hutfabrikanten hielten vor acht Tagen in Berlin eine Versammlung ab, in welcher die deutsche Mode für die nächste Saison festgestellt werden sollte. Unter vierzehn zu diesem Zweck aus ganz Deutschland von der ersten Fabrikanten eingesandten Modellhüten, welche im Conferenz-Locale ausgestellt waren, wurden drei gewählt; eine Jury von zehn Personen hatte sich dem Richteramt unterzogen, nach allen Dimensionen wurden die schwarzen Cylinder ihrem prüfenden Kennerblick unterworfen. Von den Dreien ist „Einem" die Regentschaft im Reiche der Hutmode für ganz Deutschland übertragen worden, die andern Beiden werden ihm getreulich zur Seite stehen.

(Die Freiheit verschlafen.) Aus der Wiedereinnahme von Orleans erzählt der Corresp. des „Standard" in Tours folgendes Geschichtchen, dessen Wahrheit er gleichzeitig verbürgt. Ein bayerischer Capitän, der bei einem Einwohner von Orleans im Quartier lag, hatte einen langen und anstrengenden Tagesdienst gehabt und als er zu Bett ging, seinem Burschen anbefohlen, ihn unter keinen Umständen zu wecken. Am nächsten Morgen hörte der Soldat die Trommeln der retirirenden Regimenter, aber dem erhaltenen Befehle getreu, ließ er seinen Herrn ruhig weiter schlafen. Bald darauf ertönten die französischen Hörner und der Hausbesitzer kam in das Zimmer des Offiziers und rüttelte ihn auf. „Capitän" — begann er — „gestern waren Sie mein Gast, aber heute haben die Franzosen die Stadt wiedergewonnen und Sie sind mein Gefangener." „Ah, wirklich?" fragte der Bayer, wobei er sich einem Gähnen hingab, daß das Bett krachte. „Ja wirklich, Capitän." „Und ist keine Hoffnung auf Widerstand vorhanden?" „Gar keine!" „Fritz" — sagte der Offizier zu seinem Burschen, der ruhig zuhörte, „gib dem Herrn unsere Säbel, wir sind Gefangene." Indem er dies sprach, legte sich der Capitän auf die andere Seite, um seinen unterbrochenen Schlummer fortzusetzen.

(Kurzes Examen). Wenn ein Mann in Boston Abends später denn gewöhnlich nach Hause kommt, läßt ihn seine Frau das Wort „Panithecogtionconcion" aussprechen. Macht er einen Fehler oder stottert, dann weiß sie gleich, was die Glocke geschlagen hat.

(Auch in Aegypten) wird für die Opfer des Krieges in großartiger Weise beigesteuert. Am 2. November wurde in Cairo nämlich die Oper des Vicekönigs mit der „Favoritin" eröffnet und die ganze Einnahme war zum Besten der Verwundeten beider kriegführenden Mächte bestimmt. Diese betrug 62,000 Frcs., wovon der Vicekönig selbst 400 Pf. St. beigesteuert hatte. Außerdem fügte er noch ein Geschenk von 40,000 Frcs. hinzu, so daß im Ganzen an diesem Abend die sehr ansehnliche Summe von 102,000 Frcs. für die Verwundeten zusammengebracht wurde.

(Auf hoher See) bleibt man von den Begebenheiten des Tages verschont. Ein großes preußisches Schiff lief unlängst mit wehender norddeutscher Flagge in den Hafen von Saigon (Cochinchina) und legte innerhalb der französischen Befestigungswerke bei. Groß war das Erstaunen des Capitäns und der Bemannung, als man sie höflichst ersuchte, die Flagge einzuziehen und das Schiff als weggenommen zu betrachten. Die Mannschaft desselben hatte keine Ahnung vom Kriege.

(Das neueste Pariser Bonmot) bringt der „Etoile belge." Er versichert, daß in Paris die heitere Laune und der Witz noch immer nicht geschwunden sind, und daß der Pariser sich selbst seine Mahlzeiten von Pferdefleisch zu würzen weiß. So heißt es jetzt, wenn es zu Tische geht, nicht mehr „madame est servie" (es ist angerichtet) sondern „à cheval!" (zu Pferde!)

Redaction, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 333.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 97. Samstag den 3. Dezember 1870.

Die Feldpost.

Ach! von früh bis spät,
Eh der Hahn noch kräht,
Eh das Morgenroth
Auf den Höhen loht,
Bis der Abend sinkt,
Bis der Vollmond winkt,
Ob es eisig reift,
Ob die Kugel pfeift,
Eil' ich, weil ich, schreit' ich, reit' ich,
Frag' ich, trag ich und geleit' ich!

Hier! Herr Offizier,
Duftiges Papier,
Seht, es schrieb euch traut
Eure holde Braut.
Und das andre, das . . . .
Ist von Thränen naß,
Wird vom Mütterlein,
Von dem lieben, fein —
Ach! Die Theuren, fragen, zagen,
Um den Ritter geht ihr Klagen!

Und hier, ein Paquet,
Fest ist's zugenäht,
Werden Kleider sein,
Wollen, weich und fein,
Hier, der Pfeifen Preis,
Zierlich, meerschaumweiß,
Und gestricktes Zeug,
Alles ist für euch:
Gleicht's nicht beinah einem Schmause,
Kommt so'n Brieflein von „zu Hause".

Doch ade, hindann.
Reitet Roß und Mann
Durch die Posten, strack
Durch das Bivouak,
Durch das Wachtstakett
In das Lazareth.
Schnell! Ein einz'ger Brief
Oft zum Leben rief,
Manchen, den auf rothem Pfühle,
Schon umfing die Todeskühle.

Halb im Sterbejoch,
Las er weinend noch
Jenen letzten Brief,
Bis er leis entschlief . . . .
Oft hat's Mütterlein
Im Paquete fein,
Sorgsam zugenäht,
Froh und mit Gebet,
Ihrem Söhnlein in der Fremde
Noch geschickt das — Sterbehemde.

Ruht die heiße Schlacht,
Sank herab die Nacht,
Spielt der Winde Schaar
Mit der Leichen Haar . . .
Heb' ich von der Brust
Was in Ahnungslust,
Heimwehsüß und lieb
Noch der Bleiche schrieb,
Und ich send's mit all den Grüßen
Schnell zur Heimath hin, der süßen.

So in Nacht und Graus,
Halt ich wacker aus —
Ach! Von früh bis spät,
Eh der Hahn noch kräht,
Eh das Morgenroth
Auf den Höhen loht,
Bis der Abend sinkt,
Bis der Vollmond winkt —
Eil' ich, weil' ich, schreit' ich, reit' ich,
Frag' ich, trag' ich und geleit' ich!

Robert Weiffe.

Verschwunden!

(Fortsetzung)

„Mein Wort zum Pfande, daß es sich so verhält!" sagte Glieben.

„Ich habe mit dem Advokaten noch eine alte Rechnung abzuschließen!" rief Anden. „Er mag vor mir auf seiner Hut sein! Auch der Polizeikommissär."

„Anden, binden Sie nicht mit der Polizei an," warf Glieben lachend ein.

„Und weßhalb nicht?"

„Weil das eine sehr unangenehme und undankbare Sache ist. Die Polizei darf sich ein-

mal viel erlauben und kann uns in der lästigsten Weise chikaniren, wenn sie will.«

„Sie vergessen, daß ich mit dem Minister verwandt bin," bemerkte Anden. »Seine Macht dürfte etwas weiter reichen, als die eines Polizeikommissärs."

„Gewiß; allein Sie selbst haben mir mehr als einmal erzählt, daß Sie mit dem Minister nicht auf dem besten Fuße stehen, oder vielmehr, er nicht mit Ihnen. Hat eine Versöhnung zwischen Ihnen stattgefunden?"

„Nein, allein dennoch würde er nie zugeben, daß die Polizei einen Mann, mit dem er verwandt ist, belästigt. Er würde dies schon aus Rücksicht auf unsern Stand nicht du'den. Ich habe ihm sehr Vieles vorzuwerfen, muß ihm aber nachrühmen, daß er den Adel stets und in jeder Weise in Schutz genommen hat."

„Was haben Sie eigentlich mit dem Advokaten vorgehabt?" fiel Glieben ein. „Ich vermuthe schon, daß er bei irgend einem galanten Abenteuer Ihre Fährte gekreuzt haben wird, das vergeben Sie nicht so leicht, und ich gestehe, daß das auch sehr unangenehm sein kann. Ist es nicht so?"

Anden winkte ihn mit den Augen Schweigen zu.

Glieben hatte nicht gesehen, daß Holten in demselben Augenblicke in den Keller getreten war. Kaum hatte er ihn indeß bemerkt, so sprach er halblaut: „Ah, lupus in fabula."

Holten schien diese Worte gehört zu haben und ganz richtig auf sich zu beziehen, denn in scharfer, fixirender Weise ließ er den Blick über beide hingleiten. Ohne zu grüßen, nahm er an einem Nebentische Platz, bestellte eine Flasche Wein und nahm eine Zeitung zur Hand.

Es war ihm unangenehm, diese beiden Männer, deren Leben er hinreichend kannte, zu treffen, er würde sicherlich den Keller nicht betreten haben, hätte er ihre Anwesenheit zuvor gewußt, jetzt mochte er nicht zeigen, daß er irgendwie sich durch sie genirt fühlte. Allein die Zeitung fesselte ihn nicht, unwillkürlich hörte er auf das Gespräch, welches Glieben und Anden mit einander führten.

„Sie haben Recht, Anden," sprach Glieben, „es gibt in der ganzen Stadt kaum ein einziges Lokal, in dem man unbelästigt eine Flasche Wein trinken kann."

„Man muß sie auf seinem Zimmer trinken, wenn man sich gegen unangenehme Gesellschaft schützen will," entgegnete Anden. „Heut zu Tage glaubt ein Jeder, der seine Zeit besser in der Werkstatt oder am Aktentische zubrächte, das Recht zu haben, seine paar Thaler zu vertrinken.«

„Das gewöhnliche Volk verdient zu viel, deßhalb wird es übermüthig,« bemerkte Glieben.

Die zusammengezogenen Brauen Holtens verriethen nur zu deutlich, daß er diese Worte hörte und errieth, daß sie auf ihn bezogen waren. Dennoch blieb er ruhig, nicht weil er sich fürchtete, sondern um zu sehen, wie weit die Beiden es treiben würden.

„Nun Glieben," rief Anden lachend, „hätten Sie vielleicht Lust, die Arbeit eines Aktenschreibers und Rechtsverdrehers, ich meine die eines Advokaten, zu verrichten? Sie würden vielleicht auch viel damit verdienen?"

„Anden, ich würde diese Frage als eine Beleidigung auffassen, wenn Sie nicht mein Freund wären," entgegnete Glieben; „ich würde jedes Handwerk lieber ergreifen."

Das Blut war Holten in die Wangen gestiegen, unwillkürlich hatte er sich erhoben.

„Sagen Sie diese Worte, um mich zu beleidigen?" und sein Blick war herausfordernd.

Anden maß ihn mit spöttischem, verächtlichem Lächeln.

„Ich habe zum wenigsten nichts dagegen, wenn Sie sich dieselben annehmen — sie passen vielleicht auf Sie" entgegnete er.

Die Zeitung, welche Holten in seiner Linken hielt, zitterte, so erregt war er. Dennoch bezwang er sich. „Ich begreife vollständig Ihre Antipathie gegen die Arbeit eines Advokaten, sprach er „denn zu dieser Arbeit gehört mehr Kopf, als Sie zur Verfügung haben."

Anden sprang auf. Einen Schritt trat er auf Holten zu.

„Ich würde Genugthuung von Ihnen verlangen, wenn ich nicht befürchtete, Sie wären zu feige, mir dieselbe zu geben."

„Es käme auf den Versuch an," bemerkte Holten.

„Anden, bedenken Sie, daß Sie nur einen Bürgerlichen vor sich haben!" fiel Glieben ein.

„Sie haben eigentlich Recht," entgegnete Anden mit verächtlichem Achselzucken gegen Holten.

„Die Feigheit findet stets einen Ausweg!" rief dieser auf das Heftigste erregt. „Wir haben uns nicht zum ersten Male getroffen, es ist auch nicht das erste Mal, daß Sie es darauf anlegen, ich will Ihnen für die Zukunft nur den einen Rath geben, versuchen Sie es noch einmal, so werde ich genöthigt sein, Sie zu züchtigen, wie man einen ungezogenen Buben züchtigt, um mir Ruhe zu verschaffen!«

„Das mir!« rief Anden. Das Blut war aus seinen Wangen gewichen.

„Das Ihnen und auch Ihrem Begleiter!" entgegnete Holten unerschrocken. „Sie theilen die Passion der Straßenbuben, ruhige und anständige Menschen zu beleidigen, allein jene pflegen sich nicht so feige zurückzuziehen!"

„Anden, das fordert Blut!" rief Glieben.

Der Herr von Anden hatte eine Reitpeitsche ergriffen, welche vor ihm auf dem Tische lag; er hielt sie drohend in der vor Aufregung zitternden Hand, allein er wagte nicht, sie gegen Holten zu erheben, der ruhig dastand.

„Ich würde Sie sofort züchtigen, wenn mir die Peitsche nicht zu lieb wäre!" rief er.

„Sagen Sie lieber, wenn Sie sich nicht fürchteten, daß das Verhältniß bald ein umgekehrtes werden würde," entgegnete Holten.

„Sie würden uns also Genugthuung geben?" fragte Glieben.

„Mit Vergnügen."

„Kommen Sie, Anden," fuhr Glieben fort „Beschmutzen Sie Ihre Hand nicht."

„Sie haben Recht," entgegnete Arden. „Es giebt noch einen anderen Weg, um mit dem Herrn zu reden."

Beide verließen den Keller.

Holten ging aufgeregt in demselben auf und ab. Es war ihm unmöglich, sich sofort zu beruhigen. Er hatte als Student manchen lustigen und ernsten Strauß mit der Klinge ausgefochten, Furcht hatte er nie gekannt; mit den Jahren waren andere Ansichten in ihn eingezogen, und er glaubte, über jene Jugendthorheiten längst hinweg zu sein — er hielt sie für Thorheiten, weil er sich bewußt war, daß die Ehre eines Mannes einen ganz anderen Grund habe, um auf solche Weise vertheidigt und gerettet zu werden. Dennoch hatte er sich zu der Zusage der Genugthuung hinreißen lassen.

Er ärgerte sich darüber. Hätte er in diesem Augenblicke die Wahl gehabt, er würde der Anmaßung und Beleidigung Gliebens und Andens ganz anders entgegengetreten sein und nicht so viel Rücksichten gegeg sie genommen haben. Jetzt band ihn sein Wort. Hätte er jetzt noch zurücktreten wollen, so würde man sein Benehmen als Feigheit ausgelegt haben und diesen Grund hatte er doch am wenigsten.

Der Wirth trat in den Raum.

Holten erwiderte den Gruß desselben nur mit einem Neigen des Kopfes.

„Ich habe den Streit gehört, Herr Advocat, den Sie mit den beiden Menschen — ich wollte sagen, mit den beiden Herren gehabt haben," sprach der Wirth. „Ich habe sie durch jenes kleine Fenster beobachtet und bemerkt, daß sie es absichtlich darauf anlegten, Sie zu beleidigen. Es hat mir nahe genug gesessen, hervorzutreten und mich in die Sache einzumischen, ich mochte es indeß nicht thun, um nicht den Vorwurf auf mich zu laden, ich hätte mich aufgedrängt. Ich habe indeß Alles gehört und gesehen, und wenn Sie mein Zeugniß nöthig haben sollten, so stehe ich gern zu Diensten."

„Ich danke Ihnen," entgegnete Holten.

„Es liegt mir wahrlich nichts an dem Besuche der beiden Herren," fuhr der Wirth fort. „Sie thun gewaltig groß und vornehm, allein wenn ich Ihnen mein Buch zeigen wollte, so würden Sie staunen, wie hoch sie darin angekreidet stehen."

„Weßhalb borgen Sie ihnen!" bemerkte Holten kurz.

„Die Verhältnisse bringen es mit sich. Unsereiner muß manches Opfer bringen, um die Kundschaft nicht zu verlieren. Die Herren kommen in der ganzen Stadt umher, und es kostet nicht viel Mühe, ein Geschäft schlecht zu machen, den Wein und die Bedienung zu tadeln. Es ist schlimm, daß man auf solche Menschen, deren ganze Lebensaufgabe darin besteht, die Zeit todtzuschlagen, Rücksichten nehmen muß. Früher, als die Gelder noch nicht so knapp waren, haben sie freilich manche Flasche Wein bei mir getrunken, und für solche Herren sind die besten Sorten gerade gut genug — jetzt scheint es mit dem Gelde oft sehr schlecht zu stehen. Ich bin nicht der Einzige, der Forderungen an sie hat."

Holten hatte nur mit halben Ohre zugehört.

„Man sagt ihnen sogar nach, daß sie bedeutende Schulden haben," bemerkte er.

„Ich weiß es — ich weiß es! Gut leben, fein gekleidet umhergehen und noble Passionen haben, kostet viel. Der eine von ihnen, der Herr von Anden, hat zwar noch einen Vater, einen Gutsbesitzer, er spricht oft und gern von dem Gute, welches er erbt, wenn sein Vater stirbt, allein er könnte mir dreist das ganze Gut schenken — ich würde schönstens dafür danken, wenn ich zugleich die Schulden, welche darauf stehen, mit übernehmen sollte. Ich habe mich genau erkundigt, und weiß wie es steht. Stirbt der Alte und das Gut wird verkauft, so wird mancher Gläubiger nicht zu seinem vollen Gelde kommen."

Die Gesprächigkeit des Wirthes zog Holten mehr und mehr von seinen Gedanken ab.

„Glieben sowohl wie Anden sollen jetzt vorzugsweise vom Spiel leben?" fragte er.

Der Wirth blinzelte mit den Augen.

„Ich weiß es nicht."

„Nun, ich werde nicht zum Verräther werden," fuhr Holten fort. „Ich weiß sogar, daß sie hier oft gespielt haben."

„Gewiß haben sie das, allein was und wie hoch sie spielen, weiß ich nicht. Ich bekümmere mich absichtlich darum nicht, damit ich mit ruhigem Gewissen sagen kann, daß ich nichts davon weiß, wenn es an den Tag kommen sollte. Haha! Meine besonderen Gedanken habe ich für mich! — Doch Herr Advokat, die Herren werden Sie fordern, werden Sie sich wirklich darauf einlassen?"

„Ich werde Ihnen Genugthuung geben, da sie dieselbe verlangen und ich hoffe, sie werden

dieselbe nicht zum zweiten Male von mir fordern!„

Der Wirth schüttelte abrathend mit dem Kopfe.

„Thun Sie es nicht," sprach er. „Mir würde mein Leben zu lieb sein, um es solcher Menschen wegen auf das Spiel zu setzen!"

„Sie würden mir Feigheit vorwerfen, das ertrage ich nicht. Ich habe den Streit nicht mit ihnen begonnen —"

„Ich weiß — ich weiß," entgegnete der Wirth näher an ihn herantretend. „Ohne meinen Willen habe ich gehört, weßhalb sie erzürnt auf Sie sind."

„Nun weßhalb?" fragte Holten.

„Weil Sie dem Polizeikommissär mitgetheilt haben, daß ihr Genosse, Herr von Templow, in jener Nacht bei der Landmann gewesen ist und weil es nun keinem Zweifel mehr unterliegt, daß er den Fremden ermordet und beraubt hat. Sie sprachen hierüber, ehe Sie in den Keller traten."

„Ich begreife nicht, wie sie darüber erzürnt sein können!" warf Holten ein.

„Es wäre ihnen lieber gewesen, der arme Buchhalter wäre unschuldigerweise im Gefängniß geblieben. Es ärgert sie, daß ihr Freund ein solches Verbrechen begangen hat, oder eigentlich nur, daß es bekannt geworden ist — Sie wissen ja, solche Herren haben einen ganz besonderen Stolz."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Kutschke existirt nicht!) Man schreibt aus Topeka in Kansas: „Ein schöner Traum ist zerronnen. Kutschke existirt nicht. Grausam hat der Major und Bataillonskommandeur vom dritten Bataillon des Hohenzoller'schen Füsilierregiments Nro. 40 die Illusion zerstört, welche so viel zur Beglückung der Zeitgenossen beitrug. Nicht zu finden ist ein Füsilier dieses Namens in jenem Bataillon, dem er von der öffentlichen Meinung zugetheilt worden, noch in einem andern Bataillon desselben Regiments Er existirt dort nicht und hat nie existirt. Nicht geboren ist er zu Hirschberg in Schlesien oder anderswo, Besagter Major wußte nicht anders zu thun, als die für Kutschke bestimmten Gaben, bestehend in Cigarren, Tabak, Pfeifen, Geld wollnen Socken, Flanellhemden, Leibbinden, Zeitungen (man hatte offenbar vorausgesetzt, daß ein Füsilier Namens Kutschke Alles gebrauchen könne), unter die Mannschaft des Bataillons zu vertheilen, unter der Jeder ein Kutschke zu sein erklärte, und eine goldene Ankeruhr nebst Kette gab er mit allgemeiner Zustimmung einem Füsilier, der sich durch Tapferkeit und Humor ausgezeichnet und dem jetzt durch Acclamation der herrenlos gewordene klassische Name zugetheilt ist. So half sich der Major; aber wer hilft jetzt Denen, die an Kutschke geglaubt, die durch sein schönes Lied „Was kraucht dort in dem Busch herum" begeistert wurden und das Bedürfniß empfinden, dem Verfasser Zeichen ihrer Bewunderung zu geben? Was soll aus Milwaukier Meerschaumpfeife, was aus allen den andern Gaben werden, welche dem Dichter und Füsilier aus Amerika zugedacht worden? Wie Augustus nach seinen Legionen, so rufen wir nach unserm Kutschke!

(Vor hundert Jahren) gerade, im Jahre 1770, erließ das Pariser Parlament (diesen Namen führten damals die Gerichtshöfe Frankreichs) folgendes Edikt: „Wer irgend einen männlichen Unterthan Sr. Majestät mittelst rother und weißer Schminke, Essenzen, künstlicher Zähne, falscher Haare, spanischer Baumwolle, eiserner Schnürleiber, Reifröcke, Schuhe mit hohen Hacken, oder falscher Hüften in die Bande der Ehe lockt, wird wegen Zauberei verfolgt und die Heirath wird für null und nichtig erklärt." Statistiker mögen berechnen, wie Viele heutzutage dieses grausame Gesetz treffen würde.

(Marktbericht über das Ehescheidungsgeschäft.) Aus Indiana, dem Ehescheidungsstaat, bringt eine Zeitung Folgendes: Die große Concurrenz hat die Preise der Advokaten für Ehescheidungsprozesse sehr gedrückt. Wir notiren: gewöhnliche Scheidungen 15 Dollars, mit kleinen Alimenten 25 Dollars; mit großen Alimenten von 50—500 Dollars. Von letzter Sorte sind diesmal wenig am Markte. Im Allgemeinen geht das Geschäft gut und ist im Zunehmen begriffen."

Bei einem der Gefangenendurchzüge in Aschaffenburg verkaufte ein Franzose seine Lagerdecke an eine Bauersfrau. Der Etappenkommissär darauf aufmerksam gemacht, bestand auf Rückgabe der Decke, die Bäuerin war aber hiezu nicht so leicht zu bewegen. „Herr Tapetenkommissär," fing sie an, „gekauft ist gekauft." Allein es half kein Widerstreben, sie mußte die Decke dem Tapetenkommissär wieder zurückgeben.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertstraße No. 388.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 98. Mittwoch den 7. Dezember 1870.

Weihnachtsbitte.

Von goldnen Nüssen und von Kerzen
Glänzt bald auf's Neu' der Weihnachtsbaum
Und trägt in Häuser und in Herzen
Den duftig grünen Waldestraum.
Hoch über Bethlehem steht wieder
Für alle Welt der Wunderstern,
Und Gottes Boten steigen nieder,
Und Erd' und Himmel preist den Herrn.

Wie freu'n sich schon die lieben Kleinen
Auf Das, was Elternlieb bescheert;
Doch ach! auch viele Kinder weinen
Am freudelosen kalten Heerd.
Der andern harren bunte Spenden
Und goldgeschmückte Märchenpracht;
Nur ihnen naht mit leeren Händen
Die schätzereiche heil'ge Nacht.

Gar manche uns'rer tapfern Krieger
Verließen ein Daheim voll Noth —
Den Frau'n und Kindern stolzer Sieger
Blieb oft zum Leben kaum das Brod.
Viel Wittwen und viel Waisen klagen:
Im fernen Lande ruht das Herz,
Das sorgend treu für sie geschlagen —
Ihr einz'ges Erbtheil ist der Schmerz.

Und sie, die nimmer wiederkehren,
Und sie, die vor dem Feinde steh'n,
Wir sollten sie nicht besser ehren
Und ihre Kleinen darben sehn?
Wird ihren Kindern ohne Gaben
Das Christfest nah'n? — O nein! o nein!
Ein Bäumchen soll ein jedes haben
Und durch die Lieb beseligt sein!

Noch nie war Samariterpflege
So nöthig wie zu dieser Frist —
O daß doch jede Hand sich rege,
Der viel von Gott verliehen ist;
Und selbst wer minder reich an Habe,
Ein Scherflein hält er fromm bereit,
Das er als Weihnachts-Opfergabe
Den Kindern unsrer Helden weiht.

Eduard Kauffer.

Verschwunden!

(Fortsetzung)

„Und ein ganz besonderes Gewissen," fügte Holten hinzu. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir dies gesagt haben!"

„Ich bitte Sie, verrathen Sie mich nicht. Ich möchte sonst in den Verdacht kommen, daß ich das Gespräch meiner Gäste belausche. Ich saß zufällig dort an dem kleinen Fenster und ich will einräumen, wenn man einmal den Anfang eines Gespräches gehört hat, welches Einen interessirt, so ist es verdammt schwer, die Ohren abzuwenden. Es ist, als ob man dann doppelt scharf höre."

„Mein Wort darauf, daß ich Ihnen keine Verlegenheit bereiten werde."

Holten verließ bald darauf den Keller. Er begab sich in seine Wohnung. Daß Anden und Glieben ihn fordern lassen würden, unterlag keinem Zweifel mehr, ebenso fest stand der Entschluß in ihm, die Forderung anzunehmen. Früher würde dies nicht eine Stunde lang ihn in seiner Ruhe gestört haben, er war solchem Strauße mit dem ganzen leichten Blute der Jugend entgegengegangen, jetzt konnte er dies nicht mehr. Er war eben älter geworden und faßte nicht allein das Leben, sondern auch die einzelnen Ereignisse viel ernster auf.

Er war ein geübter und sicherer Schütz, dennoch verhehlte er sich nicht, daß in solchen Augenblicken der Lauf einer Kugel schwer zu bestimmen ist.

Er stand vor einem Ereignisse, welches aller Wahrscheinlichkeit nach eine große Umgestaltung in seinem Leben hervorrief. Ging er als Sieger aus dem Duelle hervor, was er hoffte, so blieb ihm nichts weiter übrig, um der Strenge des Gesetzes zu entgehen, als zu fliehen. Auch hierzu bedurfte es der Vorbereitungen.

Mit möglichster Ruhe traf er dieselben. Er brachte den Abend mit dem Ordnen seiner Angelegenheiten und dem Schreiben mehrerer Briefe hin. Erst als er dies Alles besorgt hatte, begab er sich zur Ruhe.

Am folgenden Morgen kam ein Lieutenant außer Dienst als Secundant Andens und Gliebens zu ihm, ihm die Forderung auf Pistolen

zu überbringen. Ruhig nahm er diese be an. Die Bedingungen, zehn Schritte Distance, wurden festgestellt.

Auch Holten sah sich nach einem Secundanten um und ein Universitätsfreund, ein junger Arzt, war gern bereit, ihm diesen Dienst zu leisten.

Früh am folgenden Morgen in einem nahe gelegenen Holze sollte das Duell stattfinden.

Holten blieb den Tag über zu Haus. Er war nicht unruhig und doch fehlte ihm die Lust sich unter Menschen zu mischen. Unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf, wie sich das Geschick des folgenden Tages gestalten werde.

So schwand der Tag und der Abend rückte heran. Den Besuch seines Freundes und Secundanten hatte er abgelehnt.

„Freund," hatte er lächelnd erwidert, „wenn mich einer der beiden Herren todtschießen sollte, so ist es doch am vernünftigsten, wenn ich heute mir selbst angehöre."

In Gedanken versunken saß er auf seinem Zimmer. Er hatte vergessen, sich einzuschließen und war deßhalb überrascht, als Münnich hastig und sichtbar aufgeregt eintrat. Er stand auf, ihn zu begrüßen, allein Münnich erwiderte seinen Gruß kaum.

„Holten, haben Sie mir nichts mitzutheilen?" fragte er.

Eine leichte, flüchtige Röthe flog über die Wangen des jungen Advokaten hin. Sollte der Commissär sein Vorhaben wissen? Es war fast unmöglich.

„Nein," erwiderte er ruhig. „Ich habe Sie kürzlich auf die richtige Spur Templows gebracht — mehr weiß ich nicht."

„Ich spreche nicht von dieser Angelegenheit," fiel Münnich ungeduldig ein, „sondern von Ihrer eigenen."

„Von meiner eigenen?" fragte Holten scheinbar erstaunt. Er gab sich Mühe, möglichst unbefangen zu erscheinen.

„Ja, von Ihrer eigenen. Haben Sie mir nichts mitzutheilen?"

„Nein."

„Auch als Freund nicht? Sie dürfen nicht vergessen, daß ich Ihnen gegenüber zuerst Freund und dann erst Polizeikommissär bin."

„Nun, ich habe beiden kein Geheimniß anzuvertrauen," entgegnete Holten. „Aber den Freund bitte ich, sich zu setzen — der Polizeikommissär wird schon allein für sich sorgen."

„Ich glaubte, Sie würden offener gegen mich gewesen sein," fuhr Münnich fort, ohne der Aufforderung nachzukommen. „Als Freund scheinen Sie wenig Vertrauen zu mir zu haben und meine Fähigkeit als Polizeikommissär haben Sie auch unterschätzt, sonst würden Sie nicht geglaubt haben, daß das Duell, welches Sie morgen vorhaben, mir ein Geheimniß bleiben würde?"

„Münnich, woher wissen Sie das?" fiel Holten überrascht ein.

„Sie sehen, daß ich es weiß, entgegnete der Gefragte. „Das muß Ihnen vorläufig genügen. Ich kenne auch Ihre beiden Gegner: Glieben und Anden!"

„Wer hat Ihnen dies verrathen?" wiederholte Holten.

„Lassen Sie, denn dies werde ich Ihnen nicht eher sagen, als bis Sie mir das feste Versprechen gegeben haben, die Thorheit aufzugeben!"

„Das ist unmöglich! Mich bindet mein Wort und auch meine Ehre! Mögen Sie darüber denken, wie Sie wollen, mögen Sie mir sagen, daß es wenig ehrenvoll sei, einen Andern todtzuschießen oder sich von ihm todtschießen zu lassen — ich gebe Ihnen vollkommen Recht, allein jetzt ist es zu spät. Ich habe mein Wort gegeben und mag nicht als Feigling erscheinen."

„Holten, ich habe Sie als Freund gebeten, die Thorheit aufzugeben, Sie wissen, daß ich als Polizeicommissär es fordern kann — und muß!"

„Freund, ich verstehe Sie sehr wohl!" entgegnete Holten, ihm die Hand entgegenstreckend. „Ich bitte Sie, lassen Sie mir meinen Willen, es ist zu spät und nicht mehr zu ändern!"

„Dann werde ich Sie verhaften lassen, um Sie vor Ihrer eigenen Thorheit zu bewahren!"

Holten schüttelte mit dem Kopfe.

„Sie würden es dennoch nicht verhüten. Sie müßten mich wieder in Freiheit setzen und dann —dann würde es doch geschehen!"

Münnich schritt hastig, aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Wann und wo wollen Sie sich schießen?" fragte er.

„Es bindet mich mein Wort, darüber zu schweigen."

„Ich frage Sie als Polizeicommissär."

„Und ich antworte Ihnen als Freund. Können Sie sich nicht in die Lage versetzen, daß man sich so sehr beleidigt und erbittert fühlt, daß man wirklich Verlangen trägt, seinen Gegner zu züchtigen? Ich hätte vielleicht klüger gehandelt, die beiden Herren für ihr brutales, herausforderndes Benehmen mit dem Stocke zu züchtigen — ich habe es nicht gethan; nun bleibt mir nur dieser Weg, sie zu strafen."

Er erzählte Münnich, wie Alles gekommen war und wodurch er Gliebens und Andens Unwillen erregt hatte.

„Ich begreife Ihre Erbitterung, Holten," sprach Münnich, „allein ich darf nicht dulden, daß Sie in der Weise Ihr ganzes Geschick, Ihr Leben auf das Spiel setzen. Die beiden Herren sind eines solchen Preises nicht werth."

„Ich stimme Ihnen bei," entgegnete Holten,

„allein jene beiden Männer würden, wenn ich zurückträte, nur einen Beweis darin finden, daß sie mich ungestraft beleidigen dürften und würden sicherlich nicht verfehlen, es überall zu thun, wo sie mir begegneten. Ich habe nicht Lust, mich solcher Unannehmlichkeit auszusetzen."

„Es giebt noch Mittel, dies zu verhüten!"

„Welches?" fragte Holten. „Können Sie verhindern, daß jene Männer mir ein Schimpfwort zurufen, wenn sie mir begegnen, daß sie mir höhnend in's Gesicht lachen, daß sie in der ganzen Stadt erzählen, ich sei ein Feigling, ich habe nicht den Muth, ihnen entgegen zu treten? Münnich, Sie würden dies wahrhaftig noch weniger ertragen als ich und ich bin überzeugt, Sie würden an meiner Stelle nicht anders handeln."

Noch einmal bot der Commissär Alles auf, den Freund zu bewegen, das Duell aufzugeben, dann ging er fort, ohne zu sagen, was er im Sinne hatte.

Holten gab sich der Hoffnung hin, ihn überzeugt zu haben von der Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit seines Schrittes, er hoffte, Münnich werde aus Rücksicht gegen ihn geschehen lassen, was er doch späterhin nicht verhindern konnte.

Der Morgen des folgenden Tages brach herein. Holten verließ seine Wohnung, noch ehe es völlig Tag geworden war, um Münnich auszuweichen, wenn derselbe noch einmal den Versuch machen sollte, ihn zurückzuhalten.

Sorgfältig blickte er sich auf der Straße um, denn der Commissär konnte ihn ja beobachten lassen — er erblickte Niemanden. Mit hastigen Schritten begab er sich zu seinem Secundanten, dem Doctor Berg. Er traf auch ihn bereits gerüstet.

„Du kommst früh," sprach Berg. „Ich begreife daß Dir daheim die Ruhe gefehlt hat."

Holten theilte ihm mit, weßhalb er so zeitig kam.

„Du irrst, wenn Du glaubst, ich sei so unruhig," fügte er hinzu. „Die Bedenken, welche in mir aufgestiegen waren, habe ich bereits gestern abgethan, nun mag es kommen, wie es will. Du wirst sehen, daß meine Hand in dem Augenblicke nicht im Geringsten zittert. Doch komm, der Morgen ist schön, wir können unterwegs frühstücken und es wird mir doppelt leicht sein, wenn ich aus Münnichs Bereiche bin."

Sie verließen das Haus und die Stadt.

Der Morgen war in der That schön. Kein Lüftchen regte sich. In der Ferne lag noch der Nachtthau, einer großen weißen Wolke gleich, auf den Wiesen, an den Blumen und Grashalmen zur Seite des Weges hingen die Thauperlen.

Eine Zeit lang schritten beide Freunde schweigend neben einander hin. Berg war ernster gestimmt, als Holten.

„Weißt Du noch," sprach Holten endlich das Schweigen unterbrechend, „wie wir einst in Jena eines Morgens früh nach Wörlitz wanderten? Auch damals war es schön wie heute, auch damals ging ich einem Duell entgegen. Auf dem Geleitshause haben wir uns beide durch einen Morgentrunk gestärkt und derselbe war etwas kräftig ausgefallen und uns beiden zu Kopf gestiegen. Arm in Arm schritten wir lustig singend dem Kampfplatze entgegen. Ich sollte meine Klinge mit der des langen Friesen versuchen und ich wußte recht wohl, daß derselbe besser schlug als ich, ich kannte indeß keine Furcht, und schließlich trug der lange Friesen einen tüchtigen Schmiß davon und wir zechten dann in Wörlitz lustig weiter. Es waren doch goldene Tage!"

„Die nie wiederkehren werden und können," bemerkte Berg, „weil wir älter geworden sind. — Uebrigens, Holten, hast Du nicht klug gehandelt, daß Du Deinen Gegnern überlassen hast, die Pistolen mitzubringen. Es kam dies Dir zu."

„Ich habe Dir den Grund, weßhalb ich diese Verpflichtung abgelehnt, bereits mitgetheilt. Ich habe keine Pistolen mehr und habe nicht Lust, neue zu kaufen."

„Und Du hast Deinen Gegnern dadurch den Vortheil in die Hand gegeben, daß sie mit Pistolen schießen werden, mit denen sie sich eingeschossen haben."

Holten lächelte.

„Ist dies Deine einzige Besorgniß!" rief er. „Es sind gezogene Pistolen ausgemacht und ich hoffe noch so viel Fertigkeit im Schießen zu besitzen, um nicht zu fehlen. Diese Besorgniß ist in mir selbst noch nicht einmal aufgestiegen, ein Beweis, daß ich mich ziemlich sicher fühle."

Sie näherten sich bereits dem Holze, in welchem das Duell stattfinden sollte. Hinter sich erblickten sie Glieben und Anden mit ihren Secundanten.

„Du siehst, die Herren sind ebenso zeitig aufgestanden, wie wir!" sprach Holten. „Es ist mir lieb, daß wir die ersten auf dem Platze sein werden!"

In wenigen Minuten hatten sie den bestimmten Platz erreicht. Einige Augenblicke später langten auch Glieben und Anden an.

Die Secundanten begrüßten einander kalt.

Ohne Zögern wurde an die Vorbereitungen geschritten. Die Distance wurde abgemessen, die Mensur bezeichnet, in Bergs Beisein wurden dann die Pistolen geladen und Holten zur Wahl dargereicht. Er nahm die ihm zunächst gebotene, er kannte ja ohnehin die Waffen nicht.

Ruhig trat er auf den abgesteckten Platz.

Anden stellte sich ihm gegenüber, beide hielten die Waffen in der Hand.

Schon wollte Berg das Zeichen geben, als ein lautes „Halt!“ aus der Nähe ertönte. Münnich trat hinter einem Baume hervor.

Anden stampfte unwillig mit dem Fuße auf die Erde und erhob die Pistole gegen Holten. Zur rechten Zeit sprang Berg hinzu und drückte seinen Arm nieder.

„Ein feiger Verrath!“ rief Anden. „Man braucht wohl nicht weit zu suchen, um den Verräther, der dies Possenspiel in Scene gesetzt hat, zu finden! Ah, der Herr Advokat und der Herr Polizeicommissär sind ja gute Freunde!“

Münnich hörte diese Worte.

„Sie irren, wenn Sie meinem Freunde diese Unterbrechung zuschreiben,“ entgegnete er. „Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich nicht durch ihn Kenntniß von dem Duell erhalten habe.“

Anden zuckte verächtlich mit den Achseln.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Photographische Entdeckung.) Nach dem „Mechanics Magazine“ hat M. Bazin eine sonderbare Entdeckung gemacht, welche die Aufmerksamkeit der Photographen verdient. Bekanntlich ist die Zeit, während der es jetzt nöthig ist, die Platte zu exponiren, bereits sehr kurz. Wenn jedoch des Autors Behauptungen begründet sind, so kann diese Zeit noch um ein Drittheil verkürzt werden, wenn man seinen Plan adoptirt. Sonderbarerweise beruht dieses Mittel auf Zulassung von Licht, das nicht durchzupassiren hat. M. Bazin macht vier Oeffnungen vorn an der Camera und paßt in diese Gläser, die durch eine Lösung von Carmin in Ammoniak gefärbt sind; hinter jedem der Gläser befindet sich noch ein anderes unpolirtes Stück Glas. Diese Oeffnungen werden zu gleicher Zeit mit den Linsen bloßgelegt, so daß das rothe Licht mit dem Bilde zusammen auf die Platte fällt. Gemäß seinem Berichte werden die dunklen und hellen Stellen dadurch viel weicher und der Ton der Halbschatten bedeutend verbessert. Derselbe Effekt soll auch erreicht werden, wenn die sensitive Platte rothem Lichte ausgesetzt wird, bevor oder nachdem das Bild genommen ist; im letzteren Falle natürlich, ehe es fixirt ist. Es läßt sich darüber keine Meinung ausdrücken, sondern nur experimentiren, und wir begnügen uns, diese Sache unseren Lesern vorzulegen. Noch müssen wir bemerken, daß M. Bazin andere Farben versucht hat, aber die rothe am wirksamsten findet.

Ein Reisender, der in einem hiesigen Gasthof übernachtete, und gerne einer hl. Messe beiwohnen wollte, wandte sich früh, da sonst noch Niemand im Hause munter war, an das Küchenmädchen mit der Frage: „Wann geht denn hier die Messe an?“ Das Mädchen antwortete ganz naiv: „Am Pfingstmontag.“

In Berlin sieht man jetzt Streichfeuerzeuge in Form von Mitrailleusen mit der Etiquette:

Großer Kaiser, sei nicht böse,
Daß nun Frankreichs Mitrailleuse,
Sonst Dein Heilgthum und Stolz,
Dient dem deutschen — Schwefelholz.

Die Wacht am schwarzen Meer.

(Russisches Volkslied, in bekannter Melodie zu singen.)

Es braust ein Ruf wie Knutenschall,
Wie Stiergebrüll und Juchtenprall:
Pascholl! pascholl! zum schwarzen Meer:
Nun geht es übern Sultan her!
Lieb Rußland, ach, uns durstet sehr:
Stark sauft die Wacht am schwarzen Meer!

Und Hunderttausend eilen schnell,
Sonst macht man ihnen los' das Fell —
In erster Reih' mit allem Pack,
Cum summa laude der Kosack;
Lieb Rußland, reich die Flasche her —
Viel sauft die Wacht am schwarzen Meer.

Dem feigen Fremdling tönt sein Fluch,
Der Zahnbürst' braucht und Taschentuch,
Mit schnöder Seife ab sich schwemmt:
Du, Meer, bleibst schwarz als wie mein Hemd!
Lieb Rußland reich die Flasche her,
Fest sauft die Wacht am schwarzen Meer!

So lang noch eine Lippe glüht,
Durch die sich sanft ein Talglicht zieht,
So lang der Sauerkohl noch müßt —
Ins schwarze Meer kein Moslem schifft!
Lieb Rußland, reich die Flasche her,
Sehr sauft die Wacht am schwarzen Meer!

Der Schwur verhallt in Sturm und Wind,
Der Wutki durch die Kehle rinnt;
Am schwarzen Meer trinkt Mann für Mann,
Bis daß er nicht mehr stehen kann;
Lieb Vaterland, die Flasch' ist leer,
Fest liegt die Wacht am schwarzen Meer!

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 99. Samstag den 10. Dezember 1870.

Deutsches Schwert und Deutsche Hiebe.

„Gebt Meister, mir ein gutes Schwert!
Doch schnell, ich darf nicht weilen,
Am Thore wartet schon mein Pferd,
Zum Kampfe muß ich eilen.
Die Klinge soll so hart wie Stein
Und von dem besten Stahle sein;
Ich wills Euch reichlich lohnen."

Der Franzmann sprach's zum Waffenschmied
Doch der, aus deutschen Auen,
Die hohe Stirn in Falten zieht
Und senkt die busch'gen Brauen.
Fürwahr, denkt er, ein kecker Held
Doch soll ihn für sein schnödes Geld
Kein deutsches Schwert beglücken.

Drauf lacht er in den grauen Bart,
Und bringt mit starker Rechten
Ein Schwert von echter deutscher Art,
Geschickt zu blut'gem Fechten.
Hei, wie es blitzt im Sonnenschein!
Es winkt der Stahl so scharf und fein
Zum lust'gen Waffentanze.

Dann schlägt er auf des Ambos' Rand
Mit drei gewalt'gen Streichen
Das brave Schwert hält wacker Stand —
Das Eisen muß ihm weichen;
Und staunend rufet der Franzos:
„Und wär der Preis auch noch so groß,
Die Klinge muß ich haben."

„Gefällt sie Euch?" spricht drauf voll Hohn,
Der deutsche Schmied mit Lachen,
„Ich hoff' Ihr werdet nächstens schon
Mit ihr Bekanntschaft machen.
Doch zahlt Ihr noch so reichen Sold,
Ich geb mein Schwert für alles Gold
Nicht in des Feindes Hände!

Nur deutsche Helden ziert mein Schwert,
Dient nur zu deutschen Hieben.
Euch hat, als Ihr den Rhein begehrt,
Einst deutscher Stahl vertrieben;
O wollte Gott, ihr fühltet gleich
Jetzt wieder deutscher Schwerter Streich!"
Er spricht's und dreht den Rücken.

Verschwunden!

(Fortsetzung)

„Meine Ueberzeugung wird selbst durch Ihre Versicherung nicht geändert werden," bemerkt er.

Münnich schoß das Blut in die Wangen.

„Herr von Anden, Sie scheinen zu vergessen, zu wem Sie diese Worte sprechen!" rief er.

„Durchaus nicht. So viel mir bekannt ist, sind Sie der Polizeicommissär Münnich."

Münnich bekämpfte seine Aufregung und zwang sich zur Ruhe.

„Ich ersuche Sie, mir die Waffe zu geben," sprach er.

„Nimmermehr!" rief Anden ziemlich heftig.

„Die Pistolen sind mein Eigenthum," bemerkte Glieben. „Niemand hat ein Recht daran, außer mir und meinem Freunde, dem ich sie geliehen habe."

Noch einmal wiederholte Münnich ernst seine Aufforderung. Anden weigerte sich eben so entschieden, derselben nachzukommen.

„So werde ich sie Ihnen mit Gewalt abnehmen lassen," bemerkte Münnich.

„Herr Polizeicommissär, Sie gehen sehr weit in Ihrer — Dreistigkeit!" rief Anden, sich in die Brust werfend.

„Nicht weiter, als meine Pflicht verlangt."

„Sie scheinen zu vergessen, wen Sie vor sich haben?" warf Glieben ein.

„Männer, die im Begriff sind, gegen das Gesetz zu handeln."

„Ich werde mich über Sie beschweren — solche Rücksichtslosigkeit ist unerhört!" rief Anden, immer mehr in Aufregung gerathend.

Glieben flüsterte ihm einige Worte in das Ohr.

„Sie haben Recht, Glieben," fuhr Anden mit verspöttischem Lachen fort. Er schoß die Pistole ab und warf sie dann dem Polizeicommissär mit ächtlicher Geberde vor die Füße.

Münnich zog eine kleine silberne Pfeife hervor und pfiff auf derselben laut. Mehrere Polizeidiener traten aus dem Holze hervor.

„Verhaften Sie diese beiden Herren hier!" befahl er den Dienern, auf Glieben und Anden zeigend.

„Haha! Die Sache wird immer spaßhafter!" rief Anden in höchster Erbitterung. „Dieser Scherz dürfte Ihnen theuer zu stehen kommen,

Herr Commissär! Uebrigens möchte ich Niemanden rathen, mich anzurühren!"

Der Commissär antwortete ihm nicht.

„Weigern sich die Herren, gutwillig zu folgen, so gebrauchen Sie Gewalt!" befahl er den Dienern. „Sie haften mir für dieselben und kennen Ihre Pflicht!"

„Anden, weßhalb sollen wir uns diese kleine interessante Comödie nicht gefallen lassen?" sprach Glieben zu seinem Freunde, der entschlossen schien, nur der Gewalt zu weichen. „Haha! Wir werden einmal in auserlesener Gesellschaft zur Stadt gehen. Seien Sie vernünftig und kommen Sie. Ich bin selbst neugierig, was der Herr Commissär in der Stadt mit uns beginnen will!"

Anden fügte sich.

Von drei Polizeidienern begleitet schritten sie der Stadt zu.

Münnich hatte die ihm zu Füßen geworfene Pistole aufgehoben, Holten hatte ihm die seinige freiwillig übergeben.

„Münnich, Sie würden mir einen großen Dienst erwiesen haben, wenn Sie nicht eingeschritten wären," sprach Holten.

Der Commissär zuckte mit den Achseln.

„Sie haben mich selbst dazu gezwungen. Ich werde Sie nicht verhaften lassen, allein Sie geben mir Ihr Ehrenwort sofort zur Stadt zurückzukehren und dieselbe nicht zu verlassen. Sind Sie damit einverstanden?"

Holten bejahte dies.

„Gut, dann lassen Sie uns getrennt heimkehren. Sie werden begreifen, weßhalb ich dies wünsche." Er streckte ihm die Hand dar und trat dann schnell, die beiden Pistolen mit sich nehmend, in das Holz.

Ziemlich schweigend kehrten auch Holten und Berg zur Stadt zurück.

9. Kapitel.

Interessante Entdeckung.

In aufgeregter Stimmung kam Münnich noch an dem Abende desselben Tages zu Holten, der diesen Besuch nicht erwartet zu haben schien.

„Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, welches ich Ihnen heute Morgen abgenommen habe," sprach er nicht ohne Bitterkeit. „Sie können heute noch die Stadt verlassen, können verreisen, auf Jahre, wenn Sie Gefallen daran finden, ich werde Sie nicht hindern."

Holten begriff seine Worte so wenig, wie seine Aufregung.

„Was haben Sie, Commissär?" warf er fragend ein.

„Haha! Nichts — nichts! Ich freue mich, daß Ihnen aus Ihrer Thorheit keine unangenehmen Folgen erwachsen werden, die ich nicht im Stande gewesen wäre, von Ihnen abzuwenden — nebenbei habe ich für mich eine sehr lehrreiche Erfahrung gemacht."

Er schritt aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Und welche?" fragte Holten, ihm mit den Augen folgend.

„Die, daß man gewissen Herren in keiner Weise entgegentreten darf, daß man selbst als Polizeicommissär die größten Unartigkeiten von ihnen ertragen soll; die, daß Ihnen gegenüber das Gesetz schweigt, daß es todt ist!"

„Ich begreife Sie nicht!"

„Weil Ihr Kopf zu schwerfällig ist. Wußten Sie nicht, daß der Herr von Anden mit dem Minister verwandt ist?"

„Das weiß ich."

„Die beiden Herren lebten mit einander auf sehr gespanntem Fuße, oder richtiger, der Herr Minister schien bisher der Ueberzeugung zu sein, daß ein solcher Neffe ihm nicht zur besonderen Ehre gereichen könne; zur rechten Zeit hat er sich indeß des verwandten Blutes erinnert. Der Neffe hat gegen das Gesetz verstoßen, das ist auch dem Minister nicht angenehm, man würde darüber sprechen, es würde vielleicht nach oben hin unangenehm vermerkt werden; folglich soll die Sache todt gemacht werden, das heißt die Polizei hat den Befehl erhalten, um diese Sache sich nicht weiter zu bekümmern, sondern ihre Aufmerksamkeit lieber den „kleinen Leuten" zuzuwenden, die in irgend einer Weise, weil die Noth sie drängt oder sie das Gesetz nicht genau kennen, dagegen verstoßen."

„Hat der Minister das Recht, Ihnen einen solchen Befehl zu ertheilen?" warf Holten ein.

Münnich blieb vor ihm stehen und blickte ihn lächelnd an.

„Holten, man sollte wahrhaftig glauben, Sie wären nie aus diesem Zimmer gekommen, hätten nie den Blick um sich in das Leben geworfen! Sie sind Advokat und fragen, ob der Minister das Recht hat. Gewiß hat er es, denn vorläufig hat er die Macht in den Händen, und wenn das Recht auch nicht immer eine Macht ist, wie manche Idealisten und träumerische, überspannte Köpfe glauben, so ist die Macht, doch fast in allen Fällen Recht — zum wenigsten nach unseren modernen Anschauungen. Uebrigens kommt diese Frage bei dieser Sache gar nicht in Betracht. Der Minister wünscht, daß diese Geschichte todt gemacht wird, und ein solcher Wunsch ist einem Befehle gleich, ja, er ist schlimmer. Wer gegen einen Befehl, gegen eine Verordnung, ein Gesetz verstößt, der wird auf dem disciplinarischen oder gerichtlichen Wege dafür bestraft; wer aber solchen Wunsch nicht beobachtet, der ladet den Groll eines mächtigen Herrn auf sich, und das ist schlimmer. Die Polizei wird sich also um diese Angelegenheit nicht weiter kümmern — das erste Protokoll, welches darüber aufgenommen,

ist an einem sichern Orte ad acta gelegt, vielleicht auch vernichtet, wir wissen von der Sache nichts mehr und in Ihrem Interesse gebe ich Ihnen den Rath, geben auch Sie die ganze Angelegenheit der Vergessenheit anheim."

„Damit die Herren jede Gelegenheit ergreifen, mich auf's Neue zu beleidigen?" warf Holten ein.

„Das werden Sie nicht thun," bemerkte Münnich. „Der Polizeidirector hat sich nach dem ganzen Vorfalle genau erkundigt; es freute mich, ihm genügende Auskunft und Aufklärung geben zu können. Er hat darüber Bericht erstattet, und ich bin der festen Ueberzeugung, daß Herrn von Glieben sowohl, wie Herrn von Anden die Weisung zugegangen sein wird, dergleichen zu vermeiden. Sie werden Ihnen künftig möglichst auszuweichen suchen."

„Sie hätten besser gethan, Commissär, wenn Sie mich ruhig hätten gewähren lassen und das Duell nicht gestört hätten!" rief Holten.

„So!" erwiderte Münnich. „Und weßhalb?"

„Weil ich den Herren die Lehre gegeben haben würde, künftig Niemanden zu beleidigen."

„Und in welcher Weise würden Sie das gethan haben?"

„Sie wissen, daß ich ein guter Schütze bin. Ich würde sie nicht geschont haben!"

„Hahaha! unterbrach ihn Münnich lachend. „Sie würden noch weniger geschont worden sein! Sie sind ein guter Schütz, aber ein ein sehr schlechter Menschenkenner! Unterbrechen Sie mich nicht, sondern beantworten Sie meine Fragen, denn ich werde Ihnen noch eine sehr interessante Thatsache mitzutheilen haben. Welches waren die Bedingungen des Duells?"

Holten blickte ihn erstaunt an und erwiderte: „Zehn Schritt Distance."

„Das habe ich aus der Entferuung der Mensuren gesehen. Haben Sie um die Pistolen geloost?"

„Nein."

„Waren beide geladen?"

„Natürlich!"

„Wer hat sie geladen?"

Andens Secundant."

„Wer hat die Wahl der Pistolen gehabt, als sie geladen waren?"

„Ich."

„Und welche haben Sie gewählt?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Welche haben Sie gewählt?" wiederholte Münnich noch einmal.

„Die mir zunächst gelegene — ich kannte ja beide nicht."

„Ist Ihr Secundant, der Dr. Berg, nicht zugegen gewesen, als die Pistolen geladen würden?"

„Gewiß."

„Nun will ich Ihnen mittheilen, mit welchen gewandten Escamoteurs Sie zu thun gehabt haben. Ihre Pistole war nicht geladen, während die Ihres Gegners eine sehr gute Kugel enthielt."

„Unmöglich!" rief Holten.

„Es ist so, wie ich Ihnen gesagt habe. Sie erinnern sich, daß ich beide Pistolen als corpus delicti zu mir nahm, auch die, welche der Herr von Anden mir so freundlich vor die Füße warf."

Der Advokat war zu überrascht, um eine Antwort zu finden.

„Ich will gestehen, daß ich an diesen feinen und ehrenvollen Streich selbst nicht gedacht habe," fuhr Münnich fort. „Es fiel mir zwar auf, daß Anden seine Pistole abschoß, daß er es that, nachdem sein Freund ihm einige Worte in's Ohr geflüstert hatte; allein ich errieth nicht, weßhalb er es gethan hatte, denn unsereiner hat ja ganz andere Begriffe von Ehre, als jene Herren. Leider kam ich erst dazu, Ihre Pistole zu untersuchen, nachdem die beiden Herren wieder entlassen waren. Ich fand in der Pistole keine Kugel. Daß das Duell ohne Kugeln habe stattfinden sollen, erschien mir sehr unwahrscheinlich, weil ich nicht glauben konnte, daß Sie sich zu einem solchen Possenspiel hergeben würden; ich kehrte deßhalb in den Wald zurück und untersuchte genau die Richtung, in welcher Anden die Pistole abgefeuert hatte. Meinem guten Auge verdanke ich es, daß ich die Kugel in einem Baume, in welchen sie eingeschlagen war, fand. Sie werden nun begreifen, wie wenig Sie mit Ihrer Sicherheit im Schießen ausgerichtet haben würden! Was sagen Sie zu diesem Stückchen?"

„Ich würde es nicht glauben, wenn Sie es mir nicht erzählt hätten. Es ist unerhört, ein Bubenstreich!"

„Und Sie haben von den Herren mehr erwartet?" warf Münnich ein.

„Hierzu kann ich nicht schweigen!" rief Holten aufgeregt. Ich werde sie öffentlich blamiren, ihnen die Niederträchtigkeit in's Gesicht rufen, wo ich ihnen begegne!"

„Dies werden Sie nicht thun," entgegnete Münnich ruhig, indem er die Hand auf die Schultern des Aufgeregten legte. „Sie müssen schweigen und Sie werden auch schweigen, nicht allein deßhalb, weil Sie mich dadurch in die unangenehmste Lage versetzen würden, sondern weil Sie von diesen Herren Alles — selbst das Aeußerste erwarten können. Aber, Freund, auch ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, in der wir diese hübsche Geschichte werden verwerthen können. Mein Gedächtniß ist zu getreu, um sie je zu vergessen, und ich hoffe, auch Ihnen wird sie in der Erinnerung bleiben. Seien Sie zum wenigsten so klug und warten Sie den

günstigsten Zeitpunkt ab."

„Und die Menschen wissen nicht einmal, daß ihr Bubenstück entdeckt ist?"

„Doch, Holten, sie wissen es. Ich habe es dem Polizeidirektor mitgetheilt, auch der Minister weiß es und es liegt ihm deßhalb doppelt daran, daß die ganze Geschichte verschwiegen und todt gemacht wird. Durch diesen tollen Streich würde der ganze Adel compromittirt, Glieben und Anden würden unmöglich für diese Stadt, der Minister selbst würde es nicht überwinden können, einen solchen Verwandten zu haben, die Geschichte könnte ihn bis zum Zurücktritt aus dem Ministerium treiben. Glauben Sie, daß er es dahin kommen lassen würde? Eher würden wir beiden zum Opfer fallen. Ich habe mich ohnehin durch meinen Eifer, mit welchem ich der Spur Templows nachgegangen bin, nicht sehr beliebt gemacht. Der Polizeidirector hat mir gegenüber bereits einen Wink fallen lassen, daß ich meine Kräfte nicht länger dieser Angelegenheit zuwenden möchte; allein gerade jetzt, wo ich eine neue Spur entdeckt habe, lasse ich nicht nach, ich will Licht in die Sache bringen, die mir so unendlich viel Zeit und Mühe gekostet hat."

„Sie haben eine neue Spur gefunden?" warf Holten gespannt ein.

Der Commissär nickte zustimmend mit dem Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Aus den Zeiten des Bundestages.) Der selige Bundestag war nie ein Freund von Neuerungen und die preußischen konnte er schon gar nicht leiden. Als Preußen im Jahre 1851 seine Zündnadeln zur Einführung im Bundesheere vorschlug, gab der Vorsitzende der Bundeskommission, General von Schmerling, sein Gutachten dahin ab, daß die Zündnadeln eine unnütze Spielerei sei. So steht's in den Akten zu lesen. Fünfzehn Jahre später rächte sich die Zündnadel und Oesterreich verlor — 1866, — was auch in den Akten zu lesen.

(Neue Feinde des Cölibats.) In Colorado existirt eine Gemeinde von „Pionieren des Menschenthums." Eines ihrer Gesetze verbietet den Männern das Ledigsein nach dem 25. und den Frauen nach dem 21. Lebensjahre, „als Verbrechen gegen die Würde und die Wohlfahrt der Menschheit."

A Briasla vom Melcher Veri aus 'm Franzosaländle.

(In schwäbischer Mundart.)

Liabe Oeltra!

Ihr wearet oft derhoim zu ananber saga:
Wie mag's wohl jatzt em arma Veri gau?
Und d' Muatter weard vor Sorg oft d' Händ z'sammschlaga.
Weil i so laug nix vomer heara lau.
Ja ziemli lang isch scho, ich will nit lüaga,
Mer hot halt au nit immer Luscht und Zeit;
Do heut sollt Ihr vo mir a Briasla kriaga,
Dös sell soll mache Eu koa kloani Freud.
Vor allem schreib i Eu, dös weard Eu freua,
Daß i no immer bi a guater Chrischt —
So wie derhoim, bet' i au draus im Freia:
Da „Gruaß" und 's Vaterunser, dear Du bischt.
Hat über d' Preußa au der Pfarr' loszoga
Derhoim — und viel vom „Luthrischmacha" g'schwätzt,
I sag's Eu jatzt, der hat abscheuli g'loga,
I hab's jatzt gsea — daß er nur hat g'hetzt.
Der Preuß thuat g'rad wia wir zum Herrgott beata,
Und isch au brav — mer hent se alle gearn,
Und komm' i hoim, will i a Wörtli reda
Und reacht d' Levita leasa unserm Hearn.
Und gaut's zum Kampf erscht gege dia Rothhosa,
So schtella d' Preußa ihren Ma scho au,
Grad wias vor uns hents do Respekt, d' Franzosa,
Denn wie a Fels so standa Preußa dau.
Sie heißen blaue Teufel nur uns Bayra
Die Wälschi, und sie wissen au warum,
Denn wior, wir thuan wie d' Wilde auf sie feura,
Und dös isch ihne halt a bisle z'dumm.
Und erscht die Turkos, dös sind wilde Beara,
Dia reißen auf glei wagaweit ihr Maul,
Doch komma wiar, so müassen's gleich umkehra,
Und wiar brav hinterdrein und gar nit faul.
Freili muß au von uns so mancher falla,
Doch mitta drin oan dös nit arg schenirt;
Und euer Veri hot, so oft's au knalla,
A blaue Bohne doch no nit verspürt.
I bi hechtg'sund, doch muaß ma si recht balga,
Und 's Hungerleide will mir oft nit ei,
Dagege hilft koa grolla und koi schmalga,
Schau Veri, denk i mir, es muß halt sei.
A durchanand ischt oft, a Lärma und a Schieba,
Daß ma versteaht koi oinzigs Wörtl schier,
Noi Leut' es ist koi Spaß, noi, i müaßt lüaga,
Dös ischt ganz anderscht, als ma schwätzt beim Bier.
Fett bin i, seit i fort bi, au nit weara,
Denn Kraut und Nudla gibt's da draußa nöt,
Doch komm i wieder hoim, dös hab' i g'schwora,
So bring is rei, und aus ischt dann dös Gfrött.
Jatzt grüaßt mer halt da Hansjörg und da Blasi,
Da Leart, da Göd, daß er mir g'woga bleib,
Die lang Mari und's Kazabaura Stasi,
Und nu lebt wohl, bis daß i wieder schreib.

J. Ch.

Redaction, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 363.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 101. Samstag den 17. Dezember 1870.

Verschwunden!

(Fortsetzung)

„Antworten Sie mir."

„Ich habe allerdings den Gedanken gehabt — indeß wußte ich es ja nicht genau."

„Suchen Sie mir die sämmtlichen Sachen, welche sich in dem Handkoffer befunden haben und noch in Ihrem Besitze sind, zusammen," wandte sich Münnich an die Frau und diese folgte ohne Zögern der Aufforderung.

„Hat noch irgend Jemand darum gewußt, daß diese Sachen sich in Ihren Händen befanden?" fragte der Commissär den Portier weiter.

„Außer meiner Frau Niemand."

„Kannten Sie den Herrn von Templow?"

Münnich beobachtete bei diesen Worten das Gesicht des Gefragten scharf, allein dasselbe zeigte keine Veränderung.

„Nur dem Namen nach," erwiderte der Portier.

„Sie haben erfahren, daß derselbe in der Nacht vor seiner Hochzeit verschwunden ist?"

„Ja, ich hörte davon erzählen."

„War es um jene Zeit, als der Fremde die Sachen übergeben hatte?"

„Ich glaube — ja!"

„Sie haben also den Herrn von Templow nie gesehen?"

„Ich kannte ihn nicht."

„Es befinden sich außer diesen Sachen noch viele andere in Ihrem Besitze, verschiedene seidene Regenschirme und mehrere kleine Reisetaschen — woher haben Sie dieselben?"

„Ich bin auf dieselbe Weise in den Besitz derselben gekommen?"

„Auf welche Weise?"

„Fremde haben Sie mir zum Aufbewahren übergeben und nicht wieder abgeholt."

„Das klingt sehr unwahrscheinlich."

„Es ist so," versicherte der Gefragte.

Die Frau hatte währenddem die Sachen zusammengesucht und in der Stube auf den Tisch gelegt.

„Sind dies die sämmtlichen Sachen?" fragte Münnich.

„Ich glaube, ja" entgegnete der Portier.

Münnich durchsuchte sie. Er fand in verschiedenen Wäschstücken die Zeichen R. v. G. allein trotz alles Suchens nichts, was ihm den ganzen Namen verrathen hätte.

Einer der beiden Diener mußte die sämmtlichen Sachen in dem kleinen Handkoffer zusammenpacken und auch die übrigen aufgefundenen Gegenstände zusammenbinden. Dann wurde der Portier verhaftet und fortgeführt. Er folgte ohne Widerstand.

Die Frau jammerte laut, sie warf sich an die Brust ihres Mannes, sie wollte ihn mit Gewalt zurückhalten, bis die Polizeidiener auf des Commissärs Wink sie bei Seite schoben und den Verhafteten fortführten.

10. Kapitel.

Endlich einiges Licht.

Das Geschäft, welches Träger gegründet hatte war in auffallend rascher Weise emporgeblüht „Er hat Glück," sagten die Leute und war ihm das Glück auch in der That sehr günstig gewesen, so verdankte er doch ebensoviel dem vollen Vertrauen, mit dem man ihm entgegen kam und seinem unermüdlichen Eifer.

Ihm schwebte ein Ziel vor Augen und er gönnte sich nicht Ruhe, bis er dasselbe erreicht hatte. Dies Ziel war der Besitz Margarethens. Er wußte, daß ihr Herz ihm für immer gehörte, bereitwillig hatte ihr Vater seine Einwilligung zu ihrer Verlobung gegeben, dennoch mochte er ihr Geschick nicht für immer mit dem seinigen verbinden, ehe er nicht die Gewißheit hatte, daß er ihr ein durchaus sorgenfreies Leben bereiten konnte, daß sein Geschäft fest und sicher begründet war.

Die Summe, die er sich seit Jahren gespart, hatte wohl hingereicht, das Geschäft zu beginnen, allein er wußte auch, wie viel dazu gehörte, es fortzusetzen, wie leicht es durch einige harte Unglücksschläge vernichtet werden konnte. Hatte doch selbst das scheinbar so blühende, jedenfalls sehr ausgedehnte und große Geschäft des Banquiers unterliegen müssen und zwar nicht allein durch die Schuld seines Besitzers, sondern zum größten Theile durch unglückliche Verhältnisse, welche abzuwenden der Banquier nicht Kraft genug besessen hatte.

So sehr es Trägers Natur zuwider war

hatte er doch seine geringen Mittel benützt, um damit zu spekuliren, weil er schnell Geld verdienen wollte, um die Geliebte für immer sein nennen zu können. Mit unruhig pochendem Herzen war er jeden Tag zur Börse gegangen, mit Bangen hatte er jeden Morgen die Zeitungen und Courszettel zur Hand genommen; ein einziges unerwartetes Sinken der Papiere, eine ungünstige politische Constellation, welche auf die Börse beängstigend einwirkte, konnte ihn ruiniren, weil seine Mittel noch zu gering waren und er Alles auf's Spiel gesetzt hatte, allein das Glück war ihm in seltener Weise günstig und machte ihn kühner und kühner.

Er schien äußerlich völlig ruhig dabei zu sein, allein er war es nicht. Tag und Nacht beschäftigten sich seine Gedanken mit dem, was er wagte.

Die Kühnheit und das Glück seiner Spekulationen war auf der Börse aufgefallen, er erregte die Aufmerksamkeit, man sprach von ihm. Manche gönnten ihm das Glück, allein es fehlte auch nicht an Neidern und Viele weissagten ihm ein eben solches Ende wie Meyer, nur daß er demselben nach ihrer Ansicht schneller entgegeneilte.

Wieder hatte er durch eine außerordentlich glückliche Spekulation viel verdient. In wenigen Wochen war er zum wohlhabenden Manne geworden, sein Geschäft hatte sich, was ihm noch lieber war, einen Namen erworben. Das Blut rann ihm stürmisch und aufgeregt durch die Adern, wenn er daran dachte. Mit fast dämonischer Gewalt verlockte es ihn, sich immer weiter in den Strudel des Börsenspiels zu stürzen. Das Glück war ihm ja gewogen er konnte in kurzer Zeit das Doppelte und Dreifache gewinnen, das Aufregende dieses Spiels übte einen gewaltigen Reiz auf ihn aus, es erschien ihm thöricht, selbst dem Glücke den Rücken zu wenden, eine Stimme flüsterte ihm zu, es sei ja noch immer Zeit, sich zurückzuziehen, wenn das Glück anfange ihn zu verlassen, dennoch bezwang er sich. Was zu erreichen sein Streben gewesen war, hatte er erreicht, nun faßte er den Entschluß, das, was ihm das Glück gewährt hatte, zu benutzen, um sich in ruhiger Weise, fern von jeder Speculation, durch Fleiß und Arbeit eine sichere Zukunft zu gründen.

Und er besaß die Festigkeit des Charakters, um diesen Entschluß durchzuführen und jede Verlockung, das gefährliche und aufregende Spiel fortzusetzen, zurückzuweisen.

Nur die Abende hatte er bis jetzt der Geliebten gewidmet, seine ganze andere Zeit gehörte dem Geschäfte. Oft zwar wollte eine Ermattung und Abspannung über ihn kommen, allein dann verlieh der Gedanke an den Abend ihm neue Kräfte und war er erst bei Margarethe, blickte er in ihr Auge, dann fühlte er, daß er noch die Kraft besaß, um weit größeres auszuführen.

Zu Margarethe eilte er auch jetzt wieder. Je mehr er sich dem Hause vor dem Thore, in welchem sie mit ihren Eltern wohnte, näherte, um so lauter schlug sein Herz. Unwillkürlich beschleunigten sich seine Schritte. Und an diesem Abende trieb es ihn mit ganz besonderer Ungeduld zu ihr. Noch hatte er nicht gewagt, Margarethens Vater um die Festsetzung des Hochzeitstages zu bitten — an diesem Abende wollte er es thun.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, als er in den kleinen Garten, der das Haus umgab, eintrat. Margarethe hatte ihn bereits erwartet und eilte ihm entgegen. Mit beiden Armen umfing er sie. Sie forderte ihm auf, mit in das Haus zu ihren Eltern zu kommen, allein er zog sie in eine schattige Laube.

„Laß mich noch einige Augenblicke ungestört an Deiner Seite sein," bat er. „Den ganzen Tag über habe ich in dem engen Geschäftsraume zugebracht, die frische Luft thut mir deßhalb wohl; ich athme freier in ihr auf." Margarethe ließ sich an seiner Seite nieder.

„Du arbeitest zu viel, Heinrich," erwiderte sie. „Auch der Vater sagt, Du würdest eine solche Anstrengung nicht längere Zeit zu ertragen vermögen. Du mußt Dich mehr schonen!"

„Weißt Du denn nicht, für wen ich gearbeitet habe?" rief Träger. „Für Dich, Margarethe, für Dich! Ich würde mich an Deiner Seite unter den bescheidensten Verhältnissen glücklich gefühlt haben allein von Dir wollte ich jede Sorge für die Zukunft fern halten, Du sollst Dich nicht nach Deinen früheren Verhältnissen zurücksehnen."

„Hast Du wirklich befürchtet, daß ich dies je thun werde?" entgegnete Margarethe fast vorwurfsvoll. „Kennst Du mich noch so wenig? Hast Du nicht längst gemerkt, daß ich mich in unseren jetzigen bescheidenen Verhältnissen viel wohler fühle als früher inmitten des Glanzes und des Luxus? Der Reichthum hat mich stets kalt gelassen, ja ich habe oft gewünscht, mit der Tochter eines einfachen Handwerkers tauschen zu können. Hätte mein Vater für weniger reich gegolten, so hätten wir schon vor Jahren so glücklich sein können wie jetzt und manche schwere Stunde wäre uns erspart!"

„Vergiß das Vergangene!" sagte Träger, die Hand der Geliebten fest in der seinigen drückend. „Sieh, auch ich habe all' das, was hinter mir liegt, gewaltsam abgeschüttelt und richte meinen Blick nur noch in die Zukunft. Dort liegt mein Glück! — Glaubst Du aber auch, daß Dein Vater sich in den bescheideneren Verhältnissen wohl fühlt?"

„Ja," erwiderte Margarethe bestimmt. „Er

fühlt sich wohl, ohne daß er es eingestehen mag. Er ist heiter, sobald er das Geschehene vergißt. Noch hat sein Stolz den unerwarteten Fall freilich nicht ganz überwunden, es war ja seine größte Freude, daß er durch eigene Kraft Alles errungen hatte, nun ist ihm die Arbeit seines ganzen Lebens mit einem Male vernichtet. Ich begreife, wie schmerzlich ihn dies berühren muß. Er gesteht selbst ein, daß er nicht mehr die Kraft und den Muth besitzt, um von Neuem zu beginnen, sein Selbstbewußtsein ist allzu sehr erschüttert."

„Auch ich begreife dies, fiel Träger ein. Allein Dein Vater hat auch nicht nöthig, von Neuem zu beginnen, ich werde für ihn arbeiten und sorgen und ich denke, von mir kann er dies geringe Opfer ohne Bedenken annehmen, da ich ihm hundertmal mehr verdanke. Komm, Margarethe, wir wollen zu ihm gehen, ich will ihn heute Abend bitten, nun endlich den Tag zu bestimmen, an welchem wir für immer vereint werden."

„Laß ihm noch Zeit," bat Margarethe.

„Nein. Ich werde nicht eher völlig ruhig werden, bis Du ganz mein bist. Sieh, ich weiß, daß Du mich aufrichtig liebst, und daß Dein Herz mir immer gehören wird, dennoch überfüllt mich zu Zeiten die Befürchtung, daß sich noch irgend ein Mißgeschick zwischen unser Glück drängen und Dich mir entreißen könnte."

„Nur Deine aufgeregte Phantasie regt solche Gedanken in Dir an. Glaubst Du denn, daß irgend ein Geschick im Stande wäre, mein Herz Dir zu entfremden? Ich habe mehr Zutrauen als Du. Ohne Bangen würde ich noch Jahre warten."

Vereint eilten sie in das Haus, wo sie den Banquier trafen, dessen Gesundheitszustand ihm noch immer nicht gestattete, sich der Abendluft auszusetzen.

In freundlichster Weise kam der Banquier Träger entgegen.

Dieser konnte den Wunsch, der ihn erfüllte, nicht lange auf dem Herzen behalten. Er sprach ihn aus und fühlte sich verletzt, als Margarethens Vater sichtbar verlegen schwieg. Er begriff dies Schweigen nicht, da der Banquier ihm bereitwillig die Hand seiner Tochter zugesichert hatte.

„Deuten Sie meinen Wunsch nicht falsch," sprach dieser endlich, „wenn ich Sie bitte, noch einige Zeit zu warten. Ich begreife, daß Sie sich sehnen, einen eigenen Herd zu begründen, Sie wissen auch, daß ich Ihnen meine Tochter gern gegeben habe. Ihnen vertraue ich sie ja lieber, als irgend einem andern Menschen an, allein mein eigenes Geschick hat mich mißtrauisch gemacht. Ich möchte Sie und Margarethe vor ähnlichem Geschick bewahrt wissen. Geben Sie Ihrem jungen Geschäfte erst einen festen Grund und Boden, erwerben Sie erst so viel, daß Sie auf alle Fälle sicher in die Zukunft schauen können; bei Ihrem Fleiße und dem Glücke, welches Ihnen zur Seite steht, kann dies ja nicht lange währen, dann werden Sie in erhöhtem Maße sich des häuslichen Glückes erfreuen können."

Trägers Gesicht klärte sich auf. Absichtlich hatte er dem Banquier bis jetzt über den Stand seines Geschäftes und über das Glück, welches ihm in so außerordentlicher Weise günstig gewesen war, nichts mitgetheilt. Jetzt erzählte er ihm Alles.

Margarethens Vater war auf das Freudigste überrascht. Dies hatte er nicht erwartet.

„Werden Sie aber jetzt auch die Kraft besitzen, sich von dem Börsenspiele, welches Ihnen bisher so günstig gewesen ist, zurückzuziehen?" warf er nicht ohne Besorgniß ein. „Wird Sie dasselbe nicht zu neuen Spekulationen verlocken?"

„Nein!" rief der junge Mann bestimmt. „Was ich erstrebt, habe ich erreicht, und wenn je wieder die Lust in mir auftauchen sollte, dann brauche ich nur daran zu denken, daß es nicht allein mein Glück ist, welches ich auf das Spiel setze — dieser Gedanke wird mich davon fern halten."

„Ich glaube und vertraue Ihnen, weil ich Sie kenne," entgegnete der Banquier. „Margarethe mag selbst bestimmen, wann sie für immer die Ihrige werden will. Ich hätte wohl gewünscht, daß das Geschick Templows aufgeklärt wäre, ehe Sie sich mit ihr verbunden hätten. Er hat zwar kein Anrecht mehr auf die Hand meiner Tochter, ich würde ihm ein solches nimmermehr einräumen, dennoch würde es mich auf das Unangenehmste berühren, wenn er plötzlich wieder auftauchte und mit solchen Ansprüchen hervorträte." (Fortsetzung folgt.)

Die Kämpfe um den Mont Mesly und Champigny.

Der Kampf war vorüber und ich ging hinaus das Schlachtfeld zu besuchen. In Valenton sah ich die ersten Todten und Verwundeten des gestrigen Gefechtes. Da lagen Franzosen, Preußen und Würtemberger in einem glänzenden Gartensaal mit Spiegelwänden und 6 Fuß hohen vergoldeten Porzellan-Kandelabern einträchtig neben einander auf der blutigen Streu, nur nothdürftig verbunden, in nord- und süddeutschen Dialekten und mit französischen Lauten jammernd, wimmernd, flehend um einen kühlen Trunk für die heiße Zunge, die die trockenen Lippen, das Wundfieber im Blut, bettelnd um eine sanfte Hand, das wunde Bein, den lahmen Arm in eine weniger schmerzende

Lage zu bringen! Einzelne in diesen Reihen waren ganz still, todtenstill. Ihre Gesichter konnte ich nicht sehen. Die waren mit großen Bogen aus den bekannten Pariser Journalen: Journal amusant und Journal pourire bedeckt, wie die Soldaten sie gerade zunächst in der Bibliothek gefunden. „Warum?“ fragte ich die würtembergischen Soldaten mit dem rothen Kreuz auf der hellgrauen Uniform, „warum sind ihre Gesichter zugedeckt?“ — „Sie sind über Nacht gestorben.“ — „Und doch liegen sie zwischen den Lebenden?“ und es überlief mich eiskalt. — „Ja, auch von denen werden Viele bald todt sein. Wir haben mit den Verwundeten so viel zu thun, daß wir an das Begraben der Todten noch nicht denken können!“ Und dazu diese frivolsten aller Blätter zum Amüsement und zum Lachen hier als Todtentüchlein! Eine beißendere und schmerzlichere Satyre auf die Hinfälligkeit unserer Lust und Erden-Eitelkeit kann es wohl schwerlich geben. Ich hätte selber lachen mögen, mit dem bitteren, selbstzerfleischenden, ironischen Lachen eines Demokritos, wenn ich nicht zu traurig gewesen wäre, traurig zum Sterben! — Das Schlachtfeld war noch immer hart gefroren, aber die Sonne schien hell darauf. Sie glitzerte purpurn auf den gefrornen Blutklumpen und Bluttröpflein, die so schaurig prächtig auf der Erde oder an einzelnen weißbereiften grünen Blättern von Rüben und Raps und Unkraut oder an geknickten Grashalmen funkelten. Sie glitzerte hell auf den zu Hunderten, zu Tausenden umherliegenden blanken Helmen, Säbeln, Bajonneten, Kochgeschirren, Feldflaschen, blechernen Patronenkapseln und hundert anderen umherliegenden Sachen ... todter Soldaten! Diese schöne, klare leuchtende Wintersonne schien auch freundlich nieder auf die stillen, bleichen, kalten Gesichter, die so müde, so schmerzlich, so grimmig zu ihr hinaufstarrten, und oft flog über die blassen Todtengesichter ein Sonnenschimmer wie rosiges Leben! Den ersten Todten fand ich kaum 100 Schritt hinter Valenton neben einer Strohmiethe. Er war ein preußischer Reservemann vom 46. Regiment, eine urkräftige Gestalt mit vollem Bart. Er lag auf der Seite, sein Gewehr noch mit der rechten fest gepackt, die Linke krampfhaft geballt auf die Brust gepreßt, aus der des Lebens rother Strom so gewaltsam geflossen war. In seinem breiten Gesicht war der wilde Kampfesgrimm mit dem jähen Tode erstarrt. Die untere Brust war entblößt. Hatte eine freundliche Kameradenhand nach seinem Herzschlag gefühlt, um sich zu überzeugen, daß hier jede Hilfe zu spät? — Im ersten Theile des Wäldchens bei Valenton lagen nur Preußenleichen, dann in dichteren Reihen die zurückgeworfenen todten Franzosen. Bei vielen dieser Leichen fiel mir besonders auf, daß der eine Arm ein wenig gekrümmt hoch in die Luft aufragte — im Todeskampf und Todesschmerz zum Himmel hinangestreckt und so erstarrt! O, diese bleichen, starren, anklagenden Hände mit der geballten Faust oder den gespreizten Fingern stehen mir noch heute beständig vor Augen — wenn doch die schändlichen Urheber dieses unglückseligen Krieges auch diese Todtenhände gesehen hätten, die müßten sich eisig um die egoistischen, lebenswarmen Herzen krampfen und sie Tag und Nacht nicht loslassen — selbst in der Todesstunde nicht.

Mannigfaltiges.

(Ein Land der Wunder.) Der „Amerika Ingineur“ specifizirt einige amerikanische Wunder in folgender Weise: „Der größte Cataract der Welt ist der Niagara-Fall, wo die Gewässer der großen oberen Seen einen Fluß von dreiviertel Meilen Weite bilden, der dann, plötzlich eingeengt, über die Felsen in eine Tiefe von 175 Fuß stürzt. Die größte Höhle in der Welt ist die Mammoth-Höhle in Kentucky, wo man auf einem unterirdischen Flusse eine Reise machen und dabei augenlose Fische fangen kann. Der größte Fluß in der bekannten Welt ist der 4000 (englische) Meilen lange Mississippi, das größte Thal in der Welt ist das 500,000 Quadratmeilen des furchtbarsten Bodens enthaltende Mississippi Thal. Der größte Stadt-Park in der Welt wird in Philadelphia gefunden; er enthält über 2000 Morgen. Der größte Getreide-Hafen der Welt ist Chicago. Der größte See in der Welt ist der Lake Superior, dessen Länge 430 Meilen und dessen Tiefe 1000 Fuß beträgt. Die längste Eisenbahn ist die Pacific-Bahn (3000 Meilen). Die größte Masse soliden Eises ist der Berg von Missouri, dessen Höhe 350 Fuß und dessen Umfang zwei Meilen beträgt. Das beste Werk griechischer Architektur in der Welt ist das Girard-College für Waisen in Philadelphia. Der größte Aquaduct ist in Newyork, seine Länge beträgt 40½ Meilen und seine Herstellung kostete 12,500,000 Dollars. Das größte Lager von Glanzkohlen in der Welt ist in Pennsylvanien.“

(Schwieriger Posten.) In Illinois ist auch eine Briefträgerin angestellt. Wie schwer muß es ihr fallen, Tag für Tag ihre Neugierde zu bekämpfen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 102. Mittwoch den 21. Dezember 1870.

Morituri te salutant.*)

Nie von der Völker großen Schlachtenmeistern,
Nie von Cäsaren ließ ich mich begeistern:
Ich hasse das Cäsarenthum
Mit seinem blut'gen Glanz und Ruhm,
Ob es die Menschheit höhnt im Gladiator,
Der sterbend ruft: Cäsar ich grüße dich;
Ob's übermenschlich prunkt als Triumphator,
Gefang'ne Könige hinter sich.

Sein Aufgang ist der Untergang der andern,
Ein Irrlichtglanz im Dunkeln ist sein Wandern
Von Sieg zu Sieg — und sein Triumph
Wie Sonnenglanz auf einem Sumpf;
Denn Fäulniß nur erzeugt es und Verderben,
Ob sich's auch stolz mit Gold und Purpur ziert;
Es kann nur leben, wo Millionen sterben,
Weh, weh dem Volk, wo es regiert.

Denn wie das Roß mit dem geschickten Reiter
Sich eins fühlt, daß es weiter stets und weiter
Getrieben durch den scharfen Sporn
Dahinfliegt über Stein und Dorn,
Und ging es selbst in eines Abgrunds Tiefe —
Fühlt seinem Herrscher sich ein Volk vereint,
Daß es mit ihm in alle Fährniß liefe,
Daß es den Ruhm mit ihm zu theilen meint.

Welch schnöder Ruhm, als Volk gepriesen werden,
Doch keinem andern Frieden gönnt auf Erden,
Dasein sich's nicht demüthig still
Ihm unterthänig zeigen will —
Welch Ruhm, daheim ein Sklavenjoch zu tragen,
— Denn jeder Cäsar herrscht nur als Despot
Um auswärts einem Trugbild nachzujagen,
Im Kampf auf Leben und auf Tod.

Das Schlachtfeld ist nur da ein Feld der Ehre,
Wo Fürst und Volk vereint mit starker Wehre
Für Vaterland und Freiheit stehn,
Bis alle Feinde untergehn.
Die, Gottes Blitz und Donner nachzuäffen,
Verhöhnen Sitte, Recht und Menschenthum.
Solch einen Feind in Herz und Mark zu treffen
Ist heilige Pflicht und wahrer Ruhm.

Fr. Bodenstedt.

---

*) Caesar, morituri te salutant! — Cäsar, die zum Tode Gehenden grüßen dich!" riefen die Gladiatoren im römischen Circus, indem sie vor der kaiserlichen Loge sich verneigend vorbeischritten, ehe sie in den meist tödlichen Kampf gingen.

Verschwunden!

(Fortsetzung.)

„Er wird nie wiederkommen," bemerkte Träger, „weil er Ursache hat, das Gesetz zu fürchten."

Der Banquier schüttelte halb zweifelnd mit dem Kopfe.

„Ich weiß, daß Sie ihn für den Mörder des aufgefundenen Unbekannten halten. Der Polizeikommissär ist derselben Ueberzeugung, auch ich habe es geglaubt und dennoch sind in der letzten Zeit wiederholt Zweifel in mir aufgestiegen. Trotz aller Bemühungen Münnichs ist nicht die geringste Spur des Verschwundenen entdeckt, und er kann doch nicht spurlos verschwunden sein!"

„Und welchen Grund sollte sein plötzliches Verschwinden gehabt haben?" warf Träger ein.

„Ich weiß es nicht."

„Und wenn er wirklich wiederkäme," fuhr der junge Mann fort, „wenn er unschuldig wäre und die Stirn hätte, in dieser Stadt wieder aufzutreten, jetzt würde er keinen Anspruch mehr auf Margarethens Hand erheben."

„Weßhalb nicht?" warf der Banquier unwillkürlich ein.

„Weil er Margarethe nie geliebt hat, weil sein Streben nur auf Ihren Reichthum gerichtet ist, weil er seiner zerrütteten, unhaltbaren Existenz durch Ihr Vermögen einen neuen Boden verschaffen wollte, und dadurch sein früheres Leben fortzusetzen gedachte."

Der Banquier schwieg. Er hatte hierüber nie mit Träger gesprochen, dennoch mußte er sich sagen, daß er Recht hatte. Er schwieg aus dem Grunde, weil er auch bei Margarethens Verlobung mit Templow einen Nebenplan verfolgt hatte. War es doch sein Streben gewesen, durch Templows Namen seinem Geschäfte einen neuen Boden zu gewinnen und durch dessen Verbindungen Nutzen zu ziehen.

„Sie mögen Recht haben," sprach er endlich. „Jene unglückselige Verlobung hat zu schwer in mein ganzes Leben eingegriffen, als daß ich nicht

viel darum geben würde, wenn ich im Stande wäre, sie ungeschehen zu machen, wenn ich sie zum wenigsten vergessen könnte. Ich weiß, wie viel auch Margarethe dadurch gelitten hat — ihr bin ich Ersatz schuldig. An Ihrer Seite — durch Sie wird sie denselben finden, denn sie liebt. Sie ja, in Ihre Hand und Entscheidung lege ich es deßhalb, wann sie die Ihrige werden will. Ich bin mit Ihrer Bestimmung zufrieden, ich bin damit einverstanden und müßte ich sie schon morgen zum Altare geleiten — sagen Sie ihr das."

Träger ergriff dankend des Banquiers Hand, allein dieser stand erregt auf und verließ das Zimmer. Träger wußte, was in ihm vorging.

Glückliche Stunden verlebte Träger an diesem Abende an Margarethens Seite. Sie hatte eingewilligt, schon in wenigen Wochen die Seinige zu werden, und als er spät in seine Wohnung heimkehrte, als er allein über die Straße hinschritt und laut auf hätte jubeln mögen, mußte er unwillkürlich an jene Nacht denken, wo er auch allein über die Straße hingeschritten war mit dem marternden Gedanken, daß die Geliebte seines Herzens ihm für immer verloren, daß sein ganzes Lebensglück vernichtet sei. Wie anders hatte sich Alles gestaltet!

Der Advocat Holten schritt am Morgen des folgenden Tages in einer sichtbar aufgeregten Stimmung über die Straße hin. Seine Augen fuhren umher, und dennoch bemerkte er mehrere Bekannte, welche ihm begegneten, nicht.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter und hielt ihn an. Unwillig wandte er sich um, allein sein Gesicht nahm sofort einen freudigen Ausdruck an.

„Ah, Münnich, Sie sind es!" rief er. „Es ist mir lieb, daß ich Sie treffe! Wissen Sie, daß ich zu Ihnen wollte?"

„Ich hatte keine Ahnung davon," entgegnete der Commissär lächelnd. „Sie besuchen mich so selten, daß ich heute Sie nicht erwarten konnte. Nun können wir zusammen frühstücken, denn bis zu meiner Wohnung ist es ziemlich fern."

„Ich muß Sie allein sprechen — ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, eine Nachricht zu bringen, welche Sie in Erstaunen setzen wird."

„Ich sehe es Ihnen an, daß Sie etwas auf dem Herzen haben," bemerkte Münnich. „Ist es wirklich ein so großes Geheimniß, daß Sie mir dasselbe nicht bei einem Glase Wein anvertrauen können? Wir setzen uns in irgend einer Weinstube in eine stille Ecke, halten den Kellner in ziemlicher Entfernung und dann erzählen Sie mir, was Sie Neues wissen."

„Ich muß Sie allein, ungestört sprechen," wiederholte Holten. „Ich will Ihnen nur das Eine mittheilen — ich habe einen Brief von Templow empfangen."

„Von Templow?" rief Münnich ziemlich laut und sichtbar überrascht.

Holten nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Zeigen Sie — zeigen Sie!" fuhr der Commissär ungeduldig fort. „Wo ist er? Was schreibt er?"

„Nicht hier," entgegnete der Advocat. „Es ist eine Angelegenheit, die ich ohnehin ausführlicher mit Ihnen besprechen muß."

„Sie haben Recht — hier ist nicht der Ort. Kommen Sie — kommen Sie!"

Hastig erfaßte Münnich des Freundes Arm und zog ihn mit sich fort. Das Polizeibureau war näher gelegen — dorthin führte er ihn.

„Hier sind wir allein und ungestört," sprach er, als sie dort eingetreten waren. „Nun geben Sie den Brief her. Wo befindet sich der Mensch? — Sprechen Sie! Sie sehen meine Ungeduld — spannen Sie mich nicht länger auf die Folter."

Holten mußte unwillkürlich lächeln, denn er hatte Münnich nie zuvor in einer solchen Aufregung der Ungeduld gesehen. Er stand freilich vor der Lösung eines Räthsels, dem er seit Monaten nachgeforscht, welches seinen Geist unablässig beschäftigt hatte.

„Commissär," sprach er „wenn dieser Brief die Wahrheit enthält, so haben wir uns Alle getäuscht und die Geschichte nimmt ein ganz anderes Ende, als wir erwartet haben."

„Geben Sie den Brief her," rief Münnich und nahm mit Hast das Schreiben zur Hand, welches Holten aus der Tasche zog.

Der Brief lautete:

„Geehrtester Herr!

„Ein Brief von mir wird Sie vielleicht in Erstaunen setzen, da ich nicht das Vergnügen hatte, mit Ihnen näher bekannt zu sein. Im Vertrauen auf Sie und eingedenk der vortrefflichen Erzählungen, welche ich sowohl über Ihre Tüchtigkeit als Anwalt, wie über Ihren Charakter gehört habe, und welche schon damals, als ich noch in Ihrer Stadt weilte, den Wunsch in mir wach riefen, Sie näher kennen zu lernen, wende ich mich an Sie, um Ihre Hilfe in einer Angelegenheit in Anspruch zu nehmen, die mir sehr am Herzen liegt, wie Sie selbst leicht begreifen werden, wenn ich Ihnen dieselbe mitgetheilt habe.

„Ehe ich indeß auf diese Angelegenheit übergehe, gestatten Sie mir, auf kurze Zeit Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen und Sie in einer anderen Sache aufzuklären, die geeignet ist, auf meinen eigenen Charakter ein nicht günstiges Licht zu werfen, wenn ich auch die Ueberzeugung habe, daß meine Freunde sowohl, wie alle Diejenigen, welche mich näher kannten, darüber keinen Augenblick lang in Zweifel [illegible]

sein werden, daß ich nichts auf mich geladen habe, was meiner Ehre nachtheilig sein könnte.

„Sie werden sich natürlich des Vorfalls erinnern, daß ich in der Nacht nach meinem Polterabende, wenige Stunden zuvor, ehe ich mit einem auch Ihnen bekannten jungen Mädchen vor den Altar treten sollte, die Stadt verlassen habe. Ich habe ja sogar in mehreren Zeitungen darüber gelesen, die in einer Weise den Vorfall erzählten und Vermuthungen daran knüpften, die von der Wahrheit sehr weit entfernt sind und mir das größte Unrecht nachsagen.

„Ich gestehe ein, daß ich an meinem Polterabende die feste Ueberzeugung gewann, daß meine Braut mich nicht liebte, daß ihr Herz vielmehr einem jungen Commis in dem Geschäfte ihres Vaters gehörte. Ich hatte bereits einige Zeit zuvor diesen Verdacht gefaßt, dennoch kränkte mich die feste Ueberzeugung, die Gewißheit, welche ich in jener Nacht erlangte, auf's Tiefste, weil sie mit einem Male all' die Hoffnungen, welche ich auf eine glückliche Zukunft gesetzt hatte, niederriß. Ich gestehe Ihnen auch ein, daß ich an demselben Tage aus dem Munde eines anderen Banquiers, dessen Worten ich vollen Glauben schenken konnte, die Mittheilung erhalten hatte, daß es mit dem Geschäfte meines künftigen Schwiegervaters durchaus nicht so glänzend stehe, wie man ziemlich allgemein vermuthe, ja, daß er um dasselbe sehr ernstliche Besorgnisse hege. Auch diese Mittheilung hatte mich nicht sehr überrascht. Trotz alledem — und dies bitte ich Sie auf mein Ehrenwort zu glauben — dachte ich nicht im Geringsten daran, meine Braut zu verlassen und zu fliehen. Ich war fest entschlossen, mich mit ihr zu verbinden und Alles aufzubieten, um mir ihre Liebe zu erringen. Sie werden es begreiflich finden, daß ich in der halb verzweiflungsvollen Stimmung den Schmerz, der meine Brust erfüllte und den ich gleichwohl nicht verrathen durfte, durch Wein und Champagner zu ertränken suchte. Ich trank mehr, als ich hätte trinken sollen, und als ich unter anderen Verhältnissen getrunken haben würde, und als ich spät in der Nacht mit einigen Freunden das Haus meines künftigen Schwiegervaters verließ, befand ich mich in jenem Zustande, den vielleicht auch Sie kennen werden, in welchem man, halb angeraucht, die ernstesten Verhältnisse leichter, ja leichtsinniger auffaßt. Ich zwang mich, lustig zu sein, um meinen Freunden zu verbergen, was in mir vorging. Sie durften dies nicht errathen, sie würden mich verspottet, verlacht haben, wußte ich doch ohnehin, wie sie über meine Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen dachten.

„Obschon es spät in der Nacht war, schlugen meine Freunde vor, noch in einen Weinkeller zu gehen, ich war damit einverstanden. Es wurde gespielt, hoch gespielt — das Glück war mir günstig und ich gewann viel — sehr viel. Doch dies Alles werden Sie wissen, denn es kann unmöglich ein Geheimniß geblieben sein. Die Aufregung des Spiels, der Champagner, den ich noch getrunken, hatten mir den letzten Rest der Besinnung geraubt. Ich kehrte endlich heim. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, was mich veranlaßte, kurz, ich beschloß, einer Dame noch einen Besuch abzustatten, mit der ich intim bekannt war, mit der ich ein Verhältniß gehabt hatte. Ich glaube, mich trieb der Gedanke, ihr für immer Lebewohl zu sagen, denn nach meiner Verheirathung konnte ich ja unmöglich ein solches Verhältniß fortsetzen. Erlassen Sie mir, Ihnen den Namen dieser Dame zu nennen — vielleicht ist er Ihnen bereits bekannt. Ich besaß einen Schlüssel zu dem Hause, welches sie bewohnte. Ich trat bei ihr ein in der festen Ueberzeugung, sie allein zu treffen, und war deßhalb nicht wenig überrascht, als ich einen Herrn bei ihr fand. Ich war nicht berechtigt, ihr einen Vorwurf daraus zu machen, allein dieser Herr war ein persönlicher Feind von mir, ein Fremder, ein Mann, von dessen Anwesenheit in der Stadt ich keine Ahnung hatte — es war der russische Edelmann Nikolaus von Garin.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Luftschifffahrt.

Ueber die Reise der Pariser Luftschiffer Paul Rollier und Dechamps und ihre Aufnahme in Christiania bringt das daselbst erscheinende „Morgenbladet“ interessante Details.

Sie stiegen mit dem Ballon, der sie trug, am Abend des 24. November, eine Viertelstunde vor Mitternacht, in Paris auf und hofften, daß es ihnen gelingen werde, Tours zu erreichen. Sie hatten bald eine Höhe von 2000 Meter erreicht und befanden sich nun außer dem Bereich der preußischen Kugeln. Dann führte sie der Wind über mehrere größere und kleinere Ortschaften des nördlichen Frankreich hinweg, und einige Zeit nachher vernahmen sie unter sich ein Geräusch, welches Aehnlichkeit mit dem Rollen eines Eisenbahnzuges über einen Viaduct hatte, in Wirklichkeit aber das Wogenbranden des Meeres an felsiger Küste war. Bald darauf hüllte sie dichter Nebel ein, und als sie diese Wolkenmassen durchdrungen hatten, befanden sie sich noch über einer endlosen Meeresfläche und sahen eine Anzahl Schiffe, mindestens 17, dahingleiten, darunter auch eine französische Corvette, der sie Signale gaben, die aber wahrscheinlich nicht verstanden wurden. Wenigstens wurden diese Signale nicht erwidert. Die Absicht der beiden Luftschiffer war, sich ins Meer hinab und von der

Corvette aufnehmen zu lassen. Etwas später wurde auf den Ballon geschossen, wahrscheinlich von einem deutschen Kriegsschiffe, doch gingen die Schüsse nicht hoch genug. Sie geriethen dann wieder in eine entschieden nördliche Windrichtung, die sie mit gewaltiger Schnelle dem Gesichtskreise ihres Feindes entführte. Ihre Hoffnung, irgendwo Land zu entdecken, wurde um so mehr vereitelt, als sie sich bald wieder in greifbar dichtem Nebel befanden. Nun ließen sie eine ihrer Brieftauben mit einem Zettel fliegen, welcher nur die Mittheilung enthielt daß sie sich für verloren halten müßten. Sie ließen dann über den Bord des Ballonschiffes ein langes Seil nieder, dessen Nachschleppen einigermaßen die Geschwindigkeit, womit sie sich bis dahin fortbewegt hatten, abschwächte und, wie es schien, auch eine Senkung des Ballons bewirkte. Nach einiger Zeit glaubten sie die Wahrnehmung zu machen, daß das Seil nicht mehr frei schwebe, sondern mit dem ausgeworfenen Ende die Oberfläche des Meeres berühre.

Jetzt endlich zerstreute sich der Nebel und sie erblickten unter sich Land. Sie warfen nun einen Sack mit Briefen und Zeitungen aus, worauf der erleichterte Ballon wieder stieg und in eine östliche Windrichtung gerieth. Nachdem sie sich hierin eine Zeit lang fortbewegt hatten und die Gegend unter ihnen ein bewohnteres Ansehen erhielt, öffneten sie das Ventil und ließen sich herab. Nahe bei Lifjeld im Kirchspiel Silgjord berührte der Ballon die Wipfel der Bäume und mit Hülfe des heruntergelassenen Seiles stiegen die Reisenden nun aus. Aber kaum hatten sie den Boden berührt, als der Ballon sich mit großer Schnelligkeit wieder hob, ohne daß sie im Stande gewesen wären, ihn zurückzuhalten. Es war 3 Uhr 40 Minuten Nachmittags, Pariser Zeit, am Freitag, den 25. November. Sechszehn Stunden waren also seit ihrer Abreise von Paris verflossen. Ohne zu wissen, in welchem Lande sie sich befänden und wie dessen Bewohner sie aufnehmen würden, sanken sie erschöpft von Anstrengung, Aufregung und Hunger, von dem ausströmenden Ballongase fast erstickt, ohnmächtig hin, erholten sich aber bald wieder und fingen nun an, in dem tiefen Schnee vorwärts zu gehen, ohne noch zu wissen, wohin. Die ersten lebenden Wesen, die sie antrafen, waren drei Wölfe, die aber an Ihnen vorbeistreiften, ohne sie anzugreifen. Nach einem Marsche von fünf oder sechs Stunden erreichten sie eine unbewohnte ärmliche Hütte, wo sie Schutz suchten. Am folgenden Tage trafen sie eine ähnliche Hütte und fanden in derselben einen Heerd, worauf das Feuer kaum ausgebrannt war. Sie schlossen daraus, daß Menschen in der Nähe sein mußten, und richtig sahen sie nach einigem Warten zwei Waldbauern in die Hütte eintreten, die sehr erstaunt waren und über diesen Besuch beinahe noch mehr aus den Wolken fielen als die beiden Reisenden es schon waren. Natürlich konnten die beiden norwegischen Holzhauer und die beiden Franzosen kein Wort mit einander reden. Sie fanden indessen Mittel, sich so weit zu verständigen, daß die Luftschiffer nach dem nächsten Ort geführt wurden, unter dessen Honoratioren sich ein Ingenieur befand, der französisch sprach. Die sehr umständliche Erzählung ihrer Weiterreise nach Christiania bot wenig Interesse. Hier machte man sie zum Gegenstande der ausschweifendsten Ovationen.

In den langen Berichten der Blätter über die dabei gehaltenen Reden sucht man vergebens nach einer greifbaren und gesunden Idee; man sieht nur, daß die Spannung der allgemeinen Theilnahme am Kriege einen möglichst lärmenden Ausdruck fand und daß die beiden Franzosen sich ihrerseits sehr unbehaglich fühlten, so ohne Ende angeredet und angesungen zu werden in einer Sprache, von der sie keine Silbe verstanden. Am schrecklichsten muß ihnen der Enthusiasmus der norwegischen Jugend geworden sein, wenn er sich auf französisch kundgab, zumal in den Gedichten ohne Spur von Metrum und Prosodie, von denen „Morgenbladet" eins mittheilt. Die gute Seite des mit wenig Witz und enormen Behagen durchgeführten Spektakelstücks war, daß man sich allerseits der Ausfälle gegen Deutschland streng enthielt. Vor acht oder zehn Wochen wäre darauf noch nicht zu rechnen gewesen.

Mannigfaltiges.

(Ein theurer Handkuß.) In Baltimore wurde vor kurzem ein Hauswirth, der ein feines Boardinghaus hält und es versuchte, einer seiner schönen Mitherinnen in Abwesenheit ihres Mannes das Patschhändchen zu küssen, zu 2000 Dollars Schadenersatz an diesen Ausbund weiblicher Tugend verurtheilt. Herr Leeson, — so heißt der unglückliche Kußheld — welcher durch dieses unselige Patschhändchen in eine so schlimme Patsche gerathen war, appellirte gegen diesen strengen Bescheid und machte geltend, daß, wenn jeder verbotene Kuß mit 2000 Dollars bestraft würde, die Fonds schon längst alle in den Besitz der Frauen übergegangen sein würden, was das Gericht dieser Tage bewog, den Preis dieses ersten Kusses auf 275 Dollars herunterzusetzen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 103. Samstag den 24. Dezember 1870.

Verschwunden!

(Fortsetzung.)

„Als ich einige Jahre früher in Petersburg gewesen war, hatte ich ihn dort kennen gelernt. Er war ein stolzer, heftiger Charakter. Bei einem Liebesabenteuer trafen wir dort zum ersten Male zusammen und seit der Zeit waren wir Feinde — wir haßten einander.

„Ich brauche Ihnen wohl kaum auseinanderzusetzen, daß unser unerwartetes Zusammentreffen zu einem Streite führte. Wer denselben begonnen, weiß ich nicht mehr, allein mir ist noch in der Erinnerung, daß es mir in meiner Stimmung eine Genugthuung war, Jemanden gefunden zu haben, an dem ich all' den innern Groll, die Verzweiflung auslassen konnte.

„Zusammen verließen wir die Wohnung der Dame. Die Beleidigungen, welche zwischen uns hin und wieder gefallen waren, verlangten Genugthuung — der Russe selbst schlug mir ein amerikanisches Duell vor — ich war damit einverstanden. Auf der Stelle, in derselben Nacht sollte dasselbe zum Austrag gebracht werden. In meiner aufgeregten Stimmung hatte der Gedanke an den Tod für mich nichts Entsetzliches.

„Die Art und Weise eines solchen Duells ist Ihnen bekannt. Das Loos sollte zwischen uns Beiden entscheiden, wer sich binnen einer Stunde selbst den Tod geben sollte. Der Russe trug einen Dolch bei sich, ihn bestimmten wir als Todeswaffe. Um in unserem Vorhaben durch nichts gestört zu werden, verließen wir die Stadt und gingen in den nahen Birkenwald.

„Der Russe brach zwei kleine Stäbe von einem Busche ab, sie bildeten die Loose. Der kürzere Stab sollte den Tod bedeuten. In der Rechten hielt er mir die Enden der beiden Stäbchen entgegen. Ich zog auf gut Glück, ich will sogar gestehen, daß ich in dem Augenblicke nicht einmal wünschte, zu siegen, allein das Glück war mir in der Nacht günstig, ich hatte ja schon meinen Freunden beim Spiel das Geld abgenommen, ich zog das längere der beiden Stäbchen.

„Mein Gegner war verpflichtet, sich selbst den Tod zu geben. Es war zu dunkel, um die Züge seines Gesichtes genau beobachten zu können, allein obschon ich ihm feindlich gesinnt war, muß ich ihm nachrühmen, daß ich nicht die geringste Unruhe an ihm bemerkte. Er wandte sich von mir ab, trat einige Schritte vor an das Ufer des Flusses und ehe ich noch eine Ahnung davon hatte, daß er so schnell die Bestimmung des Duells ausführen werde, hatte er sich bereits den Dolch in die Brust gestoßen.

„Ich bemerkte dies erst, als ich ihn schwanken und niederstürzen sah. Nicht einen Laut gab er von sich — er mußte das Herz sicher getroffen haben. Als ich bestürzt hinzusprang, zuckte er noch — einige Secunden später war jede Spur des Lebens aus ihm entwichen.

„Ich war mit einem Male vollständig nüchtern geworden und hatte meine volle Besinnung wieder erlangt. Die Verantwortung der That, die auch mich treffen mußte, stand mit einem Male klar vor mir. Unwillkürlich bemächtigte sich meiner Angst. Ich war mit ihm allein. Konnte mich nicht der Verdacht treffen, daß ich ihn getödtet habe! Womit wollte ich beweisen, daß er sich durch eigene Hand den Tod gegeben. In der Aufregung des Augenblickes sah ich mich bereits verhaftet und im Gefängnisse. Dieser Gedanke rief den Entschluß in mir wach, zu fliehen. Ich hatte nicht Zeit und nicht Ruhe, diesen Entschluß zu überlegen. Sollte ich den Todten dort liegen lassen? Sein Leichnam mußte schon nach wenigen Stunden den Verdacht auf mich lenken — der Ort war ja nahe bei der Stadt!

„Ich zog den Todten bis dicht an das Ufer des Flusses. Eine Brieftasche in der Brusttasche fiel mir auf, ich fühlte sie mit der Hand. In der Hoffnung, daß sie Papiere, Legitimationen, welche mir zur Flucht behilflich sein könnten, zog ich sie hervor und steckte sie ein — dann stieß ich den Todten in den Fluß.

„Eine Zeit lang stand ich noch wie besinnungslos da. Ich überdachte mein Geschick. Ich hatte nicht den Muth, in die Stadt zurückzukehren — was sollte ich auch dort. Von meinen Sachen lohnte nur wenig der Mühe etwas mitzunehmen. Durch das Geld, welches ich im Spiel gewonnen hatte, besaß ich die Mittel zur Flucht. Ich dachte daran, mich meinen Freunden anzuvertrauen, sie konnten ja keinen Ver-

dacht auf mich werfen; allein auch diesen Gedanken gab ich auf. Schon dämmerte der Morgen und ich durfte keine Zeit mehr verlieren, wenn meine Flucht nicht scheitern sollte. Einem Verzweifelten gleich eilte ich fort, und weiter und weiter bis zur nächsten Station der Eisenbahn. Dort langte ich an, als kaum der Morgen angebrochen war. Der Zug hielt bereits auf dem Bahnhof — ich sprang in einen Waggon und wenige Secunden später fuhr der Zug ab. Ohne Aufenthalt fuhr ich nach England und von dort nach Amerika.

„Ich habe Ihnen dies Alles ausführlich und weitläufig erzählt. Ich weiß, daß Manchen den Verdacht auf mich geworfen haben, ich habe den Russen getödtet, — mit meinem Ehrenworte verbürge ich Ihnen die Wahrheit des Mitgetheilten und Sie werden glauben, wenn ich auch keinen Beweis dafür in Händen habe.

„Sie mögen die Wahrheit meiner Worte aus dem, was ich noch hinzufüge, bemessen. In der Brieftasche fand ich nicht allein genügende Papiere und Ligitimationen des Todten, welche ich benutzte, und die mir auf der Reise sehr wesentliche Dienste geleistet haben, denn Niemand zweifelte daran, daß ich der russische Edelmann Nikolaus von Garin sei, zumal ich der russischen Sprache mächtig bin, ich fand in der Brieftasche auch eine Anzahl Werthpapiere und Banknoten. Es ist mir bis jetzt nicht möglich gewesen, die Familie des Todten zu ermitteln, sonst würde ich an dieselbe bereits die Werthpapiere zurückgesandt haben. —

„Gestatten Sie mir nun nach dieser langen Abschweifung auf den eigentlichen Zweck dieses Briefes und diejenige Angelegenheit zu kommen, in der ich Sie freundlichst um Ihre Unterstützung ersuche.

„Vor wenigen Tagen fiel mir hier ein englisches Zeitungsblatt in die Hand, welches folgende Aufforderung enthielt, die ich ausgeschnitten beifüge. Sie ersehen daraus, daß ein Advokat in Brüssel bekannt macht: daß ein gewisser Heinrich Templow, oder wie er ursprünglich heißt, Heinrich von Templow, vor einer Reihe von Jahren nach Brasilien ausgewandert und dort mit Hinterlassung eines nicht unbedeutenden Vermögens gestorben sei. Als Erben desselben habe er die Nachkommen seines Bruders eingesetzt. Der Advocat fordert nun diese Erben auf, sich bei ihm zu melden, um unter Vorzeigung der legitimirenden Papiere das Nähere von ihm zu erfahren, respektive die Erbschaft in Empfang zu nehmen.

„Die nächsten, ja die einzigen Ansprüche auf diese Erbschaft habe ich. Es ist richtig, daß vor einer Reihe von Jahren ein Bruder meines Vaters, der Offizier war, und aus gewissen Gründen sich veranlaßt sah, aus der Armee auszuscheiden, nach Amerika gegangen ist. Sein Name war Heinrich von Templow. Meine Familie, mit der er übrigens zerfallen war, hat von ihm nie wieder etwas gehört und wir hielten ihn längst für verschollen und todt. Um so mehr hat es mich überrascht, jetzt, nach so langen Jahren wieder Nachricht über ihn zu erhalten.

„Daß ich der einzige Erbe bin, der Ansprüche erheben kann, unterliegt keinem Zweifel. Mein Vater, welcher nur diesen einen Bruder hatte, ist bereits seit Jahren verstorben und ich bin sein einziger Sohn. Ich hatte noch eine Schwester, allein auch diese ist bereits todt, ohne sich verheirathet zu haben und Kinder zu hinterlassen.

„Meine Berechtigung zu der Erbschaft kann von keiner Seite angegriffen und bestritten werden, es kommt allein darauf an, daß die nöthigen Papiere, welche mein Recht legitimiren, beigebracht werden. Leider bin ich nicht in dem Besitze derselben. Als ich floh, glaubte ich nicht, daß ich dieselben je würde nöthig haben, hätte ich dies ahnen können, so würde ich sie jedenfalls mit mir genommen haben.

„Auch unter meinen zurückgelassenen Sachen finden sich dieselben nicht, sondern in den Händen meines Freundes von Anden. Wenige Tage vor meiner Flucht war ich bei Anden, um eine Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Ich hatte meine sämtlichen Papiere mit zu ihm genommen, weil dieselben zu der Besprechung nöthig waren und da ich nicht sofort in meine Wohnung zurückkehrte, ließ ich sie bei ihm, weil ich glaubte, sie seien bei ihm in hinlänglich guten Händen. Er wird sie noch haben.

„Lassen Sie sich von ihm die Papiere aushändigen, der beifolgende Schein ertheilt Ihnen die Vollmacht dazu. Sagen Sie Anden indeß nicht, zu welchem Zwecke Sie dieselben verlangen, theilen Sie ihm nur mit, daß ich Sie ersucht habe, mir dieselben zu senden. Ich habe sehr gewichtige Gründe, welche mich veranlassen, Anden die Aussicht auf die Erbschaft geheim zu halten.

„Sie werden aus den Papieren erkennen, ob dieselben ausreichend sind. Sollte vielleicht noch ein Geburtsschein oder ein Todtenschein meines Vaters erforderlich sein, so werden Sie denselben auf Grund der Ihnen ertheilten Vollmacht leicht herbeischaffen können.

„Ich ersuche Sie, diese Angelegenheit mit aller Energie und ohne Zeitversäumniß zu betreiben; Ihre Mühewaltung werde ich in reichlichster Weise lohnen und stelle Ihnen, wenn Ihnen dies genehm ist, einen Theil der Erbschaft, deren Größe ich selbst nicht kenne, in Aussicht und zur Verfügung. Ueber die Größe desselben werden wir uns leicht einigen. Dadurch, daß ich Alles vertrauensvoll in Ihre

Hände lege, wollen Sie indeß entnehmen, daß es durchaus nicht meine Absicht ist, Sie in Ihren gerechten Ansprüchen irgend wie verkürzen zu wollen.

„Zur Beruhigung würde es mir gereichen, wenn Sie sich entschließen wollten, selbst nach Brüssel zu reisen und persönlich dort die nöthigen Schritte in meinem Interesse zu thun. Ich selbst bin leider durch ein Fußübel, welches ich mir durch einen unglücklichen Sturz zugezogen habe, verhindert, selbst hinüber zu kommen und mein Interesse zu wahren, sonst würde ich sicherlich den weiten Weg über den Ocean nicht scheuen.

„Daß ich mich in dieser Angelegenheit, und namentlich um die Aushändigung der Papiere, nicht an meinen Freund, sondern an Sie wende, möge Ihnen beweisen, daß ich Ihnen ein größeres Vertrauen schenke, als ihm. Besondere Rücksichten veranlassen mich, diese Erbschaftsangelegenheiten meinen Freunden vorläufig noch geheim zu halten und ich darf wohl noch einmal die Bitte an Sie richten, denselben hierüber nichts mitzutheilen, zum wenigsten nicht früher, bis Sie die Papiere in Händen haben.

„Einer baldigen Antwort von Ihnen darf ich wohl entgegensehen und hoffe ich, daß dieselbe in keiner Weise eine Ablehnung enthalten wird. Die genaue Adresse, unter der mich Ihre Antwort erreichen wird, füge ich bei und zeichne mit der Versicherung der größten Hochachtung, welche ich schon lange gegen Sie gehegt habe

ergebenst

Hugo von Templow."

Schnell und doch mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, so daß ihm nicht ein Wort entgangen war, hatte Münnich den Brief durchgelesen.

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte Holten, der den Eindruck, welchen der Brief auf den Commissär gemacht, auf dem Gesichte desselben genau beobachtet hatte.

Münnich konnte ein Lächeln der Zufriedenheit und Genugthuung nicht verbergen.

„Ich habe immer geglaubt, daß Templow ein schlauer Mensch ist," entgegnete er, „dieser Brief beweist mir, daß ich mich nicht getäuscht habe. Doch, theilen Sie mir zuerst Ihre Ansicht über den Brief mit, Sie sollen dann auch die meinige ganz unbefangen hören."

Holten zuckte halb ausweichend mit den Achseln.

„Ich möchte ihn für wahr halten und dabei mahnt mich eine innere Stimme, ihm nicht allzu viel Glauben zu schenken. Der Brief ist so glatt, so artig, daß ich unwillkürlich eine besondere Absicht hinter dieser Artigkeit vermuthe. Sie kennen Templow ja genauer als ich."

„Der Brief ist eine wirklich geschickte Mischung von Wahrheit und Dichtung! Beides ist fein in einander verwoben und Jemand, der nicht genau in diese ganze Angelegenheit eingeweiht ist, vermag nicht zu sagen, was wahr und was gelogen ist."

„Glauben Sie wirklich, daß ein amerikanisches Duell stattgefunden, daß der Russe sich selbst erstochen hat?" warf Holten ein.

„Es ist möglich," entgegnete Münnich. „Der Dolch scheint Templow nicht gehört zu haben — wie sollte er, wenn er Eigenthum des Russen war, in seine Hände gelangt sein? Wie gesagt, dies kann wahr sein und eben so wahr ist es, daß Templow ihn beraubt und daß er das ihm abgenommene Geld nie zurückgeben wird. Er hat die Taschen des Todten sehr sorgfältig untersucht und außer der Brieftasche auch die Börse und Uhr mit sich genommen. Es ist mir indeß noch jetzt unbegreiflich, wie er hat entfliehen können, ohne die geringste Spur zurückzulassen. Auf derselben Station, auf der er mit dem Dampfwagen weiter gefahren sein will, habe ich die eingehendsten Nachforschungen angestellt und nichts entdeckt. Er hat einen anderen Weg eingeschlagen, und daß er dies zu verbergen sucht, deutet wieder darauf hin, daß er sich schuldig fühlt. Doch dies wird wohl nie völlig aufgeklärt werden. Haha! Wie geschickt er die Mittheilung einfließen läßt, daß er sich durch einen Sturz das Bein verletzt hat!"

„Halten Sie auch dies für eine Unwahrheit?" warf der Advokat fragend ein.

„Natürlich!" rief Münnich. „Seine Beine sind so gesund, wie die unsrigen. Holten, die Artigkeiten und Schmeicheleien, mit denen er Sie in dem Briefe überschüttete, scheinen doch ihre Wirkung auf Sie ausgeübt zu haben, denn Sie halten ihn für ehrlicher, als er ist."

„Was rathen Sie mir in dieser Angelegenheit zu thun?" fragte Holten. „Sie wissen, auf welch freundlichem Fuße ich mit Anden stehe. Ich habe keine Lust, den Herrn zu besuchen, und bezweifle auch, daß er mir die Papiere herausgeben wird."

„Freund, diese Mühe können Sie sich ersparen," bemerkte Münnich lachend. „Halten Sie denn die Erbschaftsgeschichte für Wahrheit?"

„Weßhalb sollte ich hieran zweifeln? Sie sehen, daß er die Aufforderung in dem englischen Blatte beigefügt hat."

„Freund, es ist nicht Alles Wahrheit, was die Zeitungen enthalten! Die ganze Erbschaftsgeschichte ist eine kleine Finte, die ich mir bereits vor Wochen erlaubt habe, um den Verschwundenen aus seinem Verstecke zu locken!"

„Commissär, Sie haben —" unterbrach ihn Holten.

„Ich habe bei dem Nachforschen nach Templows Verhältnissen in Erfahrung gebracht, daß vor einer Reihe von Jahren der genannte Heino von Templow, der aus dem Militärstande aus-

gestoßen wurde, weil er sich Betrügereien hatte zu Schulden kommen lassen, nach Amerika gegangen und verschollen ist; ich habe ferner erfahren, daß der junge Herr von Templow der Letzte seiner Familie ist, der Stammhalter, wenn Sie wollen, und ich konnte deßhalb diese Erbschaftsgeschichte dreist erfinden, ohne zu befürchten, Anderen Unannehmlichkeiten zu bereiten. Sie sehen, ich habe meine Absicht zum Theil erreicht, der Verschwundene hat die Aufforderung gelesen, und eine solche Erbschaft übt eine wunderbare Anziehungskraft aus, namentlich, wenn man die Größe derselben noch unbestimmt läßt und dadurch der Phantasie freien Spielraum gibt. Ein verschollener Onkel, der endlich in Brasilien wieder auftaucht und ein Vermögen hinterläßt, denken Sie, welche Erwartungen Hoffnungen und Träume sich daran knüpfen lassen. Lassen Sie uns offen eingestehen, daß auch wir in einem ähnlichen Falle uns täuschen lassen würden. Ich hatte freilich erwartet, daß der Herr von Templow es wagen würde, selbst zu kommen, natürlich incognito, dazu ist er indeß doch zu vorsichtig und schlau. Uebrigens scheint er nicht zu wissen, daß Sie mit mir befreundet sind, sonst würde er sich doch wohl einen anderen Anwalt gewählt haben!"

„Es ist mir übrigens unbegreiflich, weßhalb er sich nicht an Anden selbst gewandt hat — weßhalb er wünscht, daß diesem die Erbschaft geheim gehalten werde."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die Berliner Kriegs-Zeitungsjungen Unter den Linden schreibt ein Korrespondent des „New-Yorker Journal" aus Berlin: „Diese Jungen wissen sich jedem Vorübergehenden ohne Ausnahme bemerkbar zu machen. „Die Kais'rin Eijenje ausjekrazt! Bitte, nehmen Sie se mir ab!" „Es muß Victoria jeschossen werden! Herr Baron koofen Se!" „Sedan! Sedan! Mac mac-mac-mac Mahon auf's Haupt jeschlagen und 83.000 Kaiser jefangen jenommen!" „In Paris Republik; eenen Silberjroschen!" „Hier, schönes Fräulein, koofen Se mir noch den lezten Bismarck mit Schiel Fahwer ab!" „Allerneu'stes!" „Die froße Schlacht bei Paris! Fufzig Mitraljeusen jefangen jenommen!" „Deutsch-Depesche von n' Herzog Wilhelm von Mecklenburg. Die Kügel, die ihn jetroffen, is geheilt." „Neuftes Extrablatt! Bazehn ausjebrochen aus de Metze! Roschfort fort! Jambetta in de Luft! Rußland macht Friedensumschläje!" So ruft und schreit und brüllt und krächzt und lärmt es durcheinander und wehe dem vorsichtigen Manne, der sich vor dem Ankaufe eines Extrablattes oder einer Depesche erst überzeugen will, ob er den gleichen Inhalt mit anderem Titel nicht schon vor einer Viertelstunde erstanden. „Ne, det jeht nicht! Erst berappen und denn lesen! Wenn Se Toul haben wollen, denn jeben Se erscht das Jeld davor her! Ick kriege et ooch nich umsonst!"

Die Erzeugung des Eisens hat, wie Hr. Hofrath Prof. Dr. Wagner mittheilte, in Deutschland riesige Dimensionen angenommen. Während sie im Jahre 1840 nur 10 Millionen Zentner betrug, war sie im Jahre 1850 schon auf 70 Millionen gestiegen. England erzeugt 120 Mill. Ztr., Oesterreich 7, Rußland 6 Mill. In England kommen auf den Kopf 77 Kilo, im Nordbund 30, in Süddeutschland 18, in Oesterreich 10. Aus dem interessanten Vortrage des Hr. Hofrathes Wagner, worin derselbe in gründlicher Weise auseinandersetzte, daß der Verbrauch von Eisen, mehr noch als der von Seife, ein Gradmesser der Kultur, der Macht und des Reichthums eines Volkes sei, ersehen wir ferner, daß ein Zentner Eisen, der nur wenige Thaler werth ist, als Stahlfedern für Uhren verarbeitet 2 Millionen Thaler kostet, 400 mal soviel, als ein Zentner Gold.

Im stillen Ocean ist die Insel Aurora (36 Meilen lang und 5 Meilen breit) plötzlich unter dem Wasser verschwunden.

Sehnsucht!

Wenn in der dunklen Nacht ich steh
Und auf zum Sterngezelte seh',
Dann richtet mächtig sich mein Sinn
Nach dem tiefblauen Himmel hin.

Dann schwingen Lieder sich ganz leis
Hinauf zum lieben Sternenkreis,
Dann möcht ich fort mit ihnen zieh'n,
Weit von der kalten Erde flieh'n.

Ach, dieser Sterne schönes Bild,
Es zieht herab so engelsmild
Erfüllt mit Trost das bange Herz
Und zieht die Seele himmelwärts.

Dann fühle ich so sel'ge Lust,
Es wird mir frei und leicht die Brust
Drum bleibt nicht ewig ferne,
Nehmt mich zu Euch, Ihr goldnen Sterne!
Wbg.

A. S. . . . h.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße, No. 383.)